Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hundertneunundfünfzigster Band

41. Jahrgang : 1916 : Oktober – Dezember

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker.
München — Berthold Sutter.
Berlin W. 10
Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen — Ersley & Hasselbalch

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale.
Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg.
Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

Für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Paur, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Inhalt des 159. Bandes: Oktober / November / Dezember 1916

Seite

Gedichte:

Rundschau:

Bildbeigaben:

Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, Breslau.

NORD UND SÜD

Bildnis und eigenhändige Unterschrift des früheren ungarischen Ministerpräsidenten
Exzellenz Ladislaus v. Lukács.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker.
München — Berthold Sutter.
Berlin W. 10
Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale.
Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg.
Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: **Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.**
für die Schweiz: **Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Paur, Zürich I.**
Generalvertretung für Holland: **W. P. van Stockum und Sohn, Haag,** Buitenhof 36.

41. Jahrgang. Band 159. Heft 505. Oktober 1916.

Professor Dr. Ludwig Stein: Hindenburg und der Autoritätsbegriff.

Seit Jahrzehnten beschäftigt mich das Problem der Autorität unausgesetzt. Die Autorität gehört, wie ich längst eingesehen habe, zu jenen stillen, verschwiegenen Voraussetzungen, welche ungeprüft von Mund zu Mund gehen, durch Überlieferung Gewähr und Geltung bekamen, bis ein unruhiger Fragesteller dahinterkommt, daß das Problem der Autorität erst dort recht eigentlich einsetzt, wo andere Lösungen sehen. Sobald nämlich Menschen aller Zonen und Zeiten sich zu einem Aggregat von mehr als hundert Personen etwa zusammenschließen, kommen sie ohne soziale Differenzierung, ohne hierarchische Abstufung, kurz ohne System der Unter- und Überordnung schlechterdings nicht mehr miteinander aus.

Die höchste Form der Autorität ist die militärische. Sie kennt kein Wenn und Aber. Sie duldet kein Fragezeichen. Sie steht und fällt mit einem von jedem Skeptizismus unangekränkelten: hoc volo, sic jubeo. In diesem Weltkrieg hat sich jene straffe Form der Autorität, die unsere Gegner als Militarismus verschreien, aber notgedrungen, wenn auch unbeholfen nachahmen, als sicherstes Schutzmittel der staatlichen wie nationalen Selbstbehauptung bewährt. Hindenburgs Ernennung zum Generalissimus bedeutet den Triumph des Autoritätsbegriffs. Man jubelte wie befreit auf, weil man endlich eine Autorität auf der ganzen Front von Lille bis Bagdad hatte. Wie kommt ein solches Autoritätszentrum zustande?

Unter „Autorität" verstehen wir, wie ich einmal an anderer Stelle dargetan habe, das „ungeprüfte Fürwahrhalten eines fremden Urteils". Einer Autorität sich unterwerfen, bedeutet die Preisgabe des eigenen Urteils zu Gunsten eines anderen, den Verzicht auf persönliche Urteilsabgabe mit Rücksicht auf das uns bindende Urteil der von uns als Träger der Autorität anerkannten Personen, Bücher oder Institutionen. Der Glaube an die Überlegenheit der uns als Autoritäten geltenden Instanzen, seien diese physische oder hyperphysische Personen, Werke oder Einrichtungen, liegt allem Autoritätsbedürfnis seelisch zu Grunde. Wenn wir unser Denken und dementsprechend unser Handeln so einrichten, wie die von uns eingesetzten oder gebilligten Autoritäten uns befehlen oder raten, so verwandeln sich die Autoritäten in Motivquellen unseres Handelns. Man ordnet

in diesem Falle den eigenen Willen einem fremden unter, heiße dieser fremde Wille nun Gott oder König, religiöse Offenbarung oder Rechtsgesetz. Jedes Handeln nach Autoritätsvorschriften ist, wie Kant und nach ihm besonders Fichte uns eingeschärft haben, heteronom und nicht autonom. Was die Autoritäten vorempfunden, haben wir nachzuempfinden, was sie vorgedacht, haben wir nachzudenken, was sie endlich vorgewollt, das haben wir nur nachzuwollen. Dort Befehl, hier Gehorsam. Die Autoritäten stellen die Regeln, Normen und Gesetze des Denkens, Fühlens und Handelns fest, während diejenigen, die sich diesen Autoritäten oder ihren Trägern unterwerfen, nur Vollziehungsorgane sind, gleichsam die Exekutive dort darstellen, wo die Autoritäten die Legislative repräsentieren. Die Autoritäten sind, je nachdem, Hemmungs- oder Beschleunigungsorgane unseres Willens. Sie schaffen die allgemeingültigen Werte; sie prägen die Münze, während die ihnen seelisch Unterworfenen sie nur in Kurs setzen.

Woher rührt nun diese freiwillige Unterordnung und selbst auferlegte Bevormundung des ganzen Menschengeschlechtes? Seit Anbeginn der beglaubigten Geschichte kennt man kein Volk, in dem sich nicht ein Oben und Unten, eine Über- und Unterordnung, eine Spaltung in Befehlende und Gehorchende, in Herrschende und Dienende, kurz eine soziale Differenzierung in Klassen und Stände durchgesetzt hätte. Sollte das bloßer Zufall sein, daß die Anarchie des Urzustandes mit vorschreitender Gesittung allüberall äußerlich geregelter Konvention und Legalität, einem mehr oder minder komplizierten, meist abgestuften System der Über- und Unterordnung gewichen ist? Weswegen sind zwar die Formen der Autoritäten genau so nach Zone und Bodenbeschaffenheit verschieden, wie die Sprachen und Kulte, während das Prinzip der Autorität auf dem ganzen Erdenrund ebenso notwendig und unaufhebbar zu sein scheint, wie alle Sprachen eine gemeinsame Logik, oder wie alle Zeremonielle und Kulte einen gemeinsamen religiösen Kern in sich bergen.

Wäre das Autoritäts- oder Anlehnungsbedürfnis der Menschennatur nur eine historische Kategorie, d. h. zeitlich und örtlich bedingt, also etwas Relatives — ein Willkürprodukt, das auch anders hätte ausfallen können, so bliebe jener consensus omnium, der bei allen Völkern, in allen Zonen und zu allen Zeiten Autoritäten gezeitigt hat, ein soziologisches Rätsel. Beispiele solcher Autoritäten sind die Unterwerfung der Kinder unter die Eltern (patria potestas), der Schüler unter die Lehrer, der Bürger unter den Staat, der Gläubigen unter ihre Kirche, der Laien unter die Fachmänner, der Gemeinen unter die Offiziere, der Stadtgenossen unter ihre Behörden, der politischen Parteien unter ihre Führer. Ohne eine Unterordnung des Einzelnen unter eine Gesamtheit wäre das gesellschaftliche Gleichgewicht so sensibler und reizsamer Persönlichkeiten, wie wir Kulturmenschen nun einmal sind, auf die Dauer unmöglich zu behaupten. Ist doch das ζῷον πολιτικόν Mensch genannt, bei seiner Geburt das unbeholfenste aller Lebewesen, wie schon Anaximander im Altertum richtig beobachtet hat. Der menschliche Säugling

ist auf elterliche Fürsorge länger, dringender und unabweislicher angewiesen, als irgendeine Tiergattung. Und darum ist denn auch die patria potestas als Korrelat der unaufhebbaren elterlichen Fürsorge die Urform aller Autorität. Wer ohne elterlichen Schutz oder ausgiebige Hilfe von Erwachsenen zur Welt kommt, geht unrettbar unter, es sei denn, daß eine gefällige Wölfin aus der Romulussage die Mutterschaft ersetzt. Bis zum Erwachen der Selbständigkeit im Denken, Fühlen und Handeln ist es ein unabweisliches Gebot der Selbsterhaltung eines jeden menschlichen Wesens, der elterlichen Autorität überantwortet zu sein, zumal ein Fehlen oder Versagen dieser Autorität die schwersten Schäden für das betreffende Individuum selbst mit sich bringt. Ja, es hat fast den Anschein, als ob das Prinzip der Autorität eines jener unterirdischen Mittel wäre, deren sich der „Hegel'sche Weltgeist" in der stufenweisen Erziehung des Menschengeschlechtes von der Bestialität zur Humanität bedient. Jedenfalls spielt das Prinzip der Autorität im Haushaltungsplan der Menschheitsgeschichte die Rolle des jeweiligen sozialen Regulators. In diesem Sinne habe ich Autorität und Anarchie als die beiden äußersten Enden menschlichen Zusammenlebens bezeichnet (Sinn des Daseins S. 240, vorher in Schmollers „Jahrbüchern" erschienen). Dort stellte ich folgende Begriffsbestimmung auf: Autorität ist das einigende, zusammenschließende, arterhaltende, Anarchie das auflösende, zersetzende, artschädigende Prinzip. Dort Altruismus, hier Egoismus; dort Allgemeininteresse der Gattung, hier Spezialinteresse des Individuums.

Der fundamentale Konflikt der Weltgeschichte ist der perennierende Widerstreit von Individuum und Gattung, von Persönlichkeit und Gemeinschaft. Der aufsaugenden und nivellierenden Wirkung der Autoritäten stemmt sich die Persönlichkeit je länger, desto trotziger und selbstsicherer entgegen. Das Thema der neueren Geschichte seit der Renaissance, dem Humanismus und der Reformation ist der Kampf um die Persönlichkeit, um Autonomie gegen Heteronomie, um Individualität gegen Autorität.

Dem politischen Schlachtruf Stahls: „Autorität, nicht Majorität", steht schroff und unversöhnlich das Fichte'sche: „Sei Person", der Stirner'sche „Einzige", der Nietzsche'sche „Übermensch" gegenüber. Dort werden die Interessen der Gattung ebenso einseitig auf Kosten des Individuums verfochten, wie hier umgekehrt die Interessen des Individuums ganz losgelöst von denen der Gattung in den Vordergrund gestellt werden. Die Gegensätze von Autorität und Anarchie, von Kommunismus und Individualismus, von Gattungsinteresse und Individualinteresse sind von den starren Vertretern der betreffenden Weltanschauungen immer auf ein aut — aut gestellt. Entweder Autorität, oder Anarchie. Tertium non datur. Die philosophische Behandlung des Problems der Autorität wird die Einseitigkeit von rechts ebenso wenig gelten lassen, wie die von links. Wo die grundsätzlichen Gegenfüßler nur ein hitziges aut — aut sehen, da wittert der philosophische Betrachter ein kühleres et — et. Das Problem der Autorität birgt daher ein

„Sowohl — Als auch“ in sich. Das krasse Herausstellen einseitiger Standpunkte, wie das rückhaltlose Verfechten der Autorität seitens Stahl's und Haller's, und das draufgängerische Vertreten der Rechte der Persönlichkeit von seiten Stirner's und Nietzsche's, hat den Vorzug durchsichtiger Klarheit und schlupfwinkellosen Zuendedenkens. Aber nichts schädigt einen Standpunkt mit der Zeit sicherer als seine eigene Karikatur. Das starre Autoritätsprinzip, dem Augustin (Gegen die Manichäer Kap. 6) einmal die Fassung gegeben hat: Ego vero evangelio non crederem, nisi me catholicae ecclesiae commoveret auctoritas, hat angesichts der geschichtlichen Tatsachen seit der großen französischen Revolution ebenso Schiffbruch gelitten, wie die von den Anarchisten verkündete unantastbare Souveränität oder Selbstherrlichkeit des Individuums. Ohne alle Autorität ist das Menschengeschlecht ebensowenig zu erziehen und zu lenken, wie vermittels einer alle Persönlichkeit erstickenden und verflachenden Autorität. Bei Extremen kann sich das Menschengeschlecht niemals auf die Dauer beruhigen; denn jedes auf die Spitze getriebene Gesellschaftsprinzip stört das Gleichgewicht und geht zuletzt an seiner blutleeren Einseitigkeit zugrunde. So schreibt einmal der kommunistische Historiker Hippolyte Castille: Das Prinzip der Autorität ist eine ewige Schutzwehr der menschlichen Gesellschaft. Robespierre sei ein bedeutender Mann, nicht seiner Talente und Tugenden halber, sondern wegen seines Sinnes für Autorität. Und in der Tat sehen sich selbst Raubstaaten, wie die Flibustier, gezwungen, Autoritäten einzusetzen und zu respektieren. So sehnt sich Stirner nach einem „Verein von Egoisten“ — ein drolliges Gegenstück zum Verein prinzipieller Vereinsgegner — und Nietzsche sucht wie hypnotisiert nach einer neuen Autorität, nach einem Führer oder vielmehr nach einer Edelrasse von Übermenschen. Ähnlich tun sich auf benachbartem Gebiete die Atheisten oder „Freien“ zu freireligiösen Gemeinden zusammen. Dieser seelische Zwang zum Zusammenschluß, der mit elementarer Gewalt auch dort hervorbricht, wo die Persönlichkeit gegen jede wie immer geartete Autorität innerlich revoltiert, zeigt uns mit unverkennbarer Deutlichkeit, daß es sich beim Problem des Glaubens, seiner Zwillingsschwester, nicht um historische, sondern um psychologische Kategorien handelt.

Unter psychologischer Kategorie verstehen wir eine seelisch begründete, tief in der Menschennatur verwurzelte Notwendigkeit. Nie und nirgends hat sich die Nützlichkeit nicht bloß, sondern die Unentbehrlichkeit des Autoritätsprinzips so bewährt, wie in diesem Weltkriege. Der einzige Hindenburg wiegt ganze Armeekorps auf. Wie einst vor Napoleon ganz Europa erzitterte, so atmeten die Angehörigen unserer polnischen Gruppe wie von einem Alpdruck befreit auf, als man vernahm, daß Hindenburg zum Generalissimus ernannt wurde. Worin liegt die zwingende Macht eines solchen Autoritätszentrums? Warum vermag die bloße Nennung des Namens Hindenburg unsere Soldaten ebenso anzufeuern und zu beflügeln, wie er den feindlichen einen panischen Schrecken einjagt? Woher rührt der blinde Glaube an die strategische Allgewalt eines solchen nationalen

Heros? Weil alle Denkfähigen sich sagten, daß der bloße Name Hindenburg genügt, auf unserer Seite die Einbildungskraft zu entzünden und zu vorbehaltlosem Vertrauen in die Führung der erprobten Helden zu festigen, während auf der feindlichen Seite lähmende Niedergeschlagenheit sich einstellt. Hindenburg gilt nun einmal als erste strategische Autorität dieses Krieges — bei Freund und Feind. Man glaubt an seinen „Stern": das ist nur eine mythische Umschreibung der Tatsache, daß man seinem Feldherrngenie, wie einst dem Napoleons, unbedingtes Vertrauen entgegenbringt. Hat sich der General-Feldmarschall, der nichts mehr an Kriegsruhm zu gewinnen, wohl aber das Errungene auf's Spiel zu setzen hat, zur Übernahme dieser gewaltigen Aufgabe entschlossen, so glaubt man dieser Autorität rückhaltlos, daß er sie einem siegreichen Ende entgegenführen wird. Welchen Segen stiftet nun dieser Autoritätsglaube an den Namen Hindenburg — durch sein bloßes Vorhandensein. Wäre die Autorität im Kriege nicht vorhanden, so müßte man sie erfinden. Zum Glück besitzen wir den Autoritätsglauben an unsere militärische Führung — und darauf beruht letzten und tiefsten Endes unsere Zuversicht.

Karl Graf Khuen-Héderváry,

Wirkl. Geh. Rat, Ministerpräsident a. D.:

Wege der Annäherung.*)

Die Wahrheit, daß die Großmachtstellung der österreich-ungarischen Monarchie im Weltkriege sich befestigt hat, ist so sehr in das allgemeine Bewußtsein übergegangen, daß sie heute vielleicht schon für einen Gemeinplatz gilt. Aber auch damit ist es so bestellt, wie mit vielen anderen Wahrheiten, die Gemeinplätzen gleichen. Untersuchen wir, welchen Sinn und welche Bedeutung die öffentliche Meinung dieser Tatsache beilegt, so stoßen wir auf ein buntes Durcheinander falscher und phantastischer Anschauungen. Wir wissen ja, wie sehr die Ansichten, die sich die einzelnen Gruppen, Parteien, Interessensphären und andere Vereinigungen von den Kriegszielen bildeten, voneinander verschieden sind. Die Folge davon ist ein scharfer Unterschied auch bezüglich der Kriterien, auf deren Grund diese verschiedenen Klassen die Lage, die bisherigen Ergebnisse und voraussichtlich aus ihnen hervorgehenden Zukunftsgestaltungen beurteilen. Ein ernster Staatsmann und Publizist kann es aber heute wirklich nicht unternehmen, von der anzunehmenden Gestaltung der Zukunft auch nur ein an-

*) Die beiden hier folgenden Aufsätze erscheinen in ungarischer Sprache in der neuen ungarischen Halbmonatsschrift „A Monarchia" in Budapest. Mit Genehmigung des Herausgebers Abgeordneten Dr Lukács György veröffentlichen wir hier den deutschen Text. Die Redaktion.

nähernd richtiges ausführliches Bild zu entwerfen. Wohin wir unsere Blicke auch wenden, von Norden, Osten und Süden starren uns große Fragezeichen entgegen, die die Fülle der mit ihnen zusammenhängenden und einzeln unlösbaren Fragen mit einem dichten Schleier verhüllen. Vor dem kritiklosen Optimismus müssen wir uns ebenso hüten, als vor den mit der außerordentlichen Kompliziertheit der wirkenden Faktoren nicht rechnenden Prophezeiungen, die hier so oft zu Wort kommen. Indessen glaube ich, in keinen dieser Fehler zu verfallen, wenn ich auf die grundlegenden Zusammenhänge zwischen dem Kriege und der Großmachtstellung der Monarchie, und auf deren Bedeutung im Allgemeinen hinzuweisen versuche.

Diese Zusammenhänge erblicke ich in folgenden Punkten: Erstens halte ich es für außer Zweifel liegend, daß die Monarchie nach dem Kriege in der Weltpolitik keine geringere, wahrscheinlich aber eine noch viel bedeutendere Stellung einnehmen wird als vorher. Ferner erscheint es mir als eine unzweifelhafte Wahrheit, daß die Monarchie auf Grund der Kriegsergebnisse ungestört an der Lösung jener wirtschaftlichen und kulturellen Aufgaben wird fortarbeiten können, zu denen sie im nahen Osten schon kraft ihrer geographischen Lage berufen ist.

Die Sicherstellung der Lebenskraft und Geltung der Monarchie wird jedenfalls ein dauerndes Ergebnis des Weltkrieges bleiben, das ist uns schon heute klar. Doch, was sollen wir dazu vom ungarischen Standpunkt aus sagen? Ist die Erstarkung der Großmachtstellung der Monarchie auch vom Gesichtspunkte unserer eigenen nationalen Entwicklung und Interessen aus betrachtet wünschenswert? Versetzen wir uns auf einen Augenblick in die nebelige Atmosphäre der alten chauvinistischen Ideenwelt und versuchen wir, die Perspektiven, die sich aus der Befestigung unserer Großmachtstellung ergeben, aus diesem Gesichtswinkel zu betrachten. Zwischen Österreich und Ungarn besteht keine Interessengemeinschaft, sondern ein Interessengegensatz; was Österreich nützlich ist, das gereicht — ipso facto — Ungarn zum Schaden. So werden die Sätze lauten, die wir als Ausgangspunkte vor uns finden. Jene, die in dieser Ideenwelt leben und eine von der besonnenen, denkenden Mehrheit der Nation abweichende Orientierung unserer auswärtigen Politik anstreben, werden von der Erhebung der Monarchie vielleicht nicht viel Gutes erwarten.

Aber es scheint mir, daß die, die sich zu dieser Auffassung bekennen, an den Umstand vergessen, daß die Zeiten und die Verhältnisse tiefgreifende Veränderungen durchmachten. Heute liegt die Periode, in der vielleicht noch mit Recht behauptet werden konnte, Ungarn wäre eine Österreich politisch ausgelieferte und von ihr wirtschaftlich ausgebeutete Kolonie, weit hinter uns. An Stelle der Untergeordnetheit trat schon vor langer Zeit das auf Nebengeordnetheit beruhende Zusammenwirken der Kräfte. Österreich ist heute schon ein ebenso guter Markt für Ungarn, als Ungarn für Österreich. Wenn wir noch immer ein überwiegend

agrarisches Land mit unvollständig entwickelter Industrie sind, so müssen die Ursachen dieser Tatsache in erster Linie den Natur- und Bodenverhältnissen und uns selbst, nicht aber Österreich zugeschrieben werden. Was unsere politische Unabhängigkeit betrifft, glaube ich, es gibt in Österreich kaum noch einen ernsten Staatsmann, der sich an die Chimäre der Gesamtmonarchie klammert, und wenn das politische Übergewicht in Frage kommt, so kann heute nur noch von Ungarns Übergewicht die Rede sein. Daß aber unsere Interessen nach außen, dem Ausland gegenüber gemeinsam und wir aufeinander angewiesen sind, das muß ich heute, an der Schwelle des dritten Jahres dieses Schulter an Schulter durchgekämpften Weltkrieges wohl nicht ausführlich erörtern. Die russische Invasion und die Verteidigung gegen die panslavistischen Fluten, diese wenigen Worte genügen, um die Bedeutung der Interessengemeinschaft vor der Gesamtheit aller besonnen Denkenden handgreiflich zu machen.

Die veraltete, unzeitgemäß gewordene, um nicht zu sagen atavistische Theorie und Phraseologie des Chauvinismus kann heute kein ernster Politiker zur Richtschnur nehmen. Die dramatische Wucht der jüngsten Ereignisse hat jenes Gewirr von falschen Vorstellungen, auf dem sich diese Ideenwelt aufbaute, in ein besonders helles Licht gerückt. Damit will ich aber nicht behaupten, daß man sich diese Denkweise, die sich durch unsere ganze Staats- und Verfassungsgeschichte zieht, bloß mit den falschen Vorstellungen genügsam erklären könnte. Dazu ist mehr nötig. Namentlich muß dargelegt werden, was hinter diesen Vorstellungen stand und zum Teil noch heute steht, wo die Gefühle und die Stimmungen wurzeln, die den Geist des gegenseitigen Mißtrauens und der Zwistigkeiten in beiden Staaten der Monarchie Jahrzehnte hindurch nährten. Diese Frage versuche ich noch in allgemeinen Zügen zu behandeln.

Die zwischen Österreich und Ungarn bisher zum Ausdruck gekommenen Gegensätze sind meiner Ansicht nach in letzter Analyse auf die relative Schwäche beider Teile zurückzuführen. Wie ist das zu verstehen? Die zu verhältnismäßig nicht hoher Entwicklungsstufe gebrachte wirtschaftliche Kraft Ungarns befand sich derjenigen des wirtschaftlich viel stärkeren Österreichs gegenüber. Es ist nicht überraschend, daß diese in den tatsächlichen Verhältnissen liegende Disparität zu ständigen Reibungen führte. Die wirtschaftlich schwächere Partei, Ungarn, befürchtete einfach, die wirtschaftlich stärkere Partei, Österreich, werde diese Gestaltung der tatsächlichen Kräfteverhältnisse zum Schaden der gesetzlich gesicherten Parität und zum Schaden Ungarns ausnützen. Aus diesem Grunde sehe ich in dem ungarischen Chauvinismus eine Schwäche, den Widerschein unserer wirtschaftlichen Rückständigkeit und glaube, daß unsere voraussichtliche wirtschaftliche Erstarkung dem ungarischen Chauvinismus diesen ihren einzigen Daseinsgrund entziehen wird.

Aber wo sollen wir die relative Schwäche Österreichs suchen? In der politischen Organisationslosigkeit, die tatsächlich den Schein der mangels

Kohäsion eintretenden Desorganisation erweckte. Dies ist der Grund, warum Österreich das stetig wachsende politische Übergewicht Ungarns mit nicht zu leugnender Angst verfolgte und sich dagegen, soweit es konnte, zu wehren suchte. Es scheint mir unbezweifelbar, daß, wenn sich in Österreich das zur geordneten staatlichen Organisation erforderliche gesunde politische Leben entwickelt, damit auch die von der heutigen Schwäche hervorgerufene Eifersucht verschwinden muß.

Nachdem wir so die hauptsächliche Ursache der zwischen Österreich und Ungarn schwebenden Gegensätze dargelegt haben, wird auch die Feststellung unserer Aufgaben leichter sein. Wir haben gesehen, daß die Gegensätze zwischen Österreich und Ungarn hauptsächlich daher rühren, daß der Gleichgewichtszustand weder auf wirtschaftlichem, noch auf politischem Gebiete vorhanden ist. Die erste Aufgabe ist daher die Herstellung des Gleichgewichtszustandes. Aber auf welchem Wege? Der Weg der Lösung ergibt sich, ebenso wie die Aufgabe, von selbst.

Die Stärkung der verhältnismäßig schwächeren wirtschaftlichen Organisation Ungarns, sie ist die wichtigste Aufgabe, die wir diesseits der Leitha lösen müssen. Alles, was dazu beiträgt, also die innere Konsolidierung und die positive, schöpferische wirtschaftliche Tätigkeit stärkt unsere wirtschaftliche Position Österreich gegenüber in hundertfach höherem Maße, als noch so viele chauvinistische Auslassungen und Kämpfe gegen Windmühlen.

Die Aufgabe der Österreicher erblicke ich im folgenden: Es ist notwendig, daß in Österreich jenes staatliche Selbstbewußtsein sich entwickle, das die Vorbedingung einer gesunden politischen Situation bildet. Auch Ungarn wird darin die Gewähr finden, daß der Bund mit Österreich nicht nur im Kriege, sondern auch im Frieden eine Kraft bedeute, die es in der Zukunft unmöglich machen wird, daß das Ausland, wie bisher, auf den Zerfall der Monarchie rechne. Andererseits wird auch von österreichischer Seite die aus der politischen Schwäche entstehende Eifersucht verschwinden.

In Ungarn nehmen wir auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Erstarkung und in der Hebung des Selbstbewußtseins wesentliche Fortschritte wahr. Der Weltkrieg zeigt diesen Prozeß noch handgreiflicher.

Was hingegen Österreichs politische Wiedergeburt betrifft, ist ihre Tragweite allen führenden österreichischen Staatsmännern klar. Die neue deutsche Arbeitspartei, deren Richtungslinien sich jetzt entfalten, erscheint von diesem Gesichtspunkte als ein erfreuliches Symptom. Aber auch sonst ist zu hoffen, daß die Neugestaltung der Verhältnisse nach dem Kriege die politische Konsolidierung Österreichs erleichtern wird.

Ungarns wirtschaftliche und Österreichs politische Wiedergeburt — darin erblicke ich die Zukunft der Monarchie.

Exzellenz Leo Lánczy, Wirkl. Geheimer Rat: Wirtschaftskrieg und Friedenswirtschaft.

Obwohl die Dimensionen der in diesen Tagen auf sämtlichen Kriegsschauplätzen tobenden gigantischen Kämpfe darauf hinweisen, daß der Weltkrieg erst jetzt seinen Gipfelpunkt erreicht habe, halten unsere Feinde schon die Zeit für gekommen, um über den neuen Krieg zu beratschlagen, der nach dem Kampf der Waffen entbrennen soll. Es ist ein in seinen Wesenszügen weitverzweigtes, auf lange Zeit zu stabilisierendes, schonungsloses Boykottsystem, das uns die Pariser Wirtschaftskonferenz der Ententemächte als Zukunftsmusik darbringt. Anstatt die grundlegenden Bedingungen der Weltwirtschaft, des internationalen Verkehrs und der auf ihnen aufgebauten allgemeinen wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung neu zu schaffen und zu sichern, wollen unsere Feinde ein ewiges Wüten der fortschritt- und freiheitsfeindlichen Kräfte der Isolierung, der Aus- und Abschließung und des Hasses herbeiführen, für ewige Zeiten die europäische Kulturgemeinschaft stören und dem intensiven wirtschaftlichen und Austauschverkehr mit den Zentralmächten eine starre und unübersteigbare chinesische Mauer als Hindernis entgegenstellen. Sie wollen ein wirtschaftliches Anathema über die aus den Zentralmächten kommenden Waren sprechen, auch will die Pariser Konferenz sämtliche Roh- und Ganzprodukte auf den Index setzen. Der Zustand enger Aufeinandergewiesenheit, der die Verhältnisse vor dem Kriege charakterisierte, soll von strenger Abschließung abgelöst, die Zollschranken, die bisher bloß dem gesteigerten Schutz der Industrie und der Volkswirtschaft der betreffenden Staaten dienstbar waren, sollen zu Verbotschranken umgewandelt werden.

Unsere Feinde möchten die militärische Machtgruppe der Ententestaaten zu einer positiveren Einheit für ewige Zeiten verstärken und dem ziemlich lockeren Bande mit dem wirtschaftlichen Inhalt der Interessengemeinschaft größere Festigkeit verleihen; doch lassen sie hiebei die gebieterische Sprache der Wirtschaftsinteressen unbeachtet. Wie rein und in welch blendendem Glanze heben sich von diesem Hintergrunde die Kriegs- und Friedensprogramme der Zentralmächte ab. Es ist, als tönte aus dem Pulsschlag des Wirtschaftslebens der Zentralmächte uns bloß ein einziges Wort entgegen: Kooperation. Wir wollen uns nicht mehr abschließen, als unsere staatlichen und wirtschaftlichen Interessen es erfordern, und vollends steht uns der Gedanke einer wirtschaftlichen Vendetta fern. Wir wollen bloß schaffen, den fallengelassenen Faden mit neuen Erfahrungen gekräftigt wieder aufnehmen, uns festigen, neue Muskeln ansetzen. Das ist in Kürze das Friedensprogramm der Zentralmächte.

Indessen finde ich, daß man die Aussprüche der Staatsmänner unserer Gegner nicht gar zu tragisch nehmen soll. Erwägen wir die Perspektiven der wirtschaft-

lichen Situation ruhigen Geistes, so haben wir nicht zu verzweifeln. Jene Staatsmänner wollen ja mit ihren Erklärungen und Beschlüssen einerseits den eigenen müden und verzweifelnden Ländern Mut einflößen; doch andererseits richten sie das Wort vielleicht noch eindringlicher an uns. So können wir uns nicht verwundern, wenn in diesen Aussprüchen weniger ein mit den Tatsachen rechnender, logisch funktionierender, wirtschaftlicher Gedankengang sich kundgibt, als vielmehr die Verstiegenheit der „Gloire" und der unbändige Hochmut des Beherrschers der Meere den Sieg über die gewissenhafte Wertung der bestehenden Kräfteverhältnisse davontragen. Ich glaube jedoch, John Bull werde sich, wenn die Reihe an die definitive Regelung dieser Fragen in der Form von Handelsverträgen kommt, durch jene Glücksritter nicht zur Seite schieben lassen, sondern das Steuer ergreifen, um die ernsten Interessen in einen ruhigen Hafen zu leiten.

Die Machtgruppe der Entente bildet keine wirtschaftliche Interesseneinheit. Es genügt, auf Rußland zu verweisen, das vor dem Kriege einen viel lebhafteren und bedeutenderen Handelsverkehr mit den Zentralmächten unterhielt, als mit seinen heutigen Verbündeten. Den Schlüssel zur wirtschaftlichen Placierung Rußlands geben seine geographische Lage und seine innere Wirtschaftsstruktur, und schon ein oberflächlicher Blick auf die Landkarte läßt überzeugend die Richtungslinien erkennen, die es einschlagen muß, wenn es seinen Wirtschaftsinteressen folgen will. Doch auch der jüngste Verbündete der Entente kann sich nicht frei machen von den Einschränkungen, die seine ökonomische Zwangslage ihm diktiert. Er muß mit Deutschland nach dem Kriege eng verbunden bleiben. Nichts zeigt klarer seine Abhängigkeit, als der Umstand, daß er es nicht für zweckmäßig erachtete, die Kriegserklärung an Deutschland zu riskieren. Es ist wohl überflüssig, den Interessengegensatz zwischen ihm und Frankreich — insbesondere Südfrankreich — auf industriellem Gebiet, sowie in bezug auf die französische Kolonialpolitik hier näher zu erörtern.

Wenn wir aber in Betracht ziehen, daß die führenden Ententepolitiker Nationalökonomen sind, die mit der Lage wohl zu rechnen wissen — das ist die einzige Tugend, die man ihnen nicht streitig machen kann, — so lassen sich aus dieser Tatsache weitgehende Folgerungen ableiten. Sie müssen nämlich in diesem Falle der Schwierigkeiten einer grundlegenden Umgruppierung der Produktion bewußt, müssen eingedenk sein, daß es sich hier nicht um Fragen handelt, die mittelst rascher und leichtfertiger Verfügungen zu lösen, sondern daß hier grundlegende und tief in die Existenzbedingungen der Industrie eingreifende organische Veränderungen notwendig sind. Das Nützlichkeitsmoment spricht aber auch für den Fall gegen Retorsionsmaßnahmen, wenn diese in der Praxis zu verwirklichen wären. Angesichts dieser wirtschaftlichen Zwangsvorstellungen der Ententestaaten läßt sich eher der Spruch zitieren: „Der Wunsch ist des Gedankens Vater." Hat sich ja die deutsche industrielle Einsickerung, die auch in Frankreich sehr intensiv in die Erscheinung trat, nicht dank den Gefühlsmomenten gegenseitiger Sym-

pathie entwickelt, sondern es kam hier eben die sieghafte Superiorität der deutschen Industrie in den niedrigen Preisen bei guter Qualität zum Ausdruck. Und wenn wir die Dinge von einem etwas höheren Gesichtspunkte betrachten, fallen uns auch sofort die Lücken der wirtschaftlichen Kriegsführung ins Auge. Der Völker Europas harren nach dem Kriege gesteigerte öffentliche und persönliche Lasten, die wir nur paralysieren können, wenn wir die Produktivität der Arbeit erhöhen und diese ökonomischer gestalten. Nicht vergessen sei, daß nach dem Kriege auch ein Mangel an Arbeitern sich unbedingt zeigen wird. Nun folgt aus diesen Feststellungen von selbst, daß wir der ökonomischen Arbeitsorganisierung alle Hindernisse aus dem Wege räumen müssen, nicht aber die Schwierigkeiten zielbewußt und künstlich steigern dürfen. Und so wenig es einem Zweifel unterliegen kann, daß der gewaltsame Boykott und die wirtschaftliche Isoliertheit hemmende Hindernisse sind, so gewiß ist es, daß sie eben infolge der angeführten Ursachen nicht zur Grundlage einer Wirtschaftspolitik gemacht werden können, die mit den Bedürfnissen der kommenden Epoche logisch rechnet. Alle diese Entwürfe und Folgerungen scheinen so leicht zu sein, wie die Luft, und sie sind es auch. Doch wo ist ein ernster Staatsmann, der sich heute mit der Frage der wirtschaftlichen Erneuerung nach dem Kriege noch nicht auf bloß hypothetischer Basis beschäftigt? Hat doch der entscheidende Kampf der Kräfte noch kein endgültiges Ergebnis aufzuweisen, und noch liegt keiner der Streiter besiegt im Staube. Allein, wie rasch unsere Pläne auch vorwärts stürmen mögen, sicher ist, daß nur wohldurchdachte Verhandlungen, nicht aber mit eisernem Zwang wirkende Katastrophen die Friedensfrage zur Entscheidung bringen werden. So wird sich denn die Lösung des Problems der Ausgleichung der Gegensätze nicht den Extremen zuneigen, sondern durch die wohlaufgefaßte und von leidenschaftlicher Befangenheit nicht beeinflußte Sachlichkeit, auf Grund des gesunden Prinzips „do ut des“ bewerkstelligt werden.

*

Nach dem Frieden wird die Neuorientierung des Wirtschaftslebens das Hauptproblem sein. In erster Reihe wird ein günstiger Modus zur Lösung der Finanzfragen ein organischer Teil dieser Neuorientierung sein müssen; doch nicht nur die Kriegslasten werden durch praktische Reformen und Verfügungen Bedeckung finden müssen, sondern man wird auch den schon im Frieden aufgetauchten und dringende Lösung heischenden Wünschen des Wirtschaftslebens mit der erforderlichen hingebungsvollen Sorgfalt die Basis der Erfüllung zu schaffen haben. Die günstigen Wirkungen des Krieges haben in der von höherer und zielbewußterer Energie bestimmten Durchführung der im Frieden vernachlässigten schöpferischen Tätigkeit zum Ausdruck zu gelangen. Der Friede befreit die gewerbliche Produktion und den Handelsverkehr von den Einschränkungen des Krieges, doch enthalten gleich jeder Übergangszeit auch die dem Kriege unmittelbar folgenden

Jahre die Keime großer Schwierigkeiten. Um bloß auf eines hinzuweisen, müssen wir für Mittel und Wege sorgen, um die gemeinsame Beschaffung der Rohstoffe und die gerechte Verteilung des Schiffsraumes zu ermöglichen. Die Einfuhr aus dem Auslande und die Deckung der Bedürfnisse in gemäßigterem Tempo erfordern eine vermittelnde Lösung. Um der Hindernisse Herr werden zu können, werden wir bei diesen Verfügungen einer zentralen und vereinheitlichten Lenkung innerhalb festgezogener Grenzen bedürfen. Dies bezieht sich jedoch bloß auf die Anfangsstadien, denn jede Überschreitung der in diesem Belange zweckmäßig erscheinenden Schranken erweist sich bloß als überflüssige Last. Damit der wirtschaftliche Aufschwung und die kommerzielle Anpassungsfähigkeit des Landes gesichert seien, bedarf es unbedingt der klugen, vorsichtigen, wohlinformierten, erfahrenen und energischen Arbeit der ungarischen Kaufleute; die Wirksamkeit dieser Fähigkeiten könnte aber eine zu weitgehende behördliche Einmengung bloß verringern. Unser Verhältnis zu Österreich und Deutschland muß, bei Aufrechterhaltung aller unserer wirtschaftlichen Schutzinstitutionen, inniger und intensiver werden. Wir müssen den Austauschverkehr der wirtschaftlichen und geistigen Güter nachdrücklicher pflegen und bestrebt sein, das gute Verhältnis dem Wohle aller Vertragsteile fruchtbringender zu machen. Keiner der Vertragsteile darf natürlich aus all dem die Folgerung ableiten, die Konkurrenzfähigkeit von Ungarns Handel und Industrie auf dem Auslands- und Inlandsmarkte müsse verringert werden, wenn dieses gute Verhältnis eine realere Grundlage erhalten soll. Ja, eben diese Neugestaltung der Verhältnisse wird uns in die Lage versetzen, die Konkurrenzfähigkeit unseres Gewerbes und Handels nicht durch gewaltsame Maßnahmen, sondern durch natürliche wirtschaftliche Kräftigung zu stabilisieren.

Erst die Untersuchung der Orientfrage zeigt die Bedeutung des Problems von Industrie und Handel in ihrem vollen Umfange. Der Balkan wird die Feuerprobe unserer gewerblichen und kommerziellen Lebensfähigkeit bilden; dort wird sie, denke ich, im Schmelzofen des scharfen Wettbewerbs zu hartem Stahl erglühen. Bei der Gestaltung unserer Balkan- und Orientlage fällt den ewig geschmähten Kartellen eine große Rolle zu; sie werden dort mit der Kraft einheitlicher industrieller Stellungnahme den Weg unserer wirtschaftlichen Möglichkeiten ebnen können. In diesem Kampfe, den ich einen Kampf um unser gewerbliches und kommerzielles Dasein zu nennen versucht bin, sprechen schon heute sehr viel Momente dafür, daß wir uns zur Geltung bringen werden. Unsere geographische Nähe, unsere günstigen Verkehrsverbindungen zu Wasser und zu Lande, die eingehende und genaue Kenntnis der Volksbräuche und der in Frage kommenden Gebiete sind ebenso viele Argumente für Berechtigung und Zukunft unserer wirtschaftlichen Ausbreitung. Auch vertilgt die Rassenverwandtschaft die Gefühlsbande, erleichtert die Entwicklung persönlicher und geschäftlicher Sympathien und ist daher ein nicht zu vernachlässigendes Element unserer wirtschaftlichen Expansion auf den Balkanmärkten. Doch neben den ungarischen Handelsschichten

darf auch die ungarische Intelligenz den Blick nicht abwenden von den sich hier bietenden Möglichkeiten. Sie muß die Bahn der Aktion betreten, um die geistigen und wirtschaftlichen Bande zu stärken und intensiver zu machen. Die ungarische Intelligenz muß sich berufen fühlen zu dieser schweren und große Umsicht erfordernden, doch auch reiche Früchte bergenden Arbeit, muß sie als Kulturmission auffassen. Denn hier sind nicht kleine Sympathiefragen im Spiele, sondern schicksalsschwere Entschließungen, die der Wirtschaftsentwicklung Ungarns gebieterisch die Richtung weisen und eine schönere, von dem fieberhaften, doch methodischen Lärm schöpferischer Arbeit erfüllte Zukunft verheißen.

Irene Thirring-Waisbecker in Budapest: Die Deutschen in Ungarn.

Wie ein roter Faden zieht sich durch die Politik und Geschichte Ungarns die Mahnung des ersten Königs Stephan des Heiligen an seinen Sohn Emmerich: Die fremden Ansiedler und Gäste sind uns nützlich und wert. Achte und schütze sie, mein Sohn, versehe sie sorgsam, damit sie sich lieber bei uns aufhalten, als in anderen Ländern.

Und da waren es vor allem deutsche Ritter, die mit der bayerischen Gisella, der ersten Königin, gekommen oder ihrem Rufe später gefolgt sind, deren Anwesenheit Stephan eine Zierde des Hofes nannte.

Diese deutschen Ritter waren in deutscher Treue ihrem Herrn und König ergeben, fügten sich vollkommen in die ungarischen Verhältnisse und wurden zu Gründern alter Adelsgeschlechter.

Die nicht umsonst gerühmte Gastfreundschaft der Ungarn kettete die fremden Gäste und Ansiedler so fest an die ungarische Erde, daß sie sich bald eins fühlten mit dem Volke, dem sie sich angegliedert hatten.

Ein deutscher Kaisersohn lernt in jungen Jahren die ungarische Sprache gleich seiner Muttersprache, und derselbe König von Ungarn, später Kaiser Sigismund von Deutschland, sehnt sich im Tode in seine ihm so teuer gewordene ungarische Heimat.

Unter dem aus dem heldenhaften Ungarntum entsprossenen König Matthias standen die Deutschen, die als Industrielle und Kaufleute die angesehensten Bürger der ungarischen Städte waren, in hoher Achtung. Das Städtebauen und das Gründen fester Gemeinden lernten die Ungarn hauptsächlich von den Deutschen, und gar manche echt ungarische Stadt und Gemeinde auch mitten im ungarischen

Alföld trägt zur Erinnerung darum den Beinamen „Német" (Deutsch): so zum Beispiel Szatmár-Németi und andere.

Obwohl es sich in Zahlen schwer nachweisen läßt, dürfte das deutsche Element im Verhältnis zu allen übrigen Nationalitäten sich im Laufe der Jahrhunderte ziemlich gleich geblieben sein. In der jüngsten Zeit haben die Deutschen in Siebenbürgen vielleicht den Rumänen gegenüber an Raum verloren, da die Sachsen in Siebenbürgen bekanntlich nicht der allgemeinen Sitte Deutschlands folgen, kinderreiche Familien zu gründen.

Die größten deutschen Kolonisationen vollzogen sich in den ersten Jahrhunderten unter den Königen aus dem Hause Arpád, füllten die Lücken nach den Verwüstungen der Mongolen, um später wieder das verwüstete Ungarn nach den Türkenkriegen neu beleben zu helfen.

Die in größeren Gruppen angesiedelten Deutschen behielten ihre Eigenart, auch wenn sie pflichtgemäß die ungarische Sprache erlernten und sich mit allen Kämpfen und Leiden ihres ungarischen Vaterlandes einig fühlten. Nach den letzten Zählungen beläuft sich die Zahl der Deutschen ungefähr auf ein Zehntel der Gesamtbewohner Ungarns. Die Zahl der Rumänen steht viel höher, und auch die der Slovaken ist etwas größer als die der Deutschen. Jedoch sind es die Deutschen, die auch heute sich dem Ungarntum am festesten angeschlossen haben, die sozusagen mit den Ungarn vereint und unter der Führung der an Zahl allen Nationalitäten zusammen überlegenen Magyaren an den Kulturwerken des Vaterlandes gemeinsam arbeiten.

Die gemeinsame Arbeit beginnt schon in den Schulen. Eine jede Staatsschule legt großes Gewicht auf das Erlernen der deutschen Sprache und Schrift; die Schüler und Schülerinnen der höheren Klassen lernen die deutsche Literatur und die deutsche Geschichte so eingehend kennen, daß die fremden Sprachen, wie Französisch und Englisch, mehr und mehr in den Hintergrund treten müssen. Die Unterrichtssprache muß in den Staatsschulen selbstverständlich die ungarische Staatssprache sein. Aber wenn ich mich zurückerinnere, wie meine ganz ungarischen Schulgenossen sich eingehend mit den deutschen Dichterheroen befaßten, während die deutschen Schülerinnen sich in den ungarischen Stunden für die feurigen Lieder Petöfis begeisterten, so würde ich die Sprachenfrage für alle Teile als glücklich gelöst betrachten. Wo mit ungemeiner Umsicht, mit großem Takt die oft übermäßigen Anforderungen verschiedener Nationalitäten niedergehalten werden müssen, da muß gewiß das Recht der Staatssprache in jeder Beziehung betont werden.

Ein Drittel der Deutschen in Ungarn bekennt sich zum lutheranischen Glauben und ist dadurch mit der deutschen Kultur besonders innig verknüpft. Fast jeder Theologe geht auf einige Zeit nach Deutschland, besonders gern nach Wittenberg und Jena. Zurückgekehrt widmen sie ihr Leben, ihre Arbeit dem geliebten unga-

rischen Vaterland, behalten aber die Fühlung mit der deutschen Kultur stets aufrecht. Sie müssen jetzt im höheren Sinne des Wortes Bindeglieder sein zwischen den sich schon als Waffenbrüder freundschaftlich einander anschließenden Elementen.

Wer mit echten Ungarn in engere Berührung kommt, kann sich dem Reiz ihrer Liebenswürdigkeit und den Anregungen ihres lebhaften Temperamentes nicht entziehen. Aus jener Völkerfamilie, der die Ungarn angehören, zeichnen sich bekanntlich nur die Finnen und die Ungarn durch höhere Kultur aus.

Ganz kulturlos waren die Ungarn auch damals nicht mehr, als sie sich zwischen slawische Stämme einkeilend, durch Raubzüge ihre Nachbaren einschüchtern, um ihre junge Niederlassung in Ungarn damit zu schützen. Gewiß war es ein Volk von rauhen Gewohnheiten, aber auch mit nachweisbaren reinen sittlichen Begriffen. Der Begriff der Ehe, der Gattin, hat sich schon früh gefestigt; alte Ehrbegriffe kristallisierten sich in der späteren schönen Gesetzgebung. Die ersten bekannten Gesetze gibt Stephan der Heilige, der erste König, ein Jahrhundert später, als sich die Ungarn in dem jetzigen Vaterlande niedergelassen haben, und diese Gesetze zeugen von einer hohen Entwicklung; Stephan muß zum Beispiel mit keinem Gesetz sich gegen die Polygamie wenden; die monogamistischen Sitten brachte den Ungarn nicht das Christentum, wie bei vielen anderen Völkern; dieselben gehörten schon zu den Sitten der heidnischen Magyaren.

Otto von Freisingen, der um das Jahr 1146 Ungarn bereiste, lobt die politische Reife dieses Volkes; er schreibt: wenn sie auch noch in elenden Hütten wohnen, so hat doch ein jeder seinen Sitz bei seinem König, um eifrig die Lage des Landes zu beraten; auch zuhause in ihren einfachen Wohnungen kommen sie häufig zusammen, um über alle öffentlichen Angelegenheiten Rat zu pflegen. Sie sind darin den Griechen ähnlich.

Der König Ladislaus, der Heilige genannt, weiß bei aller Frömmigkeit seine Selbständigkeit auch dem Papste gegenüber zu bewahren; die Päpste trugen Rechnung der Eigenart der Ungarn und vermieden, ihre Empfindlichkeit zu verletzen.

Seltene Weisheit strahlt aus den schönen Gesetzen des gelehrten Ungarnkönigs Koloman, der schon 1095 ein Gesetz erließ gegen die Verurteilung der Hexen. Er betont, Hexen seien nicht zu verurteilen, weil es keine Hexen gebe. „De strigis vero, quae non sunt, ne ulla quaestio fiat." Ungarn hatten unter den Arpáden tüchtige Könige. Ungefähr zu gleicher Zeit, als England seine Magna-Charta, erhält Ungarn seine goldene Bulle, die Grundlage seiner Verfassung.

Eben infolge der politischen Reife wachen die Ungarn eifersüchtig auf die Einhaltung ihrer Verfassung. Durch die Anhänglichkeit an seine politischen, geschichtlichen Traditionen wurde es diesem kleinen Volke möglich, inmitten vieler Feinde seine Selbständigkeit zu sichern, und zwar in dem Maße, daß sich die Natio-

nalitäten, die sich dem ungarischen Staate angliederten, dieser Verfassung einfügten.

Aber eben das Festhalten an den alten Traditionen führte auch zu Konflikten in den späteren Jahrhunderten, aus welchen aber Ungarn, wohl auch weise maßhaltend, siegreich hervorging.

Der ungarische Adel führte die Waffen, verfaßte, verteidigte das Gesetz, verwaltete, bearbeitete das Land mit seinen Untergebenen. An Industrie und Handel beteiligten sich die Ungarn wenig, und auch heute bezeugen sie verhältnismäßig wenig Interesse dafür. Gelehrte, Dichter, Künstler sind vielleicht schon mehr den altungarischen Familien entsprossen, als Kaufleute und Unternehmer. In neuerer Zeit widmen sie sich gerne und mit Begabung den technischen Studien, und da dürfte sich die Zahl jener, die sich der Industrie zuwenden, immer mehren.

Der Grundzug der Magyaren ist Sittlichkeit und Ehrlichkeit; aber auch viel Ehrgefühl und Stolz finden wir im Charakter des echten Magyaren. Auch Gastfreundschaft und Ritterlichkeit sind nicht leere Worte, die mit dem Magyarentum in Verbindung gebracht werden.

Das Bauernvolk birgt Schätze von Begabung im Zeichnen, im Formen, in der Hausindustrie, die gewiß auch im Auslande mit Interesse verfolgt werden können. Aus den ungarischen Liedern und Weisen faßten Brahms, Liszt und andere edle Perlen in ihre Kunstschöpfungen ein.

Mögen die Berührungen mit dem Deutschtum dazu beitragen, daß dieses begabte Volk seine ganze Kraft der höchsten Kulturarbeit widmen könne bei Bewahrung seines selbständigen nationalen Charakters.

Dr. Paul Ostwald: Rußland und die Ukraine.

Alle Kräfte, welche das in Polen und in Galizien so mächtig geschlagene Rußland noch hat zusammenraffen können, hat es nach Wolhynien und an die bessarabische Grenze geworfen, um dort um jeden Preis den weiteren Vormarsch der siegreichen Heere der Deutschen und Oesterreicher aufzuhalten und zum Stehen zu bringen. Warum dieser Kräfteaufwand gerade an dieser Stelle? Ein Blick auf die Karte gibt uns die Antwort! Die Heere der verbündeten Zentralmächte bedrohen mit einem weiteren Vordringen die Ukraine, und dieses Landgebiet ist für das Zarenreich mehr wert, ist für Rußland von weit größerer Bedeutung als Polen und die Ostseeprovinzen.

Ein Besetzen der Ukraine durch feindliche Heere würde Rußland in erster

Linie ein Fortführen des Krieges kaum möglich machen. Denn hier befinden sich die großen Eisen- und Kohlenbergwerke, die Rußland augenblicklich fast allein noch zur Verfügung stehen und ihm die zum Kriegführen so notwendigen Rohmaterialien liefern. Vom Ausland ist es ja durch den Einmarsch unserer Truppen in Serbien nun fast völlig abgeschnitten. Die sibirische Bahn, die ja als eingleisige Bahn auf die weite Strecke hin kaum nennenswerte Zufuhren bringen kann, ist die einzige Verbindung, die Rußland noch zur Verfügung steht. Der Bahnverkehr über Schweden hängt einmal von diesem Lande ab und zweitens ist auch dieser Weg umständlich und unzulänglich.

Welche Bedeutung die Eisenerz- und Kohlengewinnung in der Ukraine für Rußland hat, das beleuchten die folgenden Zahlen: Im Jahre 1906 wurden, hauptsächlich im Gouvernement Jekaterinoslaw, über 219 Millionen Pud (1 Pud = 16,8 Kilogramm) Eisenerz oder 68 v. H. der gesamten Eisengewinnung Rußlands gewonnen. An Manganerz liefert Podolien über 11 Millionen Pud. Die in der westlichen Ukraine konzentrierte Gußeisenfabrikation betrug in demselben Jahre in der Ukraine über 102 Millionen Pud oder 62 v. H. der gesamten russischen Produktion; die Eisenproduktion betrug fast 6 Millionen Pud oder 38 v. H., die Stahlproduktion über 80 Millionen Pud, die Hälfte der gesamten russischen Stahlproduktion.

An Stein- und Braunkohle, Anthrazit und anderen mineralischen Brennstoffen wurden im Jahre 1906 in der Ukraine, vornehmlich im Donezgebiete, über 860 Millionen Pud gewonnen; das sind 70 v. H. der gesamten Kohlengewinnung Rußlands.

Auch in bezug auf die landwirtschaftliche Rohproduktion wäre der Verlust der Ukraine für Rußland ein schwerer Schlag. Die Ukraine ist ein äußerst fruchtbarer Landstrich, daher auch ihr Name „die schwarze Erde". Für die Landwirtschaft stehen Daten aus dem Jahre 1908 zur Verfügung. Danach lieferte die Ukraine an Wintersaatgut 22 v. H., an Frühjahrssaatgut 50 v. H., an Hafer 20 v. H., an Kartoffeln 26 v. H., im Durchschnitt 33 v. H. des gesamten Ernteertrages Rußlands. Diese Bedeutung der Ukraine auf dem Getreidemarkt Rußlands wird noch dadurch erhöht, daß im Getreidebau der Ukraine die Weizenproduktion die erste Stelle einnimmt und 60 v. H. der gesamten Weizenproduktion Rußlands darstellt. Der Viehstand für das Jahr 1908 wird durch folgende Ziffern deutlich: 23 v. H. Hornvieh, 28 v. H. Pferde, 20 v. H. Schafe, 33 v. H. Schweine des gesamten russischen Viehstandes besitzt die Ukraine. Die Ukraine ist dann auch das Land des Zuckerrübenanbaus; sie liefert 88 v. H. der gesamten Zuckerrübenproduktion Rußlands.

Doch noch um viel mehr kämpfen die Russen in Wolhynien und am Sereth, als um die Sicherung von Rohstoffen zur Möglichkeit eines Weiterführens des Krieges, der für sie ja doch schon als verloren zu gelten hat. Es gilt mit diesen Tausenden von Blutopfern den Todesstoß für Rußland überhaupt abzu-

wehren. Denn mit dem Einmarsch der Truppen der Zentralmächte in die Ukraine würde auch die ukrainische Bewegung, die auf ein Losreißen dieses Landes von Rußland zielt, die Oberhand gewinnen. Die Ukraine würde dem Zarenreiche für immer verloren gehen, und damit wäre es vom Meere im Süden überhaupt abgeschnürt.

Die ukrainische Bewegung und ihre Ziele werden uns nur klar durch die Geschichte. Es handelt sich hier nicht um ein Land, das wie Finnland oder Polen mit Gewalt für Rußland erobert worden ist, sondern die Ukraine ist vielmehr das Geburtsland des heutigen Rußland. Als die finnischen und slawischen Stämme um 850 aus Schweden drei „russische" Brüder zum Schutz einluden, bemächtigte sich der älteste von ihnen, Rurik, Nowgorods, während zwei seiner Mannen das Gebiet von Kiew, also die Ukraine, für sich eroberten. Der Nachfolger Ruriks, Oleg, machte Kiew dann zur Hauptstadt. Von Kiew aus wurden Verbindungen mit Konstantinopel angeknüpft, und von hier aus fand dann auch das Christentum seinen Eingang. Kiew wurde zum kirchlichen und geistigen Mittelpunkt des Reiches. Von diesem Ukrainergebiet, das also politisch, wirtschaftlich und kirchlich der Zentralpunkt des alten russischen Reiches war, ging nun die Kolonisation der nördlich von ihm gelegenen Gebiete aus. Moskovien ist also das Tochterland der Ukraine, doch hat es das dem Mutterland wenig gedankt. Seine Fürsten rissen die Oberherrschaft im 12. Jahrhundert an sich. Andreas von Moskovien machte das östlich von Moskau gelegene Wladimir zu seiner Hauptstadt, eroberte Kiew 1169 und ließ es völlig ausplündern. Der größte Teil der Stadt wurde auch ein Raub der Flammen. Fortan lag das Schwergewicht in Großrußland, — Kleinrußland und die Ukraine hatten ausgespielt.

Diese Tatsachen legten nun aber den Grund des Gegensatzes zwischen den Großrussen und den Ukrainern. Man konnte in dem Gebiet von Kiew die Vergangenheit nicht vergessen. Dazu kam die weitere verschiedene geschichtliche Entwicklung beider Gebiete, die eine Versöhnung schwer möglich werden ließ. Als die Tataren im 13. Jahrhundert einbrachen, traf dieser furchtbare Schlag zwar Großrußland wie auch die Ukraine. Kiew wurde 1240 fast ganz zerstört. Doch hielten sich die Tataren im Süden weniger lange als im Norden, und die Ukraine hatte infolgedessen die Tartarenherrschaft viel kürzere Zeit zu ertragen als Moskovien. Die Ukraine wurde vielmehr schon im Anfang des 14. Jahrhunderts von Kasimir, dem König von Polen, zu seinem Reiche hinzuerworben. Jahrhunderte hindurch gehörte dann auch die Ukraine zu Polen, und der Einfluß der polnischen Kultur machte sich auch bedeutend mit der Zeit bemerkbar. Zwar blieben die Ukrainer Anhänger der griechisch-katholischen Kirche, aber ihre Sprache und ihre Literatur wurden stark durch die Polen beeinflußt. Sie kamen durch die Verbindung mit Polen viel früher und in ganz anderer Weise mit der westeuropäischen Kultur in Berührung wie die Moskowiter und Großrussen. Die Hauptaufgabe, welche die Ukrainer in der Zeit der polnischen Herrschaft für dieses Reich zu leisten

hatten, war die Verteidigung dieses „Grenzlandes" — das bedeutet Ukraine — gegen die Tataren. Sie haben auch geleistet, was man von ihnen forderte, doch wenig Anerkennung dafür geerntet. Die Polen bemühten sich nämlich eifrigst, alles fruchtbare Land in ihre Hand zu bekommen, so daß die Ukrainer selbst zu Tagelöhnern herabsanken. Das gab den Anlaß zu häufigen Empörungen gegen die polnische Herrschaft. Die größte brach im Jahre 1648 aus, unter Führung eines polnischen Edelmanns Chmielnicki, der unzufrieden war mit den heimischen Zuständen. Die Ukrainer unterlagen und baten den Zaren um Hilfe. Alexei ließ sich nicht zweimal auffordern, und das Ergebnis war, daß nach einem weiteren langen Kriege zwischen Moskau und Polen die Ukraine geteilt wurde. Das östliche Ufer des Dniepr mit Kiew fiel an Rußland, während der westliche Teil bei Polen blieb. Der Zar beschwor die Verfassung der ukrainischen Kosaken, so daß sie im russischen Reiche eine Sonderstellung einnahmen. Erst durch die polnischen Teilungen 1793 fiel dann auch das übrige Gebiet der Ukraine an das Zarenreich. Um die gleiche Zeit hörten aber auch die Privilegien der Ukrainer auf; das Land wurde völlig dem Reich einverleibt; und es begann die auch aus anderen unterworfenen Ländern bekannte Russifizierung. Besonders ging man in den letzten 50 Jahren sehr scharf gegen das nationale Fühlen und Denken der Ukrainer vor. 1863 wurde nämlich die ukrainische Bewegung mit dem Polenaufstand in Verbindung gebracht, und so wurden jetzt systematische Unterdrückungsmaßnahmen der Ukrainer von der russischen Regierung in die Hand genommen. Die ukrainische Presse wurde verboten, ebenso das ukrainische Gebetbuch; wissenschaftliche Bücher durften in ukrainischer Sprache nicht mehr veröffentlicht werden. 1876 wurde dann durch einen Ukas der Gebrauch der ukrainischen Sprache für alle Literaturzwecke überhaupt verboten; selbst in der Kirche war die ukrainische Sprache verbannt.

Die schärfsten Mittel gebrauchte die russische Regierung gegen die ukrainischen Nationalisten und ihre politischen Organisationen. Einer der ersten Opfer war Taras Schewtschenko, der noch heute als ihr größter Nationaldichter von den Ukrainern hoch gefeiert wird. Schewtschenko ist es auch gewesen, der die nationalistische Bewegung der Ukrainer wieder neu entfachte. Seine Verehrer werden deshalb heute von der russischen Regierung scharf verfolgt. Als die Ukrainer 1914 den hundertsten Geburtstag dieses Dichters begehen wollten, wurde die Feier verboten und als Staatsverrat bezeichnet.

So ist es ja denn auch der russischen Regierung gelungen, die ukrainische Bewegung im großen und ganzen niederzuhalten. Aber heimlich besteht sie doch fort, und heimlich ersehnen die Ukrainer eine Loslösung von dem despotischen Regiment. Mit Neid blicken sie auf die 4 Millionen ukrainischer Brüder unter der Habsburgischen Herrschaft, die in ihrem Nationalempfinden so frei dastehen, die sich als Ukrainer fühlen dürfen, ohne einer harten Strafe gewärtig sein zu müssen. Da man weiß, daß Rußland nie diesen nationalen Wünschen entgegenkommen wird,

so gibt es nur ein Mittel zur Rettung: das ist die Aufrichtung eines neuen selbständigen ukrainischen Staates, und zwar in Anlehnung an das loyale Oesterreich-Ungarn. Man träumt von einem Reiche, das 850 000 Quadratkilometer umfassen, das von Popper bis an die Kuma reichen würde. Würde es Wirklichkeit, so hätte Rußland als europäische Macht seinen Todesstoß erhalten. Eine russische Gefahr für Europa gäbe es nicht mehr.

In diesem Licht gesehen, erhalten die Kämpfe in Wolhynien und am Sereth eine weltgeschichtliche Bedeutung. An der Rettung der Ukraine, an dem Verhindern des Akutwerdens der ukrainischen Frage hängt Rußlands Schicksal.

A. S.:

Deutschland und die Pariser Wirtschaftskonferenz.

Seit einem Jahre finden mit Unterbrechungen in Paris Zusammenkünfte der Handels- und Industriegewaltigen unserer Feinde statt, um über die Fortsetzung der Feindseligkeit auf wirtschaftlichem Gebiete nach dem Kriege und die Isolierung Deutschlands vom Weltmarkte zu beraten. Es dürfte an der Zeit sein, auch von deutscher Seite in eine Besprechung hierüber einzutreten und entsprechende Gegenmaßregeln vorzubereiten.

Zunächst können wir mit Genugtuung feststellen, daß alle auf Deutschlands wirtschaftliche Vernichtung abzielenden Pläne unserer Feinde zunichte geworden sind, daß Deutschlands Kriegswirtschaft himmelhoch über diejenige seiner Feinde die Feuerprobe bestanden hat, und, je länger der Krieg dauert, dies umso mehr auch den Feinden offenbar werden wird.

In einer im Verlage J. F. Lehmann, München, erschienenen Broschüre: „Deutschland", Tatsachen und Ziffern. Eine statistische Herzstärkung von D. Trietsch, wird nachgewiesen, wie Kultur, Bevölkerung, Landwirtschaft, Bergbau, Handel und Industrie, Verkehrswesen und wie der Volkswohlstand Deutschlands überhaupt, gemessen an Englands und Frankreichs Volkswohlstand, eine Höhe erreicht hat, die uns mit Stolz erfüllen muß. Das kleine Büchlein sollte in den Lehrplan sämtlicher Schulen Deutschlands aufgenommen werden. Der „herzstärkende" Inhalt wäre geeignet, das Selbstbewußtsein unserer Kinder gegenüber der Überhebung unserer Feinde für den künftigen Lebenskampf zu stärken; in dieser Richtung kann nicht genug geschehen, denn darüber

herrscht kein Zweifel, der künftige Kampf um die Weltgeltung der Nationen wird weit höhere Anforderungen an unsere Nachkommen stellen, als wir sie seither erlebt haben.

Deutschlands Staatsschulden und Steuern betrugen nach Trietsch auf den Kopf der Bevölkerung vor dem Kriege etwa die Hälfte derjenigen in England und Frankreich. Wir können für Kriegsanleihen vierzig Milliarden ausgeben, erst dann haben wir die Verschuldung, wie sie Frankreich vor dem Kriege schon hatte; es ist aber anzunehmen, daß Frankreich aus seinen verflossenen Geschäften als „Weltbankier" nach dem Kriege nicht viel weniger verliert, als der Krieg dem Lande kostet, und daß es so dem wirtschaftlichen Zusammenbruche zutreibt.

Aber auch England, das in Verbindung mit seinen Kolonien während des Krieges die Geschäfte der Verbündeten besorgt, macht trotz der daraus errechneten Gewinne, die vielleicht nie zu realisieren sein werden, recht schlechte Geschäfte. Es sucht zwar mit allen Mitteln den Weltwirtschaftsverkehr aufrecht zu erhalten, kauft und verkauft (letzteres an seine schuldigbleibenden Verbündeten), wo und soviel es nur kann, aber seine Handelsbilanz zeigt, was es an das Ausland hierfür zu zahlen hat. Die Bereicherung der Neutralen, hauptsächlich Amerikas, das inzwischen England auf dem Weltmarkte in bezug auf den Geldverkehr schon abgelöst hat, ist das Resultat seiner passiven Kriegswirtschaft. Während unsere Feinde (von Rußland und Italien, deren wirtschaftliche Impotenz notorisch ist, zu schweigen) der Ausbeutung durch das neutrale Ausland preisgegeben sind und zur Aufrechterhaltung ihrer Valuta in Amerika Anleihen (Rußland gar in Japan) kontrahieren oder durch befristete Schatzwechsel Geld beschaffen, haben sie uns vor solchen Schäden beschützt.

Deutschland ist durch Englands Übermacht zur See vom Welthandel abgeschnitten. Unsere Feinde glaubten uns damit auf die Kniee zwingen zu können, sie hatten, an unserem Überseehandel gemessen, gehofft, durch Hunger und Mangel an Rohstoffen uns ins Mark zu treffen, und wie so oft im Leben:

„Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein."

Womit man uns vernichten wollte, gerade das hat uns stark gemacht. Schlecht und recht haben wir uns in das zum Teil völlig veränderte Wirtschaftsleben hineingefunden; liebe, alte Gewohnheiten mußten geopfert werden, aber freudig haben wir das getan, zu Ehr' und Wehr fürs Vaterland. War uns doch stets gegenwärtig, daß unsere tapferen Söhne und Brüder mit ihrem Leben für die Größe des Vaterlandes einstanden, was bedeuteten dagegen die materiellen Einbußen einzelner und die Entbehrung an sich überflüssiger Dinge. An dem Notwendigsten hat's nirgends gefehlt, und wer daran zweifeln will, sehe nach unseren Fronten zu Lande und zu Wasser. Was, je länger der Krieg währt, um so klarer erkenntlich wird, ist die fortschreitende Verschuldung und der endliche wirtschaftliche Zu-

sammenbruch unserer Feinde und die völlige Ausgeglichenheit unserer Kriegswirtschaft.

Schon vor dem Kriege waren deutsche Staatsanleihen fast ausschließlich auf den deutschen Geldmarkt allein angewiesen, nur ganz geringe Beträge übernahm das Ausland. Von unseren Ersparnissen wanderten dagegen alljährlich gewaltige Summen in das Ausland. Anleihen und Industriepapiere der ganzen Welt hatten bei uns einen gesuchten Markt. Es mag das für den Überseehandel von Vorteil gewesen sein, indes müssen wir jetzt auf Grund der mit dem feindlichen und neutralen Auslande gemachten Erfahrungen feststellen, daß die vorsorglichen Bestrebungen der Reichsbank, die auf die Eindämmung der Auslandsanlagen hinarbeiteten, noch viel strenger hätten gehandhabt werden sollen. Die Abwanderung deutschen Geldes in das Ausland muß nach dem Kriege, soweit dies infolge des Boykotts unserer Feinde nicht schon von selbst aufhört, von Staats wegen nach Möglichkeit eingedämmt werden.

Die geldlichen Anforderungen des Krieges sind so gewaltig, wie man sie vorher kaum auszudenken gewagt hat, aber dank der Fürsorge unserer Feinde, die uns zur rationellen Binnenwirtschaft zwangen, erleben wir es, daß die Beschaffung der Kriegsgelder sich in unserem Lande ohne Schwierigkeit vollzieht. Während unsere Feinde in der ganzen Welt, besonders in Amerika, Darlehen suchen, bedeutet die Vermehrung der deutschen Reichsschulden durch die Aufnahme unserer Kriegsanleihen im eigenen Lande nichts weiter als eine Wertverschiebung in uns selbst. Der Staat wird seinen Bürgern schuldig, und da die Gesamtheit der Bürger wieder der Staat ist, also sich selbst. In Konsequenz dieser Tatsache läge, soweit nicht neue Werte geschaffen werden, eine Verwässerung des inneren Wertes, aber dies trifft nur zu, wenn der Wert der vernichteten Kriegsmittel die Ersparnisse aus der Volkswirtschaft übersteigt. Aus dem Anwachsen der Geldmittel, insbesondere der Sparkasseneinlagen, geht aber hervor, daß die Ersparnisse während des Krieges diejenigen in Friedenszeiten noch weit übertreffen. Und so steht denn fest, daß der Volkswohlstand während des Krieges trotz der vernichteten Kriegswerte gewachsen ist, und von einer Verarmung unseres Landes durch den Krieg nicht die Rede sein kann.

Deutschlands Volkseinkommen betrug vor dem Kriege jährlich 43 Milliarden Mark, das Einkommen aus dem Außenhandel im Betrage von rund zwanzig Milliarden dürfte mit 40 Prozent des Wertes desselben, gleich acht Milliarden, richtig eingeschätzt sein, gleich etwa ein Fünftel des deutschen Volkseinkommens; somit bleiben 35 Milliarden durch den Ausfall des Außenhandels gänzlich unberührt, wenn die Kriegswirtschaft denselben Umfang und die gleichen Einkommenverhältnisse aufweisen würde als die Friedenswirtschaft. . .

Wir wissen alle, wie sich die Kriegswirtschaft bei uns vollzog, wie in Handel, Industrie und der Landwirtschaft an Stelle des Mannes die Frau eintrat, und

wie überall die notwendigen Leistungen erzielt worden sind. Der Ausfall des Außenhandels hat Deutschlands Wirtschaftskraft in seiner Gesamtheit während des Krieges nicht geschwächt, wie unsere Feinde sich und den Neutralen jetzt noch vorreden. Wir haben schnell gelernt, unsere Volkswirtschaft auf den Krieg einzustellen; überflüssige Dinge, für die gewaltige Summen ins Ausland flossen, haben wir entbehren gelernt. Unentbehrliches haben wir, teils durch Streckung vorhandener Lagerreste, die übrigens ungeheuer groß waren, oder durch geeignete Ersatzstoffe, beschafft. Man kann sagen, daß derjenige Betrag, der seither für Einfuhrgüter bezahlt worden ist, zum weitaus größten Teile anstatt unseren Feinden, unseren eigenen Volksgenossen zugute gekommen ist. Unsere für den Außenhandel arbeitenden Handelshäuser, Reedereien, Industrieen usw. haben sich nützlich gemacht bei der Beschaffung der Kriegsnotwendigkeiten, und das Resultat ist, daß der Nutzen aus dieser Betätigung vielfach die Friedensgewinne erheblich übersteigt. Man lese in den Börsenberichten nur einmal nach, wie viele Industriezweige, um die man bei Kriegsbeginn am meisten besorgt war, jetzt im Kriege gewaltige höhere Gewinne ausweisen, als je in Friedenszeiten.

Haben wir gesehen, wie die Absicht unserer Feinde, uns durch die Absperrung vom Außenhandel zu vernichten, trotz nicht abzuleugnender Unbequemlichkeiten für uns, zu unserem Segen sich wendete, so erübrigt sich jetzt, zu untersuchen, welche Folgen der von unseren Feinden in Paris vorbereitete Weltboykott Deutschlands zeitigen wird.

Der Weltboykott gegen Deutschland und die ihm verbündeten Länder ist an sich schwer durchführbar; es müßten die neutralgebliebenen Länder sich dem Boykott anschließen, um den sonst möglichen indirekten Handel mit uns zu unterbinden. Nehmen wir einmal an, Englands Macht reichte nach dem Kriege aus, die jetzt in den neutralen Staaten schon geübte Kontrolle durch schwarze Listen so zu verschärfen, daß die ganze Schiffahrt unter der Botmäßigkeit Englands stünde, daß an Deutschlands und seiner Verbündeten Grenzen und in den Häfen der Warenübergang völlig abgeschnitten werden könnte, und wir damit tatsächlich auf den Wirtschaftsbetrieb in uns und mit unseren Verbündeten angewiesen wären, würde dadurch der von unseren Feinden verfolgte Zweck, uns wirtschaftlich zur Ohnmacht zu verdammen, erreicht? Ganz im Gegenteil!

Allerdings wird eine Anzahl Erwerbszweige, die auf den Bezug von Auslandsprodukten angewiesen sind, ohne anderweitigen Ersatz oder Umstellung der Betriebsweisen lahm gelegt. Hier ist es die Aufgabe des Staates, einzugreifen und, soweit Ersatz oder die Umstellung nicht gleich ausführbar, die Betriebe solange zu stützen, bis Ersatz geschaffen ist. War es möglich, während des Krieges ohne die Auslandswaren auszukommen, wird es auch noch ein paar Jährchen so weiter gehen, gilt es doch, unsere Feinde am eigenen Leibe verspüren zu lassen, was es heißt, ein Land wie Deutschland boykottieren zu wollen; an unseren Wirtschafts-

erfolgen während des Boykotts werden sie spüren, daß nicht wir, sondern sie selbst den Schaden zu tragen haben, wenn Deutschlands Kraft und Tüchtigkeit vom Weltmarkte ausgeschaltet werden sollte.

Die Vermögenszunahme in Deutschland berechnete unser seitheriger Reichsfinanzminister, jetzt Reichsminister des Innern, Helfferich, auf jährlich zehn Milliarden; ein Fünftel, entsprechend der Verhältniszahl der Außen- zur Innenwirtschaft, wurde davon aus unserem Außenhandel gewonnen; aber einen gleich hohen Betrag verdiente auch das feindliche Ausland bezw. die Neutralen, besonders Amerika, daran. Auf diesen Gewinn aus den Geschäften mit uns will man verzichten, wohlan, vergelten wir das, indem wir den aus unserem Außenhandel, also aus Deutschlands Wirtschaftskraft dem feindlichen Auslande zugewendeten Gewinn künftig unseren Verbündeten zuweisen, suchen wir sie zu kräftigen, indem wir sie soweit als möglich instand setzen, die seither von dem uns abgeneigten Auslande bezogenen Rohprodukte zu produzieren und sie an uns zu liefern, während wir dafür unseren Verbündeten die seither den Feinden gelieferten Produkte verkaufen.

Der Bestand der verbündeten Länder, von der Nordsee bis zum Persischen Golf, hängt von der militärischen Stärke ab; diese ist wieder abhängig von dem Ausbau strategisch brauchbarer, auch für den Wirtschaftsverkehr auskömmlich leistungsfähiger Eisenbahnen, ohne dieselben werden wir auf die Dauer gegenüber der Übermacht unserer Feinde nicht durchkommen. Der Weltkrieg hat uns die Innenwirtschaft aufgezwungen, die uns jetzt den Volkswohlstand erhält, aber auch der Krieg nach dem Kriege, der Boykott Deutschlands, so wie ihn die Pariser Wirtschaftskonferenz will, wird uns und unsere Verbündeten, wenn wir von den unserem Lande innewohnenden Kräften den rechten Gebrauch machen, nicht mürbe machen. Die seither dem feindlichen und feindlich-neutralen Auslande zur Verfügung gestellten gewaltigen Ersparnisse aus Deutschlands Volkswirtschaft finden viel nützlichere Verwendung bei unseren Verbündeten. Unsere heimkehrenden Kämpfer stehen uns dann zur Erschließung neuer Wirtschaftsquellen wieder zur Verfügung; Neuland in Ost und West und im Orient stellen uns in der Landwirtschaft sowohl, als im Bergbau, Handel, Industrie und Verkehrswesen, vor gewaltige Arbeitsaufgaben.

Unendliches kann dann geleistet werden von unserem in Technik und Wirtschaft hochentwickelten Volke für unsere treuen Verbündeten, ihnen und uns zu Schutz und Trutz, zum Segen für Gegenwart und Zukunft. An dem wirtschaftlichen Zusammenschluß der Verbündeten, fest gegründet auf ein gemeinschaftlich verwaltetes und betriebenes, strategisch wertvolles Eisenbahnsystem von größter Leistungsfähigkeit, wird jede feindliche Koalition kriegerischer oder wirtschaftlicher Art zerschellen. Die Hetzer der Pariser Wirtschaftskonferenz beißen auf Granit, wenn Deutschland und seine Verbündeten wie im Kriege, so im Frieden, von ihren ungeheuren Wirtschaftskräften den rechten Gebrauch machen. Notwendig

ist aber, daß man die Vorarbeiten für ein brauchbares Eisenbahnnetz von der Nordsee bis zum Persischen Golf mit allen zu Gebote stehenden Mitteln so schnell als nur möglich in Angriff nimmt. Mit Sicherheit ist auf einen unerbittlichen Kampf im Welthandel nach dem Kriege zu rechnen. Das Fehlen einer auskömmlichen Wirtschaftsmobilmachung für den Krieg hat uns schon recht unbequeme Überraschungen und viel Geld gekostet, jetzt ist es an der Zeit, Vorsorge für die Zeit nach dem Kriege zu treffen, die gewaltige Zahl heimkehrender Soldaten will versorgt sein mit Arbeitsmöglichkeiten. Die Frage ist sehr ernst!!!

Ernst vom Heydt: Warum haßt uns Frankreich?

II.

In einem früheren Artikel (Maiheft) haben wir versucht, die Gründe politischer Natur zu erörtern, welche uns den Haß des französischen Volkes zugezogen haben; aber neben diesen politischen Motiven spielte der Neid eine große Rolle, den das unglaublich mächtig sich entwickelnde Wirtschaftsleben Deutschlands bei allen handeltreibenden Völkern hervorgebracht hatte. Speziell die Franzosen sahen seit Siebzig mit staunenden Augen die wirtschaftliche Entwicklung des neugegründeten Deutschlands, mit welcher sie trotz aller Anstrengungen nicht Schritt halten konnten.

Der verjüngenden Energie, welche dem deutschen Volke sein siegreicher Krieg eingeimpft hatte, begegnete auf französischer Seite in den ersten Jahren nach Siebzig ein gewisses apathisches Gefühl, das hauptsächlich darauf zurückgeführt werden konnte, daß die Franzosen eingesehen hatten, daß ihre bisherigen Methoden, sowohl in militärischer Beziehung, als auch im geschäftlichen Leben, Schiffbruch gelitten hatten. Es hieß für sie plötzlich „umlernen auf der ganzen Linie" — und das wurde ihnen nach hundertjähriger Herrschaft anfangs sehr schwer. Das Wort vom deutschen Schulmeister, der die Siege errungen hätte, ließ sie nicht schlafen, und die Regierungskreise gingen kräftig ans Werk, um auch in ihren Schulen und Erziehungsanstalten allen modernen Anforderungen gerecht zu werden; die französische Schule, speziell die höheren Anstalten, haben in den letzten zwanzig Jahren entschiedene Fortschritte gemacht und können sich zweifelsohne unseren entsprechenden Anstalten gleichwertig zur Seite stellen. In der Ecole polytechnique besitzen die Franzosen eine einzig dastehende Institution, welche neben der allgemeinen Bildung den Schülern eine äußerst gründliche technische Ausbildung gibt und Frankreich eine große Anzahl tüchtiger Ingenieure und Artillerieoffiziere geliefert hat; die Beziehungen zwischen den Schülern setzen sich auch im späteren Leben auf der Basis gegenseitiger Unterstützung weiter fort.

Einer der berühmtesten Zöglinge dieser Spezialschule war der Präsident Carnot, der unter dem Dolche eines italienischen Meuchelmörders sein Leben aushauchte. —

Aus dem Bedürfnis heraus, der Welt zu zeigen, daß sie an Lebenskraft nichts verloren hatten, erstand bei den Franzosen die Idee der ersten Weltausstellung — acht Jahre nur nach dem großen Krieg — im Jahre 1878, und diese Weltkirmeß zeugte allerdings von einer erstaunlichen Vitalität Frankreichs; der Erfolg war ein solch befriedigender, daß die jeweiligen Regierungen in Abständen von elf Jahren — 1889 und 1900 — eine Erneuerung dieser Ausstellungen veranstalteten. Aber die letzte von 1900 entsprach nicht den Erwartungen, und Schuld daran trugen nicht innere, sondern äußere Verhältnisse, und Frankreich verdankte diesen Mißerfolg hauptsächlich seinem jetzigen Bundesgenossen — England!

Inzwischen hatte sich ein reger wirtschaftlicher Austausch zwischen Frankreich und Deutschland auf Grund des Frankfurter Vertrages entwickelt; dieser in den letzten Jahren von französisch nationalistischer Seite heftig bekämpfte Vertrag fand in seinen Kinderjahren in Frankreich allgemeine Anerkennung, das heißt, solange der französische Export den deutschen Import überstieg. Als sich aber im Laufe der Zeit — infolge des monumentalen Aufschwungs der industriellen Tätigkeit in Deutschland — das Verhältnis drehte und der Import deutscher Erzeugnisse nach Frankreich den französischen Export zu übersteigen begann, fehlte es nicht an französischen Stimmen, welche die Kündigung des leidigen Vertrages forderten. Das war ja nun nicht möglich, aber es stand der französischen Zollverwaltung frei, durch dauernde Schikanen an der Grenze im Kleinen der deutschen Einfuhr sich zu erwehren, und hierüber sind seit Jahren mannigfache Beschwerden beim Auswärtigen Amt und bei der deutschen Botschaft in Paris seitens geschädigter deutscher Kaufleute eingelaufen. —

Wenn dem deutschen Schulmeister die Erfolge auf den Schlachtfeldern zuzuschreiben sein sollen, so muß man dem deutschen Geschäftsreisenden, welchen die Franzosen mit einem leichten Anflug von Geringschätzung Commis - voyageur nennen, die Ehre zuteil werden lassen, ihn als Sieger auf dem Felde des Handels und der wirtschaftlichen Ausdehnung zu bekennen. Vorbereitet hat aber diesen Geschäftsreisenden auch wieder der deutsche Schulmeister, der jedem jungen Deutschen neben der allgemeinen Bildung eine gründliche Kenntnis fremder Sprachen beigebracht hat. Den unermeßlichen Wert dieser Sprachenkenntnis kann nur derjenige beurteilen, der selber im Auslande gelebt hat; jeder Deutsche bringt es ja nicht fertig, die Nationalsprache Voltaires oder Byrons so vollkommen sich anzueignen, daß man ihn für einen Eingeborenen der uns momentan feindlichen Länder halten könnte — aber jeder Deutsche versteht es, nach relativ kurzer Zeit die Sprache so zu erlernen, daß er sich verständlich machen und besonders die industriellen Erzeugnisse seines Landes bei dem fremden Käufer selbst anpreisen und unterbringen kann.

Den Geschäftsreisenden macht uns keiner nach; in den europäischen Staaten

ist sein Handwerk wohl nicht zu schwer, und wenn die Ware gut und geschmackvoll präsentiert erscheint, wird er sein Geschäft ohne Mühe abschließen. Aber dieser Pionier des deutschen Handels zeigt sich nicht nur in Frankreich, England oder Rußland — wir finden ihn neben Nordamerika in den entferntesten Provinzen Mexikos; in den sämtlichen Südstaaten der neuen Welt ist er heimisch — Indien, China und Japan haben für ihn keine Geheimnisse, und er eignet sich unverdrossen die schwierigsten Idiome der ganzen Welt an. Mit dieser, ihm fast allein zur Verfügung stehenden Gabe, die er durch Fleiß vervollkommnet, macht der Deutsche in allen Ländern sein Geschäft, und hierin ist er speziell dem Franzosen voraus, der den fremden Sprachen absolut kein Verständnis entgegenbringt und den fixen Gedanken hat, daß jeder Gebildete seine schöne Sprache zu erlernen habe. Wie selten findet sich ein französischer Commis - voyageur bereit, in fernen Gegenden Kundschaft für die heimischen Erzeugnisse zu suchen; wie schwer entschließt sich der junge Franzose, überhaupt im Auslande sprachliche und geschäftliche Kenntnisse zu sammeln, die ihm im eigenen Betriebe von Nutzen sein könnten. Wie kann es da Wunder nehmen, daß deutsche Industrie und deutscher Handel französische, selbst gleichwertige, Erzeugnisse übertrumpfen, dem Franzosen den ausländischen Markt streitig machen und des öfteren es erreichen, ihn vollständig auszuschalten. Zudem hat es dem Deutschen nie an Unternehmungsgeist und Wagemut gefehlt, um den kommerziellen Nebenbuhler am eigenen Herde zu bekämpfen, und unzählig sind die industriellen Gründungen, welche — meist unter französischer Flagge — von unseren deutschen Landsleuten in Frankreich bis zum Kriege ein blühendes Leben führten. Vernünftige Franzosen hatten an dieser ihnen im eigenen Lande erwachsenen Konkurrenz nichts auszusetzen — eine gewisse Anzahl freidenkender Franzosen akzeptierte es sogar, im Aufsichtsrat deutscher Gründungen neben Urdeutschen zu sitzen, um auf diese Weise ihre Arbeitsmethoden kennen zu lernen und schließlich ihr eigenes Land davon profitieren zu lassen. —

Einer unserer ersten rheinischen Großindustriellen erkannte schon vor Jahren mit weitem Blick die Notwendigkeit, der heimischen Industrie neue Erzgruben zu sichern, um den deutschen Hochöfen die nötigen Mittel zu ihrer Lebensfähigkeit zu verschaffen. Seinem geübten Auge entging es nicht, daß an der normannischen Küste und ihrem Hinterlande Erzgruben nur ihres Aufschlusses harrten, aber französisches Kapital nie das Risiko eines Mißerfolges laufen würde; er zögerte nicht, seine Kapitalskraft einzusetzen, und die von den Franzosen bis dahin unbekannten Methoden der Erzverarbeitung sicherten ihm einen Erfolg, den die Voreigentümer sich nie hätten träumen lassen. Aber französischer Neid hinderte ihn dauernd in dem vollständigen Ausbau seines Werkes, und er war schließlich genötigt, einen großen Teil des investierten Kapitals französischen Unternehmungen abzutreten, um die geschaffenen Werke lebensfähig zu erhalten, da ein gewisser Beamtenkreis diese Ausbreitung eines deutschen Großindustriellen im französischen Lande nur mit neidischem Auge sah und, wo es nur anging, ihr Steine in den Weg legte.

Der Krieg hat dieses Riesenunternehmen, welches sich bei friedlicher Fortarbeit zu einem Modellwerke deutsch-französischen Zusammenarbeitens hätte ausbilden lassen, bis auf weiteres brachgelegt; es hängt von den Bedingungen des Friedens ab, ob und auf welcher Basis es weiter bestehen kann.

Neben den politischen Motiven, auf welche wir in unserem ersten Artikel hinwiesen, sind es also kommerzieller Neid, industrielle Eifersucht gewesen, welche uns bei den Franzosen unbeliebt und schließlich verhaßt gemacht haben. Nur ein kleiner Teil der Vertreter des Handels und der Industrie jenseits der Vogesen hat es begriffen, wie vorteilhaft es für beide Teile gewesen wäre, deutsche Unternehmungslust mit französischer Unternehmungsmöglichkeit, oder genauer gesagt, Kapitalskraft zu paaren; die große Masse hat in dem Deutschen nur den lästigen Konkurrenten gesehen, der den französischen Kaufmann hinderte, wie bis vor Siebzig auf leichte Weise, durch die einfache Macht der Überlieferung, seine Artikel im Auslande abzusetzen. Noch viel tiefer sitzt dieses Gefühl beim englischen Kaufmann, und es ist nicht zu verwundern, daß neben den politischen Motiven einfacher Konkurrenzneid, Unmöglichkeit, sich den Anforderungen des modernen Geschäftsbetriebes anzupassen, Unwillen über den frechen Eindringling, der in (wie man glaubte) auf ewige Zeiten gepachtete Pfründe durch seine geschickten Commis-voyageurs erobernd eindrang, — Franzosen und Engländer schließlich sich gegenseitig in die Arme trieben.

Wie auf militärischem Gebiet der Deutsche es gelernt hat, sich auch gegen mehrere Feinde erfolgreich zu verteidigen, so zweifeln wir nicht, daß auch auf wirtschaftlichem und kommerziellem Gebiet es ihm gelingen wird, die Meute der ihn bekämpfenden Konkurrenten definitiv von sich abzuschütteln, und daß auch in der Zukunft Deutschland seinen Titel als erste industrielle Macht der Welt siegreich zu behaupten verstehen wird.

Professor Rudolf Goette: Der Weltkrieg als Führer zur Grundlegung eines Völkerrechtes.

Daß, gleich Rußland und Frankreich, auch England vornehmlich durch Beweggründe politischer Natur zum Angriff auf das Deutsche Reich geführt wurde, hat gründlich und knapp Friedrich Lenz in einer kleinen Schrift dargetan: „Ist Deutschlands Krieg ein Wirtschaftskrieg?" (Berlin 1915, Paetel.)

In einem Punkte fordert das Buch zur Betonung einer anderen Auffassung heraus. Der Verfasser scheint mir den geschichtlichen Beruf der bloßen Macht zu

überschätzen, wenn er auch in der Forderung nach einer „Ausmündung und Umsetzung des Machtgewinnes aus Krieg und Sieg in dauerhafte Formen der Staatskunst“ auf etwas Übergeordnetes hindeutet. Daß im Leben der Völker die Macht allerwege nach einem sittlichen Inhalte ringt, der ihr erst Berechtigung im höheren Sinne verleiht, mag dieser Inhalt nun als Gottesstaat, europäisches Gleichgewicht oder heilige Alliance erscheinen, habe ich in einem kurzen Aufsatz unter dem Titel: „Politik, Krieg und Sittengesetz“ (Neue Jahrbücher für Pädagogik, 1916, 2. Heft) darzulegen versucht. Sehr schön faßt R. Kjellén sein Urteil in dieser Frage zusammen („Großmächte der Gegenwart“, 11. Aufl., Lpg. 1916, S. 207): „Macht ist überhaupt nicht das letzte Wort der Geschichte, sondern Kultur.“ Ein sonst inhaltleeres Streben nach Macht an sich hat nirgends vor dem Gericht der Nachwelt bestanden. Davon empfinden auch die leitenden Gewalten im Bunde unserer Gegner etwas, wenn sie ihre Schuld am Kriege und ihre Verantwortlichkeit vor den Völkern mit Redensarten wie: „Kampf gegen den Militarismus“ (oder „gegen die preußische Militärkaste“, Asquith), „Kampf für das europäische Gleichgewicht“ oder „für die kleineren Völker“, „für Freiheit, Recht, Kultur oder Zivilisation“, oder auch „für wahre Kultur“ (russische Kundgebung) zu verschleiern trachten.

Der jetzige Krieg wird nicht nur durch die ungeheure Ausdehnung des Schauplatzes, durch die Riesenmassen der Kämpfer, durch die Furchtbarkeit und Neuheit der Kampfmittel in der Erinnerung später Zeiten leben. Der Einsatz, um den es geht, muß durch Jahrtausende hindurch den Blick auf die weitgestreckten Schlachtfelder richten, wo gestritten wurde und gestritten wird. Die zum Angriff gegen uns Verschworenen haben die Geister der Tiefe entfesselt. Machtgier hat zu einem Ringen der „Individuen gegen Individuen, Völker gegen Völker, Rassen gegen Rassen, Weltteile gegen Weltteile geführt“, wie es Eucken (Wahrheitsgehalt der Religion, 3. Aufl., S. 76) schon vor dem Weltbrande kennzeichnete; „die sogenannte öffentliche Meinung hat vielfach Echtes und Unechtes nicht unterschieden, sie ist wehrlos nicht bloß dem Starken, sondern auch dem Kecken, ja Frechen zum Opfer gefallen, so daß wir jetzt über die vermeintliche Summierung der Vernunft minder zuversichtlich denken dürfen“. Man wird durch Erscheinungen der Gegenwart auch an das Zukunftsbild erinnert, das einst Rocholl in dem phantastisch gehaltenen, zweiten Bande seiner (veralteten) Geschichtsphilosophie entwarf, wo er die Selbstauflösung der Kultur schildert, wo in einer Zeit der Gottentfremdung auch das Menschliche ausgelöscht erscheint, die Leidenschaft in den Formen grausiger Mischgestalten zwischen Mensch und Tier gegen den Geist der Wahrheit streitet. Wir sind bei einem entfesselten Individualismus des rücksichtslosen Machtverlangens angekommen, der sich in gleißende, lügnerische Hüllen zu kleiden versucht.

Gegen die deutsche Politik seit 1890 sind bei uns und anderswo vielerlei Anklagen erhoben worden. Man hat ihr, im Inlande besonders, Vertrauens-

seligkeit und Mangel an Stäte, im Auslande Rauheit und grobes Dreinfahren vorgeworfen. Ein sicheres Urteil über diese Dinge wird sich erst viel später gewinnen lassen. Ein Grundsatz ist jedenfalls von uns seit der Entstehung des Norddeutschen Bundes unabänderlich festgehalten worden: zu den Waffen nur dann zu greifen, wenn es das Dasein, die Unabhängigkeit, die Ehre des Volkes und Staates gebieterisch verlangen, d. h. nur einen gerechten Krieg zu führen. Diesen Grundsatz auch in schwieriger Lage nicht verleugnet zu haben, ist ein außerordentliches Verdienst unseres Kaisers. Wir haben aber mit unserer friedfertigen Gesinnung das vielfache Mißtrauen, womit man uns beehrte, bekanntlich nicht bannen können.

„Diu welt ist allenthalben ungenâden vol." — — — — — — — — — — — — — — —

Die Lauterkeit, mit der die Reichsregierung ihr Amt verwaltet hat, wird jedoch in Zukunft ihren Lohn finden; es wird sich zeigen, daß wir vor anderen berufen sind, der Welt zur Gesundung zu verhelfen.

Es gibt nur einen Weg, der zunächst einmal über die Verbrecherpolitik der Gegenwart hinwegführen kann: die Aufrichtung eines starken, mitteleuropäischen Staatenbundes. „Europa ist unter einen Druck geraten, der möglicherweise einmal stark genug sein wird, die mächtigen Tatsachen und Traditionen, welche es noch in rein souveräne Teilchen zersplittern, zu überwinden. In einem solchen Zusammenschluß erscheint aber Deutschland als der geographisch und kulturell natürliche Führer. Für Deutschland selbst würde das bedeuten, daß es als Verwalter des Erstgeburtsrechtes Europas den Weltherrscherberuf anträte und also die unermeßliche Kraftquelle ausnützte, die ihm bis heute zu fehlen scheint, den Glauben an eine solche Mission." (R. Kjellén, „Die Großmächte der Gegenwart", S. 204.) Der Verfasser des urteilstiefen Buches wirft uns also in Übereinstimmung mit deutschen Kritikern unserer Staatskunst Mangel an Selbstgefühl vor, mit dessen Erwachen er aber rechnet. Unsere Feinde überbieten sich jedoch in Warnungen vor Deutschlands tyrannischen Neigungen und finden hierin bei den Neutralen vielfach Zustimmung. Zur Entkräftung dieser Vorwürfe genügt es, auf allbekannte und unbestreitbare Tatsachen zu verweisen: auf die Haltung Preußens gegenüber den andern Bundesstaaten und die Haltung Deutschlands gegenüber den andern Dreibundmächten und der Türkei. Unsere Eignung zu föderalistischer Gestaltung muß sich in Zukunft auf weiterem Felde bewähren; wir sind befähigt und berufen, Grundsätze der Gerechtigkeit in der Politik zu verwirklichen. Vornehmlich die Besorgnis, daß ein starkes Deutschland schließlich der Ausbeuterpolitik Schranken entgegensetzen könnte, führte unsere Gegner zusammen; sie kämpfen gegen eine neue Ordnung in der Welt.

Das Recht des bloßen Buchstabens ist freilich in der Welt keineswegs siegreich gewesen, und nur unbelehrbare Toren faseln über den Trümmern des Ver-

gangenen von Sühne und Wiederherstellung. Wir streiten für etwas Höheres: für das Recht des Starken, Gesunden, sittlich Reinen, und das ist nach aller Erfahrung unbestreitbar, daß die schöpferischen, von einheitlichem Geist regierten Kräfte den Sieg gewinnen müssen über rohe Horden, Parasiten und entartete Geschlechter. Es gehört zum Beruf des deutschen Volkes, wie es ihn jetzt zu erkennen beginnt, der Selbstbestimmung reifgewordener Stämme und Nationen Förderung zu gewähren.

Nach dem Verbrausen der Kriegsstürme wird sich zweifellos ein Kampf um die Rechtfertigung der einzelnen Regierungen entspinnen; man darf einer großen schmutzigen Wäsche entgegensehen, die ja hier und dort schon begonnen hat, aber auch einem heftigen Streite um Fragen des öffentlichen Rechtes und der Kultur. Auch wird man, was bereits angekündigt wurde, nach einer besseren Sicherung des Friedens verlangen. Im Haag haben Vertreter der Regierungen ja schon mehrmals über solche Dinge beraten, sind aber nicht merkbar von der Stelle gekommen; die Freigabe des Meeres für friedlichen Verkehr im Kriege scheiterte an dem englischen Widerspruch, der Abrüstungsplan an seiner Undurchführbarkeit angesichts der politischen Lage. Wenn Regierungen und Völker aufrichtig nach einer Entspannung streben, werden sie auf den letzteren Plan in der nächsten Zeit nicht wieder zurückkommen dürfen; er setzt gegenseitiges Vertrauen voraus, das jedenfalls fürs erste nach den Erfahrungen des Weltkrieges nicht vorausgesetzt werden darf, und würde den Vorteil der größeren Masse zur stärksten Geltung bringen.

Die bisherigen völkerrechtlichen Abmachungen, die das überstaatliche Gewohnheitsrecht ergänzen sollten, enthielten immerhin für den Krieg Vorschriften im Sinne der Menschlichkeit; aber einmal schafft die Technik immer neue Hilfsmittel, mit denen nicht gerechnet wurde, dann aber setzt sich Leidenschaft über solche Vereinbarungen leicht hinweg (Dumdumgeschosse). Bevor ein weiterer Ausbau des Völkerrechtes in nennenswertem Umfange ersprießlich wirken kann, müßten bestimmte Bedingungen erfüllt sein: zunächst, wie schon hervorgehoben wurde, die Herstellung einer gewissen Ordnung im europäischen Staatensystem; dann aber müßte die deutsche Anschauung Gemeingut werden, die dem Kriege nur als einer Maßnahme politischer Notwehr Berechtigung zuspricht. Erfahrung und Selbstkritik werden sicher einmal die Erkenntnis zur unantastbaren, allgemeinen Überzeugung erheben, daß ein Staatsmann die denkbar schwerste Schuld auf sich lädt, der einem Eroberungskriege vorarbeitet oder ihn entfesselt, ebenso derjenige, der einen sogenannten Präventivkrieg unternimmt, einen Krieg, mit dem er zukünftigen Übeln bei scheinbar günstiger Gelegenheit begegnen will. Andererseits muß man sich darüber einigen, in welchen Fällen ein Staat von Gottes und Rechts wegen die Entscheidung der Waffen anrufen darf. Diesem äußersten Falle sollte aber künftig die Berufung eines Schiedsgerichtes vorhergehen. Ein überstaatlicher Gerichtshof, dem Einsicht in die Akten zustände, hätte außerdem nach Beendigung

eines Krieges festzustellen, ob und in welchem Maße willkürliche Eingriffe in das Recht anderer Staaten, Hintergehung, Wühlerei, Herausforderung oder Gewalt zum Bruche des Friedens geführt haben; er hätte zu untersuchen und kundzugeben, welche verantwortlichen Persönlichkeiten in dieser Beziehung eine Schuld trifft, und worin ihre Schuld besteht.

Die Bestrebungen, einen bedingungslosen Friedenszustand herzustellen, zielen jedenfalls über das gegenwärtig Erreichbare hinaus und sind zurzeit nicht geeignet, dem Fortschritt im öffentlichen Leben zu dienen. Wir wissen auch nicht, ob ein ewiger Völkerfriede überhaupt mit der menschlichen Anlage vereinbar ist. Die Erfahrung scheint eher gegen diese Annahme zu sprechen. Kant sagt einmal: „Der Mensch will Eintracht; aber die Natur weiß besser, was für seine Gattung gut ist; sie will Zwietracht." (Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht. Vierter Satz.) Ein Weltfrieden ist doch nur als Ergebnis einer Wandlung unserer Art denkbar. Die Fähigkeit zu einer solchen Änderung seiner Natur wird jedoch dem Menschen meist bestritten. (Vgl. Jul. Wolf, „Sozialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung", S. 11 ff.) Viele sind auch im Zweifel darüber, ob unter der zwangsweisen Erhaltung äußeren Friedenszustandes, ihre Möglichkeit vorausgesetzt, die Menschen innerlich gewinnen würden. Die Einengung des Heldentums und des Opfergeistes könnten die Art herabdrücken, das Große und Erhabene im Menschengeschlecht mindern.

Von diesen grundsätzlichen Fragen darf man aber einstweilen absehen. Die angedeuteten Bedenken sind zweifellos angebracht gegenüber einer krankhaften Scheu vor dem Einsatz des Lebens, wie gegenüber der zu hohen Einschätzung äußerer Güter. Doch ist die Berechtigung des echten Mitleids sicherlich unantastbar. Auch wird die sittliche Forderung, die Beziehungen unter den Staaten und Völkern soweit als möglich nach Grundsätzen der Gerechtigkeit zu regeln, anderen Rücksichten vorangehen müssen.

Ein an Erlebnissen unserer Zeit geübtes Augenmaß wird erkennen helfen, daß man auf dem Boden praktischer Bestrebungen in den nächsten Zeiten auf keinen Fall über die von mir angedeuteten Ziele hinausgehen kann. Sie werden nur dann erreichbar sein, wenn ein lauterer Wille die Herrschaft führt.

Legationsrat Dr. Jentzsch: Ausflüge in das Innere Griechenlands.

Bei der kurzen Schilderung meiner Reisen in das Innere Griechenlands, wo ich mehrere Jahre als Generalkonsul dienstlich tätig war, beginne ich mit einem Ausfluge von Athen zur Insel „Aégina" — nicht Aegina —. Bei der Fahrt mit einem griechischen Dampfer von Piräus aus fällt der Blick in die Bucht von Salamis, in der die griechischen Schiffe in der Nacht vor der ewig denkwürdigen Seeschlacht lagen, in welcher die persische Flotte vernichtet wurde. „Aeschylos", der selbst bei Salamis mitkämpfte, beschrieb die Schlacht und brachte sein Werk auf die Bühne. Aégina hatte in der Blütezeit etwa eine halbe Million Einwohner, daneben 4—500 000 Sklaven; nur Korinth wetteiferte mit ihm. Es handelte seine Erzeugnisse, Erzgeräte, Tonwaren, bis ins Schwarze Meer, nach Aegypten und in andere ferne Länder. Weit verbreitet waren seine Münzen; das äginetische Maß und Gewicht bildete die Grundlage des griechischen bis zur Zeit der Römer. Noch jetzt sind in Griechenland die Vasen in der Form gebräuchlich, wie sie im alten Aegina hergestellt wurden. Die Stadt erstreckt sich vom Kai aus in die felsige Insel hinein. Zu Pferde erreicht man in mehrstündigem Ritt eine gut erhaltene Tempelruine, nach Herodot ein „Tempel der Athene", in dorischem Stil. Der Blick von diesem Tempel über das Meer hinaus ist herrlich. Das reiche Aegina und seine Flotte — ein aeginetisches Schiff erhielt nach der Schlacht bei Salamis den höchsten Preis der Tapferkeit — waren den Athenern ein Dorn im Auge; ohne Bezwingung Aeginas war die Ausbreitung der Seemacht Athens unmöglich. Die Athener fanden einen Anlaß zu Streitigkeiten, zerstörten die Stadt, und Aegina mußte seine Kriegsschiffe ausliefern. Das Land wurde an attische Bürger verteilt.

Einen weiteren Ausflug von Athen aus unternahm ich über „Kloster Daphni", das im griechischen Freiheitskriege zerstört wurde, auf der „Heiligen Straße" entlang, von der noch Spuren vorhanden sind, nach Eleusis — die Griechen sagen „Elévsis". Auf der „Heiligen Straße" bewegten sich zur Zeit der Eleusinien die zu Ehren der Göttin Demeter, der Spenderin des Saatkorns und Lehrerin des Ackerbaues, veranstalteten Festzüge in nächtlichem Dunkel von der Athener Akropolis nach Eleusis. Eleusis ist eine der ältesten Ortschaften Attikas und war Hauptplatz des Demeterkultus. Ueberreste eines großen Tempels sind noch erhalten, über welchem die eleusinische Akropolis liegt, die in der Geschichte der dreißig Tyrannen eine Rolle spielte.

Die Fahrt nach „Akrokorinth" geht mit der Bahn vorbei bei dem alten Mégara über den Isthmus von Korinth und mit Wagen nach Alt-Korinth. Das alte Korinth war einst die glänzendste Handelsstadt Griechenlands; sie wurde von

den Römern zerstört und später durch Erdbeben völlig vernichtet. Jetzt sind von der antiken Stadt, die sich weit am Golf hinzog, nur einige Ausgrabungsstellen mit Straßen und Mauerresten vorhanden. Die amerikanische archäologische Schule hat dort gearbeitet. Von der unteren Stadt wendet sich der Weg hinauf zu Fuß oder mit Reittier nach der Burg „Akrokorinth", die noch Reste eines Heiligtums der Aphrodite aufweist. Gut erhalten sind die sich im Zickzack den Berg hinaufwindenden venezianischen Festungsmauern aus dem Mittelalter, mit einem Umfang von etwa 2 Kilometer. Vom Gipfel schaut das Auge nach Osten hinüber zur Insel Salamis und nach Aegina, bei klarem Wetter auch bis Athen und zur Akropolis. In anderer Richtung tritt der hohe „Parnaß" hervor, jenseits des Golfs, mit seinem schneebedeckten Haupte.

Auf der Fahrt von Korinth nach Patras halten wir an der Station „Dhiákophto" und fahren von dort mit der Zahnradbahn durch enge Schluchten und viele Tunnel zu einem Haltepunkt, von dem man zu Fuß oder mit Reittier hinauf gelangt zum „Kloster Megaspilion"; letzteres gilt als das bedeutendste Kloster Griechenlands. Es ist in eine tiefe, weite Höhlung hineingebaut, an einer schroffen Felswand. Seine Gründung wird in das vierte Jahrhundert verlegt. Ein in der Klosterkapelle befindliches Wachsbild der heiligen Jungfrau wird dem Evangelisten Lukas zugeschrieben. Nach einer Legende ist das Bild von einer Hirtin in der Klosterhöhle gefunden worden. Das Kloster wird von mehr als hundert Mönchen bewohnt. Auf der Höhe desselben liegt ein Hotel mit erträglicher Unterkunft. Wegen der erfrischenden Höhenluft halten sich Gäste dort auch längere Zeit auf.

Von Patras, wo ich die Besitzung „Gutland" der Deutschen Weinbau-Gesellschaft „Achaja" besuchte und mehrere Weine, wie „Mavrodaphni" und andere, ausprobierte, fuhr ich mit der Peloponnesbahn über Pyrgos nach „Olympia". Ohne Olympia und Delphi gesehen zu haben, sollte man von Griechenland nicht scheiden. Meine ersten Schritte in Olympia lenkten sich dem Museum zu, wo ich den „Hermes des Praxiteles" bewunderte. Der Marmor dieses Kunstwerks in bläulicher Farbe ist von wunderbarer Klarheit und Durchsichtigkeit, die Arbeit bis ins kleinste ausgeführt; hervorragend schön ist der Kopf, mit dem Ausdruck vollendetster männlicher Schönheit. Ich bin nicht Kunstkritiker genug, um das Kunstwerk in allen Richtungen und in vollgiltiger Weise beschreiben zu können. Alle Beschreibung bleibt weit zurück hinter dem bezaubernden Eindruck, den die Statue bei persönlichem Anschauen hinterläßt. Zu erwähnen ist ferner eine Statue der „Nike", der Körper in kühner Schwingung. Außerdem enthält das Museum eine große Anzahl von Kunstgegenständen, die in den Tempelruinen gefunden wurden. In der Eingangshalle sehen wir eine Büste von Ernst Curtius, der sich um die Ausgrabungen in Olympia hohe Verdienste erworben hat. Olympia war ein heiliger Bezirk mit Tempeln, öffentlichen Gebäuden und nur wenigen Wohnhäusern. Während eines mehr als tausendjährigen Zeitraums standen die

hier von den Griechen aller Staaten und Stämme zu Ehren des Zeus abgehaltenen Spiele in allgemeinem Ansehen. Die Spiele galten als Nationalfest und brachten die Zusammengehörigkeit des Hellenentums zum Ausdruck; sie bestanden in Wettlauf, Diskuswurf, Ringkampf, Faustkampf, Wagenrennen usw. In größter Blüte waren die olympischen Spiele nach der Zeit der Perserkriege. Von dem Kronoshügel, den ich erstieg, sieht man hinab auf den Flußlauf des „Alpheios" und auf das weite Ruinenfeld von Olympia. Von den dortigen Ausgrabungen ist besonders zu erwähnen der Tempel des Zeus, der das berühmte 40 Fuß hohe Goldelfenbeinbild des Zeus von Phidias enthielt; ferner das „Heraeon", angeblich der älteste Tempel, der auf griechischem Boden gefunden wurde; er wird von Pausanias, dem Bädeker der alten Zeit, erwähnt, der Olympia um die Mitte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. besuchte. Im Heraeon wurde der Hermes entdeckt. Von den Ausgrabungsstellen sind noch besonders bemerkenswert: das „Stadion", das nur zu einem Teile aufgedeckt ist, und das große „Gymnasion", welches als Uebungsplatz für die Ringer, Läufer, Faustkämpfer usw. diente. Pausanias führt ferner eine Anzahl von Schatzhäusern auf, die zur Aufbewahrung von Weihegeschenken einzelner Städte und Staaten, von Ehrenwaffen usw. dienten.

Von Olympia fuhr ich mit der Bahn eine Strecke am Meere entlang, durch das fruchtbare, an Feigen- und Olivenbäumen reiche Messenien nach Kalamáta. Ja, der Reichtum und die Fruchtbarkeit Messeniens hat die Spartaner zu den Kriegs- und Raubzügen veranlaßt, die zur Vernichtung und Unterwerfung des Landes unter das spartanische Szepter führten.

Die Bahn von Kalamata zurück nach Athen durch das steinige Arkadien bewegt sich auf großen Anhöhen und läßt in der Ferne den hohen „Taygetos" durchblicken; sie berührt Tripolitza, das alte Argos und Korinth.

Die Fahrt nach Delphi geht von Athen bezw. von Piräus zwischen Salamis und Aegina hindurch mit dem Dampfer nach dem Hafenplatz Itéa am Golf von Korinth; dann hinauf zu Fuß oder mit Wagen durch dichte Oelwaldungen und Weinberge nach dem Dorfe Kastri, das neben der Ruinenstätte von Delphi liegt. Schon von ferne tritt die tiefe Schlucht mit der kastalischen Quelle hervor, in der die Pilger sich vor der Orakelbefragung waschen mußten. Delphi war der Hauptsitz des Apollokultus und Mittelpunkt der ältesten Vereinigung griechischer Staaten, der sogen. „delphischen Amphiktyonie". Mit dem Heiligtum war ein Orakel verbunden, das bei Gesetzgebungen, vor Beginn eines Krieges sowie bei allen größeren Unternehmungen befragt wurde. Die Ausgrabungen haben einen beträchtlichen Teil der Gebäude und Denkmäler freigelegt. Der von mir eingesehene Pausanias führt sie zahlreich auf; wenn er auch vieles bringt, was kaum von Interesse ist, so bleibt Pausanias doch eine wertvolle Quelle für die griechische Altertumsforschung, aus der auch unsere Archäologen schöpfen. Stundenlang kann man umherwandern auf dem Trümmerfeld von Delphi, auf der dortigen

„Heiligen Straße", deren Pflaster noch gut erhalten ist, vorbei an den verschiedenen Schatzhäusern, die viele alte Inschriften aufweisen. In der Halle des Apollotempels stand der goldene Dreifuß mit dem Sitz der weissagenden Jungfrau, deren nur dem Eingeweihten verständliche Laute von den Priestern in hexametrischer Form wiedergegeben wurden. Das Theater, das Stadion in Delphi sind gleichfalls gut erhalten. Auf einem Stein im Stadion ist noch eine Inschrift eingegraben, mit dem Verbot, Wein in den Bezirk des Stadions zu bringen. In dem mit der Ruinenstätte verbundenen Museum sind Ausgrabungsstücke von größtem Wert aufbewahrt; so der „Wagenlenker", eine gut erhaltene Erzstatue, die in der Nähe des Theaters gefunden wurde. Jeder, der Griechenland bereist, um sich an antiken Kunstschätzen zu ergötzen, wird das herrliche, das großartige Delphi aufsuchen. Den Rückweg nach Itéa nahmen wir zu Fuß über Gestrüpp und Gestein. Zu achten ist auf bösartige Hirtenhunde, die viel auf freiem Felde in Griechenland umherlaufen. Der Dampfer fährt von Itéa nicht direkt nach Athen zurück; es ist vielmehr ein Dampfer nach Patras zu benutzen, von wo aus man dann zu Schiff oder mit der Peloponnesbahn nach Piräus bezw. Athen zurückkehrt.

Von meinen Ausflügen nach dem Peloponnes ist mir besonders derjenige nach Mykenae, Tiryns und Nauplia in bester Erinnerung. Mykenae, der Herrschersitz des Agamemnon, bestand aus der Burg mit einer ausgedehnten Unterstadt. Die Burg mit dem Löwentor, dem Grab des Agamemnon und der Klytemnestra, ist gut erhalten; von der Burg aus schweift der Blick weit über die nach Homer rossereiche argivische Ebene; noch jetzt kann man sich von Mykenae und seiner Lage aus der trojanischen Zeit ein deutliches Bild machen. Schliemann hat erfolgreiche Ausgrabungen in Mykenae unternommen; die in den Gemächern enthaltenen Goldbekleidungen von Wänden sind mit goldenen Bechern und anderen Fundstücken im Athener Nationalmuseum aufbewahrt. Die Burg ist kyklopischer Bauart, die großen Quadern sind aber schon behauen. Noch älter als die Burg des Agamemnon ist die Burg Tiryns, in der Nähe von Nauplia, in zweistündiger Wagenfahrt von Mykenae zu erreichen. Tiryns gehört der vortrojanischen Zeit an; die Gänge, Galerien, Mauern, durch Aufschichten großer Felssteine hergerichtet, sind gut erhalten; sie sind gleichfalls kyklopischer Bauart, doch sind die Steine noch unbearbeitet, nicht geglättet, wie in Mykenae. In Tiryns arbeitet das Athener deutsche archäologische Institut; noch vor einiger Zeit wurde ein wohlerhaltenes menschliches Skelett dort aufgefunden.

Das nahe Nauplia, am Golf von Nauplia gelegen, wird von der Feste Palamides beherrscht, zu der man auf etwa 900 Stufen, vom Winde umbraust, hinaufklimmt. Palamides, von den Venezianern erbaut, dann im Besitz der Türken und später von den Griechen erobert, ist jetzt Gefängnis für die schwersten Verbrecher; oben auf ebenem Platze wird im Gebrauchsfalle die Guillotine aufgestellt. Unweit vom Gestade Nauplias liegt eine kleine Insel „Burzi", zu

der ein Erlaubnisschein der Kommandantur Zugang verschafft. Ich fuhr mit meinem Dragoman im Boot in 20 Minuten hinüber; wir wurden schon aus der Ferne mit Ferngläsern von Soldaten beobachtet. Auf der kleinen felsigen Insel befinden sich 2 Mörder, die als Scharfrichter dienen; Blutrache soll sie zum Morde veranlaßt haben. Der eine stammte aus Sparta, der andere aus Tripolitza. Sie erhalten vom Staat, wie mir erzählt wurde, monatlich 240 Frcs.; einer stattete mit seinen Ersparnissen arme Mädchen zur Heirat aus. Jeder hatte ein gut eingerichtetes Zimmer. Bei Hinrichtungen werden sie hinübergeschafft unter starker militärischer Bewachung nach der Feste Palamides, wo sie ihres Amtes walten, in schwarzen Umhang gehüllt, mit zwei Einschnitten für die Augen. Der eine der Mörder sollte demnächst entlassen werden; dabei wird er aber für vogelfrei erklärt und kann von jedermann erschlagen werden.

In Nordgriechenland besuchte ich wiederholt Volo, am Golf von Volo, mit dem Dampfer von Piräus bei Laurion vorbei, mit den schon aus dem Altertum bekannten Silberbergwerken. Weithin sichtbar ist auf der Fahrt der Tempel des Poseidon beim Kap Sunion. Zu erwähnen ist der Hafen von Volo, der sehr lebhaft und für den Handel nach Thessalien von Bedeutung ist. Im übrigen bietet Volo außer einigen Ausgrabungsstücken mit Fresken, deren Farben, besonders das Rot, wunderbar erhalten sind, nichts bemerkenswertes. Abwechselung, mit reichen Ausblicken auf das Meer und die thessalische Ebene, gewährt die 1 bis 2stündige Fahrt hinauf nach „Portariá", einem Flecken, den die Griechen als klimatischen Kurort zur Sommerzeit benutzen. Es gibt dort einen gut geleiteten Gasthof, und das Wasser auf Portariá ist das wohlschmeckendste, was ich von Griechenland kenne. Die Griechen sind große Wasserfreunde; zu jeder kleinen Schale Kaffee wird eine große Flasche Wasser gereicht.

Von Volo machte ich einen Abstecher in das Tal Tempe, eine Gebirgsschlucht zwischen den hohen Bergen „Ossa" und „Olympos"; durch die Schlucht fließt der „Peneios", mit üppiger Vegetation von Platanen, wilden Feigenbäumen und an Felsen hochkletterndem Efeu.

Einen weiteren Ausflug unternahm ich von Volo nach Larissa, der Hauptstadt Thessaliens, der Fruchtkammer von Griechenland. Larissa hat völlig orientalischen Charakter. In lebhafter Erinnerung ist mir der Blick von einem erhöhten Platze aus nach dem Gebirgszuge des Olympos, der damaligen türkischen Grenze, wo türkische weiße Blockhäuser zu erkennen waren. Das ist die Gebirgsgegend, in welcher der deutsche Ingenieur Richter von Räubern, unbekannt ob türkischen oder griechischen, lange Zeit gefangen gehalten wurde. Eine Hitze von 30—40 Grad Réaumur und die peinliche Moskitoplage, durch welche ich mir Malaria zuzog, veranlaßten mich, in direkter, mehr als zwölfstündiger Fahrt nach Athen zurückzukehren. Diese Strecke geht durch schöne waldreiche Gegenden und vorbei an vielen althistorischen Plätzen, wie die Thermopylen, Chaeronea — mit

dem kolossalen Denkmal des „Löwen von Chaeronea" —, vorbei an Theben, der Stadt des Epaminondas.

Schließlich erwähne ich noch meinen Ausflug nach Corfu, dem alten „Kerkyra", der Insel der Phäaken, auf der Odysseus bei seiner Heimreise nach Ithaka ans Land geworfen wurde, und wo er die Bekanntschaft der lieblichen Königstochter Nausikaa machte.

Ich weilte einige Tage auf Corfu in seinem warmen wohltuenden Klima, in seinen Waldungen südlicher Vegetation mit erfrischender Seeluft; auch die Kaiservilla „Achilleion", die steil am Meere in üppiger Blumenpracht gelegen ist und herrlichste Fernsichten bietet, besuchte ich. Die vor dem Schloß aufgestellte Broncestatue des „Achilleus" ist schon weithin vom Schiffe aus sichtbar. Corfu ist durch so vielfache Beschreibungen und Schaustellungen bekannt geworden, daß ich von näherer Schilderung dieses zauberhaften Inseleilands absehen kann.

Professor P. Sickel: Die Tragik des menschlichen Erkennens.

Bezeichnend für den Geist unserer gegenwärtigen Kultur ist eine scheinbar höchst widerspruchsvolle Bewertung des Wissens. Für die Ausbildung zu den bürgerlichen Lebensberufen, auch den rein praktischen, verlangt man eine immer umfangreichere theoretische Begründung. In der Entstehung von Schulen, die der Vorbereitung auf praktische Fächer jeglicher Art dienen, findet dieses Streben seinen Ausdruck, und die Bereitwilligkeit, mit der die große Masse des Volkes die gebotenen Bildungsmittel benutzt, deutet auf eine allgemeine Neigung zum theoretischen Wissen hin. Diese in der breiten Ebene der Menschheit deutlich hervortretende Bewertung des Wissens verliert aber an Sicherheit, jemehr man sich den Höhen philosophischer Forschung nähert. Hier zeigen sich seltsame Schwankungen in der Beurteilung des menschlichen Erkennens. Während nämlich der Nutzen des Wissens für die praktische Bewältigung des Lebens kaum einem Zweifel ausgesetzt ist, stellen sich schwere Bedenken ein, sobald man nach dem Werte unserer Wissenschaft für eine wirkliche Erkenntnis von Welt und Leben fragt.

Daß eine Zeit, in welcher der technische und wirtschaftliche Aufschwung vorzüglich den Blick der Menschen auf sich lenkt, dazu geneigt sein wird, alles Denken unter den Gesichtspunkt des Nutzens zu stellen, ist begreiflich. Aber die teilweise Berechtigung einer solchen Anschauung kann doch niemals das tiefere Bewußt-

sein auslöschen, daß dem Geiste ein ursprünglicher Erkenntnisdrang innewohnt, der, unbekümmert um Nutzen oder Schaden, sich nach eigenen Gesetzen betätigen muß. Auch zeigt die Geschichte, daß kaum eine menschliche Anlage einer solchen fortschreitenden Vervollkommnung fähig ist, wie der Intellekt. Wenn trotzdem der Wert der Wissenschaft für das Leben so oft in Zweifel gezogen wird, so kann der Grund dafür nicht allein in utilitaristischen Strömungen liegen, sondern muß in eigenartigen Verhältnissen des Erkenntnisvorganges selbst zu suchen sein. Ihre Darstellung stößt auf mannigfache Schwierigkeiten, da gerade das Wesen der Erkenntnis einen der wichtigsten Streitpunkte des heutigen philosophischen Denkens bildet.

Zwar über den nächsten, gewissermaßen empirischen Zweck unseres Erkennens dürfte ziemliche Übereinstimmung herrschen. Die verschiedensten Richtungen werden zugeben, daß wir uns durch unsere Erkenntnis zunächst in dem Chaos der auf uns eindrängenden sinnlichen Eindrücke zurechtfinden wollen; und dies geschieht dadurch, daß unser Geist die mannigfaltigen Empfindungen der Sinne sofort in eine bestimmte Ordnung bringt. Er vereinigt die Sinneseindrücke des Grünen, der halbrunden Form, des Glatten, Harten usw. zur Einheit eines Gegenstandes, nämlich eines Blattes. Die Sinne allein leisten überhaupt nichts, sondern arbeiten nur in Verbindung mit dem Verstand. Selbst solche Wahrnehmungsfetzen, wie sie auf futuristischen Gemälden aus einer irrtümlichen psychologischen Auffassung dargestellt worden sind, gibt es nicht. Der Verstand prägt sein eigenes Wesen allem Äußeren auf; er benutzt zweifellos Anregungen der Außenwelt, kann auch aus ihnen nichts machen, was ihnen ganz wesensfremd wäre; aber eine Auffassung oder „Erfahrung" von Dingen ist nur dadurch möglich, daß er die unendliche Vielheit der Sinneseindrücke nach seinem eigenen Wesen formt und ordnet; und dieses eigene Wesen besteht in der Einheit. Wir „schaffen" aus dem zufällig Vielen, das uns die Sinne bieten, den in sich notwendig zusammenhängenden einen Gegenstand. Am Anfange des Erkenntnisvorganges steht also schon dieser alles Sein und Denken durchwallende Gegensatz von Vielheit und Einheit, dieses tiefste aller Lebensrätsel. Es liegt darin die ursprünglichste Fähigkeit unseres Geistes, daß wir nämlich das Mehrere, Unterschiedliche, Getrennte zu einer Einheit zusammenfassen können, und zwar nicht zur zahlenmäßigen Einheit, sondern zur Einheit als innerer Übereinstimmung und Gesetzlichkeit. Auf diese synthetische Tätigkeit des Geistes nachdrücklich hingewiesen zu haben, ist Kants unsterbliches Verdienst. Sie ist tatsächlich die grundlegende Betätigung unseres Verstandes, die vom niedrigsten Denkakte an bis zu den höchsten wissenschaftlichen und künstlerischen Schöpfungen wirksam ist.

Es läßt sich eine dreifache Synthese unterscheiden. — Schon auf der vorwissenschaftlichen Stufe der Erkenntnis bleibt das synthetische Verfahren nicht bei der Bildung von einheitlichen Gegenständen stehen, sondern schreitet weiter dazu, mit Hilfe der Vergleichung und Abstraktion ähnliche Gegenstände zu Grup-

pen zusammenzufassen: viele Wesen mit teilweise übereinstimmenden Merkmalen werden als „Tier" bezeichnet. Es bilden sich die Allgemeinbegriffe, bei deren Entstehung bekanntlich die Sprache eine wesentliche Rolle spielt. Auch in der Mannigfaltigkeit der Dinge vermag sich unser Verstand nur zurechtzufinden, indem er sie unter gewisse Einheiten ordnet. Wenn bei Allgemeinbegriffen wie Tier, Mensch usw. der Nutzen und die praktischen Bedürfnisse des Lebens wesentlich mitsprechen, so verdanken andere höchste Begriffe ihre Entstehung mehr mythologischen Vorstellungen, so die Begriffe der Welt, des Alls, Gottes, die sich ja schon bei Völkern niedrigster Kultur vorfinden.

Diese eigenartige Veranlagung unseres Geistes, die Wirklichkeit der Dinge gewissermaßen mit einem Gebäude von Gedankenbegriffen zu überbauen, die aus dem Gegebenen abgelesen und doch wieder von ihm ganz getrennt zu sein scheinen, hat einen gewaltigen Eindruck auf die emporstrebende Philosophie der Griechen gemacht. Denn der sinnlichen Wirklichkeit war damit eine selbständige höhere Welt gegenübergestellt, in der eine Ordnung und Gesetzmäßigkeit herrschte, die man in der Welt der Sinnendinge vergebens suchte. Hier stand an der Spitze ein höchster Begriff: das Sein; und ihm waren in bestimmter Stufenfolge alle übrigen untergeordnet, bis hinab zu den Einzelbegriffen. Eine doppelte bedeutungsvolle Wendung war mit dieser Anschauung, die wir gewöhnlich Platonismus nennen, getan. Einmal war der Gedanke der Realität und damit des Wertvollen von der unmittelbar gegebenen und gegenwärtigen Wirklichkeit auf jene Idealwelt der Begriffe übertragen: ihr gegenüber galt das endliche und veränderliche Dasein als bloße Scheinwelt und daher als wertlos; und ferner wurde die Begriffspyramide nicht mehr von unten nach oben aufgebaut, sondern von oben nach unten konstruiert: der höchste Begriff war zugleich der sicherste; von ihm aus ließen sich erst die niederen Begriffe verstehen. Damit war das „Jenseits" der Welt — nicht geschaffen, denn es ist eine ewige Vorstellung des Geistes — wohl aber verdinglicht. Die Synthese alles Seins war vollendet, zugleich aber die Begriffswelt von der Wirklichkeit getrennt. Hier liegen die Grundrichtungen des griechischen sowie des mittelalterlichen Denkens.

Gegenüber dieser zweiten Form, nämlich der spekulativen Synthese, bezeichnete die neuere naturwissenschaftliche wiederum eine vollständige Wendung, insofern sie von unten aufbaute. Man ging von der einzelnen Erscheinung aus, vom Fall der Körper. Galilei fand, daß alle verschiedenen Fallerscheinungen sich ein und demselben Gesetze unterordneten. Kepler konnte dieses Gesetz auf die Bewegung der Himmelskörper ausdehnen; und Newtons Hypothese unterwarf ihm auch das Wirken der kleinsten Körperteilchen. So wurde die Synthese immer umfassender. Ja, man versuchte schließlich alles Geschehen, selbst das geistige, als Bewegung materieller Teile zu erklären. Ähnlich wies Ampère nach, daß magnetische Erscheinungen als elektrische anzusehen seien, und Maxwell und Hertz stellten wieder die Synthese zwischen elektromagnetischen und optischen

Vorgängen her. Und auf diesem Wege, die verschiedenen Formen des physikalischen Geschehens zur Einheit derselben Gesetze zu vereinigen, schreitet die moderne Wissenschaft beständig weiter.

Aus dem Gesagten wird es klar, daß der Grundtrieb alles Denkens, sowohl des auf praktische Zwecke gerichteten, wie des rein wissenschaftlichen, darauf hinausgeht, eine Mehrheit von Einzelheiten unter allgemeine Gesichtspunkte zu bringen, d. h. zu umfassenden Begriffen zu gelangen. Denn der Begriff bedeutet Herrschaft und Macht über die Dinge. In jedem Einzelnen ist er wie ein Merkmal enthalten und schwebt doch in ruhender Selbstgenugsamkeit über den Niederungen der Wirklichkeit. In ihm besitzen wir ein Mittel, uns in die Dinge zu versetzen und zugleich uns über sie zu erheben.

Es fragt sich nur, was die Begriffswelt für die Erkenntnis von Welt und Leben eigentlich leistet. Stellt man sich das System der Begriffe als Pyramide vor, so gipfelt es sich von der breiten Grundlage der Einzeldinge allmählich zu immer höheren, allgemeineren Ideen empor und endigt schließlich mit dem allgemeinsten Begriffe, der alle andern umfaßt, mit dem Begriffe des „Sein". Nicht in langsamem, vorsichtigen Emporklimmen ist das menschliche Denken zu ihm gelangt; sondern schon die frühe griechische Spekulation erhob sich in kühnem Schwunge zu der schwindelnden Spitze der Pyramide und stellte die Frage: Was ist das „Sein"? Nun überlege man, auf welche Weise man solche Fragen nach dem „Was" eines Dinges beantworten kann. Entweder gibt man eine wissenschaftliche Definition, in der man den niederen Begriff durch einen höheren mit Hinzufügung der unterscheidenden Merkmale erklärt, z. B. das Tier ist ein organisches Wesen mit diesen und jenen Eigenschaften. Offenbar ist eine solche Definition beim Begriffe des Seins unmöglich, da wir ja an der Spitze der Pyramide stehen und nicht höher emporsteigen können. Oder aber wir geben zur Erklärung eines Begriffes seine Unterarten an. Dies ist die kindliche Weise, Begriffe zu erläutern. Auf die Frage: Was ist ein Tier? wird das Kind meist antworten: Eine Katze, ein Hund, ein Pferd. Und diese Art ist die einzige, die uns beim Begriffe des Seins noch zur Verfügung steht. Wir können eben von der Spitze der Pyramide nur wieder hinabsteigen, um uns hier an irgendeinen Begriff zu halten, der zur Deutung des Weltalls besonders geeignet erscheint. So lehrte der älteste jonische Naturphilosoph, alles sei aus dem Wasser entstanden, und die neuere Philosophie gibt uns Antworten wie: Das Sein ist Denken, das Sein ist Wollen, oder: Das Sein ist Entwickelung.

Wir erkennen hier deutlich eine doppelte Richtung des Denkens: durch inneren Einheitsdrang wird es zu immer höheren Ideen emporgetrieben; aber eine entgegengesetzte Kraft zieht es wieder nach unten. Auf das, was wir überwinden wollten, werden wir immer wieder zurückgeschleudert.

Aber noch von einer anderen Seite läßt sich die Eigenart des begrifflichen Denkens betrachten. Was sollten doch die Allgemeinbegriffe letzthin leisten?

Nichts anderes als Erkenntnis der Wirklichkeit, des Lebens. Wie stehen sie aber hierzu? Nur Individualbegriffe wie Sokrates, Athen, Olymp bezeichnen etwas relativ Bestimmtes. Je höher wir in den Begriffen emporsteigen, desto allgemeiner, inhaltsärmer werden sie. Gerade die höchsten Begriffe, wie etwa Kraft, Pflicht, Schönheit, Güte, Liebe, schwimmen in einem Nebel von Unbestimmtheit. Die Physik, die von allen Wissenschaften in der Neuzeit die gewaltigsten Fortschritte gemacht hat, sucht zu immer allgemeineren Formeln zu gelangen, durch die sie die Wirklichkeit des Geschehens erklären will. Aber je weiter sie damit kommt, desto mehr entfernt sie sich von dem, was sie eigentlich begreifen wollte, von der Natur. Schließlich bleibt auch hier nur die allgemeingültige, aber auch gleichgültige Formel, eine neue platonische Idee, die in einem Jenseits der Natur ihr Gedankendasein hat. Wo bleibt alle qualitative, individuelle Verschiedenheit des physischen Geschehens? Je tiefer wir auf mathematischem Wege in die Natur einzudringen suchen, desto weiter weicht sie vor uns zurück. Der Begriff verdünnt und verflüchtigt die Wirklichkeit, statt sie zu ergreifen. „Es gibt keinen Weg zur Natur der Dinge, der nicht von ihnen zu entfernen schiene." (Hebbel.) Wenn wir die Welt durch allgemeine Begriffe zu erkennen streben, so gleichen wir einem Luftschiffer, der die Oberfläche der Erde erforschen will. Ihm entfaltet sich bald eine große Menge von Dingen, die er mit einem Blicke zu umfassen vermag. In dem Wunsche, weitere Umschau zu halten und durch den Reiz des freien Schwebens verlockt, erhebt er sich immer höher, wird aber bald gewahr, daß sich alle Einzelheiten verwischen und schließlich ganz aus seinen Augen verschwinden. Um aber seine Forschung wirklich zu fördern, muß er sich zur Erde herablassen, um hier mit mühsamer Kleinarbeit zu beginnen.

Das Gefühl, einer verstiegenen Spekulation gegenüber wieder der nüchternen Betrachtung der Wirklichkeit, von einer weltfremden Wissenschaft sich wieder dem Leben zuwenden zu müssen, hat die Menschheit wiederholt ergriffen. Der mittelalterlichen Weltanschauung gegenüber trat diese Richtung besonders stark in Bacon hervor, der seinen ganzen Spott über die idealistischen Hirngespinste ergoß und Plato einen theologus mente captus nannte. Man dürfe die Welt nicht in die engen Fesseln des Verstandes einzwängen, sondern umgekehrt müsse der Verstand in die Weiten und Tiefen des Lebens hineingeführt werden. Ganz ähnliche Gedanken sind im heutigen Pragmatismus wirksam, der bezeichnenderweise wieder eine Schöpfung des angelsächsischen Geistes ist. Unmittelbar das Leben selbst in all seinen Äußerungen will man hier erfassen, statt eine Gedankenkonstruktion zu entwerfen, die bestenfalls ein perspektivisch verschobenes und farbloses Bild des Lebens geben kann. Daß solche Bestrebungen in vielen Gemütern lauten Widerhall finden, ist nicht verwunderlich. Der reine Erkenntnistrieb aber wird durch diese Lehre unbefriedigt bleiben. Denn wird der Begriff des Lebens in den Mittelpunkt gerückt, so erscheint ihm gegenüber das Erkennen nur als ein Mittel zum Zwecke des Lebens und ist auch nur aus seiner Leistung für das Leben

zu begreifen. Gedanken, die sich auf die Dauer bewähren, d. h. zu richtigem Handeln führen, gelten hier als wahr. Nicht ein an sich Wahres gibt es, sondern nur ein für das Leben brauchbares Wissen. Und wir können nicht sicher sein, ob das, was sich bis heute als wahr erwies, vielleicht nach fünfhundert Jahren nicht mehr wahr ist. So schwindet bei dieser Anschauung der Begriff einer wahren, allgemein gültigen Erkenntnis überhaupt dahin. Die Kluft zwischen Leben und Wissen, die überbrückt werden sollte, tut sich von neuem auf. Konnten wir von der Begriffswelt nicht zur Wirklichkeit gelangen, so ist uns hier der Übergang vom wirklichen Leben zu einer an sich geltenden Wahrheit verwehrt. Wir drehen uns wie im Kreise herum, ohne den Mittelpunkt, die Einheit von Leben und Wissen erreichen zu können. Wir haben das Gefühl, das Hebbel in den Worten zusammenfaßt: „Die Philosophie hat die Peripherie um das mysteriöse Zentrum enger und enger zusammengezogen, aber der Sprung von der Peripherie ins Zentrum ist noch nicht geglückt."

Immer noch schaut uns das Leben mit rätselvollen Sphinxaugen an. Etwas Unbegreifliches, Geheimnisvolles, ja Furchtbares verbirgt sich hinter dem leicht zerreißbaren Gewebe logischer Gesetzmäßigkeit, das wir so gern darüber breiten. Während frühere Denker das „Wesen" der Dinge zu durchschauen wähnten und noch Hegel die Welt für verwirklichte Vernunft erklärte, bedrückt uns heute mehr denn je das Bewußtsein, daß es im Kern des Lebens etwas gibt, was sich allem Wissen entzieht. Diesem irrationalen Bestandteil mußte sogar Kant, im Grunde doch strenger Rationalist, in seinem Systeme einen Platz gönnen. Sein „Ding an sich", das wir setzen müssen, und das doch niemals Gegenstand der Erfahrung werden kann, bedeutet die Anerkennung einer Welt, die uns auf ewig verschlossen bleiben wird. Psychologisch betrachtet, ist dieser Grenzbegriff der Ausdruck für das Schwanken unseres Geistes, der das innere Wesen der Dinge zu erfassen sucht und doch wieder wie von einer undurchdringlichen Mauer zurückgestoßen wird. Nach Kants eigenen Worten ist Metaphysik eine Naturanlage der Vernunft, der wir ebenso wenig verbieten können, sich zu betätigen, wie man einem Menschen das Atmen verbieten kann, weil er dabei auch schlechte Luft einatmen wird. Also ein Erkenntnistrieb, der notwendig zum Falschen geführt wird, der bestenfalls die Einsicht in seine eigene Beschränktheit erreicht! Die tragische Färbung, die eine solche Philosophie an sich trägt, hat Kant selbst zwar nicht so sehr empfunden, da sein Geist wesentlich auf strenge Trennung der Gebiete gerichtet war und in der kritischen Sonderung des Erkennbaren vom Unerkennbaren eine Befriedigung fand, die den klaffenden Zwiespalt seiner Weltanschauung einigermaßen verdeckte. Kants Geist war eben mehr mathematisch-wissenschaftlich als kulturell eingestellt.

Uns aber bliebe das trostlose Bewußtsein, einer Welt gegenüberzustehen, die auf ewig allen Anstrengungen der Erkenntnis spotten wird. Alle höheren Begriffe, die über das sinnlich Wahrgenommene hinausgehen, alle Ideale, zu denen wir

vertrauensvoll emporschauen, sind bloße Einbildungen, „Fiktionen". Es ist zwar praktisch notwendig, so zu handeln, als ob sie beständen; aber unser Wissen sagt uns: sie bestehen in Wirklichkeit nicht. Daß ein moderner Denker, Vaihinger, der durch Kant hindurchgegangen ist, zu so skeptischen Ergebnissen kommen mußte, zeigt uns die Tragik des Erkennens an einem besonders schlagenden Beispiele. Zwar versichern uns die Neukantianer, jenes Irrationale Kants sei nicht absolut zu nehmen, sondern bezeichne nur die unendliche Aufgabe der Erkenntnis. Das Ding an sich sei keine Schranke, sondern ein Motiv des Forschens. Indes gerade gegen ihre idealistische Anschauung, die sich zum Teil sogar Hegel nähert, richtet sich von neuem der Vorwurf, daß ihre mathematische Gedankenkonstruktion die Welt allenfalls in einer Projektion darstellt, aber wie sie nicht von einem wirklichen Sein ausgeht, so auch nirgends mit dem Leben selbst zusammentrifft.

Drängender als je taucht wiederum die Frage auf: Kann sich die Wissenschaft des Lebens bemächtigen? Und darauf ist neuerdings eine runde und klare Antwort gegeben worden, und zwar von einem französischen Denker. Sie lautet: Nein! Bergsons Philosophie ist von der starken Überzeugung getragen, daß die zergliedernde, begriffliche Wissenschaft immer nur um die Dinge herumgeht, statt in sie einzudringen. Sie deckt nur Beziehungen eines Dinges zu anderen auf, erklärt also das eine durch ein anderes, das es nicht ist. Sie gibt uns statt der Dinge selbst nur ihre Schatten, zeigt uns nie das Einzelne, sondern immer nur das Vielem Gemeinsame. Es liegt in dieser Beschränkung der Wissenschaft ein Kantischer Zug, der sich, seltsam genug, mit einem pragmatischen Einschlag verwebt. Denn all' unser theoretisches Wissen ist nach Bergson schließlich auf Nutzen gerichtet, ist „interessierte" Arbeit. Aber Bergson glaubt an Metaphysik. Sie allein ist wahre Philosophie. Sie arbeitet nicht mit Begriffen und Formeln, sondern sucht die Wahrheit im unmittelbaren Erlebnis. Die Intuition, ein durch besondere Willensanstrengung erfolgtes Hineinversetzen in die Dinge, ist allein würdig, Philosophie genannt zu werden. Was sagt uns die analytische Wissenschaft über die „Dauer"? Ist es eine Erklärung, wenn man sie in eine Vielheit von Momenten zerlegt, die selbst keine Dauer besitzen? Ebenso sucht man vergebens das Bewegte aus dem Unbewegten herzuleiten. Wenn ich mich aber durch angestrengte Intuition in das, was wir Dauer oder Bewegung nennen, versetze, so erlebe ich dabei das „Gefühl einer genau bestimmten Spannung," das mir mehr sagt, als alle Zerlegung oder alle Formeln. Der einfache, augenblickliche Akt des Erlebens erschließt uns das Innere der Dinge. „Die Intuition erreicht das Absolute."

Damit wäre das große Rätsel gelöst. Wir bedürfen der Wissenschaft gar nicht, um das tiefste Wissen, nach dem wir dürsten, zu erlangen. Möge die analysierende Wissenschaft mit ihren Begriffen weiter arbeiten, um etwa nützliche Kenntnisse und technische Erfindungen hervorzubringen. Mit Philosophie hat sie nichts zu tun, wahre Welterkenntnis gibt sie uns nicht.

Nun aber entsteht die wichtige Frage, wie denn solch inneres Schauen aus dem subjektiven Erlebnis zum objektiven Charakter des Wissens erhoben werden kann. Nähme man auch an, das ganz persönliche Erleben könnte seinem Inhalte nach durch häufige Wiederholung und Übung zu einer gewissen festen Gestalt verdichtet werden, so würden wir dennoch immer nur zu einer Art Mystik kommen und uns bei einer nur subjektiv gültigen, andeutenden Beschreibung des inneren Erlebnisses bescheiden müssen. Aber wir wollten doch Erkenntnis, d. h. ein Allgemeingültiges, das uns über die Zufälligkeit des Jetzt und Hier hinaushebt. Dann aber bleibt uns nichts anderes übrig, als den Erlebnis **kern** der Intuition wieder in begrifflicher Form zu entwickeln und zur Darstellung zu bringen. Denn wie läßt er sich anders überhaupt mitteilen, geschweige denn zur Allgemeingültigkeit steigern? Die Intuition selbst ist dann nur Zeugungsakt — was sie übrigens von jeher beim Denken gewesen ist; die Erkenntnis, die sich an diesen Akt anschließt, ist relativ, weil begrifflich. Bergson will darauf eine positive und unbegrenzt vervollkommnungsfähige Wissenschaft gründen. Aber liegt nicht eher in seinen Ausführungen eine vernichtende Kritik aller Metaphysik als Wissenschaft? Denn zugegeben, die Intuition lasse uns einen Blick in das wahre Wesen der Dinge tun; was nützt das subjektive persönliche Erlebnis, wenn es durch die Fassung in die Sprache der Begriffe doch wieder veräußerlicht wird? Erlebnisse sind individuell; alle Wissenschaft dagegen verallgemeinert.

So gibt es also keine Möglichkeit, das innere individuelle Erlebnis in seiner ganzen Lebensfülle und Wirklichkeit und doch mit dem Charakter der Allgemeingültigkeit darzustellen. Denn dann erst wäre die Einheit von Leben und Gedanke, der sich alle philosophischen Bemühungen nur asymptotisch nähern, tatsächlich erreicht. — Es gibt in der Tat ein Gebiet geistiger Schöpfungen, in denen das Leben selbst als wirklich gelebtes, irrational bedingtes mit einer Art notwendiger Geschlossenheit und Allgemeingültigkeit zur Darstellung gelangt. Es ist das Gebiet der Kunst. Zweifellos steckt in Goethes Faust eine tiefe Weltanschauung, eine Menge von Problemen, die nicht begrifflich auseinandergelegt, sondern im Kunstwerk selbst erlebt, d. h. intuitiv aus den Vorgängen und Worten erschaut werden. Eine starke, zwingende Erkenntnis fließt aus den großen Werken der Poesie in uns über. Auch Beethovens Fünfte Symphonie oder die Neunte vermag vor dem inneren Ohre des Empfänglichen ein Welt- und Menschheitsbild von überwältigender Größe hervorzuzaubern, das uns einen Einblick in verborgene Tiefen des Daseins gewährt. Und erleben wir nicht vor den wahrhaft großen Werken der bildenden Kunst, etwa vor Michelangelos Mediceergräbern und den Fresken der Sixtina oder auch vor manchen Schöpfungen Max Klingers ein Schauen geheimnisvoller Ideen, die wir mit Begriffen nicht wiedergeben können? Daß solche Werke nicht auf alle, und wiederum auf alle Empfänglichen nicht gleichmäßig wirken, widerlegt nicht die Tatsache, daß von ihnen ein gewisser Zwang nicht nur auf unser Gefühl, sondern auch auf unsere Vorstellungen ausgeübt wird. So

scheint die Kunst etwas zu leisten, was Wissenschaft und Philosophie vergeblich erstrebten. Friedrich Hebbel, der über dieses Problem von allen Dichtern vielleicht am meisten nachgedacht hat, nennt daher die Kunst „realisierte Philosophie". Jene Spannung zwischen abstraktem Denken und anschaulicher Vorstellung, jener scharfe Dualismus von idealem Wesen und realem Dasein, von Begriff und Wirklichkeit, den die Philosophie nicht überwinden konnte, ist hier aufgehoben. Denn im großen, vollendeten Kunstwerk sind Idee und Wirklichkeitserscheinung zur Einheit geworden: der Gedanke wird nur im Sinnlich-Anschaulichen dargestellt; das Anschauliche wiederum hat seinen logischen Sinn nur in der einheitlichen Idee des Ganzen. Hier ist der Begriff nicht von der Wirklichkeit durch zergliedernde Gedankenarbeit losgelöst, sondern wir erleben unmittelbar die Einheit von ideellem Gehalt und sinnlicher Erscheinung. Die Kunst ist in ihrem tiefsten Wesen symbolisch, „bedeutend" im Goetheschen Sinne. Auch in ihr ist das Vergängliche nur ein Gleichnis, aber ein solches, das wir besser verstehen, als in unserem eigenen flüchtigen Leben.

Daß die Kunst für viele Menschen die höchste und edelste Steigerung des Daseins bedeutet und eine tiefere Erkenntnis erschließt, als vielleicht alle Wissenschaft es vermöchte, ist nicht zu bezweifeln. Aber befriedigt sie wirklich den Erkenntnisdrang, aus dem Wissenschaft und Philosophie geboren wurden? Wir müssen mit nein antworten. Kunst kann die Wissenschaft, auch die Metaphysik, nicht ersetzen. Worin beruht denn ihre Überlegenheit über die Wissenschaft? Einzig darin, daß sie sich nicht ausschließlich an unseren Verstand, sondern an den ganzen Menschen wendet. Indem sie aber das ganze Leben als ein wirkliches darstellt, muß sie auch die irrationale Seite des Daseins berücksichtigen; mag diese nun als unbegreifliches Schicksal und sinnloser Zufall vor aller Augen liegen oder aus dem Klange der musikalischen Dissonanz geheimnisvoll aufleuchten. Eben das Irrationale ist es, das der Kunst das Gepräge der Lebenswirklichkeit verleiht. Und gerade dort, wo seine unheimliche Macht mit besonderer Schärfe hervortritt, wo das Ringen des Menschen gegen die starre Notwendigkeit am deutlichsten zutage tritt, nimmt das Kunstwerk die Form der Tragödie an. So endigt auch die Erkenntnis, die uns die Kunst vermittelt, bei der Einsicht, daß Tragik ein wesentliches Element des Lebens sei.

Während im Kunstwerk das Irrationale nur ethisch überwunden, also in seinem Bestande eigentlich nicht angetastet wird, sucht alle Wissenschaft, mag sie nun realistisch oder idealistisch gerichtet sein, die allmähliche Auflösung des Unerkannten durch den Verstand. Und es ist recht bezeichnend, daß gerade Hebbel, der den Erkenntniswert des Dramas besonders betont, nicht selten Gefahr läuft, statt einer Darstellung des Lebens selbst lebensfremde Konstruktionen zu geben. Infolge des irrationalen Bestandteils liegt die Wirkung des Kunstwerks teilweise im Unterbewußtsein, während Erkenntnis gerade auf eine bewußte, verstandesmäßige Erfassung der Welt hinzielt. Damit hängt noch ein weiterer Unterschied

zusammen. Das Kunstwerk gibt uns ein Stück Leben, zwar, wenn es die Schöpfung eines Genies ist, in unendlicher Vertiefung, aber äußerlich abgeschlossen, in sich ruhend: das Leben gewinnt „Form“ in ihm. Die Wissenschaft dagegen ist nie abgeschlossen, sondern auf ein unendliches Ziel gerichtet. Das philosophische System aber, das gleich dem Kunstwerk den Anspruch auf Abgeschlossenheit macht, nimmt doch insofern am Charakter der Wissenschaft teil, als es in seiner Einseitigkeit über sich selbst hinausdrängend dem geschichtlichen Verlaufe des Erkennens eingeordnet ist. Auch Weltanschauungen zeigen eine unendliche Weiterentwickelung.

Wenn nun Wissenschaft in keinem ihrer Teile vollendet, Kunst dagegen in jedem Einzelwerke vollendet ist, so ist beiden doch das eine gemeinsam, daß sie unseren auf das Unendliche gerichteten Erkenntnistrieb nicht völlig befriedigen können. Hier blicken wir in die letzte Ursache aller Tragik, an der Wissenschaft und Kunst wie alle Lebensbetätigungen teilhaben: es ist die Endlichkeit und Vergänglichkeit unseres Daseins. Darin liegt der tiefste Sinn des tragischen Geschehens, daß wir Endlichkeit als eine Schranke, einen Fluch empfinden. Indem wir den Gedanken der Unendlichkeit ahnend erfassen, entsteht in uns die Sehnsucht, das Erlösungsbedürfnis, die unendliche Liebe, d. h. jenes Gefühl, das zum ersten Male im platonischen Begriffe des „Eros“ philosophischen Ausdruck gefunden hat. Dieser Trieb aber, unser Wesen über die unfaßbare Zeitlichkeit des bloßen Da-Seins zu erheben und zur Unendlichkeit in Beziehung zu setzen, führt unmittelbar zur Religion.

In gewissem Sinne vereinigt die Religion die beiden Werte der Wissenschaft und der Kunst auf höherer Stufe: sie ist, wie Rickert sagt, „voll-endete Totalität“; sie offenbart uns das Unendliche in abgeschlossener Form. Daß auf religiöser Grundlage feste Überzeugungen erstehen können, die allem theoretischen Wissen so sehr überlegen sind, daß sie eines Beweises überhaupt nicht bedürfen, ist Erfahrungstatsache. Liegt hierin ihr eigentlicher religiöser Wert, so treten sie dadurch doch andererseits in jenen scheinbar unüberbrückbaren Gegensatz zur Erkenntnis, der sich geschichtlich als ein endloser Kampf zwischen Glauben und Wissen darstellt. Ja, nach der Meinung vieler Menschen stehen die historisch gewordenen Religionsformen mit ihren leicht erstarrenden Dogmen als der schlimmste Feind den reinen Bestrebungen nach Erkenntnis gegenüber. Und wer sich vom intellektualistischen Standpunkte aus mit dem Gedanken trösten wollte, daß durch den Fortschritt der Wissenschaft das Gebiet des Glaubens immer mehr zusammenschrumpfe und so der endgültige Sieg der Erkenntnis gewährleistet sei, übersieht, daß jeder Triumph der Wissenschaft zunächst eine Verarmung des inneren Lebens bedeutet, die nur durch Vertiefung der religiösen Anschauung allmählich ausgeglichen werden kann. Hier empfinden wir die Wahrheit des Hebbelschen Wortes: „Der Gedanke ist der Dieb am Leben“ und werden fast zu dem Geständnis gedrängt, daß die moderne Wissenschaft, besonders in ihrer herrschenden

naturwissenschaftlichen Richtung nicht nur das Leben nicht erfassen kann, sondern es sogar beraubt. Die Welt, die vergangenen Geschlechtern als ein von göttlichem Geiste durchwaltetes, zielvolles Ganze erschien, ist dem Anhänger Haeckels ein auf unbegreifliche Weise aus dem Chaos entstandener Mechanismus, der wie ein Uhrwerk abläuft. Wenn auch, wie Ludwig Stein richtig bemerkt, Glauben und Wissen nur in ihren Karikaturen, nämlich als Fanatismus und Atheismus, Erzfeinde sind, der Widerstreit zwischen ihren jeweils historisch bedingten Gestaltungen wird nie verschwinden. Von neuem tritt uns hier die Spannung zwischen den Bedürfnissen des Verstandes und denen des Gemütes, zwischen Wissenschaft und Leben entgegen. Auch die religiöse Entwickelung des Geistes vermag den Erkenntnistrieb nicht zu befriedigen, höchstens, wie Pascal zeigt, zu beschwichtigen und zu unterdrücken. Die Wucht der Probleme lastet von neuem auf uns, und zwar umso schwerer, als wir nach der Wanderung durch die Gebiete der Kunst und der Religion gezwungen sind, wieder zur Wissenschaft, die uns doch unzulänglich schien, zurückzukehren.

Daß wir heute bei aller Bewunderung für die Fortschritte äußerer insbesondere technischer Kultur im Grunde eine tiefe Unbefriedigung empfinden, liegt im Wesen unserer schnell eilenden Zeit. Jede Entwickelung zeigt einen Januskopf: Vergehen und Werden sind gleicherweise in ihr enthalten. Der neue Mensch, den die technische Umwandlung des Lebens hervorgebracht hat, fühlt sich zunächst entwurzelt, da die veränderte Außenseite des Daseins noch nicht zu einem inneren selbstverständlichen Besitze geworden und zu einer umfassenden Weltanschauung verarbeitet ist. Zeiten des Werdens aber haben einen besonderen Sinn für die tragische Seite des Geschehens. — Die tiefste Tragik liegt nun dort, wo aus derselben Quelle das Wertvolle, Gute wie auch das Verderbliche und Schlechte hervorgeht. Wenn ein äußerer Zufall dem Edlen den Untergang bereitet, werden wir oft nicht so sehr erschüttert, als wenn das höchste Streben und die vernichtende Macht aus derselben Natur entspringen. Und an so tiefgreifender Tragik nimmt das menschliche Erkennen teil.

Es hat sich gezeigt, daß aller Wissenstrieb darauf hinausgeht, die Schranken der Endlichkeit zu überwinden. Um die Welt theoretisch zu erfassen, sieht sich der Geist zu unendlichen, unveränderlichen Begriffen fortgetrieben, die doch jene Wirklichkeit nicht mehr enthalten. Die Welt zerfällt ihm in zwei gesonderte Reiche, die schließlich beide gleich rätselhaft sind. Sucht er sie in anschaubaren Darstellungen der Kunst zu vereinigen, so bringt er es nur zu einem Einzelwerk, das dem Ganzen der Welt wie ein kleines, fest umrahmtes Spiegelbild gegenübersteht. Versucht er schließlich, seine Sehnsucht nach dem Unendlichen unmittelbar im religiösen Glauben zu verwirklichen, so gerät er in scharfen Widerspruch mit Ergebnissen der Einzelwissenschaften. Überall ein Empordringen, ein Aufwärtsstreben, und demgegenüber das Gefühl, mit aller Erdenschwere wieder zur Wirklichkeit hinabgezogen zu werden. In unseren Gedanken drängen wir zum Unend-

lichen hin und wissen uns doch an die Endlichkeit gebunden, weil wir nur da festen Halt finden. Die Erkenntnis ist auf ein Ziel gerichtet, das sie nie erreicht und doch immer erstreben muß. Eine Ahnung von der hierin liegenden Tragik scheint übrigens schon die Menschen frühester Kulturstufen bewegt zu haben, findet sie doch bereits in der mosaischen Erzählung vom Baume der Erkenntnis symbolischen Ausdruck.

Bei solchen Erwägungen mag es manchem vielleicht unvermeidlich dünken, zur Skepsis und zum Pessimismus zu gelangen. Doch verwechseln wir nicht pessimistische und tragische Weltanschauung. Der folgerichtige Pessimist muß die Welt ihrem Grunde nach für wertlos und schlecht halten. Tragik dagegen beruht letzthin auf der Vernichtung des Endlich-Wertvollen, wobei, wie uns die Tragödie zeigt, das Ewig-Wertvolle, wie etwa die Sittlichkeit, uns umso deutlicher zum Bewußtsein kommt. So fühlen wir uns in der tragischen Wirkung als endliche Wesen tief gedemütigt, als unendliche dagegen in einen höheren Daseinskreis versetzt. — Haben wir oben die eine Seite der Tragik des Erkennens betrachtet, wonach der Erkenntnistrieb zur Vernichtung seiner eigenen Erzeugnisse führt, so vergessen wir darüber nicht die andere, erhebende Wirkung alles tragischen Geschehens. Aus derselben Quelle, aus der die Unbefriedigung und Selbstzerstörung unserer Erkenntnis hervorgeht, entspringt auch das Höchste und Edelste, was der Mensch je gedacht und geglaubt hat. Wie das Streben nach Erkenntnis den Irrtum erzeugt, so erhebt sich aus der Asche vernichteter Vorurteile immer wieder der Phönix leuchtender Wahrheit. Ja, Erkenntnis wäre erst dann wirklich vernichtet, wenn sie — vollendet wäre. Eben weil wir uns der Endlichkeit unseres Wesens bewußt sind, können wir, über sie hinausstrebend, den Gedanken unendlich wertvoller Güter fassen. Für das Tier bestehen die Begriffe des Endlichen und Unendlichen ebensowenig wie für Gott. Gleichwie im sittlichen Streben das Gute, das den Kampf mit dem Schlechten bestanden hat, besondere Kraft und erhöhten Wert besitzt, so ist auch das Wissen, das durch Zweifel und Irrtum hindurchgegangen ist, reicher, stärker, beglückender. Und so leuchtet auch aus den Tragödien des Erkenntniskampfes immer wieder das Licht der Wahrheitsidee wie ein ruhig strahlender Stern, den finsteres Gewölk nur vorübergehend unseren Blicken entziehen kann.

„Kein Licht kommt anders als auf dunklen Wegen." (R. Dehmel.)

Dr. Bernhard Münz: Nietzsche und der Krieg.

Nietzsche hat in seiner Lebensanschauung die große Abrechnung mit sich selber gehalten; seine Werke sind aus dem tragischen Konflikte seines heimlichsten Lebens geboren. Ähnlich wie Schopenhauer hat er in seinem Lebenswerk nicht sich selbst und seine Art, das Leben zu führen, dargestellt, sondern seine Sehnsucht nach einem seiner Natur widerstrebenden, unerreichbaren Lebensideale. Solange er sich zu dem Grundprinzip bekannte: „Der Grundgedanke der Kultur, insofern diese jedem einzelnen von uns nur eine Aufgabe zu stellen weiß, ist: die Erzeugung des Philosophen, des Künstlers und des Heiligen in uns und außer uns zu fördern und dadurch an der Vollendung der Natur zu arbeiten," war Nietzsche er selbst. Was er später der Entwicklung des Menschen als Ziel vorzeichnete, das war nicht das verklärte Bild seines eigenen Lebens und Wesens, sondern das Bild alles dessen, wonach er verlangend die Hände ausstreckte, weil er es entbehrte. Was ihm abging, verwandelte er in das Grundprinzip seiner Philosophie. Er fühlte sich unterhalb, nicht oberhalb seiner Weltanschauung. Sie ist eine Reaktion gegen seine Gefühlsexesse, eine Auflehnung gegen seine Willensschwäche, — die Auflehnung eines Löwen, der an die Stangen seines Käfigs pocht. Von ihm gilt, wie Alois Riehl in seinem Buche über Nietzsche treffend bemerkt, sein Satz: „Unsere Mängel sind die Augen, mit denen wir das Ideal sehen."

Seine Natur war eine ungemein weiche und sensitive. Er war menschlich, allzu menschlich, über die Maßen fein in seinem Empfinden, er besaß ein rührendes Zartgefühl, die geringfügigsten Dienste, die man ihm erwies, verklärte er zu Taten persönlicher Aufopferung. Er war leicht zur Versöhnung bereit und voll Scheu, andere zu verletzen. Er war von so merkwürdigem Feingefühl, daß er aus Liebe zu seinen Freunden zum Schaden seiner Werke Ideen in sie hineinflocht, die den Freunden wohltun und ihre Ziele fördern sollten. Nietzsches Schwester bezeichnete sein erstes Buch „Die Geburt der Tragödie" als das „größte Brandopfer der Selbstverleugnung", das er seiner Freundschaft für Richard Wagner gebracht hat. Wieviele Gedanken er in diesem Erstling aus Rücksicht für den empfindlichen Meister unterdrückt hat, ist durch die Nachträge zu demselben zur Genüge bewiesen. Er war sich bei der Abfassung des Buches dessen bewußt, daß er sich das grandiose griechische Problem, wie es ihm aufgegangen war, durch die Verknüpfung mit der Wagnerschen Kunst verdarb, aber zugleich empfand er, daß eine so tiefe und große Freundschaft ernste Pflichten auferlege, ja, daß sie auch in gewisser Hinsicht ein Opfer des Intellekts fordern dürfe. „Im übrigen," schrieb er, „habe ich den Glauben, daß wir nicht geboren sind, glücklich zu sein, sondern

unsere Pflicht zu tun; und wir wollen uns sagen, wenn wir wissen, wo unsere Pflicht ist."

Er war voll selbstloser Hingabe, fremdes Leid, selbst das verborgenste, empfand er auf das innigste mit, er fühlte es wie eigenes. Es ist beispielsweise nicht zu beschreiben, was das Herz des Krankenpflegers Nietzsche — denn die Schweiz gestattete ihrem Universitätsprofessor nicht, als Soldat den deutsch-französischen Krieg mitzumachen — während dessen gelitten hat; noch Monate lang hörte er das Stöhnen und Jammern der armen Verwundeten. Es war ihm in den ersten Jahren fast unmöglich, darüber zu sprechen, und als sich sein Freund Erwin Rohde einmal darüber beklagte, daß er wenig von seinen Erlebnissen als Krankenpfleger gehört habe, brach Nietzsche mit dem schmerzlichsten Ausdruck in die Worte aus: „Davon kann man nicht sprechen, das ist unmöglich, man muß diese Erinnerungen zu verbannen suchen!"

Da Rohde sehr lange auf die Professur warten mußte, bot ihm Nietzsche ganz ernstlich seine Stelle an und unternahm auch schon Schritte, um sie ihm zu überlassen. Und wiederholt hat er ärmeren Freunden Summen angeboten, die für seine Verhältnisse außerordentlich hoch waren. Es betrübte ihn, wenn seine Anerbieten nicht angenommen wurden. „Es hätte mich reicher gemacht, wenn ich es hätte geben dürfen," schrieb er einmal.

Zarathustra hat daher die schwerste Versuchung zu bestehen, als der Notschrei der höheren Menschen zu ihm dringt und das Mitleid ihn zu überwinden droht. Dieser Notschrei zerreißt ihm das Herz, und er muß seine ganze Kraft zusammennehmen, um ihm zu widerstehen und schließlich die Leidenden und sich selbst in eine Höhe zu heben, von der aus gesehen das tragische Problem unter ihnen liegt. Man muß am Mitleid gelitten haben wie Nietzsche, um so etwas überhaupt begreifen zu können.

In seiner sublimen Bildung, in seiner verfeinerten Kultur hat er, wie kaum ein anderer, die ganze Tragik des modernen Kulturmenschen erlebt, dem der Intellekt den Willen zerbrochen hat, auf den doch zuletzt alles im Leben des Mannes ankommt. Nur wo ein Wille ist, ist auch ein Weg aufwärts für den Menschen; läßt dieser Wille nach, so beginnt die große Menschendämmerung. Aus diesem schmerzlichen Erleben heraus, kehrte er sich aufs allerentschiedenste gegen alles, was ihm die ursprüngliche Glühwärme des Willens zum lebendig erfaßten, resoluten Leben zu vermindern schien, und predigte den Kreuzzug gegen die entnervende und verzärtelnde, die harmonische Ausbildung des Menschen unterbindende, und an allem, was im Leben stark und groß ist, vorbeischauende Kultur seines Zeitalters. Er setzte den Intellekt dem Willen gegenüber herab, er fand in der Überschätzung des ersteren und der Unterschätzung des letzteren eine Hauptquelle der von ihm behaupteten Dekadenz. Im Intellekt sah er nur die „kleine Vernunft" des Menschen; die „große Vernunft" im Menschen ist der Wille mit

seinen Instinkten und Trieben, in denen und aus denen die Weisheit der Natur selbst spricht. Die Entstehung und Verbreitung der Kultur ist überall dem Einfluß willenskräftiger Persönlichkeiten zuzuschreiben, ihr Sinken beginnt überall da, wo die angeborene Kraft des Entschlusses von des Gedankens Blässe angekränkelt wird, so in Griechenland mit dem Auftreten des Sokrates, den Nietzsche zum Typus der trockenen Gelehrten stempelte, die durch ihre verstandesmäßige Dialektik den Willen austrocknen. In diesem Sinne verstieg er sich gelegentlich bis zur Verachtung der Wissenschaft, bis zur skeptischen Verhöhnung des Strebens nach Wahrheit; denn die Wahrheit töte, nur der Schein, die Täuschung sei lebenfördernd. In der Periode, die mit dem „Zarathustra" beginnt, hat er in dem Leben für die Erkenntnis nur noch eine Abart des „asketischen Ideals", einen andern „Schleichweg zum Nichts", zur Flucht von sich selbst, zum Loskommen von dem Willen gesehen.

Er kehrte sich sogar unbedingt gegen das warme, mitfühlende Herz, das nicht wisse, was es begehre, gegen das Mitleid als das Hauptwerkzeug der Entselbstung, der Lebensverneinung und der künstlichen Erhaltung des von der Natur selbst zum Untergange bestimmten Lebensunfähigen, er schwelgte angesichts der „schändlichen modernen Gefühlsverweichlichung", in dem Gedanken an eine im Zeichen des Starken, Ungebrochenen, Harten, Grausamen stehende Welt, die Renaissance war sein goldenes Zeitalter, er verdammte jene unwürdige Selbstlosigkeit, „in die er zuerst aus Unwissenheit, aus Jugend geraten war, in der er später aus Trägheit, aus sogenanntem ‚Pflichtgefühl' hängen geblieben war," er betrachtete die soziale Frage als Ausfluß der „Dummheit und Instinktentartung" und verkündete ein die Moral auf den Kopf stellendes Evangelium, das auf den Grundton gestimmt ist: alles, was aus der Energie, der höchsten Fülle des Lebens stammt, dem Zuge nach dem, was den Willen stählt und waffnet, folgt, ist gut, was aus der Schwäche, dem Herdenmachtinstinkt stammt, ist schlecht.

Weil unser Philosoph von einer fast weiblichen Milde war, pries er die Grausamkeit und Gewalttätigkeit als etwas Labendes und Beseligendes; denn „man ist in dem Grade grausam, als man der Liebe fähig ist".

Zu dem Umschwung trug nicht wenig der Umstand bei, daß auf ihm ein furchtbar tragisches Geschick lastete. Ein Mann, der „Leib und Seele in solcher Beschaffenheit hatte, daß er mit beiden furchtbar leiden konnte," hatte er eine mächtige Sehnsucht nach den „Mächtigen an Leib und Seele". Er litt entsetzlich unter der ihm wahre Höllenqualen bereitenden Krankheit und den unsäglichen Erschütterungen seiner völlig vereinsamten Seele; er setzte sich jedoch gegen den Tyrannen Schmerz heroisch zur Wehr, er sonnte sich, um sich für die Wirklichkeit des Lebens zu entschädigen, an jenen Granitmenschen, die in ihrer Überfülle von Leben und in ihrer Verwegenheit ihm Vergnügen machten, und träumte von einer Fort- und Höherentwicklung des Menschen über seine Art hinaus und hinauf zu

dem starken, einen „felsensprengenden" Willen besitzenden, autonomen, wie eine Vergötterung des Lebens erstrahlenden „Übermenschen", dessen Züchtung die schonungslose Vernichtung von Millionen Schwacher und „Mißratener", ein Leid, „dessen Gleichen noch nie da war," voraussetzt.

Mit der Lehre vom Übermenschen steht es auch im Einklang, daß Zarathustra zu seinen „Brüdern im Kriege" spricht: „Ihr sollt den Frieden lieben als Mittel zu neuen Kriegen. Und den kurzen Frieden mehr als den langen. Euch rate ich nicht zur Arbeit, sondern zum Kampfe. Euch rate ich nicht zum Frieden, sondern zum Siege. Eure Arbeit sei ein Kampf, euer Friede sei ein Sieg! . . . Ihr sagt, die gute Sache sei es, die sogar den Krieg heilige? Ich sage euch: der gute Krieg ist es, der jede Sache heiligt. Der Krieg und der Mut haben mehr große Dinge getan als die Nächstenliebe. Nicht euer Mitleid, sondern eure Tapferkeit rettete bisher die Verunglückten." Auflehnung — das ist die Vornehmheit am Sklaven. Die Vornehmheit des guten Kriegsmanns ist Gehorsam; ihm klingt „du sollst" angenehmer, als „ich will". Seine Liebe zum Leben sei Liebe zu seiner höchsten Hoffnung, und seine höchste Hoffnung sei der höchste Gedanke des Lebens. Der aber lautet: Der Mensch ist etwas, das überwunden werden soll. „So lebt euer Leben des Gehorsams und des Krieges! Was liegt am Langleben! Welcher Krieger will geschont sein!"

In „Der Wille zur Macht" bezeichnete Nietzsche es als zum Begriffe des Lebendigen gehörig, daß es wachsen und seine Macht erweitern muß. Man rede unter dem Einflusse der Moralnarkose von einem Recht des Individuums, sich zu *verteidigen*; im gleichen Sinne dürfte man auch von seinem Rechte *anzugreifen* reden; denn beide Rechte — und das zweite noch mehr als das erste — seien „Nezessitäten" für jedes Lebendige: der aggressive und der defensive Egoismus seien nicht Sache der Wahl, sondern die *Fatalität* des Lebens selbst. Dabei bleibe es sich gleich, ob man ein Individuum oder eine aufwärtsstrebende Gesellschaft ins Auge fasse. Ein Volk dürfe füglich sein Eroberungsbedürfnis, sein Machtgelüst, sei es mit Waffen, sei es durch Handel, Verkehr und Kolonisation, als Recht, Wachstumsrecht etwa geltend machen. Ein Volk, das den Krieg und die Eroberung endgültig abweise, sei im Niedergang; es sei reif für Demokratie und Krämerregiment. „Man hat auf das *große* Leben verzichtet," heißt es in der „Götzendämmerung", „wenn man auf den Krieg verzichtet." Der Krieg wird auch in dieser „großen Kriegserklärung" als Erzieher zur Freiheit gepriesen. Denn was ist Freiheit? Daß man den Willen zur Selbstverantwortlichkeit hat; daß man gegen Mühsal, Härte, Entbehrung, selbst gegen das Leben gleichgültiger wird; daß man bereit ist, seiner Sache Menschen zu opfern, sich selber nicht abgerechnet. Freiheit bedeutet, daß die männlichen, die kriegs- und siegesfrohen Instinkte die Herrschaft haben über andere Instinkte, zum Beispiel über die des Glücks. „Der freigewordene Mensch, um wieviel mehr der freigewordene Geist, tritt mit Füßen auf die verächtliche Art von Wohlbefin-

den, von dem Krämer, Christen, Kühe, Weiber, Engländer und andere Demokraten träumen." Der freie Mensch ist Krieger.

In „Menschliches, Allzumenschliches", womit die sogenannte zweite Schaffensperiode einsetzt, schlug Nietzsche einen milderen, sanfteren, menschlicheren Ton an. Der größte Nachteil der Volksheere, der allgemeinen Wehrpflicht, die ihm in den Aphorismen zu „Völker und Vaterländer" als „sonderbares Gegengift gegen die Weichlichkeit der demokratischen Ideen" erschien, besteht ihm in der Vergeudung von Menschen der höchsten Zivilisation. „Nur durch die Gunst aller Verhältnisse gibt es deren überhaupt, — wie sparsam und ängstlich sollte man mit ihnen umgehn, da es großer Zeiträume bedarf, um die zufälligen Bedingungen zur Erzeugung so zart organisierter Gehirne zu schaffen! Aber, wie die Griechen in Griechenblut wüteten, so die Europäer jetzt in Europäerblut: und zwar werden relativ am meisten immer die Höchstgebildeten zum Opfer gebracht, die, welche eine reichliche und gute Nachkommenschaft verbürgen: solche nämlich stehen im Kampfe voran, als Befehlende, und setzen sich überdies, ihres höheren Ehrgeizes wegen, den Gefahren am meisten aus." Ähnlich bricht er bald darauf in die Klage aus, daß ein Volk die größten Einbußen, welche Krieg und Kriegsbereitschaft mit sich bringen, nicht durch die Unkosten des Kriegs, die Stauungen in Handel und Wandel, die Unterhaltung der stehenden Heere erleidet, sondern dadurch, daß die tüchtigsten, kräftigsten, arbeitsamsten Männer in außerordentlicher Anzahl ihren eigentlichen Beschäftigungen und Berufen entzogen werden, um sich auf dem Altare des Vaterlandes zu opfern.

Und doch kann er dort nicht umhin, zu Gunsten des Krieges geltend zu machen, daß er die Menschen natürlicher macht. Er sei für die Kultur Schlaf- oder Winterszeit, der Mensch komme kräftiger zum Guten und Bösen aus ihm heraus.

Herzzerreißend wird die Unentbehrlichkeit des Krieges in diesem Zusammenhange folgendermaßen begründet: „Es ist eitel Schwärmerei und Schönseelentum, von der Menschheit noch viel (oder gar: erst recht viel) zu erwarten, wenn sie verlernt hat, Kriege zu führen. Einstweilen kennen wir keine anderen Mittel, wodurch mattwerdenden Völkern jene rauhe Energie des Feldlagers, jener tiefe, unpersönliche Haß, jene Mörder-Kaltblütigkeit mit gutem Gewissen, jene gemeinsame, organisierende Glut in der Vernichtung des Feindes, jene stolze Gleichgültigkeit gegen große Verluste, gegen das eigene Dasein und das der Befreundeten, jenes dumpfe, erdbebenhafte Erschüttern der Seele ebenso stark und sicher mitgeteilt werden könnte, wie dies jeder große Krieg tut; von den hier hervorbrechenden Bächen und Strömen, welche freilich Steine und Unrat aller Art mit sich wälzen und die Wiesen zarter Kulturen zugrunde richten, werden nachher unter günstigen Umständen die Räderwerke in den Werkstätten des Geistes mit neuer Kraft umgedreht. Die Kultur kann die Leidenschaften, Laster und Bosheiten durchaus nicht entbehren. — Als die kaiserlich gewordenen Römer der Kriege etwas müde

wurden, versuchten sie aus Tierhetzen, Gladiatorenkämpfen und Christenverfolgungen sich neue Kraft zu gewinnen. Die jetzigen Engländer, welche im ganzen auch dem Kriege abgesagt zu haben scheinen, ergreifen ein anderes Mittel, um jene entschwindenden Kräfte neu zu erzeugen: jene gefährlichen Entdeckungsreisen, Durchschiffungen, Erkletterungen, zu wissenschaftlichen Zwecken, wie es heißt, unternommen, in Wahrheit, um überschüssige Kraft aus Abenteuern und Gefahren aller Art mit nach Hause zu bringen. Man wird noch vielerlei solche Surrogate des Krieges ausfindig machen, aber vielleicht durch sie immer mehr einsehen, daß eine solche hochkultivierte und daher notwendig matte Menschheit, wie die der jetzigen Europäer, nicht nur der Kriege, sondern der größten und furchtbarsten Kriege — also zeitweiliger Rückfall in die Barbarei — bedarf, um nicht an den Mitteln der Kultur ihre Kultur und ihr Dasein selber einzubüßen."

Architekt Willy O. Dreßler: Kunstpflege.

„Eine Tafel der Güter hängt über jedem Volke. Siehe, es ist seiner Überwindungen Tafel; siehe, es ist die Stimme seines Willens zur Macht."

Die Höhe, welche das Kunstleben einer Nation zeigt, ist der deutlichste Ausdruck der Kultur einer solchen. Die Stellung, welche die Kunst in einem Hause einnimmt, ist der Gradmesser der kulturellen, wenn nicht gar der gesellschaftlichen Stellung dieser Familie; es gehört eben zu den Grundbedingungen eines vornehmen Hauses, Kunst zu pflegen und sich mit Kunstwerken zu umgeben; es gehört zu den selbstverständlichen Erfordernissen eines Gebildeten, über die Elementarregeln der Kunst unterrichtet zu sein.

Zweifellos: nichts enthüllt so rücksichtslos den Inhalt, aber auch den Gefühls- und Geschmackswert eines Menschen, als die Kunstgegenstände, mit denen er sich umgibt, als die Stellung, die er diesen gegenüber einnimmt.

Noch trommelt der Feind an die Tore, noch heißt es kämpfen, um sich der Ruhe des Friedens desto sicherer erfreuen zu können. Auch die Daheimbleibenden dürfen nicht ruhen, müssen ihr Alles hergeben, um sich der tapferen Kämpfer an der Front gleichwertig, ihrer Nation würdig zu erweisen. Es gilt, auch wirtschaftlich dem gewaltigen Geschehen Herr zu werden, und es gilt, in nimmer ruhender Wirksamkeit vorzubereiten, gerüstet zu sein zur ebenso gewaltig einstürmenden Arbeit kommenden Friedens. Es muß anders werden, vieles, vieles

anders werden, als es vor dem Kriege war, wollen wir auch als Kulturvolk an der Spitze des Weltgeschehens marschieren. Es muß anders werden, gerade auf dem Gebiet der Kunstpflege.

I.

Noblesse oblige! Aber nicht nur Adel verpflichtet, sondern auch Tradition und Geschichte verpflichten, und es ist eine ernste Pflicht jeder Generation, sich der Vorfahren würdig zu erweisen; schon damit Nachkommende nicht Grund haben, sich ihrer Väter zu schämen.

Wissenschaft, Technik, Handel sind organisiert im Deutschen Reiche, haben ihre Fürsorge seitens der Regierungen gefunden. Anders die Kunst — — soll sie noch immer ihrer Erlösung harren? soll das deutsche Volk auch weiter seiner unwürdig an seinen Künstlern handeln?

Der Ruf nach einer Vertretung der Kunst bei der Reichsleitung verhallte bisher im Winde, ein Kunstministerium besteht in keinem Bundesstaat. Sollten wir da am Ende nicht doch von unseren Gegnern lernen können? Und die Kunstpflege der Städte — — — Weitblickend und weise geleitet, sollen sie zur Begutachtung aller künstlerischen Fragen, zur Beobachtung aller Unternehmungen ihren künstlerischen Beirat, ihre Kunstdeputation oder -Kommission, welche dauernd und immerwährend zu arbeiten und Vorschläge zu machen hat, haben; nicht nur, wenn mit bestimmten Fragen an sie herangetreten wird. Daß einer solchen Kommission nur Künstler anzugehören haben, absolut unabhängige Persönlichkeiten, für die kein direktes Geschäftsinteresse vorliegt, ist eine Binsenweisheit in ihrer Selbstverständlichkeit; auch daß die Mitglieder einer solchen Kommission Einwohner dieser Stadt sein müssen. Nur wer aufs engste mit einer Stadt verbunden, zu jeder Tages- und Nachtzeit der ihre ist, kann ihren Pulsschlag ganz verstehen, kann daraus heraus schöpferisch bodenständig wirken!

Der Wert einer Persönlichkeit ebenso wie einer Nation besteht in ihrer Eigenart, in dem, was sie Eigenes zu bieten imstande ist; auch in künstlerischer Hinsicht! Daher kommt es vor allem darauf an, das Eigene — gleich ob viel oder wenig — zu entwickeln und zur Entfaltung zu bringen, es zu hüten und zu pflegen durch Jahrhunderte, bis es Blüte trägt und die Gärtner — Gelehrte, Künstler und Fremde — von weit herbeieilen zur Besichtigung; auch, um sich Anregung, Samen und Ableger zu holen, um sie in ihrer Heimat auszusäen und zu pflanzen, jedes einzelne den Ruhm predigend seiner Urstätte. Hierzu aber ist vonnöten, das Eigene zu erkennen und zu schätzen:

„Leben könnte kein Volk, das nicht erst schätzte;
will es sich aber erhalten, so darf es nicht schätzen, wie der Nachbar schätzt."

Also sprach Zarathustra.

II.

Dilettantismus — ein Schlagwort, mit dem alles totgeschlagen wird, was lernen will in der Kunst und sich unterrichten. Es ist verfehlt, den lernen Wollenden und sich Übenden zu schelten ob seines Tuns. Praktische Betätigung führt am ersten zum Verständnis einer Sache. Nur muß sich der den ersten Strich Tuende hüten, sich für einen Künstler zu halten. Das Kind, das eine lateinische Vokabel hersagt, wird doch auch nicht Professor der lateinischen Sprache genannt.

Gesunder Dilettantismus, wie künstlerisches Schaffen überhaupt, habe seine Wurzeln in der Begeisterung für alles Schöne, das dem Menschen allüberall entgegentritt, und in der inneren Kraft erleben zu können: die lebende, fein nüancierte Körperform eines schönen Menschen, wie die tosende, sturmgepeitschte, gewaltige Natur. Begeisterte Naturschwärmer, aber auch verständnisvolle Beobachter in den Kunstsammlungen; stille Genießer einerseits und Tatmenschen andererseits, die mutig zu Bleistift, Pinsel oder Meißel greifen, aus denen auf dem Wege ernster Arbeit ein Künstler werden kann.

III.

Der Träger jeder künstlerischen Kultur ist der Künstler. Nicht jene Sorte Menschen, welche durch langgewachsenes Haar, die Furcht vor jeder gesellschaftlichen Kleidung ihren Mitbürgern lästig und auf die Nerven fallen und dadurch zu ersetzen und zu verdecken glauben, was ihnen an Können abgeht; die sich zu erhaben dünken, um mit ihren Standesgenossen — zumeist Angehörige das Zeichnen übender Berufe — zu verkehren, sich einige Malkniffe angeeignet haben und den Kunstrichter spielen, mehr komisch als ernst wirkend. Immerhin, diese Elemente stiften Schaden; viel zu schlau, um nicht einzusehen, daß sie ihre Machwerke ohne weiteres nicht ins Publikum bringen können, verstehen sie es meisterlich, sich an eine angesehene Standesperson — bevorzugt protektionslüsterne Damen — heranzuwerfen, hier und dort eine Stelle zu ergattern und zu halten, um dann von da aus, als Amtsperson, Schüler und Absatz ihrer Kunstprodukte zu finden. Wehe der Stadt, in der so ein Exemplar gepflegt wird, sie ist der Kunstpest verfallen und jede künstlerische Entwicklung ist unmöglich.

Man könnte darüber schweigen, denn auf die Dauer wird sich im Leben wohl doch nur das Gute, innerlich Wertvolle halten. In einer Zeit schwerster Not unter der Künstlerschaft aber ist es heilige Pflicht und Schuldigkeit jedes Einzelnen, mehr aber noch jeder Behörde, alle diejenigen, die nicht ihre Künstlerschaft verbrieft beweisen können, der Kunst fernzuhalten und damit jenen schwer ums tägliche Brot ringenden Menschen freiere Bahn zu schaffen, die sich zumeist unter großen Mühen, Opfern, harten Entbehrungen und langen Studien ihr Können erworben haben, die ihr warmes Herzblut in ihren Werken anderen zur Freude und zum Genuß hingeben.

Ein geradezu unheimliches Unwissen beherrscht auf diesem Gebiete das Publikum; dasselbe Publikum, dem es gar nicht einfallen würde, in Rechtsfragen zu einem sogenannten Linksanwalt, in Krankheitsfällen zu einem Kurpfuscher zu gehen, das in vollster Entrüstung gegen jene Elemente Front macht und nach dem Staatsanwalt ruft.

Dieses zu sagen, ist nötig und immer wieder nötig, und es müssen immer wieder Neue kommen, die dieses offen tun, bis das Publikum es endlich begreift, daß, wer zeichnet und malt, noch lange kein Künstler ist, daß eine bunte Leinewand noch kein Gemälde ist.

Wohl kann und soll niemand gehindert werden, zu zeichnen und zu malen, so viel er will, aber ein gewisses Maß von Können müssen Arbeiten zeigen, denen man das Recht, zum Verkauf zu erscheinen, im Handel als Kunstwerke ausgeboten zu werden, zugestehen soll. Wenn das Publikum sich nicht selbst helfen will und kann, dann muß eben der Ruf nach einer amtlichen Gesundheitspolizei für Kunstwerke ertönen.

Wen haben wir nun als Künstler zu betrachten?: Jene Menschen, die durch Studiengang und Schaffen, durch den bescheidenen Ernst und die Ehrlichkeit ihres Ringens sich jene Bezeichnung verdient haben; sei es, daß eine der wenigen führenden Künstlergenossenschaften, eine Corona anerkannter, über der Sache stehender Künstler, sie als ihresgleichen aufgenommen hat, sei es, daß ihre Arbeiten die Feuertaufe durch Aufnahme in einer der von der allgemeinen deutschen Kunstgenossenschaft und dem deutschen Künstlerbund als vollwertig anerkannten Ausstellung bestanden haben, oder aber daß sie den Nachweis eines abgeschlossenen Kunststudiums erbringen.

Wie wir uns heute endlich wieder zu der Ansicht durchgerungen haben, daß ein Lehrling nicht eher als Geselle und Meister gilt, bis er sein Gesellen- und Meisterstück kann, so auch in der Kunst: der Weg von der Zeichenschule bis zur Meisterklasse der Akademie ist ein gar weiter und ausdauernder, und sehr viel gilt es zu lernen, bis der Kunstjünger imstande ist, die Stoffe zu meistern; nur ein großes Genie und ein mächtiges Talent kann sich darüber hinwegsetzen, dem das Wissen und die technische Vollendung gleichsam aus einer anderen Welt spielend zufließen, und schließlich auch nur dann, wenn er über die nötige körperliche Kraft verfügt, um den ihm blühenden harten Lebenskampf zu überdauern, der in größerem Maße dem wird, der auf anderen Wegen als den üblichen in die Arena der Konkurrenz tritt.

IV.

Eine der stärksten Stützen aller Kunstpflege sei die Leitung der Museen und der Kunstvereine.

Weit müssen die Räume sein, um die Anhänger des letzteren zu fassen. Alle vierzehn Tage sehen wir die Mitglieder zu einer Aussprache vereinigt, alle vier

Wochen findet ein interessanter, künstlerisch belehrender Vortrag, hin und wieder mit Führung in die Sammlungen statt; sind doch außer dem Museum zumeist eine Kupferstichsammlung, eine Kunstgewerbesammlung, sowie Bibliotheken mit alten Büchern vorhanden. Eine Freude aber ist es, einige Mitglieder über ihre mehr oder weniger umfangreichen Schätze an Kunst oder ihre Sammeltätigkeit sprechen zu hören, und manch einer verdankt seine künstlerische häusliche Umgebung, sein wachsendes Interesse und Verständnis für Kunstwerke gerade diesen Abenden. Außerdem aber sorgen Stiftungen vermögender Mitbürger, freiwillige über den an sich niedrigen Beitrag gezahlte Beträge dafür, daß der Verein seiner Hauptpflicht: Heimatort und -Gebäude und Umgebung mit vorbildlichen Kunstwerken zu schmücken, einheimisches Kunstschaffen zu unterstützen, nachkommen kann. So soll es sein!

Leider lohnt die Besucherzahl der Museen nicht das in die Sammlungen hineingesteckte Kapital, die dafür aufgewandte Mühe; leider betrachten es die Leiter derselben mehr als ihre Aufgabe, eigene kunstwissenschaftliche Arbeit zu treiben, als das Verständnis für die Schätze, die ihnen anvertraut sind, mit allen nur zu Gebote stehenden Mitteln, unter völliger Zurücksetzung des eigenen „Ich's", zu erschließen, Missionare zur Hebung des Kunstinteresses ihres ihnen unmittelbar angehenden Kreises zu sein.

V.

Mangel an Kunstinteresse ist zumeist die Folge von Mangel an Kunstverständnis, wird doch dem Kunstverständigen der Umgang mit Kunstwerken von selbst so zum ausgesprochenen Bedürfnis, daß er ihre Gegenwart sucht, wo sich ihm nur die Gelegenheit bietet. Wohl ist es gewiß, daß der Mangel an Kunstverständnis nur durch eine geeignete Erziehung zur Kunst zu beheben ist. Trotz weit vorgeschrittenen Anschauungsunterrichtes in den Schulen sind wir noch nicht dahin gelangt, die Schüler in die Sammlungen zu führen — aus Mangel an geeigneten, wirklich interessierten und entsprechend vorgebildeten Lehrkräften —, um damit der Jugend die Grundbedingungen zum Kunstverständnis zu geben.

Wie dem auch sei, der Weg zu einer gesunden, einheitlichen Kunsterziehung kann nur durch einen engen, festen Zusammenschluß und durch Schaffung klarer, gemeinsamer wissenschaftlicher Grundregeln aller Berufenen wirklich gelöst werden. „Wir wissen es alle: das Beste in uns bleibt die Individualität; aber deren T ä t i g k e i t wird durch die allgemeinen Richtlinien, die die wissenschaftliche Pädagogik aufstellt, gesichert und gefördert." (Geh. Justizrat Professor Dr. von Liszt, Berlin.)

Ein anderer Faktor zur Kunsterziehung und Kunstverständnis ist eine gesunde Kritik unserer Zeitungen. Hier ist einer derjenigen Punkte, wo die Presse sich ihrer Pflicht, ein Mittel zur Volkserziehung zu sein und zu werden, voll bewußt

sein muß. Hier ist einer der Punkte, wo über das parteipolitische Streben hinaus die gesamte Presse nur ein gemeinsamer Faktor mit gleichem Ziel und gleichem Wollen: den Bildungszustand des Volkes zu heben, zu sein hat. Wohl lag dies nicht zunächst in dem Zweck der Presse, die ja zunächst nur die Aufgabe hatte, Anzeigen zu bringen, dann aber zu registrieren und alle Ereignisse, gleichviel welcher Art, dem Publikum möglichst schnell zur Kenntnis zu bringen, dem die parteipolitische Aufgabe folgte.

Tatsache ist aber, daß das Zeitungswesen, ob gewollt oder ungewollt, heute erzieherisch wirkt, ja nach der Schule das einzige Mittel darstellt, erzieherisch an den Einzelnen heranzukommen. Diese aufsteigende Veredelung der Presse mit einem kaum edler zu denkenden Ziel zeigt selbst dem ausgesprochensten Gegner derselben deren unbedingten Existenzwert, ihren Existenznutzen nach einer Richtung, an die vorher niemand dachte.

Allerdings ist es zur weiteren Entwicklung nötig, daß endlich einmal gemeinsame Bildungs- und Standesvorschriften für alle Angehörigen des Zeitungsberufes festgesetzt werden, daß es in das Reich der Fabel gelangt, daß selbst noch der Ausbildung bedürfende Kritikusse auf Kunst und Menschheit losgelassen werden. Es darf erhofft werden, daß der jetzt gegründete Reichsverband für die deutsche Presse darin Wandel schafft, so daß das Ansehen der Presseangehörigen nicht nur eine Folge der gewissen Macht, sondern darüber hinaus einer wirklichen Wertschätzung des Einzelnen in der Gesellschaft wird.

Sicher ist, daß es gilt, schon die heranwachsende Jugend zum Kunstverständnis zu erziehen und ihr ein gesundes Urteilsvermögen für gut und schlecht zu geben. Ebenso wichtig aber ist die Forderung nach einer gesunden Kritik, welche es verschmäht, von jedem Kitsch, jeder Winkelausstellung mehr oder minder verkappte Lobeslieder zu singen; einer Kritik, die alle Ereignisse einer Stadt, soweit sie die Kunst berühren, einer Prüfung unterzieht und, ausgehend von der erzieherischen Wirkung, auf das Publikum einwirkt. Eine zuverlässige Presse ist die beste Stütze einer gesunden Kunstpflege. Eine gesunde Kunstpflege aber ist das unbedingte Erfordernis eines auf Kultur Anspruch erhebenden Volkes. „Eine Tafel der Güter hängt über jedem Volke."

Dr. Raphael Levi, München: Die Unsterblichkeit der Ideen.

Beitrag zur Entstehung und Wanderung kulturgeschichtlicher Wahrheiten.

„Siehe, zum Wahrzeichen der Völker habe ich ihn hingestellt, zum Bild der gebieterischen Notwendigkeit unter den Nationen!" (Jesajas, 25. 4.)

Mit diesem Zeichen an der Stirne ist Judäas Erscheinung in der Weltgeschichte gewissermaßen zum Symbol geworden, im Guten wie im Bösen. Schon rein äußerlich bedeutete den großen Weltreichen des Altertums die Berührung mit ihm den Unkenruf ihres Geschicks, den Höhe- und Wendepunkt ihrer Geschichte. Und seitdem haben unzählige Völker sein Schicksal nachgebildet: sein Steigen und sein Sinken, seinen Glanz und seine Schmach, seine Schuld und seine Sühne.

„Wer die Geschichte mit Eifer lesen will, der wird bemerken, daß es immer wieder dieselben Szenen sind, die oftmals wiederkehren, und daß man nur den Namen der Akteure zu ändern braucht." (Friedrich der Große.)

„Was war,
Das wird einst wieder sein;
Und was geschah,
Wird wiederum geschehn;
Es gibt nichts Neues unter der Sonne.
Und ist ein Ding,
Von dem du wähnst:
Sieh, hier ist etwas Neues! — :
Längst war es einst
In Welten,
Die vor uns schon gewesen.
Man denket eben
Der Alten nicht,
Wie man der Späten auch nicht denkt,
Wenn nach ihnen noch spätere kommen."

(Koheles I. 9 ff.)

Urbildhaft wie sein Leib, ist auch Judäas Seele, das Erbe aller Menschen geworden. Denn auch Ideen sind unzerstörbar wie Kraft und Materie.

„Glaub mir, daß kein Atom
Verloren geht im All,
Kein Tropfen aus dem Strom,
Kein Blatt im Fall.

Und kein Gedanke, kein
Verlangen, nichts . . .
Erkenne dies und schreib dich ein
Ins Buch des Lichts!" (Hermann Lingg.)

Oder wie es im Koheles (III. 14. f.) heißt:

„Ich hab's erkannt,
Daß alles, was der Herr gemacht,
Ist e w i g e r B e s t a n d.
Dazu ist nichts hinzu zu bringen,
Und wegzunehmen nichts davon.
So hat's der Herr gewollt,
Daß man vor ihm erschaure.
Was war, das ist längst wieder da,
Was kommen wird, ist einst gewesen.
So jagt sich kreisend Werden und Vergehn: —
Der Herr befiehlt's."

Und werden Ideen auch nicht empfangen und verwahrt und weitergegeben wie andere Lebensgüter, hat die Menschheit vielmehr fortgesetzt daran zu arbeiten, um zu erwerben, was sie von den Vätern ererbt hat: die Idee ist doch gedacht für alle Zeiten. Ist sie verloren, wird sie wiederkommen, wenn ihre Zeit da ist. Ideen entspringen nicht, wie Athene, aus dem Kopf des Zeus. Sie ruhen wie Edelerz als K e i m e tief im Schoß der Zeiten und reifen im Stillen ihrem Frühling entgegen, der sicher kommt. Dann brechen sie hervor und finden ihren Schnitter; auch 2 und 3 und viele. So kommt es, daß die merkwürdigsten Erfindungen und Entdeckungen plötzlich unabhängig von einander mehrfach gemacht werden. Als Beispiel für viele: Um die Priorität der Auffindung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie stritten sich Robert Mayer, Joule, Colding und Helmholtz. Die alten Talmudlehrer entschlugen sich von vornherein jedes Anrechts auf Priorität; sie waren überzeugt, daß jeder kluge Gedanke bereits gedacht sei. Ihr stehender Ausdruck lautete: „Eine allgemeine Andeutung davon ist zu finden." Ganz abhanden gekommen ist unserer Zeit dieses Gefühl auch nicht. Die Expeditionen, welche in mühevoller Arbeit den Spaten an die alten Kulturstätten der Menschheit legen, betrachten es als besten Lohn, wenn sie wieder eine neue Wurzel der uralten menschlichen Geistesgüter bloßgelegt haben.

„Das echte Neue keimt nur aus dem Alten,
Vergangenheit muß unsre Zukunft gründen."

(Schlegel, an die südl. Dichter.)

* * *

Die großen Gedanken werden gelebt, ehe sie erkannt und ausgesprochen werden. Eine der fruchtbarsten Ideen zur Entwicklungsgeschichte der menschlichen Kultur ist die Vermählung der Hellenistisch-semitischen Geisteswelt, die von der Genesis (IX. 27.) so genannte Japhetitisch-Semsche Zeltgemeinschaft. Die Talmudlehrer, denen Hellas als der Höhepunkt der Japhetitischen Menschheit gilt, setzen beide Namen metonymisch für einander, und gaben diese Bibelstelle mit:

Griechische Schönheit wird ihren Einzug halten in die Zelte Schems.
(Megillah 9 b.)

Die ganze Wahrheit dieses Wortes konnten erst die Zeiten aufhellen. Ströme von Blut besiegelten inzwischen diesen Bund. Um nur eine Episode zu nennen: Die morgenländischen Pilgerfahrten des 12. und 13. Jahrhunderts kosteten Europa 7 Millionen Menschen. Das wäre als menschliches Drama garnicht zu begreifen. Nur die Idee arbeitet mit einem solchen Aufwand.

Der Verschmelzungsvorgang begann in der Glut von Griechenlands Flammentod, im Feuerzeichen des Macedoniers; währte dann das ganze Mittelalter (man denke an den Anteil des Aristoteles an der Scholastik); durch die friedlichen Siege des Quattrocento und Cinquecento, bis in die Schreckenszeiten des 17. und 18. Jahrhunderts. Sein äußeres Signum ist die Schrift: die Elemente des übermittelten, zum sichtbaren Ausdruck gebrachten Denkens, die Schriftzeichen fast aller europäischen Völker entstammen dem semitisch-griechischen Uralphabet. (H. Guthe, Bibelwörterbuch; Müller, Handbuch der klassischen Altertumswissenschaften, Band I, S. 495). Den dramatischen Ausdruck verlieh ihm Goethe (Faust II. 3.) in der Verbindung Faustens und Helenens. In Euphorion, der Frucht dieser Liebe „tritt, von Schönheit und Kraft erzeugt, das Genie fessellos und unbezähmbar in die Welt." (v. Egloffstein.) Recht zur Ruhe kommen wird aber die Menschheit erst in der Schönheit Schem-Japhetitischen Zeltfriedens, wenn „die Erde voll sein wird der göttlichen Erkenntnis, wie die Wasser den Meeresgrund bedecken." (Jesajas XI. 9.)

* * *

Inzwischen arbeiten die Großen der Erde unentwegt an diesem Ziel. Die unwiderstehliche Kraft, welche ungezählte Scharen zweihundert Jahre lang nach den Ländern des Sonnenaufgangs trieb, war nicht sowohl der Zug nach Licht, als die Sehnsucht nach der Heimat. „Süßes, stillsonniges Morgenland, wie lieblich ruht sich's unter deinen Zelten!" ruft Heine beim Lesen der alttestamentlichen Urgeschichte. Überwältigt vom

erhabenen Schauspiel der winterlichen Landschaft, während einer Harzreise (am 10. Dezember 1777) schreibt Goethe in sein Tagebuch die Worte:

„Was ist der Mensch,
Daß Du sein gedenkst!" (Psalmen VIII. 5.)

Das war der Ausruf eines übervollen Herzens, der Klang eines jener wenigen kostbaren Augenblicke, wo der Mensch, mit sich selbst in reinster Übereinstimmung, nicht nach Worten ringt: der Ruf des Kindes nach dem Vater.

Ebenso wie Glück und Liebe wendet Unglücksstimmung, Pessimismus und Verneinung den Blick zur Heimat nach den Ländern der aufgehenden Sonne. Mag als Typus für das erstere Herder gelten, so als Beispiel für das zweite Schopenhauer und Nietzsche. Dieser letztere, der „in Sallustischem Stil, in prunkvoll römischem Pathos seine Entdeckung" (des Übermenschen) verkündet, läßt seinen Zarathustra „nicht mehr mit römischem Pathos, sondern in alttestamentlich ossianischer Psalmodie die neue Vision (des neuen Übermenschen) verkünden. Fröhliche Wissenschaft, Jenseits von Gut und Böse, Genealogie der Moral, bieten den Kommentar dazu." (Andler.) Auch bei Goethe finden wir eine ähnliche Erscheinung. Es war gegen seinen Lebensabend. Da kam noch einmal „die Frische des jugendlichen Dichtermutes über ihn." Gerade damals war's, „als die äußeren Verhältnisse höchst unerquicklich für den Dichter sich gestalteten und ihn zu stiller Einkehr aufforderten," da folgte er dann dem Zug seines Herzens „um so lieber, als die patriarchalische, alttestamentliche Welt ihn von jeher stark angezogen hatte". (Achelis.)

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern;
Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten;
Zwischen Lieben, Trinken, Singen
Soll dich Chisers Quell verjüngen.
Dort im Reinen und im Rechten
Will ich menschlichen Geschlechten
Zu des Ursprungs Tiefe dringen,
Wo sie noch von Gott empfingen
Himmelslehr' in Erdensprachen
Und sich nicht den Kopf zerbrachen;

Wo sie Väter hoch verehrten,
Jeden fremden Dienst verwehrten;

Will mich freun der Jugendschranke;
Glaube weit, eng der Gedanke,
Wie das Wort so wichtig dort war,
Weil es ein gesprochen Wort war.

(Goethe, westöstlicher Divan.)

„Das Buch aller Bücher" war Goethe eine „zweite Welt", uns daran „aufzuklären und zu veredeln" (Goethe, Hebräer, Noten zum westöstlichen Divan); also nicht bloß Fundstätte, sondern auch Maßstab des Guten und Schönen; das „immer schöner wird, je mehr man es versteht", und zu dem man „immer zurückkehrt als zu den erquicklichsten Quellwässern".

(Goethe, Alttestamentliches.)

* * *

Aber nicht nur Heimat und Glaube, sondern auch Heimat und Freiheit gehören einander. Es ist vielleicht kein Zufall, daß gerade die Zeit der Befreiungskriege es war, wo das Interesse für die morgenländische Poesie neu erwachte. Außer Goethes westöstlichem Divan (1819) erschienen damals Platens Ghaselen, Spiegel des Hafis (1822), Rückerts Ghaselen, Östliche Rosen (1819—20). Der letztere nahm, da es ihm seine Gesundheit nicht anders gestattete, in seiner Kunst an den Freiheitskämpfen teil. Es entstanden seine geharnischten Sonetten. Eins möge hier angeführt sein:

„Der ich gebot von Jericho den Mauern:
Stürzt ein! und sie gedachten nicht zu stehn,
Meint ihr, wenn meines Odems Stürme gehn,
Die Burgen eurer Feinde werden dauern?

Der ich ließ über den erstaunten Schauern
Die Sonne Gibeons nicht untergehn,
Kann ich nicht auch sie lassen auferstehn
Für euch aus eurer Nacht verzagtem Trauern?

„Der ich das Riesenhaupt der Philistäer
Traf in die Stirn, als meiner Rache Schleudern
Ich in die Hand gab einem Hirtenknaben: —

„Je höh'r ein Haupt, je meinen Blitzen näher! —
Ich will aus meinen Wolken so sie schleudern,
Daß fällt, was soll, und ihr sollt Friede haben!"

Dieses Beispiel, daß man die alttestamentlichen Heldengestalten rief, um Kraft und Freiheit zu beschwören, ist nicht vereinzelt. „Der Gott, an welchem Oliver Cromwells Heldenseele mit all ihren Fibern hing, (sagt Johannes Scherr) der Gott, als dessen erwähltes Rüst- und Werkzeug er sich betrachtete, war der alttestamentliche Adonai-Schabbai."

„Und ich ging hin, Männer aufzusuchen, die in der Furcht Gottes wandelten, und mit Überzeugung taten, was sie taten, und fortan wurden wir nimmer geschlagen, und wo immer sie aufeinander trafen, da schlugen sie ihn."

Walter Scott hat in seinem Woodstock diese finsterblickenden Jedebjahs, Obadjahs, Zerobabels geschildert, „das Heer der Heiligen" des Cromwell, die Ironsides (Eisenseiten), die überall siegten, wo sie auftraten.

* * *

„Die Juden haben den Zorn anders empfunden als wir, und ihn heilig gesprochen;" an ihren Zürnern „gemessen sind die Zürner unter den Europäern gleichsam Geschöpfe aus zweiter Hand" (Nietzsche, Morgenröte). Indes nicht der Zorn gibt die Kraft, sondern die Wahrheit den Zorn. Die alten Götter waren anziehend, aber marmorn, leblos, kalt. Ihre Herrschaft geht nicht weiter, als „daß man sie anbetet, aber einen letzten Trumpf gegen sie in der Hand behält . . . so, daß die Sterblichen schlimmsten Falls die Götter hungern und verhungern lassen können." (Nietzsche, Morgenröte.)

Oder wie Goethe im Prometheus:

Ich kenne nichts Ärmeres
Unter der Sonne, als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Toren.

Das ist nicht mehr Satire, sondern die bange Frage einer sterbenden Zeit, die ihre Götter sinken sieht. Träufelt es da nicht wie Balsam auf den siechen Körper, wenn es aus den Wolken donnert, ganz Wahrheit und Leben, Liebe-grollend:

„Ist auch nicht einer unter euch,
Der meines Tempels Türe schließt,
Daß mein Altar
Nicht seine schalen Feuer schwele!

Ich will euch nicht,
So spricht der Herr der Schöpfungsscharen,
Und eure Gaben
Mag ich nicht aus eurer Hand!

Denn, ja, vom Aufgang
Bis zum Niedergang der Sonne
Ist groß mein Name unter allen Völkern;
Und überall
Wird meinem Namen Opfer dargebracht: —
Und reine, heil'ge Gabe!
Denn groß ist bei den Völkern
Mein Name. Spricht
Der Herr der Schöpfungsscharen."

(Maleachi I. 10 f.)

Und noch deutlicher Jesajas (I. 11 ff.):

„Was soll mir euer Opfer, all die Menge!?
So spricht der Herr. —
Ich hab' sie satt,
Die Widder und die feisten Stiere,
Wie sie mir lodern; das Blut
Von Farren, Lämmern, Böcken
Ist mir zuwider.

Und wenn ihr kommt
Mein Angesicht zu schau'n: —
Wer hat es denn verlangt von euch,
Mir meine Höfe zu zertreten!?

Hört endlich auf,
Neumond und Festtag zu verkünden;
Denn ich vertrag es nicht,
Untat und Fest!

Neumond und Fest von euch
Sind mir verhaßt;
Sie sind mir eine Last,
Nicht zu ertragen!

Und immer noch
Streckt eure Hand ihr zu mir auf!
So will ich meine Augen vor euch schließen;
Und wenn ihr betet fort und fort,
Ich höre nichts. —
Ach, eure Hände
Sind ja voll von rotem Blut!

Wascht, reinigt euch,
Schafft euer frevelhaftes Tun
Aus meinem Angesichte fort;
Laßt ab vom Bösen;
Lernet Gutes tun,
Das Rechte finden,
Das Gärende gesund und frisch zu machen;
Schafft Recht den Waisen;
Für die Witwen kämpfet: —
„Dann kommt zu mir
Und fordert euer Recht!"
So spricht der Herr."

Die alten Götter starben; aber nicht mit ihnen die Menschen, denen der neue Glaube schon verkündet war. Sie hätten ihn vielleicht auch so gefunden; er ist ja die Wahrheit. Und doch wurde er ihnen in aller Form verkündet!?: —

„Ein Gott, der allwissend und allmächtig ist, und der nicht dafür sorgt, daß seine Absicht von seinen Geschöpfen verstanden wird, sollte das ein Gott der Güte sein?" (Nietzsche, Morgenröte.)

Die „Offenbarung" ist nicht ein Postulat der menschlichen Erkenntnis, sondern ein Zug der göttlichen Gerechtigkeit und Liebe.

* * *

In demselben Augenblick, in dem der Menschheit ihr Gott verkündet wird, wird ihr — ebenfalls das Werk reinster göttlicher Liebe — das unerbittlichste aller Gesetze mitgeteilt: Das Kausalitätsgesetz, die Nemesis. Ist Kausalität die Tatsache unabwendbarer Verknüpfung von Ursache und Wirkung, so ist Nemesis Kausalität gesteigert ins Menschliche; der Schluß, vor dem der Mensch so gerne halt machen möchte: daß das Böse sich forterbt und als dunkle „Gespenster" die Geschlechter begleitet; daß „Gut und Böse nicht hervorgehen aus dem Munde des Herrn"

(Klagelieder III. 38.), sondern, daß die böse Tat „fortzeugend böses muß gebären". „Man mag — so ungefähr sagt Johannes Scherr — über den Gott der Rache der Juden sagen, was man will, steht er nicht eingezeichnet auf jedem Blatt der Weltgeschichte! Tönt uns das Wort Vergeltung nicht beispielsweise aus allen Akten und Szenen der ungeheuren Tragödie entgegen, welche französische Revolution betitelt ist! An dem Tage, an welchem „die Göttin der Vernunft" in Paris auf den Thron gesetzt wurde, wurde da nicht schaurige Todesfeier gehalten, für diejenigen, die 200 Jahre vorher (in den Tagen der Bluthochzeit) ungerächt geopfert wurden." u. s. w. Ja, 200 Jahre früher oder später! „Törichte Menschen — sagt Carlyle — glauben, daß, weil die Strafe für eine böse Tat nicht sogleich erfolgt, es hinieden keine Gerechtigkeit, oder höchstens eine zufällige gebe. Die Strafe für eine böse Tat verzögert sich um ein paar Tage, oder auch um ein paar Jahrhunderte, aber sie ist so sicher als das Leben, so sicher als der Tod." Er sagt damit beinah buchstäblich, was Koheles VIII. 11: „Weil das Urteil der bösen Tat nicht allsogleich vollstreckt wird, ist voll das Herz der Menschenkinder in ihnen, das Böse zu tun."

„Die Schauenden unter den Menschen sahen alle die große Vergelterin thronen mit des Gerichtes Wage". (Schiller.)

Das Verhängnis kommt, wenn die Zeit sich erfüllt,
Es schreitet heran unnahbar und hüllt
Die vergessene Schuld und den Rächer zugleich
In ihr finsteres Reich —
So bahnt es die Wege der Zukunft.

(H. Lingg.)

Du hast ertränkt, und wardst ertränkt, und deine Ertränker werden so einst wieder ertränkt. (Aboth II. 7.)

Der russische Dichter Relejew sagt geradezu „Gott heißt Vergeltung in der Weltgeschichte."

„Der dem Weltall Richtung gibt, sollte nicht üben das Recht?!" (Gen. VIII. 25.) „Die sittliche Idee ist die Seele der menschlichen Zivilisation. Der negative Motor dieses Fortschrittes heißt Schuld, der positive Vergeltung." (Scherr.)

Nur müssen wir uns von dem Anthropomorphismus frei machen, von dem „rächenden Gott". Rache nennt der Mensch denjenigen einen Punkt des unendlichen Kreises des Weltgeschehens, der eben gerade sein menschliches Auge trifft; so ähnlich, wie er die Tollkirschen giftig nennt, weil sie ihn tötet, die Nessel brennend, weil sie ihn verletzt, den Dorn stechend, weil er ihn sticht. „El nekamot" ist nicht „der Gott der

Rache". „In diesen heiligen Hallen kennt man die Rache nicht." Wenn Goethe den Harfner singen läßt:

Ihr führt ihn in das Leben ein,
Ihr laßt den Menschen schuldig werden.
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn jede Schuld rächt sich auf Erden.

dann sind das die Reste der Anschauung der Antike, die den Zusammenhang von Schuld und Unglück noch nicht kennt. In der antiken Tragödie „stolpert" der Held über den „Stein der Schuld". (Nietzsche.) Der neue Glaube erhebt sie unter die sittlichen Mächte: „Mein ist die Rache, die Vergeltung." (Deuteronomium XXX. 35.) „Wenn es wahr ist — und es soll wahr sein — daß, wie in der physischen, so auch in der moralischen Welt die Aufeinanderfolge der Erscheinungen nach ewigen Gesetzen sich vollzieht, wohlan, so muß es auch mit Ergebung hingenommen werden, daß die Weltgeschichte mit der eisernen Unerbittlichkeit von Naturgesetzen arbeitet. Alles Moralisieren und Deklamieren ist da gerade so eitel, wie wenn einer wähnte ... die Gesetze der Polarität und Elektrizität abändern zu können. Mit derselben erhabenen Monotonie, womit in der Natur Flut und Ebbe, der Kreislauf der Gestirne, der Wechsel der Jahreszeiten sich folgen, lösen in der Geschichte Stoß und Gegenstoß, Aktion und Reaktion ... einander ab." (J. Scherr.)

Gewiß, dessen kann die Menschheit sicher sein, mit diesem Schwur ist ihr erstes großes Strafgericht beschlossen worden: „So lange sie dauern, die Tage der Erde, Saat und Ernte, und Kälte und Hitze, und Sommer und Winter und Tag und Nacht, sie werden nimmer aufhören!" (Genesis VIII. 22.) Gibt es eine tröstlichere Zusicherung? Diese Worte sind die gewaltigste Manifestation einer erhabenen Vernunft, der nicht ein Punkt entgehen kann in der Unendlichkeit allseits geschlossener Folge, die der Unbegrenztheit „Grenzen setzt, die ihr selbst genügen." (Psalter 148,6.) Das Harfenlied von Schuld und Rache lautet aber jetzt so: (Aboth IV. 29.)

Alles, was geboren, muß verwehn
Und sterben, um wieder zu erstehn
Und lebendig,
Jenseits von Verwelken und Vergehn
Dem ewigen Richter
Seines Erdenweges Antwort stehn.
Und im innersten Wesen erkennen,
Sich selber zum beredten Zeugen benennen:
Daß der Allgewaltige

Es im Keime geformt,
Es in des Daseins Erscheinung geführt,
Seiner dachte und es richte,
Zeugend, klagend, Recht verlangend.
Keine Schuld bleibt je vergessen,
Kein Glücklicher bleibt je verschont:
Wie willst du den mit Glück bestechen,
Der über allen Schätzen thront?
Und wisse!
Wohl geordnet, ins Unendliche berechnet,
Liegt alles Sein an unlösbaren Ketten,
Und keine Gräber können dich vor deinen Taten retten.
Und wenn dir's alle Erdenlüste schmeicheln; —
Glaub' ihnen nicht;
Denn deine Sinne heucheln!
Du bist gezwungen worden einst, zu keimen;
Gezwungen, in das Dasein einzugehn.
Dem Lebendigen mußt'st du dich gezwungen einen,
Und gezwungen einst von hinnen gehn.
So wirst du noch einmal gezwungen auch erscheinen
Zum Weltgericht,
Vor Ihm,
Dem Ewig-Reinen!

* * *

Mit derselben Treue, wie die weltbewegenden Probleme, werden die anspruchslosen Ereignisse und Namen der Zeit festgehalten. Wir wissen es sehr wohl, wie überflüssig uns als Kindern die langen Geschlechtstafeln der Genesis erschienen. Es gab Zeiten, die es nicht besser machten. Heut denkt man anders darüber. „Die Arbeit eines Knaben — sagt Tolstoi — der wirklich Geschehenes niederschrieb, steht höher als die verfeinertste Schöpfung Goethes." Ähnlich äußert sich der Talmud: „Viele Bibelstellen gibt es, die scheinbar verbrennen könnten, ohne eine Lücke zu hinterlassen, und sie gerade sind das Skelett derselben." (Talmud Chulin 60.) Heut ist man bereit, zur Identifizierung eines einzigen Wortes Expeditionen auszurüsten. Von den Hethitern wußte man vor 30 Jahren nichts als die kurze Anspielung in der Genesis. Jetzt sind sie als eines der bedeutendsten Kulturvölker des alten Vorderasiens erkannt.

Es ist vielleicht eine Eigentümlichkeit des Großen, daß es nichts Kleines kennt. Die schlichte Größe und das bedeutungs-

volle Kleine suchen sich auf dem kürzesten Wege. „Überall, wo du Ihn in seiner Größe findest, dort findest du Ihn im Kleinen." (Talmud Megilah 31.)

Die Vernachlässigung des Kleinsten geht bei den Menschen oft bis zur Scheu, ja zum Abscheu. Das biblisch-talmudische Schrifttum beansprucht es für die Kultur der Persönlichkeit. Daher der breite Raum des Kleinen in seinen Gesetzen.

Natürlich nicht nur mit Recht, sondern mit Notwendigkeit. „Nur zögernd — sagt Thoreau (Walden, Höhere Gesetze) — spreche ich über diese Dinge. Nicht wegen des Gegenstandes — es ist mir einerlei, wie unzüchtig meine Worte sind — sondern weil ich nicht darüber reden kann, ohne meine eigene Unreinheit zu verraten. Wir besprechen ohne Rückhalt und Schamgefühl eine Form der Sinnlichkeit, während wir über eine andere schweigen. Wir sind so tief gesunken, daß wir nicht herzhaft über notwendige Funktionen des menschlichen Körpers reden können. In früheren Zeiten wurde in manchen Ländern jede Funktion ehrerbietig besprochen und durch das Gesetz geregelt. Nichts erschien dem indischen Gesetzgeber zu unbedeutend, wie ekelhaft es auch immer unsern modernen Geschmack berührt. Er lehrt, wie man essen, trinken, kohabitieren, die Exkremente und den Urin entleeren soll u. s. w., indem er das Gemeine adelt, und nicht über diese Dinge hinwegsieht, als wären es Lappalien."

* * *

Die Hinaufzüchtung der Art gelingt eben gerade durch die Höherzüchtung des Individuums. In dieser Absicht verlangt der Gesetzgeber Bildung des Intellekts und des Willens; das erstere durch die Erkenntnis, das letztere durch die Tat. „Die Erkenntnis auch der häßlichsten Wirklichkeit ist schön." „Wer tief und viel erkennt, ist zuletzt sehr fern davon, das große Ganze der Wirklichkeit häßlich zu finden. Das Glück der Erkennenden mehrt die Schönheit der Welt." (Nietzsche, Morgenröte.)

„Wer sich mit der Lehre beschäftigt, nur rein um ihrer selbst willen, dem erscheint die ganze Welt so harmonisch, als sei sie gerade für ihn geschaffen." (Aboth VI. 1.)

Und dann die Tat!: „Immer noch (sagt Nietzsche, Morgenröte) wird . . . jener Grundirrtum fortgepflanzt, daß es nur auf den Glauben ankomme, und daß aus dem Glauben die Werke notwendig folgen. Indessen, das ist schlechterdings nicht wahr, aber klingt so verführerisch, daß es schon andere Intelligenzen als die Luthers (nämlich Sokrates und Plato) betört hat,

obwohl der Augenschein aller Erfahrungen, aller Tage dagegen spricht. Das zuversichtliche Wissen oder Glauben kann nicht die Kraft zur Tat, noch Gewandtheit zur Tat geben. Vor allem und zuerst die Werke! Das heißt Übung, Übung, Übung! Der dazu gehörige Glaube wird sich schon einstellen, — dessen seid versichert!" also das berühmte: „Wir wollen es tun und dann begreifen!" (Exodus XXIV. 7.) Ja selbst auf die Gefahr hin, daß die Gesinnung, die schönste Blüte der Tat, noch fehlt. „Immerhin tue der Mensch das Gute, wenn auch nicht um seiner selbst willen; durch das Üben wird er es noch tun um seiner selbst willen." (Talmud, Sanhedrin 105.) „Wenn die Gewohnheit irgend eines ausgezeichneten Tuns sich vererbt, wird doch der Hintergedanke nicht mitvererbt (nur Gefühle, aber keine Gedanken erben sich fort); und vorausgesetzt, daß er nicht durch Erziehung wieder dahinter geschoben wird, gibt es in der zweiten Generation . . . Lust allein an der Gewohnheit als solcher. Diese Lust ist die erste Stufe des Guten." (Nietzsche Morgenröte.)

* * *

Im Dienst der Forderungen der alltäglichen Lebenspraxis steht bei allen Völkern ein Kompendium minutiöser, stets handlicher und gebrauchsfertiger Philosophiesysteme: die Sprüchwörter und Aphorismen. „Die Sprüchwörter enthalten die ewige echte Philosophie. Sie haben den großen Vorzug, daß sie den Geist anregen, statt zu binden." (Feuchtersleben.) Die Aphorismen sind Sprüchwörter, die gewissermaßen noch nicht das Weltbürgerrecht erlangt haben, deren Autor noch nicht vergessen ist. Sie sind besonders gern von den geistreichen Franzosen des 17. und 18. Jahrhunderts (La Rochefoucauld, Vauvenargues, Nicolas Chamfort) aber auch Fr. Schlegel, Nietzsche, Schopenhauer, Feuchtersleben und vielen andern gepflegt worden. Die Literaturen des Orients sind sehr reich an Weisheitssprüchen. Man findet die gleichen sehr häufig bei vielen Völkern wieder. Das deutsche Sprüchwort verdankt dem alten Testament beispielsweise — so wird angegeben — 179 Aussprüche. „Es gibt kein zweites Literaturdenkmal in der Welt, das sich in Bezug auf das deutsche Sprüchwort so fruchtbar erwiesen hätte". (Wünsche, die Schönheit des alten Testaments.) Im Sinne einer Assimilation kulturellen und geistigen Besitztumes scheinen mir aber vor allem die unbewußt rekonstruierten, also nicht bewußt entlehnten Gedanken wertvoll. Und wenn wir das große talmud-midraschische Material (es dürfte 6—8000 Aussprüche enthalten) darauf hin prüfen, werden wir über die große Zahl verwandter Klänge überrascht sein. Es sollen hier ein paar Beispiele nebeneinander gestellt werden, wobei nochmal hervorgehoben sein möge, daß eine bewußte Herübernahme nicht nur nicht bewiesen, sondern im Gegenteil sogar unwahrscheinlich ist:

Willst du dich deines Wertes freuen,
Mußt der Welt du Wert verleihen.
(Goethe in Schopenhauers Tagebuch.)

Wonach einer recht mit allen Kräften ringt, das wird ihm; denn die Sehnsucht ist nur der Ausdruck dessen, was unserm Wesen gemäß.
(Feuchtersleben.)

Tapfer ist der Löwensieger
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapfrer, wer sich selbst bezwang.
(Herder.)

Drei Menschen auf einmal
verdirbt der Verläumdung Gift;
Den der sie spricht, den so
sie hört, den so sie trifft.
(Goethe.)

Furcht soll das Haupt des
Glücklichen umschweben,
Denn ewig wanket des Geschickes Wage.
(Schiller.)

Das wahre Glück ist die Genügsamkeit
Und die Genügsamkeit hat überall genug.
(Goethe.)

Um wirklich glücklich zu sein,
ist nur eines erforderlich: Liebe,
Liebe gegen alle, Gute wie Böse.
Betätige deine Liebe unaufhörlich,
so wirst du unaufhörlich glücklich sein.
(Tolstoi.)

Alles geben die Götter, die unendlichen, Ihren Lieblingen ganz:
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.
(Goethe.)

Wer ist geehrt? Der die Geschöpfe ehrt!
(Aboth IV. 1.)

Spricht einer: Ich hab' mich bemüht, und nicht gefunden, glaub' ihm nicht; ich hab' mich nicht bemüht und gefunden: glaub' ihm nicht; ich hab' mich bemüht und gefunden: glaub ihm.
(Talmud, Megillah VI.)

Wer ist stark?
Wer seine Leidenschaft bezwingt!
(Aboth IV. 1.)

Verläumderische Zunge tötet dreifach:
den, der's erzählt, den, der's aufnimmt,
den, über den's gesprochen wird.
(Talmud. Erechin 15.)

Glücklich der Mensch, der die Furcht
sich zum treuen Gefährten erwählt!
(Sprüche XXIII. 14.)

Wer ist reich? Der sich seines Teiles freut!
(Aboth IV. 1.)

Mißgunst, Leidenschaft, Menschenhaß
bringen den Menschen von der Welt.
(Aboth II. 16.)

Liebe den Frieden und jage ihm nach!
Liebe die Menschen und führ' sie zu der
Erkenntnis. (Aboth I. 12.)

Der Herr nimmt's mit seinen Lieblingen
genau auf Haaresbreite.
(Talmud Jewamot 121.)

* * *

Außer den geschichtlichen und Verstandes-Wahrheiten gibt es noch eine dritte Gruppe — und sie sind vielleicht die unmittelbarsten von allen — die der Schönheit. Es ist die Erkenntnis, die uns beispielsweise die Natur so bedingungslos aufzwingt. Allen Schwierigkeiten zum Trotz sind wir von der Wahrheit des Lebens überzeugt; wir bleiben an ihm hängen mit der Erkenntnis: „Das Leben ist doch schön!" In der Schönheit sucht der Mensch das Göttliche. „Das ist mein Gott, ich will mich ihm in Schönheit weihen!" (Exodus XV. 2. Talmud Sabbath 133.)

Die Schönheit hat ihr spezifisches Ausdrucksmittel: die Kunst. Diese ist eine ausschließlich dem Menschen zukommende Form der Lebensäußerung und bedeutet soviel, wie für den Ausdruck von Verstandes-Wahrheiten die menschliche Sprache. Denn auch die Kunst gibt die Dinge (etwa die Natur) nicht wieder, sondern sie drückt sie aus. Als Quelle von Wahrheiten, Offenbarerin von Erkenntnis ist sie also göttlich. „Im Menschenherzen wohnen die Gedanken, Schönheit und Form jedoch, die sind von Gott." (Sprüche XVI. 1.)

Die biblischen Bezüge der Kunst sind ungezählt; es wird wohl kaum einen großen Künstler geben, der ganz ohne sie geblieben ist. Es mögen also nur wenige Namen genügen, wie Michelangelo (Capella sistina), Tintoretto (Dogenpalast zu Venedig), Lukas Cranach (in der Dresdener Galerie), Raffael (Loggien im Vatikan), Botticelli (Capella sistina), Murillo (Kirche zu Sevilla), Rembrandt, Rossini, Rubinstein, Verdi, Händel, Heydn, Mozart, Bach.

Von den unverlierbaren Lebensgütern der Dichtkunst sei eine der populärsten Stellen der Schillerschen Muse und gleichzeitig der Weltliteratur hier wiedergegeben:

Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,

Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.

(Schiller, Glocke.)

Und nun dessen biblisches Urbild, das weniger bekannt sein mag; (Sprüche XXXI. 10 ff.)

Wie kostbar ein Juwel erscheine:
Köstlicher als Perlgeschmeid,
Seltener als Edelsteine
Ist ein edles, tapfres Weib.
In ihres Busens goldner Reine
Ruhet ohne Arg und Sorge,
Überreich an allen Schätzen,
Ihres Gatten glaubend Herz.
Ihrer Güte ew'ger Frühling
Reifet nicht des Unmuts Schmerz.

Frohgemut im reichen Vorrat
Ihrer Wolle, ihres Linnens
Rühren lustig ihre Hände
Sich in steter Munterkeit.
Wie das Schiff kühn unverdrossen
Die fernen Waren heimwärts trägt,
Ist nimmermüd sie und entschlossen,
Wo sich des Hauses Notdurft regt.
In dämmernder Morgenstunde
Beschreitet sie des Hauses Runde,
Sorgt für Frühbrot, und daß das Gesinde
Bereit des Tages Arbeit finde.

Sie spart und rechnet mit klugem Beginnen
Und schafft mit fürsorglich-weisem Verstehn
Unablässig, daß es ihr gelinge
Feld und Weinberg zu erstehn.

Ihre kraftvolle Gestalt,
Ihr starker Arm,
Ihr eisern Vertrauen in der Brust
Hat auch den nächtlich düstern Harm
Freundlich zu erhellen gewußt.

Die Finger am Rocken,
Die Hand an der Spindel,
Den Arm dem Dürftigen entgegengestreckt,
So fürchtet sie nichts.
Und wenn's Winter wird,
Liegt reiche Wolle in des Hauses Schreinen.
Längst hat sie alles vorbedacht,
Gewänder in Fülle zurecht gemacht,
Von Karmesin und weißem Leinen.

Und wenn die Versammlung am Tor
Der Sorge des Landes pflegt,
Lauscht man allen zuvor
Auf ihres Mannes Red'.
Indes sie daheim am Tuche webt
Und den Gürtel wirkt,
Den der Händler ersteht.

Und wie sie Kraft- und Schönheit-geschmückt
Der Zukunft lächelnd ins Auge blickt,
Ist Klugheit, was sie rät,
Und Liebe, was sie spricht.

So in des Hauses Gängen
Wacht ihr klares Aug',
Daß man müßige Frucht
Nicht zu fürchten brauch.

Vor ihr stehen ihre Söhne,
Preisen ihres Wirkens Glück;
Und ihr Gatte nennt sie rühmend
Seines Lebens gut Geschick. —
Gar manche Frau hat herrliches vollendet,
Doch, ragend, läßt d u alle hinter dir zurück! —

Anmut trügt,
Schönheit lügt.
Doch i h r e Schönheit ist —
Die keine Zeit bewegt —
Daß im geweihten Busen
Sie Gott voll Demut trägt.

Hier reicht Wahrheit und Wahrheit, sich in Schönheit findend, über die Jahrtausende hinweg, einander die Hand, und erhebt die Idee, so wechselvoll sie die Kämpfe von Herz und Geist, die Stürme des Augenblicks gestaltet haben, zum Ideal. — — —

* * *

Es war einmal eine Zeit, da überlegte man, ob man nicht das Buch Koheles vernichten sollte. Ob es nicht besser ungekannt sei, dieses schaurige Lied vom ewig werdenden Vergehen, von der unendlichen Wiedergeburt des keimenden Nichts, von dem hoffnungslosen Zeiger des Seins, der ewig ruhelos um der Zeiten Achse kreist; von dem, was sich ewig füllt und nie voll wird, sich ewig verjüngt und stets alt bleibt, was schafft und drängt und ringt und nichts erringt, als den Impuls zum neuen Ringen: Man überlegte, und suchte, und fand: — es sei ein Heiligtum; und dort zu bewahren, wo alle Heiligtümer sicher sind: in einem Herzen voll Schönheit. — Die Zeit hat ihnen Recht gegeben. Geschaut mit dem Seherauge der Schönheit, heißt der Sinn des Kohelesbuches deutlich und klar:

Wenn im Unendlichen dasselbe
Sich wiederholend ewig fließt,
Das tausendfältige Gewölbe
Sich kräftig ineinander schließt:
Strömt Lebenslust aus allen Dingen,
Dem kleinsten wie dem größten Stern,
Und alles Drängen, alles Ringen
Ist ewige Ruh in Gott dem Herrn.　　(Goethe.)

Assaf Ciffrin:
Unser Geleit.

Psychologische Skizze.

Es ist kristallhelle Mondnacht am syrischen Strand des Mittelmeeres ... die See rauscht übermächtig und der Wind pfeift . . . da ertönt ein Ruf voll Schmerz und Gram; eine menschenähnliche Gestalt liegt am Boden und streckt die langen Arme gespensterhaft aus.

Eine Stimme (ermattet): Hilf mir . . . ich kann nicht mehr! . . .

Ich: Seid Ihr ein Schiffbrüchiger?

Die Gestalt (ein Mann im besten Alter, mit zerfetzten Kleidern, schlotternden Knien und struppigem Haar): Ein Segler ist auf hohem Weltmeer, ich steuerte

gestern den Kiel, und wie die Flut wuchs und das Schifflein verschlingen wollte, da banden mich die bösen Menschen und warfen mich hinab in die Flut.

Ich: Wer seid Ihr?

Er (fährt zusammen, nachdenklich): Ein Fremder dem Land, ein Freund den Menschen. Der Wind verwehte den Pfad, und die Weltwanderer sind verschlagen. Siehst du dort die geballte Wolke, die schwarz und sturmschwanger zum Abgrund flieht? Sie eilt der Sonne nach, die dort versank und sie vergaß, so stürmen die Segler auf verwehtem Pfad — zur Sonne . . .

Ich: Ich sehe nichts; ätherisch rein weht die Luft.

Er: Bist Du auch der geblendeten Weltensegler einer, der dem Scheidegruß der Sonne nachjagt, durstig nach—jagt, weil ihn die Tageshelle verließ? Ein Neunmalweiser, der die Welt entwerten, die Menschen knechten will? Her deinen Nacken! . . . (gierig-lüstern) ich nähre mich von lebenden Menschenhirnen, ich friste bei zeitlichen Wesen mein zeitloses Dasein. Hier ist Dein Meister!

Ich (den Revolver ziehend.)

Er (zurückweichend, scheu): Der Weltensegler ist selten sonst gefeit.

Ich: Genug, geht!

. . . .

Er (schmeichlerisch, zart): Verstoße nicht des Freundes Geleit, dem die heitere Welt entquillt; güldene Früchte liegen am Boden; ein wenig den Rücken gekrümmt, und Du dringst durch das eherne Tor in meine Welt.

Ich: Und ist hinter jenem Tor die Erlösung, nach der die Seele bang sich sehnt und schreit? ist hinter jenem Tor jede Willensregung ein kurzes Fieber, jedes rasende Verlangen ein Wahn, die gierige, hastige Jagd der Menschen nach dem flüchtigen Heil eine sanfte Fahrt auf ruhiger See, auf leichtem Kahn, der heiter sein Ziel erreicht?

Er: Dort glühen die goldenen Hesperidenäpfel, harren müde am Aste, daß man sie pflücke; ich geleite Dich ins weite Land der ewiggrünen Hoffnungswiesen, wo der Boden fruchtschwangeren Duft atmet.

Ich: Was für ein banges Rätsel birgt Eure Gestalt? Euer Ruf tönt wie das Lied der glutroten Rosen, die den Wanderer umgaukelten, der, ach! ihre Klage verstand . . . und bald den Stich der Dornen empfand. Ein zartes Blutrot überhauchte seine Hand, weil er den Frevel beging, und die Rosen welkten und zahlten mit dem Tod ihre Lockweise, die einst am Strauche klang, so rätselhaft süß . . .

Er: Die Rätsel sind Eure Leitsterne im Chaos, das Euch umgibt. Wer das Raten nicht gelernt . . .

Ich: Den Weisen wäret Ihr auf der Spur. Ich gratulier'.

Er: Was tun jene? Sie zerhacken das Leben, das ohne mich den Reiz verliert, das wie eine Ery-Rose blattweis zerfällt und ihnen doch keinen Kern offenbart, ein Mord an der Harmonie, ein Mord ohne Zweck. Der

Spiegel ging entzwei und mit ihm das Bild des Glücks. Die zerschellte Glocke läßt sich nicht mehr zusammenleimen, der weihevolle Zauberton ist tot, das Leben welk, der Sinn begraben. Ihr schaut durch Irrlichtgläser — rot . . . grün . . . und verstaubt — das Lied vom „Ding an sich" bleibt ein bleierner Gesang für Dich und Deinesgleichen.

Ich: Wozu die *Ohnmachtsweisheit*, die uns das Leben Tag für Tag in die Ohren summt?

Er: Um Dir *meine* Welt zu geben — die Welt der Menge! . . . Wozu wär' die Sonne, wenn nicht die spiegelnde Meeresflut sie in ihren weiten Mutterschoß aufnähme, verjüngte und *bewunderte*? Der Gott, den einst die Menschen inbrünstig suchten, er ist tot, weil sie ihn nicht fanden; seither erhob die Menge *ihren Sinn* zur Gottheit. Jetzt heißt's: die Menge suchen, um Gott zu finden. Spähe aus nach ihr, fasse zu und fange sie! Dann bist Du am Tor meines Schlosses.

Ich: Und diese *scheinbare Wahrheit*, das Echo der Allerweltsweisheit, diese Höflichkeit, die Waffe der Schwachen und Schmeichler, ist das das Amulett, das den Großen feit? — Mein Vater schlug mich einst, da ich log, und nun könntet Ihr rasen, daß ich das Lügen vergaß?!

Er: Die Wahrheit des Vaters war stets Trug seinen Enkeln.

Ich: Die Menschen haben sich vorwärtsgelogen, aus ihren Häusern schlagen schon die Flammen.

Er: Das alte Land der bärtigen Kaiser ist verstaubt, rauchig und voller Dunst. Komm in *mein* Land, wo der Mensch, im Lichte badend, keinen Schatten wirft. Die ewige Dämmerung geht nieder, kein Hahn weckt den schlaftrunkenen Morgen aus nächtlichem Schlummer. Ich gebe Dir die fahle Traumdämmerung, wo die Sonne zu ewigem Polarlicht vergilbt, das Land des Sehnens ohne Leid, der Erinnerung ohne Weh. Euer Haus ist verbrannt und Eure Kleider brennen lichterloh. Fliehe, ehe die verkohlten Balken über dir zusammenbrechen! Komm auf mein Schiff! . . .

Ich: Und kann ich wieder fort, wenn mir Dein Himmel nicht gefällt . . . und bin ich auch einst stark genug — wie jene Weltwanderer — wenn Du mir die Segel nicht straff genug spannst, Dich, geleitenden Steuermann, über Bord zu werfen?

Er (bleibt nachdenklich zurück, leise flüsternd): Ich will Dir helfen, weil Du verblutest, weil sich Deine schorflose Wunde nicht schließt.

Ich: *Wer — bist — Du*?

Er: Ich bin täglich um Dich, hafte nagend an Deinem Trieb, klebe an Deinem Sinn, wie am Menschen Zweifel und Jammer kleben.

Ich: Seid Ihr ein Eingeborener?

Er: Berg und Strand sind nicht meine Heimat; bin Menschenhirnen ange-

boren. Im Frühling pflüge ich hart, unterwühle das Gemüt, im Herbste des Lebens ernte ich der Irrtümer Frucht.

Ich: Und daher kamet Ihr her, weil Ihr — jungen Boden suchtet?

Er: Meine Lachmuskeln täten mir weh, hätt' ich nicht längst das Weinen gelernt. Ich benetze Dich täglich mit meinen Tränen und erwarb noch nicht einmal das Recht, Dein Freund mich zu nennen. (Sarkastisch.) Heute sei aber das Du und Du für das Leben fest geschmiedet!

Ich: Ihr seid ein Narr!

Er: Und Du nicht einmal den Knopf einer Narrenkappe wert.

Ich: Verseuchender, schamloser Bube, fort!....

Er: Nein, mein Freund, ich bleibe bei Dir! Mein Geleit ist uralt und unentbehrlich. Ich bin Dir treu, elendes Geschlecht! (Sarkastisch, roh.) Her in meine Arme, ich kann nicht von Dir fort! ich liebe Dich, weil Du mich verschmähst; sonst würg' ich Dich mit Gewalt!

Ich drückte ab... ein Knall ... und Dunst... die Gestalt verschwand, die Ohren summten mir. Nach einer Weile war das Gewölk in nichts zergangen und ich sah weit... weit von mir den Kerl dem Meer tänzelnd zuhinken und ein Lied singen — es klang nach unsterblichem Zweifel und zeitloser Menschennot; die Weise — wie er sie sang — habe ich vergessen.

Vielleicht hat noch jemand seine Bekanntschaft — und anderswo — gemacht?...

Marcell Salzer:
Die Drei.

Sie haben mich mächtig aufgerüttelt
Aus lähmenden Schrecken, aus grübelnder Not,
Vom Lebensbaum habe ich Früchte geschüttelt
Mitten im Grauen, Entsetzen und Tod.
Wie soll ich's nur danken den herrlichen Dreien?
Ich mußte beim Völkerringen nicht ruh'n.
Mir konnte die Kunst die Waffen nur leihen,
So durfte auch ich das meinige tun.
Drei Feldherrn, drei flammende Erzengel machte
Ich heiter über ein Stündelein,
Und tausenden wunder Krieger brachte
Ich Frohsinn und freundlichen Sonnenschein.
Wie heilsam sprudelt aus finsteren Klüften
Die Quelle leuchtenden Frohsinns hervor!
Trotz Bomben, Granaten und Fliegern in Lüften
Mit donnernden Lachsalven siegte Humor!

Boroevic (15. September 1915).

Über die begrünten, sanften,
Rebenkranzgeschmücktem Hügel
Lacht des Herbstes milde Sonne,
Lacht von einem Himmel nieder,

Der wie eine Friedensbürgschaft
Sich in ungetrübter Bläue
Über Stadt und Täler spannt.
Aber von den nahen Bergen
Dröhnt mit dumpfen Donnerschlägen
Unaufhörlich, unermüdlich,
Aus der Rohre Mund der Krieg.
Und die leeren Gassen drunten
Und die halbzerschoss'nen Häuser
Und die rauchenden Spaliere
Mahnen mich: Wir sind vor G ö r z!

Schlanke, hechtgraue Gestalten,
Sonngebräunte Offiziere,
Östreich-Ungarns tapf're Söhne,
Sitzen rings um mich als Hörer.
Einen F e s t t a g gibt es heute,
Den wohl jeder froh empfindet,
Doch den keiner lärmend feiert.
Zwar steht er nicht im Kalender;
Dennoch ist er auf den Karten
Rot und freudig angestrichen,
Denn um viele Kilometer
Ist das Hauptquartier soeben
Wieder einmal v o r gerückt!

Und so sitzen sie und lauschen
Unter Gottes freiem Himmel.
Links von mir jedoch der e i n e,
Der, zugleich ein Held und Schutzgeist,
Aus Galiziens goldnen Feldern,
Aus den Klüften der Karpathen,
Aus dem Spalt der Duklasenke,
Die millionenköpf'ge Hydra,
Rußlands wilde Scharen, fegte:
Svetozar von Boroevic,
Der Kroatengeneral.

Ein Kroat! Verwandte Sprache
Redend, wie das Volk der Mörder,
Das den Weltenbrand entfachte;
Doch im Herzen voll ergeben
Dem geliebten Habsburgstamme,
Kaisertreu bis in die Knochen,
Das ist Gen'ral Boroevic!

Welch ein Mann! nicht groß, doch stämmig.
Aus dem bronzebraunen Antlitz

Blitzen hell zwei kluge Augen,
Und das Haupt sitzt auf dem Nacken
Mächtig, wie ein Totenschädel,
Wie der Hekatombenopfer
Schreckhaft düsteres Symbol.

Und verblaßte Bilder steigen
Wieder auf vor meinen Blicken:
Vor den buntbeflaggten Zelten
Lagern rauchend, würfelnd, trinkend,
Schwarz umsträhnt, im hohen Tschako,
Wallensteins getreu'ste Krieger,
Des Kroatenlandes Söhne,
Wie sie Schillers Geist geseh'n.

Jener aber, dessen herbes,
Hartes Antlitz mich noch eben
An Karpathenschrecken mahnte,
Dem die Ziffern der Vernichtung
Spielend von den Lippen rollen,
Svetozar von Boroevic,
Wandelt sich im Augenblicke
Zum gewandten Kavalier. —
Ungarischen Adelshauses
Welterfahr'nen Sprößling mein' ich
An der Mundart schon zu hören,
Wenn er von den Wissenschaften,
Von der Dichtkunst großen Meistern
Klug und lächelnd zu mir spricht.
Staunend muß ich es vernehmen,
Wie sich fest in sein Gedächtnis
Manche Dichtung eingegraben,
Die in schön'ren Friedenstagen
Ich den Großstadthörern bot.

Und da spür' ich: Dieser Krieger
Birgt zwei Hirne und zwei Seelen:
Den romantisch-rauhen Landsknecht, —
Und den Mann der Wissenschaft,
Dem der Krieg, der Menschenwürger,
Laut dem eignen Wort nichts weiter
Als ein „technisches Problem".
Und noch eines anderen Ausspruchs
Muß ich denken, den er damals
Prägte, als der Feinde Hochflut
Uns're Länder überbrandet
Und die Not stets höher stieg.

Jeder Baka*) trägt im Herzen
Ihn gleich einem Amulette,
Svetozar von Boroevic's
Wörtlichen Armeebefehl,
Jene wundertät'gen Worte:
„Mut! Soldaten! Ich komm' zu Euch!
Und ich komme nur als Sieger!
Mit mir — glaubt es — ist das Glück!"

Und indes der Katzelmacher
Wutentbrannt in wilder Ohnmacht,
Von den nahen Bergen nieder
Auf Doberdo und San Michele
Seine Judasgrüße trommelt,
Reicht er mir die Hand zum Abschied,
Gibt das Wort er auf den Weg mir:
„Glauben's mir: der Italiener
Wird ein alter Herr hier werden!"

Also sah ich diesen Kriegsmann,
Diesen Feuerkopf und Rechner,
Diesen stählern harten Zeugen
Wider panslawist'sche Märchen,
Uns'ren vielgetreuen Eckart,
Welschenwehrer, Russenhammer:
Svetozar von Boroevic,
Den Kroaten-General!

Erzherzog Friedrich (11. Januar 1916).

Ein Kleinstadtbild! Hoch über den geduckten
Mietehäusern, Läden, rauchenden Fabriken
Hebt sich, gleich einem Herrscher aus dem Kreise
Ergeb'ner Höriger, ein altes Schloß.
Nicht prunkbeladen, doch von jener Würde,
Die nur des echten Adels Abglanz leiht.
Zu hohen Ehren ist es ausersehen
Auch jetzt, als Sitz des obersten Kommandos.
Das weite Tor klafft offen wie ein Rachen
Voll blanker Zähne; scharf bewaffnet steh'n
In seinem Bogengang die Wachtsoldaten.
Ein Freudentag ist heut, denn eben kam
Die Meldung, daß der Lowtschen, dieser Wächter
Des schwarzen Berglandvolks, genommen sei.
Wie Sonnenglanz liegt es auf den Gesichtern:
Der schlichte Feldsoldat, der schlanke Leutnant,

*) Ungar. Infanterist.

Die Generale, wie der stille Führer,
Sie alle fühlen: dieser eine Schlag
Erschloß das störrischste der Balkantore.
Doch keiner spürt die Freude mehr denn er,
Dem dieses Millionenheer gehorcht:
Erzherzog Friedrich, der erlauchte Sproß
Der Helden, die bei Aspern einst den Korsen
Und die den Welschen bei Kustozza schlugen.
Weiß Gott! Der Führer hab' ich viel geseh'n,
Doch selten trat mir so das Bild des schlichten,
Des milden, ehrlichen Soldatenvaters,
Entgegen, wie in diesem edlen Mann.
Der Grandseigneur, der Enkel des feudalsten,
Des altehrwürdigsten der Fürstenhäuser,
Gibt sich im Gruß und Wort schlicht wie ein Bürger
Der vielbesungenen Alt-Wiener-Stadt.
Das gütige, verwitterte Gesicht
Erscheint beinahe dann ein alter Holzschnitt,
Ein scharf umriss'ner Albrecht Dürer-Kopf.
Und all die Freude, die mich rings umleuchtet,
Beflügelt meine Seele auch; noch nie wohl
Las ich so fröhlich wie um diese Stunde:
Heimatliche Humoresken, ernste Bilder
Aus großen Tagen, wie sie uns're Dichter,
Des Krieges Sänger, schaffend widerspiegeln.
Im Fluge rauscht die Zeit dahin; und als
Die Uhr die zehnte Stunde schlägt, erhebt
Erzherzog Friedrich sich und spricht zu mir
Voll echter, herzenswarmer Heiterkeit:
„Sie haben uns sehr froh gemacht — uns alle!
Allein, jetzt heißt's aufs neue arbeiten —
Der Chef kommt!" — — —
Der „Chef!" — Ihr alle wißt es sicher, wen er
Damit gemeint: den stillen Schlachtenlenker,
Der „Gorlice" ersann, den Hötzendorf.
Und wie er das nun sagt, so selbstverständlich,
So ernst und fügsam, steht der schlichte Mensch
Vor mir in seiner ganzen stillen Größe,
Die vor des Lebens strengster Macht sich beugt:
Der Pflicht! — Und plötzlich ist es, als ersteige
Vor meinem Geiste eine Bilderfülle:
Ich stehe im Schönbrunner Park, die Nacht
Hebt leise zaghaft ihren Dämmerschleier
Und räumt dem ersten Morgenrot den Platz. —
Doch droben in dem hohen Kaiserschloß
Strahlt hell ein Fenster schon: ein alter Herr,
Umleuchtet von dem Glanz der Majestät,
Der auch die Dulderkrone, der auch nicht
Das tiefste Seelenleid erspart geblieben,

Sitzt schreibend an dem großen Arbeitstisch,
Das Haupt gebeugt, voll sorgender Gedanken.
— — — — — — — — — —
Und weiter trägt der Zauber mich zurück
Bis zu den fernsten, sagenhaften Zeiten:
Ich seh' den Gründer dieses stolzen Stammes,
Seh' Kaiser Rudolf fromm vom Pferde steigen,
Seh', wie er einen schlichten Gottesdiener
Durch eines Bergbachs Wirbelwasser führt
In stiller Demut, eingedenk der Pflicht,
Die ihm des Glaubens heil'ge Macht gebeut.
— — — — — — — — — —
Und diese Demut, die im Prunkgewand
Der höchsten, irdischen Würde nicht erlischt,
Die vor dem Zwang der Pflicht sich kindlich beugt,
Sie sichert Habsburgs altem Kaiserhaus
Der Schätze köstlichsten: des Volkes Liebe!

Hindenburg (17. Dezember 1915).

Weit hin dehnt sich die Flur, ein unabsehbares Linnen,
Wie den Toten gewebt, die das Erdreich hier deckt.
Klirrend schreitet der Frost, der weißgewandete König,
Durch die Öde — es knirscht unter den Schritten der Schnee.
Feldgraue Posten steh'n, das Eis in struppigen Bärten,
Schwer in Pelze vermummt, zottig, wie Bären des Pols . . .
Treulich halten die Wacht sie hier auf russischer Erde,
Und von ihnen beschützt sause ich sorglos dahin,
Heute im Schlittengefährt und morgen im ratternden Auto,
Manchmal schleppt auch der Fuß sich durch den hemmenden Schnee.
Immer hab' ich jedoch das eine Ziel nur vor Augen:
Unserem feldgrauen Mann fröhlich ein Stündlein zu weih'n.
Und wie wechselt der Raum. Bald ist's ein polnisch' Theater,
Bald ein Kriegslazarett, bald ein bretterner Stall,
Aber überall sind von gleicher Farbe die Hörer:
Feldgrau Hose und Rock, feldgrau Mütze und Helm.

Eines Abends jedoch gedenk' ich vor allem — da wurde
Mir der herrlichste Lohn meines Wirkens zuteil.
Hindenburg sollte ich seh'n, den ruhmumleuchteten Helden,
Sollt' mit den Gaben der Kunst ihn ein Stündchen erfreu'n.
Noch seh' ich sie im Geist: die kleine, prunklose Villa,
Sehe mich an dem Tisch, an den er mich gütig entbot.
Schlicht, aber gut war das Mahl! Kartoffelpuffer selbst gab es!
Und welch' erlesener Kreis füllte harrend den Raum:
Hindenburgs feldgrauer Stab, die Paladine des Feldherrn,
Der daheim wie ein Lied, fast wie ein Mythos uns lebt.
Stille! — es öffnet die Tür sich — dann breite wuchtige Schritte —

Schicksalsschritte! — es naht der Gen'ralfeldmarschall.
Unvergeßliches Bild! Mir war's, als schreite der Genius,
Der die Heimat beschützt, siegessicher durch's Tor.

Zwischen Hindenburg so und Ludendorff sitzend, erschien ich
Mir — nicht nur an Gestalt — unter Riesen ein Zwerg!
Und nun wuchs mir alles ins Riesenhafte: der Rundtisch,
Lampe, Klubsessel selbst erschienen für Riesen gemacht,
Doch in dem Sessel lehnt', ein lebend gewordenes Denkmal,
„Ungenagelt" und ganz so, wie ihn Gott uns geschenkt,
Hindenburg selbst, der Mann mit den rätselvollen Gesichtern,
Bald von Güte umsonnt, bald in Strenge erstarrt,
Bald die Wehmut und bald die eisige Kälte im Auge,
Majestätisch und schlicht, groß und kindlich zugleich.
Seht, da war mir's, als schwebt' ein Geisterchor ihm zu Häupten,
Jener Genien Kranz, die nur Deutschland besitzt!
Friedrichs Königsgestalt, der hochaufragende Bismarck,
Goethes göttliches Haupt, Schillers feuriger Geist.
Und ich fühlte das Grau'n, die rieselnden Schauer der Ehrfurcht,
Die uns Irdische faßt, wenn die Unsterblichkeit grüßt.
Fühlte vor allem das, was diesem Großen wir schulden,
Der den Drachen zertrat: Unermeßlichen Dank.

Und nun las ich! — Doch nichts vom grausigen Schrecken des Krieges,
Ernstes und Furchtbares hat wahrlich genug er erlebt!
Aber den rosigen Kranz der heiter schaffenden Dichtung
Breitete ich vor ihm hin, und er dankte mir's reich.
Immer wieder umspielte der Frohsinn die ehernen Züge,
Wie wohl ein Denkmal von Erz flimmernd die Sonne umglänzt, —
Immer wieder erhob zu mir er lächelnd die Augen,
Manchmal aber, o denkt! lachte herzlich er mit,
Ja, bei einem Gedicht: „die alten Landsknechte" waren's,
Münchhausens prächtigem Werk, summt er die Verse sogar.
Aber noch mehr als der Spaß, den ihm die Stunde bereitet,
Freut ihn das eine, daß auch „seine Jungs" mitgelacht!
Oftmals noch spricht er davon, wie sehr's seiner Seele behage,
Daß seinen Leuten ein Quell frischen Frohsinns hier springt.
Und so manches Mal, wenn ein Stück ihm besonders gefallen,
Ruft er: „Nun kommen Sie her, trinken Sie mal einen Grog!"
Wahrlich, was ich auch schon von Beifall, von lobenden Worten,
Was ich an Ehren erfuhr — nie griff es so mir ans Herz,
Wie dies „Hindenburgwort": „Jetzt müssen Sie sich auch stärken,
Nun setzen Sie sich zu mir, trinken Sie mal einen Grog!"
Denn dieses Wort und zugleich sein herzhaft schütterndes Lachen
Lehrten mich, daß der Titan ein Juwel auch besitzt,
Das selbst im Grauen des Kriegs die erzene Stirn ihm stets hellte,
Unseren tröstlichsten Freund: Uns'ren deutschen Humor!

Hans von Hülsen:
Ein Solo. Novelle.

Fortsetzung.

Stefan Wendelin sagte, und er sah zur Schauspielerzellenz hinüber:
„Nein, nein, seit ich die Dybwad gesehen habe, gehe ich in kein Ibsenstück mehr . . . .“

Er trank einen Schluck und stellte die Tasse hin:

„Das war im Dagmar-Theater in Kopenhagen — sie spielte die Frau Alving . . . Fabelhaft! Ich sah nichts Ähnliches bei uns.“

Baron Reitzenstein erwiderte:

„Wir hätten Frau Dybwad längst einmal eingeladen — aber da sich die Berliner Kritik damals so ablehnend verhielt . . .“

„Ach, Exzellenz, die Berliner Kritik! — Was will das sagen . . .“

Gräfin Leslie lächelte:

„Sie haben gewiß schlimme Erfahrungen gemacht bei Ihrem Konzert, Florizel.“

Der also Angeredete war ein böhmischer Tenor, den alle Welt in diesem Kreise seines unaussprechlichen, konsonantenüberreichen Vatersnamens wegen nur „Herr Florizel“ nannte. Sein Gesicht war gelblich, wie das von Barlösius, nur jugendlicher, seine Augen lohten manchmal auf, wenn er etwas Heftiges sagte; er sprach mit einem kaum merklichen Akzent in der sonoren Stimme.

„Bewahre, Gräfin,“ sagte er, „ich rede nicht von mir, mich hat man glimpflich behandelt . . . . Aber ich habe so den Eindruck . . .“

Der Gesandte, Graf Leslie, fragte seine Frau leise nach etwas und lehnte sich dann nickend in den Sessel zurück; zur gleichen Zeit fragte an der anderen Seite des runden Tisches Lisbeth Verhuven dasselbe. Sie fragte:

„Kommt Herr Barlösius heute nicht, Gräfin? Ich hätte ihn gern wiedergesehen. Es ist so lange her, daß ich ihn zum letzten Male sah . . . Wir waren noch Kinder, beide . . .“

Und dann erzählte sie der Gräfin Leslie, — und Baron Reitzenstein, der Theaterintendant, hörte zu, den Ellenbogen auf die Lehne des Sessels gestützt — daß sie in derselben Stadt wie Barlösius geboren sei und ihn seit frühester Kindheit gekannt habe. Später freilich, da habe sie ihn aus dem Auge verloren, für lange Jahre, um erst hier, in München, ihm wieder zu begegnen.

Die Gräfin sagte:

„Ja, Fräulein Verhuven, er hat mir versprochen, zu kommen. — Auch wir,“ fügte sie hinzu, „haben ihn lange nicht gesehen, seit dem Mai. Er war mit seiner jungen Frau verreist — sie haben ein Landhaus am Hintersee, in der Ramsau,

wenn Sie dort Bescheid wissen? Da haben sie den Frühling und Sommer gelebt. Ich glaube, sie sind sehr glücklich, die beiden", schloß sie.

„Ich war einmal draußen bei ihnen", sagte Stefan Wendelin, der Bildhauer, indem er dem Diener auswich, der nach der Tasse langte, um sie neu zu füllen; und Frau von Vopelius bemerkte, sie sei Herrn Barlösius eines Nachmittages in Berchtesgaden begegnet.

„Er war zu Pferde", erzählte sie, und Lisbeth Verhuven wunderte sich, daß er jetzt reite; denn früher sei er jedem Sport durchaus abhold gewesen und habe über Lawn-Tennis, zum Beispiel, stets verächtlich die Achseln gezuckt.

„Er war nicht zu bewegen, mit den Backfischen Tennis zu spielen, damals, wenn er zu den Ferien kam . . . denn er hat ja auch ein paar Semester studiert."

„Ja," fuhr die Gräfin fort, „bis er sich dann mit seiner Familie überwarf, er hat es mir einmal erzählt — —"

„Jetzt spielt er übrigens Tennis", sagte Stefan Wendelin. „Er hat einen schönen Tennisplatz bei seiner Villa in Ramsau — aber ob es ihm viel Spaß macht, weiß ich nicht: er tut es wohl mehr seiner Frau zuliebe . . ."

Das Gespräch fiel wieder auf Theater. Ein kleiner, dicker Dramatiker, der nicht recht in diesen Kreis paßte und dessen Anwesenheit als störend empfunden wurde, nicht nur, weil er nicht müde ward, von seinem jüngsten Stück zu sprechen, wandte sich an Stefan Wendelin:

„Spielt man eigentlich viel deutsche Autoren in Kopenhagen?"

Worauf ihm der Bildhauer die vortreffliche Antwort erteilte:

„Man spielt Ibsen." —

Der Diener ging lautlos hinter den hochlehnigen Stühlen vorbei und schenkte Tee ein. Das goldige Licht der elektrischen Lampe lag auf dem blendend-weißen Damastgewebe der Tischdecke. An den Fenstern waren die seidenen Vorhänge herabgelassen und rings lag das Zimmer im Dunkeln.

Graf Leslie erzählte von den Trauerfeierlichkeiten in Roeskilde, denen er beigewohnt hatte, und der Aufbahrung. Er erzählte von der Landung des „Danebrog", der den königlichen Leichnam ins Vaterland zurückgebracht: die kleinen Prinzen waren im Trauerzuge geschritten, in ihren wollenen Anzügen, kleine Matrosen, und der König hatte dem Lieblingspferd seines Vaters zärtlich den Hals geklopft, was ein sehr rührender Anblick gewesen sei . . .

„Prinzessin Anastasia", sagte Frau von Vopelius, die einst ihre Hofdame gewesen, „war eine gute Freundin der verewigten Majestät. Noch zuletzt ist Ihre Hoheit mit dem König an der Riviera zusammen gewesen, — kurz vor dem Ende."

Und sie erzählte zwei Anekdoten, die den Charakter und die innere Schlichtheit des Monarchen ans Licht stellten.

Der kleine, dicke Dramatiker unterhielt sich mit Florizel über die Theaterverhältnisse in Prag: das „Deutsche Landestheater" hatte sein jüngstes Stück angenommen.

Aber Florizel sagte, vielleicht nur um auszuweichen:

„Ich bin lange nicht in Prag gewesen . . ."

Und plötzlich hatte er eine sonderbare Bitterkeit um den Mund, die man für gewöhnlich nicht an ihm bemerkte.

„Prag ist herrlich", sagte Lisbeth Verhuven: „Und nicht nur Prag . . . Ihr Österreich, Herr Graf, ist ein charmantes Land . . . ."

Graf Leslie verneigte sich im Sitzen, ein freundliches Lächeln im Gesicht.

„Ja, es ist die Heimat" sagte Florizel.

Ein Diener kam und meldete, und gleich darauf stand Barlösius in der Tür, deren Portiere unsichtbare Hände beiseite rafften.

Die Gräfin ging ihm über den weichen Teppich entgegen:

„Das ist reizend, daß Sie uns nicht vergessen haben, Herr Barlösius."

„Gnädigste Gräfin", — er beugte sich über ihre Hand.

„Aber ich vermisse Ihre Gattin — Sie wollten sie mitbringen . . .?"

„Meine Frau läßt sich entschuldigen, Gräfin. Frau Baronin von Uexküll sprach im letzten Moment vor, wegen des Heckenröschentages, — ich habe allein fahren müssen, hoffe aber, meine Frau kommt nach . . ."

„So haben diese wohltätigen Tage auch ihre Schattenseiten", lächelte die Gräfin, und führte ihn zum Tische, wo er Lisbeth Verhuven vorgestellt wurde; die anderen kannten ihn.

„Ah, Fräulein Verhuven", sagte er lächelnd: „Ein Stückchen Vaterstadt, nicht wahr? — Ja, das ist lange her, daß wir uns zum letzten Male sahen, in der Heimat . . . ."

„Nicht wahr? Lange. — Ein Dutzend Jahre und mehr . . ."

„Sie haben von sich reden machen, Fräulein Verhuven . . . Ihre letzten Konzerte in Paris: ich gratuliere."

Lisbeth Verhuven sagte, und sie setzten sich nebeneinander:

„Ich komme eben von da. Erst seit vier Tagen bin ich in München. — Aber Sie", sagte sie: „Wie ist es Ihnen gegangen, die ganze Zeit lang?"

„Teils so, teils anders", lachte Barlösius — „Danke, Gräfin", unterbrach er sich und nahm die Teetasse behutsam in Empfang, die sie eigenhändig ihm reichte. — „Aber jetzt sitze ich im Glanz!"

Er lehnte sich zurück und sah lächelnd im Kreise umher.

Die Gräfin belegte ihn mit Beschlag; indem alle anderen schwiegen, fragte sie ihn über den Tisch weg:

„Wie war der Sommer, Herr Barlösius?"

„Nun, Gräfin, ich bin zufrieden. Wir haben ganz ruhig und einsam in unserem Häusel gelebt . . . Die Gegend ist ja entzückend, da unten . . .

Aber nun sind wir doch froh, daß wir wieder in der Stadt sind", setzte er hinzu.

Graf Leslie erzählte, daß er mit seiner Frau in Pontresina und Sankt Moritz

gewesen sei und dann noch zwei Wochen auf dem Schlosse seines Schwiegervaters bei Amstetten. Dann fragte Baron Reitzenstein nach dem Ball des Hilfsvereins, und man vertiefte sich in diesen Gegenstand.

Lisbeth Verhuven, auf der anderen Seite, wandte sich an Barlösius:

„Sie sind ja auch einmal da oben gewesen, in unserer Vaterstadt — ich habe davon gehört."

„Ja, die Ringe in der Kette des Lebens kehren immer wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurück. — Ich war kürzlich „da oben", wie Sie es so hübsch nennen. Es war amüsant genug. Der größte Saal der Stadt war ausverkauft und ich bekam einen Lorbeerkranz. — Ja, Deutschland ehrt seine Dichter!"

Man ersah nicht, ob er das ernst oder spöttisch meine.

„Und Sie?" fuhr er fort, „haben Sie Ihre Geige niemals „da oben" erklingen lassen?"

„Doch, vor vier Jahren. Es war noch ziemlich am Anfang, bald nachdem ich ausstudiert hatte, bald nach meinem ersten großen Konzert in Berlin."

„Wissen Sie, daß ich bei dem Konzert war? — Ich lebte damals in Berlin."

„Wirklich? — Und nun leben Sie hier? Wie lange sind Sie schon verheiratet?"

Aber er konnte nicht antworten, denn die Gräfin Leslie fragte ihn:

„Nicht wahr, wir setzen auch Sie auf die Liste, Sie und Ihre Gattin, — — auf die Liste zum Hilfsvereinsball?"

„Gewiß, Gräfin", Barlösius verneigte sich ein wenig, „das ist doch selbstverständlich . . ."

Der kleine, dicke Dramatiker sagte:

„Also nun werden auch Sie die weltbedeutenden Bretter betreten?"

„Ich?"

„Sie haben doch ein Stück geschrieben?"

„Nicht daß ich wüßte!"

„Nicht? — Aber es hat doch in der Zeitung gestanden?"

„Nein, Herr Doktor, Sie können beruhigt sein. Ich habe keins geschrieben und werde keins schreiben. Ich bleibe schon bei meinem Leisten . . . ."

Der Dramatiker war sichtlich beruhigt.

Lisbeth Verhuven sagte leise zu Florizel, der an ihrer linken Seite saß:

„Hat Herr Barlösius eigentlich seit „Inge" noch nichts veröffentlicht? Das muß nun doch bald ein halbes Dutzend Jahre her sein?"

„Nein, es ist nichts erschienen, und ich weiß auch nicht, ob er etwas schreibt. Er spricht nie darüber — — — wir wundern uns schon sehr."

Sie sah Barlösius ins Gesicht. Seine Augen lachten, wie sie früher nie gelacht hatten. Er schien glücklich.

„Ich wundere mich nicht", sagte sie zu Florizel. —

Inge kam.

„O, das ist reizend“, sagte die Gräfin, als der Diener sie meldete, und sie ging auch ihr entgegen und holte sie an ihre Seite:

„Wie herrlich, daß Sie wieder da sind!“

Inge strahlte. Sie war in ein entzückendes Teagown aus leichter, cremefarbener Seide gekleidet und trug einen Schmuck aus feinster Filigranarbeit. In der blonden Flut ihres Haares schimmerte ein matter Goldreif.

„Wie hübsch es hier immer ist“, sagte sie und lächelte zu ihrem Mann hinüber, dessen Augen voll unaussprechlichen Glücks und inniger Zärtlichkeit auf ihr ruhten.

„Was macht ‚Hamilkar‘, Gnädigste?“ fragte Baron Reitzenstein. Er war ein großer Hundefreund und besaß eine ganze Menagerie, vom Barsoi bis zum Dobermann und Teckel herunter; in Barlösius ‚Hamilkar‘ war er verliebt.

„Ach, Hamilkar“, sagte Inge mit leisem Schmollen: „Ich mag ihn gar nicht. Wenn mein Mann nicht wäre, der ihn mehr liebt als mich, ich wollte ihn Ihnen schenken, Exzellenz, lieber heut, als morgen.“

Barlösius saß da und dachte: O Himmel, wie schön sie ist!

Inge trank Tee und tauchte Zuckerbrötchen ein, während der Gesandte sie um die Erlaubnis bat, eine Zigarette anzuzünden. Er reichte den Herren seine Dose, aber Florizel dankte: er rauchte wegen seiner Stimme nicht. Der dicke Dramatiker bat um eine Zigarre und erhielt sie.

Die Gräfin stand auf; sie trat hinter den Stuhl von Lisbeth Verhuven und sprach leise mit ihr. Lisbeth Verhuven antwortete, indem sie immerfort Barlösius ansah:

„Ja, Frau Gräfin, natürlich, mit Vergnügen.“

Schon schriftlich hatte die Gräfin sie gebeten, die Geige mitzubringen; nun gingen sie ein wenig in den Hintergrund und Lisbeth Verhuven nahm das Instrument aus dem Kasten.

„Fräulein Verhuven macht uns die Freude, etwas zu spielen“, sagte die Gräfin: „Das Stück, das in Paris so sehr gefiel . . .“

Alle rückten die Stühle so, daß sie die Künstlerin sehen konnten. Schweigen entstand. Der dicke Dramatiker tat rasch noch ein paar kräftige Züge auf seiner Zigarre und Frau Vopelius bog sich zurück, um den Rauchwolken zu entgehen.

Lisbeth Verhuven stand nahe dem Fenster; ihr helles Kleid hob sich von dem Dunkelrot der Seidenvorhänge ab wie ein Lichtschein.

Alle lauschten und sahen ihr auf die Finger, wie sie die Geige ansetzte.

. . . . von den Saiten her klang eine starke, maßvolle Weise. In gravitätischem Tempo schritt sie einher, ernst und feierlich. Unter langen Bogenzügen entstand sie. Wie starre, große Massen, vorwärtsgeschoben von irgend einem Willen, so waren diese langsamen Weisen.

In sie hinein klang etwas Mildes, das sie allmählich verzehrte. Etwas Weiches, Zagendes, schneller und leiser . . . Die Melodie bebte. . .

Und dann kamen sie heraufgezogen, atmend und stark, lebendige Rhythmen, Forte-Fortissimo!! . . . Das war ein Jauchzen und Jubeln . . . .

Lange Gänge, bewegt, ein Kommen und Gehen. Synkope wechselte mit Synkope, immer mehr beschwingten sich die Takte — dann brach es plötzlich ab.

(Fortsetzung folgt.)

Die 5. Reichskriegsanleihe.

Nach einem Zeitraum von sechs Monaten, in dem unsere tapferen Truppen neue glänzende Waffenerfolge errungen und vor allem die große Generaloffensive unserer Gegner zum Scheitern gebracht haben, geht das Reich von neuem daran, die finanzielle Kriegsrüstung zu stärken, um der grauen Mauer, die das Vaterland vor dem Eindringen der Feinde schützt, auch umgekehrt den sicheren Rückhalt des Vaterlandes zu geben. Wer diese Absicht zu würdigen versteht, der weiß auch, daß er dem Reiche mit der Beteiligung an der fünften Kriegsanleihe kein Opfer bringt, sondern sich selbst am meisten nützt. Denn alle Werte und Güter, aller Wohlstand und alle Arbeit können nur erhalten werden und fortbestehen, wenn wir unserem Heere und unserer Marine die Waffen liefern, um den Feind abzuwehren und ihn endgültig niederzuringen. Des Reiches Lasten, so mag dieser oder jener Zaghafte denken, sind seit dem Kriegsausbruch gewaltig gestiegen. Wohl richtig. Unzweifelhaft ist die Bürde der Kriegskosten schwer, aber wir dürfen, wenn wir heute die Last des Reiches vom Standpunkte des Anleiheerwerbers aus beurteilen, nicht vergessen, daß das deutsche Nationalvermögen ein Vielfaches von dem beträgt, was bisher im Kriege verausgabt worden ist. Und, was noch wichtiger sein dürfte: Die Kapitalkraft der Volkswirtschaft hat sich keinesfalls in demselben Maße vermindert, wie die Anleiheschuld des Reiches gestiegen ist. Wir wissen ja, daß der weitaus größte Teil des vom Reiche verausgabten Geldes innerhalb der Reichsgrenzen verblieben ist, und daß des Reiches Gläubiger die eigenen Bewohner des Reiches sind. Betrachten wir Staats- und Volkswirtschaft als ein Ganzes, so ergibt sich daraus, daß abgesehen von den durch den Krieg vernichteten Gütern nur ein Wechsel innerhalb des Besitzes eingetreten ist. Zudem bilden die territorialen Pfänder, die wir vom feindlichen Gebiet in Händen haben, eine Sicherung dafür, daß sich die Worte des Staatssekretärs Dr. Helfferich erfüllen werden: „Das Bleigewicht der Milliarden sollen die Anstifter des Krieges in Zukunft herumschleppen, nicht wir.“

Zeigen wir unseren Feinden wieder die Unerschöpflichkeit unserer Kraft und den unerschütterlichen Glauben an den Sieg der Zentralmächte!

Tun wir das, so ist der Erfolg auch der fünften Kriegsanleihe gesichert, und den Regierungen der uns feindlichen Länder wird es immer schwerer werden, bei ihren Völkern für das Märchen von der Möglichkeit der Vernichtung Deutschlands Gläubige zu finden.

Schafft das Gold zur Reichsbank!
Vermeidet die Zahlungen mit Bargeld!

Jeder Deutsche, der zur Verringerung des Bargeldumlaufs beiträgt, stärkt die wirtschaftliche Kraft des Vaterlandes.

Mancher Deutsche glaubt seiner vaterländischen Pflicht völlig genügt zu haben, wenn er, statt wie früher Goldmünzen, jetzt Banknoten in der Geldbörse mit sich führt oder daheim in der Schublade verwahrt hält. Das ist aber ein Irrtum. Die Reichsbank ist nämlich gesetzlich verpflichtet, für je Dreihundert Mark an Banknoten, die sich im Verkehr befinden, mindestens Hundert Mark in Gold in ihren Kassen als Deckung bereitzuhalten. Es kommt aufs gleiche hinaus, ob hundert Mark Goldmünzen oder dreihundert Mark Papiergeld zur Reichsbank gebracht werden. Darum heißt es an jeden patriotischen Deutschen die Mahnung richten:

Schränkt den Bargeldverkehr ein! Veredelt die Zahlungssitten!

Jeder, der noch kein Bankkonto hat, sollte sich sofort ein solches einrichten, auf das er alles, nicht zum Lebensunterhalt unbedingt nötige Bargeld sowie seine sämtlichen laufenden Einnahmen einzahlt.

Die Errichtung eines Kontos bei einer Bank ist kostenfrei und der Kontoinhaber erhält sein jeweiliges Guthaben von der Bank verzinst.

Das bisher übliche Verfahren, Schulden mit Barzahlung oder Postanweisung zu begleichen, darf nicht das herrschende bleiben. Richtig sind folgende Verfahren:

Erstens — und das ist die edelste Zahlungssitte —

Überweisung von Bank zu Bank.

Wie spielt sich diese ab?

Der Kontoinhaber beauftragt seine Bank, der Firma oder Privatperson, der er etwas schuldet, den schuldigen Betrag auf deren Bankkonto zu überweisen. Natürlich muß er seiner Bank den Namen der Bank angeben, bei welcher

der Zahlungsempfänger sein Konto unterhält. Jede größere Firma muß daher heutzutage auf dem Kopf ihres Briefbogens vermerken, bei welcher Bank sie ihr Konto führt. Außerdem gibt eine Anfrage am Fernsprecher, bisweilen auch das Adreßbuch (z. B. in Berlin und Hamburg) hierüber Aufschluß.

Weiß man nur, daß der Zahlungsempfänger ein Bankkonto hat, kann aber nicht feststellen, bei welcher Bank er es unterhält, so macht man zur Begleichung seiner Schuld von dem Scheckbuch Gebrauch.

Zweitens

Der Scheck mit dem Vermerk „Nur zur Verrechnung".

Mit dem Vermerk „Nur zur Verrechnung" kommt zum Ausdruck, daß der Zahlungsempfänger keine Einlösungen der Schecks in bar, sondern nur die Gutschrift auf seinem Konto verlangen kann. Bei Verrechnungsschecks ist auch die Gefahr beseitigt, daß ein Unbefugter den Scheck einlösen kann, der Scheck kann daher in gewöhnlichem Brief, ohne „Einschreiben", versandt werden, da keine Barzahlung seitens der bezogenen Bank erfolgen darf. Nach den neuen Steuergesetzen fällt der bisher auf dem Scheck lastende Scheckstempel von 10 Pfg. vom 1. Oktober d. J. an fort.

Drittens

Der sogenannte Barscheck, d. h. der Scheck ohne den Vermerk „Nur zur Verrechnung".

Er kommt dann zur Anwendung, wenn der Zahlungsempfänger kein Bankkonto besitzt und daher bare Auszahlung verlangen muß. Er wird in dem Maße aus dem Verkehr verschwinden, als wir uns dem ersehnten Ziel nähern, daß jedermann in Deutschland, der Zahlungen zu leisten und zu empfangen hat, ein Konto bei dem Postscheckamt, bei einer Bank oder einer sonstigen Kreditanstalt besitzt.

Darum die ernste Mahnung in ernster Zeit:

Schaffe jeder sein Gold zur Reichsbank!
Mache jeder von der bankmäßigen Verrechnung Gebrauch!
Sorge jeder in seinem Bekannten- und Freundeskreis für Verbreitung des bargeldlosen Verkehrs!
Jeder Pfennig, der bargeldlos verrechnet wird, ist eine Waffe gegen den wirtschaftlichen Vernichtungskrieg unserer Feinde!

Rundschau

Völkische Rundschau.

Von Dr. Eduard Metis.

Zum jüdischen Problem.

Auf dem Wege über die Ostjudenfrage mag jetzt mancher nachdenkliche Mensch, Jude wie Nichtjude, dazu gekommen sein, über das jüdische Problem überhaupt nachzusinnen. Hilfsmittel hierzu braucht vor allem der Nichtjude. Er hat kaum eine Ahnung von den Fragen des jüdischen Lebens in Deutschland; wie soll er etwa die Verhältnisse in Polen, in Rußland oder gar in der ganzen Welt überblicken? Er kennt meist die konfessionelle Scheidung zwischen „orthodox" und „liberal", die das Judentum durchzieht; er hat auch Kenntnis vom Vorhandensein des Zionismus, weiß aber mit ihm selten etwas Rechtes anzufangen und betrachtet ihn entweder als Wohlfahrtseinrichtung oder als unsinniges, utopisches politisches Unternehmen. Gerade die Zionisten bieten aber dem, der sie kennen lernen will, die meisten Hilfsmittel. Eben jetzt sind mir vier Werke zugegangen, die der „Jüdische Verlag" in Berlin hat erscheinen lassen. Nicht jedes dieser Bücher eignet sich für jeden Leser; alle aber verdienen sie große Verbreitung.

Jedermann zu empfehlen ist „Das Buch von den polnischen Juden", das S. J. Agnon und Ahron Eliasberg mit Unterstützung von Dr. A. Robinsohn herausgegeben haben. Es enthält Darstellungen und Dokumente aus Geschichte, Kulturgeschichte und Literatur der Ostjuden. Außer den Herausgebern haben Schriftsteller wie Martin Buber, Schalom Asch, Nahum Sokolow und J. L. Perez (um nur solche zu nennen, deren Namen auch Fernerstehenden geläufig sind) Beiträge geliefert. Die Worterklärungen, die als Anhang beigegeben sind, könnten etwas zahlreicher sein; aber auch so wird sich das Buch brauchbar erweisen. Es kann mit seinen 270 Seiten natürlich nicht den Anspruch erheben, erschöpfend zu sein; das tut es auch gar nicht. Aber es ist geeignet, für eindringlichere Beschäftigung den Boden zu bereiten. Es enthüllt etwas von der Seele des Ostjuden, und so wendet es sich an die Seele des Lesers, um sie zum Aufgeben anerzogener Vorurteile zu bewegen. Möge der Erfolg nicht ausbleiben!

Die einzelnen Aufsätze des „Buches von den polnischen Juden" sind zum Teil ursprünglich in deutscher Sprache geschrieben; viele aber sind Übersetzungen aus dem Hebräischen und dem Jiddischen (dem sogenannten „Jargon"), einige auch aus dem Russischen und dem Polnischen. Am meisten Interesse werden natürlich die hebräischen und jiddischen Beiträge erwecken; die große Öffentlichkeit betrachtet ja wohl diese

Sprachen immer noch als nicht recht mündig und eine literarische Betätigung in ihnen als Experiment. So ist es aber nicht! Das Jiddische hat sich übrigens schon einigermaßen durchsetzen können; es hat sich jetzt im Kriege als wertvolles Verständigungsmittel erwiesen, und so hat man sich allmählich an die jiddische Literatur gewöhnt. Daß es aber eine beträchtliche, zum Teil gedankenschwere neuhebräische Literatur gibt — wer außer denen, die es unmittelbar angeht, hat davon eine Ahnung? Die Rolle, die das Hebräische jetzt in Palästina als Umgangssprache spielt, erkennt man aus dem Aufsatz „Im Bannkreis des Hebräischen", mit dem Moses Calvary ein etwa 150 Seiten starkes Bändchen einleitet. Sein Titel ist: Treue. Eine jüdische Sammelschrift, herausgegeben von Leo Hermann. Wieder ist Martin Buber unter den Mitarbeitern. Außer ihm sind vertreten der unlängst verstorbene Scholem Alejchem, S. J. Agnon, Bin Gorion (als Herausgeber der „Sagen der Juden" weiteren Kreisen bekannt geworden) und Max Brod; die andern Namen, vor allem die der hebräischen Dichter, dürften jetzt dem fernerstehenden Leser noch nichts sagen. Aber wenn er die Proben ihrer Kunst in der Sammelschrift kennengelernt hat, dann wird er vielleicht nach weiterer Kenntnis ihrer Werke verlangen. Die Übersetzungen sind ungleich, aber sie sind immerhin alle gelungen. Durch manirierte Sprache fällt aus dem Rahmen des Buches nur der Aufsatz, mit dem Diesendruck über den Dichter G. Schoffmann unterrichtet. Lernen wird man auch aus „Treue", dem Buch, das bezeugen soll, daß in der jüdischen Welt „der Zusammenhang zwischen Ehemals, Jetzt und Einst nicht gesprengt ist".

Nun zu einem Buche, das ganz und gar das Werk eines hebräischen Schriftstellers ist: dem vor einigen Jahren erschienenen ersten Bande gesammelter Aufsätze von Achad Haam, „Am Scheidewege" betitelt, ist jetzt der zweite gefolgt. Dr. Harry Torczyner, Privatdozent an der Universität Wien, ist der Übersetzer. Nicht immer erreicht seine Übersetzung die Höhe der schwungvollen, fortreißenden Übertragung, die Israel Friedländer dem ersten Bande hatte angedeihen lassen; aber sie ist lesbar und hat schließlich auch ihre wohlgelungenen Stellen. Die Aufsätze Achad Haams sind ursprünglich in periodischen Druckschriften erschienen; dann wurde eine vierbändige Ausgabe von ihnen in Warschau verlegt. In Rußland, in Palästina und in Nordamerika fand sie Verbreitung; dort also ist Hebräisch nicht nur als Sprache des Kultus, sondern auch als Literatursprache lebensfähig. Der Deutsche wird auch aus der Übertragung sehen, welche Ausdrucksmöglichkeiten das Hebräische bieten muß; denn einfach sind die Gedanken nicht, die Achad Haam in dieser Sprache der Welt mitgeteilt hat. Als Sprache, in welcher der Jude sein eigenstes Fühlen einzig und allein in Worte kleiden kann, kommt für Achad Haam nur das Hebräische in Betracht. Die jiddische Literatur darf nach ihm nicht als eigentliche Nationalliteratur angesprochen werden; und hierin hat ihm auch der Gang der Entwicklung in den nach Amerika ausgewanderten Familien recht gegeben. Die andere Seite des Sprachenproblems, die Frage, ob für den Juden wirklich die Sprachen Europas Fremdsprachen sind, entzieht sich hier der Erörterung. Ich will ja nicht über die Berechtigung des Zionismus reden, sondern nur auf Bücher hinweisen, aus denen man sich über die Seite des jüdischen Problems unterrichten kann, die der Zionismus darstellt. An das Grundproblem des Zionismus aber würde ich rühren, wenn ich die Sprachenfrage erörterte. Denn die Sprache konstituiert die Nation; Sprachgemeinschaft ist Kulturgemeinschaft.

Rundschau

Eine politische Bewegung ist der Zionismus. Das hat ihn groß gemacht, das hat ihm aber auch Seelen entfremdet. Das Werden der westlich-zionistischen Bewegung, von der man in der Welt vor allem Männer wie Herzl und Nordau kennt, erlebt man noch einmal mit, wenn man die Aufsätze liest, in denen Achad Haam von Zionistenkongressen und zionistischen Schriften berichtet. Er entstammt dem Osten, der eine Bewegung von „Zionsfreunden" schon viel früher kannte; er kommt zu dem Problem nicht als rechnender Politiker und nicht als erbarmungsvoller Menschenfreund, sondern als ein Mensch, der in der Not von Tausenden seine eigene Not sieht und die Not eines ganzen Volkes, der diesem Volke wieder einen geistigen Mittelpunkt schaffen möchte. Er vergißt nicht, was so viele Zionisten vergessen (vielleicht darf man jetzt schon sagen: vergaßen): daß die Religion nicht so nebenher mit in Kauf zu nehmen ist. Der religiös indifferente Zionismus scheint jetzt doch am Ende seiner Tage angelangt zu sein; und gewiß hat Achad Haam dazu geholfen, ihn zu stürzen. Den deutschen Leser wird vielleicht manches befremden, was Achad Haam geschrieben hat. Aber er wird sich die Mühe nehmen, dem Verfasser gerecht zu werden und seinen Gedankengängen zu folgen. Eine leichte Lektüre ist Achad Haam nicht; wer nicht schon einigermaßen in jüdischen Dingen Bescheid weiß, der lasse die Hände davon. Ihm würden auch die erläuternden Anmerkungen keine Hilfe sein. Wer sich aber einarbeitet, der wird Anregung empfangen, mag er auch auf ganz anderem Standpunkt stehen als der Verfasser.

„Der tiefste Denker der jüdischen Wiedergeburt" wird Achad Haam von Martin Buber genannt in einem Aufsatz, der 1902 in „Ost und West" veröffentlicht worden ist. Mit 21 anderen Aufsätzen und Vorträgen ist er jetzt in einem Sammelbande erschienen, dem Buber den Titel „Die jüdische Bewegung" gegeben hat. „Wiedergeburt", „Renaissance" faßt Buber so auf, wie es verstanden werden muß: nicht als Aufleben klassischer Bildung (das ist Humanismus), sondern als Wiedergeburt des sich fühlenden Menschen. Daß wir jetzt eine jüdische Wiedergeburt erleben, steht außer allem Zweifel. Nicht die Emanzipation hatte sie gebracht; auf sie folgte vielmehr eine Zeit des Niederganges, ein Schwinden des Selbstbewußtseins und der Selbstachtung. Das wird anders, ist zum Teil schon anders geworden. Zu dieser Wahrnehmung braucht es keine Bücher. Welches nun aber der Mittelpunkt ist, um den die neu erwachten Lebensgeister schweben, das muß der Nichtjude aus Büchern erfahren. Für den „Teil des jüdischen Stammes, der sich als jüdisches Volk fühlt," gibt Bubers Buch die Antwort. Es wird sicherlich viel gelesen werden und manche Aufklärung bringen.

Viel Neues gibt es also über Juden und jüdische Kultur zu lernen. Wenn sich nur jeder Leser der hier angezeigten Werke darüber klar wäre, daß er aus ihnen eben nur einen Ausschnitt aus einem reichen Geistesleben kennen lernt! Das Judentum besteht nicht im Zionismus; aber der Zionismus steht am meisten in der Öffentlichkeit. Deshalb ist es ganz gerechtfertigt, daß man sich zunächst mit ihm beschäftigt. Aus Achad Haam und Buber allein wird man schon so viel feinere und schroffere Unterschiede innerhalb des Zionismus erkennen, daß man leicht auf die Differenziertheit des jüdischen Problems überhaupt wird schließen können. Sorgfältige Leser verlangen diese Bücher; und sorgfältigen Lesern werden sie das Gewissen schärfen. Sie werden vor übereiltem Urteilen warnen. Und damit wird schon viel erreicht sein.

Rundschau der Kriegsliteratur XIV.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Das bedeutendste Werk politischen Inhalts, das in der letzten Zeit, man kann wohl sagen, in den letzten Jahren überhaupt erschienen, ist zweifellos das Buch unseres vierten Reichskanzlers, des Fürsten von Bülow über „Deutsche Politik". Mit Recht hat dieses im Verlage von Reimer Hobbing in Berlin erschienene Werk das größte Aufsehen hervorgerufen und überall weitgehendste Beachtung und Würdigung gefunden; denn es ist doch mehr oder weniger eine Darstellung der deutschen Politik gerade in jenen Jahren, in denen sich die Konstellation der Welt entwickelt hat, die schließlich zu dem größten Konflikt geführt hat, führen mußte, den die Weltgeschichte je gesehen: zum Weltkriege.

Von besonderem Interesse sind natürlich die Ausführungen, die der langjährige Leiter unserer auswärtigen Politik im ersten Kapitel über die auswärtige Politik, über unser Verhältnis zu den übrigen Großmächten, unseren jetzigen Gegnern, macht.

Bülow schildert zunächst, wie unsere nationalen Interessen und Bedürfnisse uns dahin geführt haben, Weltpolitik zu treiben, deren Voraussetzung eine deutsche Handels- und Kriegsflotte war. Das Meer hat für Deutschland, hat für unser nationales Leben die größte Bedeutung gewonnen. „Es ist ein Lebensstrang für uns geworden, den wir uns nicht durchschneiden lassen dürfen, wenn wir nicht aus einem aufblühenden und jugendfrischen ein verwelkendes und alterndes Volk werden wollen." Diese deutsche Weltpolitik, das Streben zur Weltmacht, das jedoch, wie Fürst Bülow ausführt, stets nur „einen defensiven Charakter" trug, hat uns die Feindschaft Englands zugezogen, das irrtümlicherweise Deutschlands Streben als Angriff auf seine Weltstellung auffaßte.

Bezüglich seiner eigenen Politik England gegenüber sagt der Verfasser: „Ich war während meiner Amtszeit überzeugt, daß es zu einem Zusammenstoß zwischen Deutschland und England nicht kommen werde, wenn wir erstens uns eine Flotte bauten, die anzugreifen für jeden Gegner mit einem übermäßigen Risiko verbunden wäre, zweitens darüber hinaus uns auf kein ziel- und maßloses Bauen und Rüsten einließen, auf kein Überheizen unseres Marinekessels, drittens England nicht erlaubten, unserem Ansehen und unserer Würde zu nahe zu treten, viertens aber auch nichts zwischen uns und England setzten, was nicht wieder gutzumachen gewesen wäre; . . . fünftens wenn wir ruhige Nerven und kaltes Blut behielten, England weder brüskierten, noch ihm nachliefen."

Trotz dieser Politik ist es zum Krieg mit England gekommen, da Englands Staatslenker trotz der deutschen vorsichtigen und zur Verständigung geneigten Politik eine weitere Entwickelung des Konkurrenten auf dem Kontinente fürchteten und sich durch die Entwicklung Deutschlands bedroht fühlten. Mit aller Macht hat die englische Politik deshalb danach gestrebt, Deutschland Steine in den Weg zu werfen, sie hat ein Netz um Deutschland gesponnen, um es zu erwürgen, sie hat jederzeit und allerwärts gegen ihren Rivalen auf dem Weltmarkte gehetzt, bis schließlich die Saat des blutigen Weltkrieges aufging, durch den unsere Gegner, allen voran England, uns zu vernichten hoffen. Angesichts dieser englischen Politik fordert Bülow, „daß wir unter gleich rücksichtsloser Einsetzung aller Kräfte und Mittel den Sieg erringen und freie Bahn gewinnen", und er hält es für unser Recht und unsere Pflicht, „mit der eigenen Sicherheit und Unabhängigkeit zur See

wirklich ausreichende und vor allem reale Gewähr für die Freiheit der Meere, für die fernere Erfüllung unserer weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Aufgaben zu erlangen".

Weiter schildert Bülow unser Verhältnis zu unserem westlichen Nachbarn, dessen Revanchepolitik getragen wird „von dem unbeirrbaren Glauben der Franzosen an die Unverwüstlichkeit der Lebenskraft Frankreichs". Dieser Glaube findet seine Erklärung in der Geschichte Frankreichs, das stets alle Mißgeschicke im Laufe der Jahrhunderte schneller und leichter überwunden und verschmerzt hat als irgendein anderes Land. Deshalb mußte auch jeder deutsche Staatsmann seit 1871 mit der französischen Unversöhnlichkeit wegen des Verlustes von Elsaß-Lothringen rechnen, mußte er darauf gefaßt sein, daß Frankreich die erste beste Gelegenheit ergreifen werde, um die verlorenen Provinzen wiederzuerobern. „Solange Frankreich eine Möglichkeit zu erkennen glaubt, durch eigene Kraft oder fremde Hilfe Elsaß-Lothringen wieder an sich zu bringen, wird es im gegenwärtigen Zustande ein Provisorium, nicht ein Definitivum sehen." Die Folge hiervon wird sein, daß Frankreich stets auf der Seite unserer Feinde zu finden sein wird.

Bezüglich unseres Verhältnisses zu Italien meint Bülow, daß wir dazu neigten, dieses „bisweilen zu ungünstig zu beurteilen, bisweilen etwas überschwenglich aufzufassen". Allerdings möchten wir bezweifeln, ob Italien wirklich nicht sich von uns trennen wollte, als es unseren Interessen entgegen in Algeciras sich den Ententeansichten anschloß, und 1911 Tripolis der Türkei entriß. Gewiß hatte Italien wie wir und Österreich auch „Interessen, die außerhalb des Rahmens des Dreibundes lagen"; fraglich dürfte nur sein, ob diese Interessen nicht so stark geworden sind, daß sie diejenigen eines Festhaltens am Dreibunde überwogen. Bülow führt an einer anderen Stelle seines Buches aus, daß auch in der auswärtigen Politik nichts beständig sei außer dem Wechsel; auch die Interessen eines Landes — wohlverstanden nach der Ansicht der leitenden Staatsmänner, die jedoch stets den Ausschlag geben, — können wechseln, und wenn es zweifellos auch ein schwerer Fehler war, daß Italien unter Bruch seiner vertraglichen Verpflichtungen auf die Seite unserer Feinde trat, so glaubte es anscheinend doch, wenn auch irrtümlicherweise, daß sein „Interesse" auf dieser Seite läge.

Der Ansicht des Verfassers über unsere Beziehungen zu den Vereinigten Staaten von Amerika können wir nur voll und ganz beipflichten: „Es gibt außer Österreich wohl kaum ein Reich, wo so natürliche Voraussetzungen für fortdauernde freundschaftliche Beziehungen mit uns bestehen, als Nordamerika." Daher wird es, so berechtigt und verständlich die augenblickliche tiefe Empörung über Amerikas Haltung während des Weltkrieges uns gegenüber sein mag, doch im Interesse beider Länder liegen, später wirtschaftspolitisch wieder normale Beziehungen herzustellen. „Das wird auch erreichbar sein, wenn hüben und drüben die Politik von ruhigen und festen Händen geleitet wird, übertriebene Freundschaftsbeteuerungen und ergebnislose Nachgiebigkeit ebenso vermieden werden, wie Unsicherheit und Nervosität bei gelegentlichen Reibungen."

Dies muß leider an dieser Stelle über die auswärtige Politik genügen; das Kapitel enthält noch sehr vieles, was lesens- und erwähnenswert wäre, und ebenso vieles, was zu beherzigen unsere künftige Politik nicht verabsäumen sollte.

Das zweite Kapitel behandelt „Wehrkraft und Militarismus". Hier weist der Verfasser nach, daß Preußens Macht auf seinem Heere beruht, daß dieses im Gegensatz zu den Heeren der übrigen europäischen Staaten stets ein

Volksheer gewesen ist, daß sich die Verschmelzung von Volk und Heer in Preußen „unbeschadet des aristokratischen Charakters des Offizierkorps und der Durchsetzung der Bataillone mit geworbenen Soldaten" um ein volles Jahrhundert früher vollzogen hat, als im übrigen Europa. Das Zerrbild, das unsere Feinde von dem deutschen Militarismus gezeichnet haben, zeigt diesen „als die despotisch über das Volksleben gesetzte Gewalt, die, im Auftrage der Monarchie von einer Soldatenkaste geleitet, die Freiheit der deutschen Menschen und die Wirksamkeit auch berechtigter demokratischer Strömungen des Jahrhunderts brutal unterdrückt". Diese Auffassung erklärt v. Bülow als völlig irrig; denn der deutsche Militarismus ist „das beste Stück unserer staatlichen, unserer nationalen, unserer Volksentwicklung".

Im folgenden Kapitel wendet sich Bülow der Geschichte unserer inneren Politik zu, die, „von wenigen lichten Epochen abgesehen, vor dem Weltkrieg eine Geschichte politischer Irrtümer" war. Der Gegensatz der Parteien ist in Deutschland stets besonders stark gewesen, und nur sehr schwer und langsam konnten Gegensätze zwischen Parteien überbrückt werden, die einmal, wenn auch nur wegen ganz nebensächlicher Fragen, gegeneinander in Opposition gestanden hatten. Vor allen Dingen sei es erforderlich, wie der Verfasser mit Recht ausführt, daß der Deutsche mehr National- und weniger Parteigefühl habe. Nur so sei es möglich, ein gedeihliches Zusammenwirken aller zur Regierung berufenen Faktoren zu erzielen: „Die höchste politische Moral ist der Patriotismus." Dem Interesse des Staates muß sich jegliches Parteiinteresse unterordnen; denn „die Parteien sind sekundäre Bildungen, die erst auf dem Boden des fertigen Staates wachsen konnten". Gelegentlich dieser Ausführungen wendet sich der Reichskanzler auch gegen ein vielfach gewünschtes parlamentarisches Regierungssystem, für das uns Deutschen alle geschichtlichen Voraussetzungen fehlten. Ferner führt er aus, daß es unmöglich sei, die Politik einem bestimmten Parteiprogramm unterzuordnen. Wenn auch zweifellos jede Partei eine gewisse programmatische Festlegung der von ihnen vertretenen Forderungen und Meinungen haben müsse, um im Lande Klarheit über ihre Ziele und ihre Eigenart zu schaffen, so müsse sich ein solches Programm vor „Versteinerung . . . zu einem System für die gesamte Politik überhaupt" hüten.

Es ist leider unmöglich, an dieser Stelle näher auf die höchst interessanten Ausführungen einzugehen, die Bülow im folgenden Abschnitt über die Parteipolitik macht, und in denen er die Politik der einzelnen Parteien genauer untersucht und auch seine „Blockpolitik" zu erklären und zu rechtfertigen sucht. Mit Ausführlichkeit wird dann die Ostmarkenfrage besprochen, die der Verfasser für eine der wichtigsten Fragen unserer Politik hält, „gleichviel, welche Umgestaltungen sich an und jenseits der gegenwärtigen preußischen Staatsgrenze im Osten aus dem Weltkriege ergeben", und der er daher ein besonderes Kapitel widmet. „Die Ostmarkenpolitik hat nichts weniger zur Aufgabe, als einen Kampf gegen die Polen, sondern ihre Aufgabe ist die des Schutzes, der Erhaltung und Verstärkung des Deutschtums neben den Polen, also ein Kampf um das Deutschtum."

Das Bülow'sche Buch verdient auf jeden Fall die weiteste Verbreitung. Nicht nur der Politiker und Historiker wird an ihm Gefallen finden, sondern auch jeder andere, dem das Wohl und Wehe unseres Vaterlandes am Herzen liegt. Mag der eine oder der andere seiner Leser auch nicht in allen Punkten, besonders bezüglich der inneren und Parteipolitik, mit dem Verfasser über-

einstimmen, so sind die Ausführungen des vierten Reichskanzlers doch äußerst interessant und lesenswert und enthalten vieles, was die Leiter unserer auswärtigen und inneren Politik in Zukunft berücksichtigen sollten.

*

In der vom Ullstein-Verlage herausgegebenen Sammlung „Männer und Völker" ist als neuester Band unter dem Titel „Englische Staatsmänner" eine von Sil-Vara verfaßte Galerie von Bildern englischer Minister und Heerführer, Parteihäupter und Agitatoren erschienen. Dieser kleine Beitrag zur englischen Geschichte der neuesten Zeit führt dem Leser alle Wandlungen vor, die das öffentliche Leben Großbritanniens seit den letzten Jahren der Königin Viktoria durchgemacht hat. Der sich hinter dem Pseudonym Sil-Vara verbergende Verfasser entwirft hier Charakterbilder von Josef Chamberlain, dem kalten Verkünder des Imperialismus, der über die Panik der Burenfrage die Massen hinwegriß, und von dem vor wenigen Monaten mit dem „Hampshire" untergegangenen Schlächter Indiens und Südafrikas, Lord Kitchener, dem man jedoch trotz seiner beispiellosen Grausamkeit die Anerkennung als tüchtiger Soldat und Organisator nicht versagen kann. Ferner werden u. a. der ungekrönte König von Irland, Parnell, der zur Genüge bekannte Edward Grey, Asquith, der hochmütige Curzon, der dilettantische Rosebery und der rechtschaffene John Burns charakterisiert. —

Viele hochwichtige und interessante, bisher zum großen Teile unbekannte Vorgänge, Einzelheiten und Züge aus dem Leben des greisen Herrschers der Donaumonarchie schildert Dr. Adolph Kohut in seinem bei C. A. Schwetschke u. Sohn (Berlin) erschienenen Buche: „Kaiser Franz Josef I. als König von Ungarn." Der Verfasser führt uns bis in die sturmbewegte Zeit von 1848 zurück; wir erhalten eine zuverlässige Darstellung des Verhältnisses des Königs zum Ungarlande und zu seinen Untertanen, vom ersten Augenblicke seines öffentlichen Auftretens bis auf den heutigen Tag, und wir lernen eine Reihe berühmter Größen der politischen Bühne Ungarns kennen. Die volkstümliche, allgemein verständliche Darstellung wird dem Buche dazu verhelfen, was es sein soll: ein Volksbuch in des Wortes bester Bedeutung.

Im Anschluß hieran sei auch ein Buch erwähnt, das sich mit einem anderen Lande unserer Bundesgenossen beschäftigt. Unter dem Titel „Das böhmische Volk" veröffentlicht Dr. von Tobolka in Verbindung mit einer Reihe namhafter böhmischer Schriftsteller und Gelehrter ein Werk über die Wohngebiete, die körperliche Tüchtigkeit, sowie über die geistige und materielle Kultur der Böhmen. Das mit zahlreichen guten Bildern geschmückte Sammelwerk verfolgt den vollkommen zu billigenden Zweck, allen, die der tschechischen Sprache nicht mächtig sind, sich aber über das böhmische Volk zu unterrichten wünschen, in kurzer Form das Wissenswerteste über Leben und Wirken dieses Volkes zu bieten.

In der Form loser Skizzen behandelt Professor Alexander Brückner von der Universität Berlin das wichtige, schwere und alles andere als geklärte Thema: „Die Slawen und der Weltkrieg" (Verlag von J. C. B. Mohr in Tübingen). Der Verfasser, dem wir leider nicht in allen Punkten zuzustimmen vermögen, untersucht in dieser Schrift vor allem die polnische, die kleinrussische und die litauische Frage, und er kommt auf Grund seiner Studien zu dem Ergebnis, daß eine endgültige Spaltung der slawischen Welt vorhanden ist. „Es gibt keine slawische Frage mehr, wohl aber eine Reihe von Einzelfragen, . . . die jede für sich gelöst werden müssen, genau ebenso, wie es keine pangermani-

sche oder panromanische Fragen geben darf." Diese Spaltung auszunutzen, ist Pflicht vorbauender Politik.

Ein anderes Problem, das durch den Weltkrieg wieder in den Vordergrund gerückt ist, hat Prof. Adam Szelagowski zu einer geschichtlichen Untersuchung geführt: „Der Kampf um die Ostsee." In dieser bei der „Neuen deutschen Bücherei, Verlagsgesellschaft" (Berlin) verlegten Schrift gibt der Verfasser ein Bild von der beachtenswerten Rolle, die die Ostsee in den vergangenen Jahrhunderten im Kampfe zwischen Deutschland und Rußland gespielt hat. Durch die interessanten Ausführungen, die den Zeitraum von 1544 bis zum Jahre 1621 umspannen, lernt der Leser die politischen und wirtschaftsgeographischen Beziehungen des Baltischen Meeres an der Hand der Geschichte kennen. —

Einen kleinen Beitrag zur deutschen „Weltpolitik und Finanzpolitik" nach dem Kriege veröffentlicht Dr. Adolf Grabowsky bei der Verlagsanstalt „Politik", G. m. b. H., in Berlin. Er geht in dieser Schrift von der Frage aus, wie große Produktivkapitalien für unsere weltpolitische Ausdehnung nach dem Kriege ohne besondere Steuerbelastung gewonnen werden können. Er betont, daß unsere gesamte Weltpolitik unmöglich wird, wenn wir nicht nach dem Kriege über ein Produktivkapital zur Befruchtung der mit uns verbündeten Länder und der uns unterstehenden Gebiete verfügen. So gelangt der Verfasser zu dem Vorschlag eines allgemeinen Sparzwanges, der in Form von Zuschlägen zur Einkommensteuer verwirklicht werden soll. Diese Idee begründet Grabowsky einmal mit der geschichtlichen Entwickelung des Spargedankens, die geradezu auf einen allgemeinen Sparzwang hindränge, und dann vor allem mit einer Schilderung der praktischen Ergebnisse, die die Verwirklichung seines Vorschlags zur Folge haben wird. Das Hauptergebnis ist die Stützung der deutschen Weltpolitik, da die großen Sparkapitalien, die auf diese Weise zusammenströmen, zur weltpolitischen Ausdehnung bereitgestellt werden sollen. Dieser schöne Vorschlag Grabowskys klingt ja in der Theorie recht gut, wir fürchten nur, daß er in der Praxis auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen wird, die ihm ein ähnliches Schicksal bereiten werden, wie so vielen anderen Vorschlägen gleicher Art.

*

Im 14. Heft der „Bibliothek für Volks- u. Weltwirtschaft", die von Prof. Dr. Fr. v. Mammen in der Wissenschaftlichen Verlagsanstalt „Globus" herausgegeben wird, behandelt Prof. J.-Ph. Wagner das Thema: „Lichtbilder- und Kinovorträge im Dienste des Unterrichtes". Obgleich der Verfasser die großen Vorzüge und den Wert des Lichtbildes beim Unterricht voll zu würdigen weiß und anerkennt, „daß Lichtbilder . . . in Schul- und Hörsälen die Rolle des gewandtesten Erziehers und Lehrers auszufüllen in der Lage sind", da die moderne Darstellungsform eine mächtige Anziehungskraft auf den Menschen ausübt, während es nur sehr wenigen Menschen vergönnt ist, ihre Zuhörer durch ihre Vortragsweise auf längere Zeit zu fesseln, so weist er doch auf die Gefahren einer übermäßigen oder sogar exklusiven Verwendung des Lichtbildes beim Unterricht und bei Vorträgen hin, „sowie auf die leider heute so oft verlassene ‚goldene Mittelstraße' . . . , die auch hier eingehalten werden muß".

Im 20. Heft derselben Sammlung spricht der Münchener Universitätsprofessor Dr. Fr. W. Frhr. von Bissing über die schon zur Genüge behandelte Frage: „Die Kriegsziele unserer Feinde". So interessant die meisten Ausführungen Bissings, insbesondere die lehrreichen Anmerkungen am

Schlusse sind, so können wir uns hier ein genaueres Eingehen auf diese Schrift ersparen.

Im Anschluß hieran sei noch eine kleine Schrift aus der Feder desselben Verfassers erwähnt, die als erste Flugschrift des Vereins „Deutsche Wacht" in Max Kellerer's Verlag (München) erschienen ist. Unter dem Titel „Nationale Erziehung" gibt Bissing einige Gedanken über die künftige Erziehung des deutschen Volkes, seiner Lehrer und Beamten. „Die Führer und Lehrer unseres Volkes gilt es vor allem zu aufrechten Männern national zu erziehen, daß sie sich ihrer Verantwortung dem Vaterlande gegenüber bewußt werden. .... Der gesamte Unterricht muß getragen und geeinigt sein von dem nationalen Gedanken, alles immer wieder bezogen werden auf unseren Staat, unser Volk. Abschließen sollen wir uns nach außen nicht, uns nicht, wie vielfach unsere Gegner, zu eigenem Schaden dem Guten in der Fremde verschließen. Aber unser eigenes Vaterland, unser Staat und Volk müssen die festen Punkte sein, von denen aus wir die Welt anpacken und, wenn nötig, aus den Angeln heben können." —

Einen Beitrag zur Kenntnis derjenigen Persönlichkeiten, die die Armee unserer österreichisch-ungarischen Verbündeten kommandieren, bietet die Schrift des Innsbrucker Historikers Ludwig von Pastor, der sich durch seine „Geschichte der Päpste" und durch die „Geschichte des deutschen Volkes" als Historiker einen Namen gemacht hat, über „Generaloberst Viktor Dankl", die soeben bei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg erschienen ist. Der Verfasser war in der Lage, zahlreiche Feldpostbriefe Dankls benutzen zu können, die interessante Stimmungsbilder von der russischen Front und wichtige Beiträge zur Kenntnis der Persönlichkeit des Generals bieten, der die erste größere Schlacht gegen Rußland gewonnen hat, und der später durch die Kämpfe an der Tiroler Grenze gegen Italien besonders in den Vordergrund getreten ist.

Literaturgeschichtliche Rundschau.

Von Professor Dr. Max J. Wolff.

Charles Dickens*).

Es gehört Mut dazu, in der gegenwärtigen Zeit, mit einem fünfhundert Seiten starken Band über einen englischen Romandichter an die Öffentlichkeit zu treten, weniger von seiten des Verfassers, der natürlich seine Arbeit längst vor dem Kriege begonnen hatte, als des Verlegers, zumal mit einem Buch über Dickens, dessen große Beliebtheit und weitverbreiteter Ruhm in den letzten Jahrzehnten erheblich zurückgegangen sind. Dibelius meint zwar im Vorwort, daß Shakespeare und Dickens vor dem Kriege die „am meisten genannten und bestgekannten englischen Namen" in Deutschland waren, aber das ist wohl eine Überschätzung, die sich durch persönliche Vorliebe erklärt, durch jahrelange Beschäftigung entschuldigt. Wenn überhaupt ein Engländer neben Shakespeare bei uns genannt wird, so ist es Byron, dessen allerdings fragwürdiger Anspruch auf den Rang des „zweitgrößten englischen Dichters" in Deutschland beinahe allgemein anerkannt wird. Zweifellos ist freilich, daß Dickens in weiteren Schichten als der edle Lord gelesen worden ist. In meiner Jugend standen seine Werke in jedem besseren Bücherschrank, deutsch oder englisch, je nach der Befähigung des Besitzers. Heute ist das nicht mehr der

*) Charles Dickens von Wilhelm Dibelius. Leipzig und Berlin 1916, Teubner.

Fall, und schon vor etwa zwanzig Jahren, als ich einen literarischen Nachlaß zu vollstrecken hatte, fand sich unter den zahlreichen Erben nicht einer, der die bändereiche Gesamtausgabe haben wollte. „Copperfield" und „Weihnachtsmärchen" finden wohl noch ihre Leser, und die Schule tut manches, um Dickens zu erhalten, aber eine unmittelbare Fühlung zur Gegenwart scheint er nicht mehr zu besitzen. Auch sein literarischer Einfluß ist überwunden. Er stand wohl auf dem Kontinent mit Spielhagen und Daudet auf dem Höhepunkt, und ist seitdem von den sich überstürzenden literarischen Strömungen und Moden gründlicher beseitigt worden, als wünschenswert ist.

Der Umschwung fällt Dickens selber zur Last. Dibelius ist nicht blind gegen die Mängel seines Helden, wie überhaupt seine persönliche Vorliebe ihm das klare, nüchterne, stellenweise sogar sehr scharfe Urteil nicht trüben kann. Er trägt auch der historischen Bedingtheit Dickens' ausgiebig Rechnung, indem er zur Erklärung der Romane zahlreiche Ausführungen über die sozialen und wirtschaftlichen Zustände des damaligen Englands einschaltet. Hier kann ich ihm vielfach nicht beistimmen, zumal in dem einleitenden Kapitel, wo er sich mit den Vertretern der klassischen Nationalökonomie, mit Smith, Malthus, Ricardo auseinandersetzt. Ihre Leistungen werden nicht gebührend gewürdigt; ihre volkswirtschaftlichen Gesetze sind noch heute die unerschütterte Grundlage unseres Wissens. Der Fehler dieser Männer bestand nur darin, daß sie ihre theoretische Erkenntnis unmittelbar und bedingungslos auf das praktische Leben übertragen wollten, und in denselben Fehler verfällt Dibelius, wenn er die Gesetze verwirft, weil sie sich in der Praxis nicht haben durchführen lassen. Von nationalökonomischen Gesetzen kann man nicht mehr verlangen, als von physikalischen, sie gelten nur im Absoluten. Der Artillerist, der nach der errechneten Formel schießt, wird niemals treffen, aber das ist nicht die Schuld der Formel, sondern des atmosphärischen Widerstandes. Solche Widerstände gibt es auch in der Volkswirtschaft. Darunter fällt alles, was die Erzeugung und den Güteraustausch der Welt örtlich beschränkt, begünstigt oder erschwert. Nehmen wir als Beispiel die Malthus'sche Lehre. Wird die Frage absolut gestellt: sollen auf einem bestimmten Gebiet x Bewohner behaglich oder x^2 unter drohenden Sorgen leben, so ist die Antwort nicht zweifelhaft. Fassen wir es dagegen konkret, soll eine Nation im Wettkampfe mit den andern an Volkszahl und Volkskraft zurückbleiben, so verwerfen wir Malthus. Übrigens wiederholt Dibelius hier den längst widerlegten Irrtum, Malthus habe für die Volksvermehrung eine geometrische, für die Steigerung der Ernährungsmöglichkeiten eine arithmetische Progression angenommen. Diese Formel gebraucht er als Beispiel eines schnelleren und langsameren Wachstums, ohne sich auf sie festzulegen oder sie zu einem wesentlichen Teil seiner Lehre zu machen. Daß der Freihandel, der, übrigens begrifflich, mit der klassischen Nationalökonomie nicht verbunden ist, kein Evangelium ist, wissen wir heute, aber darum ist er auch keine Irrlehre, wie es nach Dibelius' Darstellung den Anschein haben könnte. Die liberale Bewegung in England hat gewiß viel Unsympathisches, aber mit dem billigen Spott eines sozialer empfindenden Zeitalters ist sie doch nicht abgetan. Er trifft meist nur die Begleiterscheinungen und übersieht die unbestreitbaren Verdienste des Liberalismus völlig.

Mit viel Geschick hat Dibelius die verschiedenen sozialen und antisozialen Strömungen dargelegt, in deren Mitte Dickens steht, als Vermittler zwischen Liberalismus und Sozialismus, und dadurch als „Retter" des ersteren. Frei-

lich vollzog sich diese Rettung nur auf literarischem, nicht auf politischem Gebiet. In seinen Anschauungen blieb Dickens ein Liberaler vom alten, ja sogar veralteten Schlage, nur sein Herz wollte den Armen helfen. Infolge dieser Zwiespältigkeit versagen seine Werke als Tendenzromane völlig; sie enthalten keine sozialen, sondern ethische Gegensätze, keine Kämpfe zwischen einzelnen Klassen, sondern zwischen Guten und Bösen. Die Bedrücker der Armen sind bei ihm schlechte Menschen, das Böse die Quelle aller Ungerechtigkeit, und das Elend ist beseitigt, sobald die edeln Wohltäter eingreifen. Es ist nicht Dickens' Optimismus, der heute versagt, sondern seine Lösungen sind für unsere, durch zahlreiche soziale Versöhnungsversuche gesteigerte Erfahrung schlechthin unannehmbar. Als politischer Schriftsteller hat er uns nichts mehr zu sagen.

Gerade in diesen Mängeln mag das Geheimnis seiner Volkstümlichkeit liegen, er gab dem Volke, was des Volkes ist: edle Dulder, schändliche Bedrücker und zum Schluß den Sieg der Tugend auf der ganzen Linie. Der einfache Mann will Menschen, die auf einen starken Ton gestimmt sind, keine verwickelten Charaktere, keine Halbheiten, möglichst stark aufgetragene Gegensätze in schwarz und weiß. Dibelius vergleicht Dickens' Volkstümlichkeit mit der Shakespeares. Gewiß beruht sie bei beiden auf denselben Elementen, nur daß bei Dickens diejenigen fehlen, die Shakespeare eine Volkstümlichkeit für alle Zeiten sichern. Dickens war sicher ein großer Dichter, aber er war weder ein großer Künstler noch ein großer Mensch.

Gerade seine Künstlerschaft wird von Dibelius eingehend untersucht. Was er über Dickens' Verhältnis zu den Vorläufern, über seine Entlehnung, seine Charakterdarstellung und seine Komposition sagt, gehört zu den wertvollsten Teilen des Buches und bildet das Muster einer streng wissenschaftlichen Untersuchung. Dickens schrieb die meisten seiner Romane auf Lieferung für Zeitungen, und dieses lieferungsweise Schaffen ward ihm zur zweiten Natur. Das zeigt sich weniger in den Abweichungen von dem ursprünglichen Plan, denn solche finden sich auch bei dem größten Dichter, wenn die Charaktere sich zur Erreichung des anfänglichen Zieles als unfähig erweisen. Im Gegenteil, er scheint das Ziel meist festgehalten zu haben, selbst wenn es nur durch einen Bruch der Charaktere erkauft werden konnte, und er mußte das, weil bei seinem gehetzten Schaffen auf Lieferung der Schluß der einzige feste Punkt war, der Leitstern, zu dem er aufblickte, wenn es galt, wieder ein Wochenstück zu liefern. Der Zeitungsbote wartete auf die Fortsetzung, gleichgültig, ob das Werk schon zur Niederschrift ausgereift war, ohne Rücksicht, ob der Dichter in Stimmung war, oder nicht. Er muß schreiben. Kann er die Haupthandlung nicht fördern, so hält er sich bei etwas Nebensächlichem auf, schaltet eine Erzählung ein oder schweift zu einer Episode ab; fällt ihm nichts Neues ein, so wiederholt er sich selber oder entlehnt aus einem andern Verfasser; ja, für den Notfall hat er wie ein Stegreifkomödiant einen Vorrat von Motiven, die sich überall anbringen lassen. Die Lieferung muß ja voll werden. Das ist die Routine des Zeilenschreibers, eine Routine übelster Art, in der häufig die genialste Konzeption untergeht, und das Schlimmste ist, daß Dickens diese Schaffensweise für „Dichten" hält. Es fehlt ihm an Selbstkritik und künstlerischer Einsicht, um die Spreu vom Weizen zu sondern. Er fällt nicht aus äußerlichen Gründen in die Routine, sondern sie liegt ihm im Blut, er ist eine wunderliche Mischung von Genie und Routinier, ein Doppelwesen, das das Abgeschmackteste und Erhabenste wahllos durcheinanderwirft. Man kann sich für

ihn begeistern, und im nächsten Augenblick möchte man das Buch aus der Hand schleudern, je nachdem das Genie oder der Routinier gerade zu Worte kommt. Dickens' Geschmack steht nicht höher, als der seines anspruchslosesten Lesers. Er selbst las mit Vorliebe billige Sensationsromane und liebte das Melodrama, heute würde er das Kino besuchen.

Wie soll man sich diesen Mangel bei einem Dichter erklären, der auf der andern Seite Proben von dem feinsten psychologischen Verständnis und scharfem Erfassen geheimster seelischer Regungen gegeben hat? Ist er eine Folge seiner unzulänglichen und auch später nicht richtig ergänzten Jugendbildung? Er hatte wenig gelernt, als er in das Leben hinausgestoßen wurde. Wenn dadurch auch vieles in seinem Wesen erklärt ward, z. B. das Fehlen jedes historischen Verständnisses, das hartnäckige Beharren auf einmal übernommenen Ansichten und seine geringe politische Einsicht, so doch seine künstlerische Unausgeglichenheit nur zum geringsten Teil. Sie ist durch seine gesamte Persönlichkeit, besonders durch die Art seiner Begabung bedingt. Wenn nach Dilthey das Genie des schaffenden Dichters und des Schauspielers auf dem gleichen Vermögen der Phantasie beruhen, so äußerte sich das Genie bei Dickens überwiegend in schauspielerischer Richtung. Wir kennen seinen Hang zum Theaterspielen und seine Neigung, als Vortragskünstler aufzutreten; seiner innersten Natur nach ist er ein Schauspieler, ein Komödiant mit allen Fehlern eines solchen, der Eitelkeit, der Abhängigkeit vom Tageserfolg, der Unzugänglichkeit für Belehrung und dem Beifallsbedürfnis. Als Schriftsteller verwöhnt ihn sofort der Erfolg, so daß er niemals an sich arbeiten, niemals sein Talent in strenge Schule nehmen muß. Ihm fehlt die Selbstzucht, die Grundlage jeder fortschreitenden Entwicklung. Er huldigt dem Geschmack des Publikums wie ein Schauspieler, der volle Häuser machen muß. Beifall und Erfolg sind für ihn gleichbedeutend. Findet ein Werk keinen Anklang, so läßt er es liegen; der Gedanke, daß es trotzdem wertvoll sein könnte, kommt ihm gar nicht. Von dem Kampf gegen das Publikum, den selbst Shakespeare trotz aller Volkstümlichkeit kämpfte, hat Dickens keine Ahnung. Er war bei allen seinen Fehlern ein guter, aber kein großer Mensch, ein Mann mit Dichterbefähigung, aber ohne Dichterseele.

In Dibelius hat er einen umsichtigen und besonnenen Biographen gefunden; allerdings wird man es bedauern, daß er für die Person des Dichters wenig Interesse zeigt und sich in der Hauptsache auf die Werke, und zwar deren technisch-künstlerische Bedeutung, beschränkt. Auch auf Grund der schon bekannten Angaben über sein äußeres Leben hätte sich zu dem psychologischen Problem Dickens manches sagen lassen. Als zeitweilig berühmtester und gelesenster Schriftsteller seines Landes hat er einen ungeheuren Einfluß ausgeübt, aber auch dieser war nur bedingt gut. Er schuf breiten Schichten einen neuen Idealismus. Mag der Idealismus auch nicht tief sein und in einer Mahnung zur Wohltätigkeit aufgehn, so war schon das in seiner unsozial empfindenden Zeit ein Gewinn. Aber verbunden war er mit einer Förderung des seichten Optimismus, der im englischen Charakter liegt. Dickens wirft die schwierigsten sozialen Fragen auf, und durch eine scheinbare Lösung erweckt er die Täuschung, als ob hier mit etwas gutem Willen geholfen werden könne. Er hat die Tiefe der Probleme verschleiert und dadurch unsäglichen Schaden gestiftet. Auch die Kunst hat mehr durch ihn verloren als gewonnen. Er ist kein Erzieher seines Volkes gewesen, und den Schriftsteller hat er durch sein Vorbild, allerdings ohne seine Absicht, auf die

Bahn des äußeren Erfolges gedrängt. Seit ihm steht die englische Literatur im Zeichen der Massenauflage. Seine Genialität starb mit ihm, die Routine hat er dem kommenden Geschlecht hinterlassen.

Literarische Rundschau.

Von Assaf Siffrin.

Man atmet auf, wenn in unsere Welt des Elends, die von Rauch und Blut geschwärzt, den Menschen nur als Träger von Tod-Waffen und Wunden-Granaten kennt, ein Fünkchen Licht hereinbricht, ein Tropfen tiefmenschlicher Liebe durchsickert und all das in uns erweckt, was menschlich wertvoll und dauernd ist. Und dieser Strahl dringt aus ethisch tiefem, dichterisch großem Herzen.

Gerhart Hauptmanns: „Narr in Christo Emanuel Quint"*) ist in neuer Ausgabe erschienen und damit zu neuem Dasein erwacht. Das Werk, das vor mehreren Jahren erschien, ist seinen großen Weg gegangen — und das mit Recht — und erneuert nun die Wanderung des religiösen Schwärmers durch unsere Phantasie. Abermals gelesen — was jedem, der den Genuß zu haben wünscht, den Roman in seinen Tiefen und Schönheiten zu empfinden und zu verstehen, empfohlen sei — offenbart sich uns in größerer Tiefe jene fremde Welt, die unserer Gegenwart abgerückt ist, die durch die Menschen zeitlich in unserem Reiche fußt, durch deren Gedanken und Fühlen — geistig — in die Vergangenheit und Zukunft vage schweift, wohin kein Menschlicher zu dringen vermag.

*) Verlag S. Fischer, Berlin.

Über Emanuel Quint hat der Staatsanwalt, der als das Sprachrohr des sogenannten gesunden Staatsverstandes des normalen Diesseitsurteils zu gelten hat, folgendes in seine Akten geschrieben:

„Mit Arbeitsscheu, alias Faulheit war der erste Schritt auf der Bahn des Verbrechens Quints gemacht worden. Der Müßiggänger fing zu vagabondieren an; als dies ihm unbequem wurde, sagte er sich, daß er die gläubige Einfalt seiner Mitmenschen durch irgendeinen dreisten Schwindel sich nutzbar machen müsse. Das gelang ihm über Erwarten, und er nistete sich in zynischer Weise bei den Brüdern Scharf (seinen ersten Freunden) als Schmarotzer ein. Später hatte er sich irgendwie den Beruf eines Heilkünstlers angemaßt, wie denn solche Leute und geborene Scharlatane, einmal entlarvt, um neue Mittel zu neuen Betrügereien niemals verlegen sind. Er gab sich für einen Apostel, ja für den wiedergekommenen Christus selber aus, womit er sich den größten Betrügern aller Zeiten anreihte." . . .

Mit dieser Tagebuchnotiz ist eigentlich der ganze Inhalt des Buches gegeben. Die äußere Handlung ist karg, die Schilderung der inneren Regungen außerordentlich reich: Ein Stein fällt in den Tümpel, die Wellen pflanzen sich fort, eilen in Ringen nach außen, um dem ruhigen Gestade mitzuteilen: horch, es ist etwas geschehen — dieweil der Stein am Abgrunde unbemerkt herniederkam. Die Aktion ist gering, unendlich reich die Reaktion, und an diesen Stoff konnte kein Besserer, kein innerlich Reicherer herangehen, als der Dichter Gerhart Hauptmann.

Er will nicht philosophisch sein. Er will uns nur sagen, wie es zuging, und nicht das belehrende Warum der Tatsachen mitteilen. Oft finden wir in den Quint-Tönen Anklänge an den Nietzsche-Zarathustra-Schrei, der den Menschen helfen will, — mit dem Unterschied, daß

der Lockruf hier mild, jener rasend klingt, dieser vom zehrenden Verlangen erfüllt ist, sich für die Menschen opfern zu dürfen, jener von den Menschen die größten Opfer und Überwindungen fordert. Beide, einsame Wanderer in der „Menschenwüste"; der Tor, der die Menge sucht, sie flieht und immer wieder sucht, der Religionsstifter, der sie meidet, sucht und ihr endlich den Rücken kehrt. Werbende, die den Befreiungsruf — der ohne Echo verhallt — in die Welt hinausstießen, um sie zu erlösen.

Im „Quint" liegt eine menschlich tiefe, schier unendliche Welt vor unseren Sinnen, die zu begreifen ein Jahrhunderte altes Problem sich müht. „La folie de Jésus", von einem bedeutenden Sorbonneprofessor vom psychopathisch-medizinischen Standpunkt behandelt, ist ein altes Rätsel. Der religiöse Wahn, der zu einer Zeit ausbricht, da der inbrünstige Schrei nach einem Überirdisch-Großen, nach dem Verantwortlichen, viele Unzufriedene erfüllt, ist keine seltene Erscheinung.

Vom Gefühl erfüllt, von Gott berufen zu sein, geht Quint zu den Menschen, vollführt unter ihnen Wunder — die nur natürlichen Erscheinungen entquellen — und empfängt von diesen Menschen die Qualifikation gleichsam, der Gottessohn zu sein. Eine magische Macht, eine wärmende Flamme strömt von ihm aus, spiegelt sich an seinen Gefährten — den Talbrüdern — wider, und an dieser Flamme entzündet sich sein verderblicher Wahn. Mit der Gottesahnung kommt er zu den Erdensöhnen, mit der Gottesgewißheit verläßt er sie, was ihm bei den Rechtdenkenden den Ruf des Toren und Narren einträgt. „Indessen sind es wirklich" — so erzählt der Dichter — „Wallungen überirdischer Größe und Erhabenheit, die Emanuel durchtoben, den Menschenähnlichen, der dem Unsichtbaren näher verbunden ist, als dem Sichtbaren." Er war auf die Welt gekommen mit der tragischen Meinung, sie nicht zu richten, sondern zu beglücken, nicht herrschen, sondern dienen zu wollen, und war an seiner im Grunde geringen Persönlichkeit gescheitert. — Wie nah ist doch das Erhabene vom Lächerlichen, das Genie vom Narren, — daß wir an die mathematische Anschauung denken, wo beide Gebiete, das des Positiven mit dem des Negativen, das Unendliche mit dem Minusunendlichen zusammenstoßen, an den Kreis, der sich immer wieder schließt!

Dieser Mann, der vorgibt, der Nachfolger Christi, ja, der wiedererstandene Christus selbst zu sein, ist Mensch in allen Regungen und Gebrechen, ein Schwächling in seinen Gefühlen, Wünschen, ein Kleiner in seinen Leiden und seiner Not.

Es ist kein Zufall, daß gerade Hauptmann darüber schreibt. Eben in seiner dichterischen Eigenart — der Dichter der nach Luft und Licht ringenden, am nichtigen Leben mit klammernden Organen haftenden Erdenwürmer zu sein — liegt dieser Stoff begründet. Das Verhältnis von Mensch zu Gott, von Mensch zu Menschen zu schildern, mußte für ihn nicht nur eine lohnende Aufgabe, sondern ein Bedürfnis sein. Trotz einiger Breiten — die durch den Stoff bedingt sind — ist der Roman eins der schönsten deutschen Geisteserzeugnisse, der Schluß des Buches ein wahres Meisterwerk, der mit gehobenem Gefühl immer wieder gelesen werden kann und das Gefühl einprägt, den Ausfluß edelsten Menschengeistes in seiner Tiefe und Schönheit kennen gelernt zu haben: das Buch von dem brennenden Verlangen eines Schwachen nach der Märtyrerkrone, der durch diese Schwäche zu innerer Kraft gelangt und dadurch den einen ein Gott — den anderen ein Narr scheint!

*

Walter Waldschmidt legt in „Unternehmertum und Arbeiterschaft“ (vom inneren Frieden des deutschen Volkes, Verlag S. Hirzel) die Gegensätze, die er nur bedingt auffaßt, dar, die zwischen beiden schaffenden Organismen hin- und herwogen. Von der Ansicht ausgehend, daß im Grunde gar keine Gegensätze zwischen beiden Interessen bestehen, empfiehlt er, sich besonders an den Unternehmer wendend, dem Arbeiter durch Schaffung von Bequemlichkeiten und sozialen Einrichtungen die Arbeit so angenehm wie möglich zu gestalten. Der Abnehmer soll verzichten, der Unternehmer soll freiwillig geben; ein Abschleifen der Spitzen in den Interessen würde dadurch erfolgen. Indessen scheint mir sein Vorschlag nur für eine beschränkte Dauer gültig — etwa ein interimistischer Waffenstillstand — denn die Ideale der sozial denkenden, freiwillig gebenden Unternehmer — die er seinen Betrachtungen zugrundelegt — sind außerordentlich verschieden von den politisch-sozialistischen Idealen, deren Verwirklichung die Arbeiterschaft fordert.

*

„Kosmogonie“ nennt sich ein Buch*), das Christian von Ehrenfels zum Verfasser hat und uns das Weltganze zu erklären sucht von einem Standpunkt, der auf Pylonen übernommener Anschauungen und neuer selbständiger Beobachtungen gegründet ist. Wie bei allen philosophischen Werken, ist es dem Verfasser hier um ein einheitliches System zu tun, das er klärend, reinigend, das Alte sichtend und umgestaltend, füllend und verstopfend — optimistisch — zu konstruieren sich bemüht.

Die Grundidee des Werkes, das nicht nur lehrreich, sondern auch ethisch wertvoll ist, ist der konsequente Dualismus, die Scheidung des wechselvollen Alls in zwei Brennpole gleichsam, die mit ursachloser Zufallselektrizität einerseits, mit Zweckelektrizität andererseits geladen sind, und aus deren überspringendem Funken die Flamme sich zeugt, die das Abgrundtiefe, Hohle zum Geschehnis gestaltet. — Es ist dies eine dichterische Idee, die uns ähnlich aus der Religion der Perser entgegentönt, allein, wir haben dort zwei große in sich geschlossene Einheiten, sich selber ein Ganzes bildend, selbständig existierend, die zeitlich unbeschränkt, Gut und Böses ausströmen, und aus deren Kampf sich das Leben im Menschendasein bestimmen läßt, während wir hier zwei unselbständige, in sich zerfließende Mächte haben, die tropfenweise, gleichsam, in das Gefäß des Augenblicks den Ausfluß aus dem Born ihrer Unendlichkeit leiten. Der Verfasser unterscheidet in allem Realen „den aus dem Chaos stammenden Anreiz oder Vorwurf — das chaotogene — und die aus dem Gestaltungsprinzip stammende Wirkungskraft — das henogene Element.“

Alle metaphysischen Anschauungen, die den Kosmos, in den wir Menschen allzu sehr eingekapselt sind und allezeit eingeschlossen bleiben werden, in ein System zu bringen suchen, sind und bleiben Hypothesen, — und unserem menschlichen Urteil, das ihnen wiederum hassend und liebend begegnet, bleibt es überlassen, die Hypothese auf ihren Inhalt an Wahrheitswahrscheinlichkeit und innerer Tragweite zu prüfen: ist sie wahrscheinlich? (nicht möglich!), und welche fruchtbringende Neugestaltungskraft birgt sie in sich? — Und mit Argumenten, Erscheinungen grotesker Art, kargt Ehrenfels glücklicherweise nicht, um den Beweis — der allemal nur ein indirekter sein kann — für die Lebensfähigkeit

*) Verlag Eugen Diederichs, Jena.

seiner Anschauungen zu erbringen. Er bestreitet die Allgemeingültigkeit des Kausalgesetzes, betrachtet aber Kausalität als die Quelle aller Anschaulichkeit und Gestaltung in der Welt. Neu und lehrreich sind die Betrachtungen über die „Höhe und Reinheit" der Gestalt, aus denen ein gesunder, lebensvoller Optimismus strömt. Die Tragweite der „Reversion" erscheint problematisch.

Zu den schönsten Kapiteln des Buches, wie überhaupt philosophischen Schrifttums, gehören die der „Neuen Dogmatik". Eine unvergleichliche Klarheit und voraussetzungslose Anschaulichkeit sprechen aus allen Sätzen, eine allweise Güte und Abgeklärtheit entquellen ihnen. Aus den skizzenhaften Auseinandersetzungen mit allen anderen Weltanschauungen und Systemen — bei deren Widerlegungen man allerdings zuweilen nur sagen kann: ich glaube! — wird sehr viel durchdachte Arbeit offenbar, man sieht die Welt durch die Funken der sich kreuzenden Waffen verschiedener Anschauungen erhellt und blickt bereichert und erhoben in das kaleidoskopartige All, in das Geheimnis der Gesetze, in das kosmische Bild, das sich so ungern dem ungeübten Auge entschleiert, aus Furcht vor Profanierung.

Die „Ferneren Ausblicke" sind mehr eine A h n u n g des Verfassers, der aus der Musik Wagners — insbesondere des „Tristan" — zu innerer Befriedigung, im Gefühl, das chaotische Weltgeheimnis zu empfinden, gelangt. Es ist eine Verquickung von Musik und Weltgeist, die manchen, der den „Tristan" selbst gut kennt, über alles wertet und liebt, die Tristanoffenbarung als m u s i k a l i s c h e s, g e f ü h l s m ä ß i g e s Erlebnis empfunden hat — eigentümlich berühren dürfte.

Das lobenswerte Werk, das konstruktiv und nicht polemisch sein will, spricht seine eigene Sprache. Es verdient, von jedem — auch denen, die einer Anschauung bereits huldigen, gelesen zu werden, und ist besonders geeignet, jenen, die sich auf dem Weg zur Höhe klarster Ausschau befinden, als W e g w e i s e r zu dienen: den philosophisch begabten Geistern der heranwachsenden Generation.

M u s i k a l i s c h e R u n d s c h a u.

Von Dr. Arthur Neisser.

Wenn ein ganz Großer aus dem Reiche der Kunst von uns scheidet, und es verknüpfen uns Bande persönlicher Bekanntschaft mit diesem überragenden Geiste, so erfüllt uns ein aus wehmütiger Freudenerinnerung und bitterem Schmerz seltsam tragisch gemischtes Gefühl. Es ist ja das allen wahrhaft großen Menschen Gemeinsame, daß sie sich jedem erschließen, der ihnen als ernst empfangen Wollender entgegentritt. Daß eine solche Sehnsucht nach Verstehen immer die Vielverkannten ganz besonders stark zu echten Gesinnungsgenossen hinzieht, ist ja bekannt. So erklärt sich auch der große Freundeskreis des im blühendsten Mannesalter von uns gegangenen Max Reger. Mir ist Reger, nicht bloß seiner behäbig bayrischen, urwüchsig einfachen, äußeren Persönlichkeit wegen, sondern auch in seinem ganz weltabgewandten Schaffen, auch wohl in seiner Scheu vor allem Theatralischen in der Musik, stets wie eine süddeutsche Gegenerscheinung, vielleicht teilweise auch wie eine Ergänzung zu Meister Anton Bruckner erschienen. Wie diesen, zog es auch Reger stets nur zu den ganz Großen unter seinen Ahnen (wie auch unter seinen Zeitgenossen) hin. Reger ist schon deswegen als eine bleibende Erscheinung im deutschen Musikleben zu betrachten, weil er in gerader Linie von den ganz auf sich gestellten (früher sagte man weniger genau „absoluten") Ton-

dichtern, den Bach und Brahms abstammt. Diese seine innere Musikabstammung erklärt auch die schier unerschöpfliche Fruchtbarkeit Max Regers. Kleinliche und einseitige Beurteiler haben ihn in blinder Oberflächlichkeit deswegen einen Vielschreiber zu nennen gewagt. Freilich: bequem hat er es den Herren Zunftkritikern von Schubfachs Gnaden nie gemacht. Mit dem herrlichen Sarkasmus des Bayern hat er sich mir in einer unvergeßlichen Stunde einmal in seinem Meininger Heim über diese Herren Besserwisser geäußert; ihn, den begnadeten Schöpfer konnten sogenannte „schlechte" Kritiken nur zu einem Auf- und Überwallen seines für ihn fast sprichwörtlich gewordenen schlagfertigen Humors reizen. Ich sagte vorhin, er habe es der Kritik nicht leicht gemacht, und möchte doch auch selbst offen bekennen, daß mir von seinem Gesamtwerk in der Seele nicht der wohlige Odem einer ganz abgeklärten Musik haften geblieben ist. Desto majestätischer tritt vor meine Erinnerung jener strahlende musikfestliche Tag, der uns die Uraufführung seines himmelstürmenden 100. Psalmes gebracht hat; hier liegen die tiefsten Quellen seiner Unsterblichkeit, in dieser an Brahms und Bach geschulten und doch ganz persönlich gesehenen liturgisch-chorischen Welt; in seinen Orgelimprovisationen vor allem, wo er die bachische Inbrunst mit dem eigensten, höchst gesteigerten modulatorischen Sinn für rein musikalischen Stimmungsreichtum vereinigen konnte. Weniger ansprechend und darum sicherlich weniger bleibend dürfte seine Lyrik sein. Allen den Zweiflern aber, allen, die darüber nachgrübeln, ob wir in Max Reger einen ganz Großen zu beklagen haben oder, besser, heiter regerisch gesprochen, ob wir in Regers Werken ein schönes Besitztum für alle Zeiten besitzen, all' diesen Kleingeistern möchte ich raten, sich eingehender als bisher mit seiner Kammermusik zu beschäftigen, wobei ich diesen Begriff der Kammermusik im Sinne Regers stark erweitert sehen möchte. Ich denke da nicht bloß an seine Streichquartette (und hier vor allem an seine brahmsisch tief innig empfundenen Adagios), sondern ich denke auch an seine „Sinfonietta" und selbst auch an seine genial konzipierten Hiller-Variationen. Jeder auf sich selbst gestellte Musiker ist zugleich Kammermusiker; so ist es Reger wohl auch in seinen Liedern, deren Melos sich in der dichten Verästelung der Harmonik verbirgt, dieser Harmonik, die sich echt kammermusikalisch vom Klaviersatz zur Singstimme hinüberschlingt. So ist Reger auch Kammermusiker als Orchestermaler; wer seine Instrumentation deswegen nicht orchesterhaft genug nennt, der versteht eben Regers Drang nach Intimität nicht, den er nur vor der Orgel aufgibt, doch auch hier nur in dem Sinne, daß er sich die Wirkungen des königlichen Instrumentes ganz zu eigen macht, so daß seine Orgelstücke von selbst über gewöhnliche Maße hinauswachsen. Kammermusiker ist schließlich auch der prächtige, unvergeßlich herzliche Mensch Max Reger gewesen, mit seiner ungebändigten Lebenslust und mit seinem urdeutschen Trieb nach Arbeit und nach Geselligkeit. Merkwürdig wenig beachtet blieb in fast sämtlichen, mir bisher zu Gesicht gekommenen Nachrufen jenes sein aus dem Weltkrieg hervorgewachsenes Orchesterwerk, das er noch selbst im verflossenen Jahre mit dem Orchester des Kgl. Opernhauses zu Berlin hatte leiten können (zwischen Richard Strauß, dem Dirigenten dieser Konzerte, und Reger bestand ja ein Verhältnis höchster gegenseitiger Achtung!). Man tut Reger Unrecht, wenn man dieses Variationswerk über die beliebtesten vaterländischen Melodien nur als Gelegenheitsarbeit ansieht; Reger hat damit auch sein deutsches Glaubensbekenntnis abgelegt und sich zugleich noch einmal nicht

lange vor seinem allzu frühen Tode als Meister der Form gezeigt! . . . .

Wer weiß, ob nicht Max Reger der berufenste Nachfolger als Leiter der Berliner Singakademie in Frage gekommen wäre, die jüngst ihr hundertfünfundzwanzigjähriges Jubiläum feiern konnte? Der große deutsche Musikgott Johann Sebastian Bach hält ja seine schützende Hand auch über dieses altehrwürdige, altberlinisch schlicht arbeitende Institut, dessen stolze Geschichte uns bis zum heutigen Tage Kunde gibt von dem tief wurzelnden Interesse an ernster Musik, wie es die Berliner erfüllt. „Die" Berliner? Dies Wort bedarf noch der Erklärung. Es hängt mit der vielfältig zerklüfteten Berliner Gesamtkultur eng zusammen, wenn die Singakademie trotz alledem niemals volkstümlich werden konnte, wie es z. B. bei der Philharmonie und ihren Konzerten längst der Fall ist. Vielleicht kommt es von der strengen, fast kirchlichen Stimmung in dem schönsten, ganz im Schinkelstil prangenden Berliner Konzertsaale, wenn sich hier stets, und so auch wieder zu der Jubelfeier, ein ganz eigenartiges, eben das Singakademie-Publikum, zusammenfindet. Aber von reichstem Festesgeist überleuchtet war diese Feier doch. Wir wurden uns freudig dessen inne, welchen hochbedeutsamen Faktor wir in der Singakademie besitzen, zumal seit ein Künstler von so fortschrittlichem Sinne wie Professor Georg Schumann an der Spitze steht. Nichts ist schwerer, als alte Überlieferung wahren und dennoch — nicht die beliebten „Konzessionen" an die Moderne machen! Georg Schumann ist weder altfränkisch noch modern; seine Persönlichkeit schätzt mit schöner Großzügigkeit wirkliche Könner der Vergangenheit und Gegenwart gleich hoch ein. Er ist Schaffender und Nachschöpfer in einer Person; das gibt seinen Darbietungen weltlicher wie vor allem geistlicher Chorwerke stets Fülle, aus eigenster Weltanschauung geformtes Relief. Der Rückblick auf die stolze Ahnenreihe der Singakademie-Leiter, zu dem sich das Jubiläumskonzert ausgestaltete, gestaltete sich besonders interessant durch die Ausgrabung einer Kantate „Und es erhub sich ein Streit", die von Johann Sebastians Onkel Christoph Bach herrührt. Bleibende Werte ruhen zwar nicht in dieser naiv und köstlich zopfig empfundenen Musik, aber der thüringisch heitere Geist, der in der blechgepanzerten Instrumentation und in der wortwörtlichen Tonmalerei liegt, paßte sich dem Charakter einer Erinnerungsfeier trefflich an, die dank der kraftvollen Gesinnung Georg Schumanns gottlob gar nichts Pathetisches an sich hatte. Fröhlich in die deutsche Zukunft blickender Arbeitsmut sprach aus der humorgewürzten Ansprache des Direktors. Blühendes Leben soll in Zukunft mehr noch als bisher aus den alten Mauern der Singakademie emporblühen, die Werke lebender Tondichter sollen mit Hilfe einer eigens dafür (mitten im Weltkrieg) begründeten Stiftung aufgeführt werden. Fürwahr: tiefbeschämt müssen unsere Gegner, wenn sie davon lesen, doch wohl endlich einsehen, daß die deutsche Kultur unzerstörbar ist; diese deutsche Kultur, die sich stets auch in der edlen Gastfreundschaft gegenüber ausländischer Kunst gezeigt hat: sind doch von der Singakademie in früheren Jahren ziemlich häufig Chorwerke von Franzosen und Italienern aufgeführt worden. Des Komponisten Enrico Bossi freudige Rührung nach der Aufführung seines Oratoriums „Giovanna d'Arco" im Winter 1913-1914 ist mir noch erinnerlich. Ich bin fest überzeugt: man wird sich dieses Jubiläums der Berliner Singakademie mitten im deutschen Daseinskampfe dereinst einmal auch in ausländischen Geschichtswerken als eines Dokumentes höchster deutscher künstlerischer Pietät entsinnen müssen! . . .

Der Weltkrieg hat neben manch' anderer Reform auch auf musikalischem Gebiete eine erhöhte Pflege der Hausmusik im Gefolge gehabt; es ist leicht verständlich, daß sich heutzutage alle Schichten der Gesellschaft wieder weit mehr als vor dem großen Ringen im trauten Heim mit den Schätzen der Musik beschäftigen, und es bedeutet nur einen Schritt vorwärts, wenn auch die Wohltätigkeit mehr und mehr in den Dienst dieser Hausmusik gestellt wird. Die „Hilfsvereinigung für Musiker und Vortragskünstler" in Berlin hat es sich, unter der Ägide ihres unermüdlichen Vorsitzenden Dr. Armin Österrieth, seit Beginn des Krieges zur vornehmsten Aufgabe gemacht, eine Brücke zwischen der Gesellschaft und den ausübenden Tonkünstlern dadurch zu schlagen, daß sich eine Reihe von bemittelten und bereits berühmt gewordenen Künstlern freiwillig in den Dienst der Wohltätigkeit für ihre brotlosen Kollegen stellt. Diesen Bedauernswerten wird dadurch das beschämende Gefühl erspart, Konzerte zum eigenen Wohl zu veranstalten; nur hie und da wird eine solche Ausnahme gemacht; aber da wird es dann stets mit großem Takt so eingerichtet, daß niemand etwas merkt . . . Ich spreche von diesen schönen Ruhmestiteln unserer mustergültigen künstlerisch-wirtschaftlichen Kriegsorganisation hier, weil sie mir am allerbesten zeigen, wie weit verbreitet die Liebe zur Musik auch in jenen hohen und höchsten deutschen Gesellschaftskreisen ist (in deren Villen und Landhäusern diese Konzerte auch während des ganzen Sommers stattfinden!), die man sich ehemals, vor dem Weltgeschehen von 1914, nicht selten als kunstfremd vorgestellt hatte. So steht denn zu erwarten, daß auch im kommenden Winter das deutsche Musikleben ebenso wenig wird niedergerungen oder „ausgehungert" werden können, wie das deutsche Geistesleben!

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Von Admiral z. D. Gouverneur a. D. von Truppel, Exz.

Die Hindenburg-Anleihe.

Bei der besonderen Bedeutung, die gerade dieser Kriegsanleihe beizumessen ist, kann nicht oft und eindringlich genug betont werden, daß sie ihre Vorgängerinnen an Ausgiebigkeit nicht nur erreichen, sondern weit übertreffen muß. Solange, bis dieses Resultat gesichert ist, — also bis zur letzten Zeichnungsstunde, weil es keine Grenze nach oben gibt, — muß diese Forderung immer wiederholt werden, einer muß es immer wieder dem andern sagen, die Zeitungen immer wieder aufklärende Artikel bringen, auch wenn es schließlich nur Wiederholungen sind, die aber immer noch neue Zeichner gewinnen, alte zur Erhöhung ihrer Zeichnungen veranlassen können. Von fachmännischen Autoritäten ist in vielfachen Ausführungen die Kriegsanleihe als eine der vorteilhaftesten und sichersten Kapitalsanlagen für große Vermögen und kleine Sparer gekennzeichnet worden, es sind die Daheimgebliebenen an die Ehrenpflicht erinnert worden, durch freudige Darbringung größter Geldmittel zur Kriegführung sich unserer feldgrauen Brüder im Schützengraben wert zu zeigen. Im folgenden sollen einige Gesichtspunkte unterstrichen werden, die gerade diese fünfte Kriegsanleihe in ihrer Bedeutung für siegreiche Durchführung des Krieges von den früheren Anleihen herausheben:

Die fünfte Kriegsanleihe kommt — und zwar in derselben finanziellen Aufmachung wie die anderen, d. h. ohne neue künstliche Reizmittel — heraus, gerade nachdem zwei neue Feinde, Italien und Rumänien, uns ihren vom Verrate schmutzigen Fehdehandschuh hingeworfen haben. Zeigen wir, daß diese

neuen Feinde uns nicht schrecken, daß sie nur neue Kraft und Entschlossenheit bei uns auslösen, hinter der Front sowohl, wie draußen bei unseren Braven in der Hölle des Trommelfeuers; zeigen wir, daß zur Erreichung des Endsieges das deutsche Volk nach wie vor bereit ist, sein Gut zu opfern wie sein Blut. Auf unseren am schwersten faßbaren Hauptfeind, den mit den silbernen Kugeln, wirkten unsere Finanzsiege der früheren Anleihen wie von uns gewonnene Feldschlachten; er wittert bereits aus seiner Psyche heraus in dieser fünften Kriegsanleihe eine finanzielle Entscheidungsschlacht, die das Erlahmen unserer Widerstandskraft offenbaren werde. Er soll sich täuschen und die anders geartete Psyche des deutschen Volkes kennen lernen!

Zur selben Zeit, vielleicht in einem ursächlichen Zusammenhang, hat der Kaiser an die Spitze der Heeresleitung den Mann berufen, den das Volk ersehnte, den es einmal schon als Retter in der Not begrüßte, als die moskowitischen Horden sengend und brennend und mordend in unsere Ostmark eingedrungen waren. Er soll nun eine weit größere Aufgabe lösen gegen Feinde ringsum, die sich vielleicht noch mehren können. Unbegrenztes Vertrauen des Heeres und des Volkes stützt ihn. Zeige nun, deutsches Volk, daß dieses Vertrauen echt ist, zu jedem Opfer fähig und gewillt, auch wenn einmal Rückschläge erfolgen sollten, die ja kaum ausbleiben können bei solchem in alle Himmelsstriche, über drei Erdteile sich ausdehnenden Kriegstheater. Das Dioskurenpaar Hindenburg-Ludendorff, das wie die Zeussöhne schon manche Schlachtennot — von Tannenberg an — in herrlichen Sieg verwandelt hat, soll wissen, daß es für die wuchtigen Pläne, wie sie zur Abwehr einer ganzen Welt von Feinden nötig sind, seinen Doppelgenius ohne jede Hemmung walten lassen kann; es soll wissen, daß das ganze Volk hinter ihm steht und durchhalten kann und will mit all den Kräften an Menschen, Menschenwillen und Menschenwerk, die noch bei uns aufgespeichert sind. Sie werden gut verwaltet, richtig und rechtzeitig gebraucht werden, diese Kräfte; Hindenburg hat's im Osten gezeigt, wie er hauszuhalten versteht mit Kräften aller Art, mit Menschenleben, Menschennerven, mit Geld und Nahrung und Material, welch ein Meister er ist in der Kunst des richtigen und nüchternen Ausmaßes der Kräfteverhältnisse und in der Kunst richtiger Zeitwahl zum Handeln, den ersten Vorbedingungen für die schließliche Bewältigung einer großen Übermacht. Darum wollen wir, in Dankbarkeit zurückschauend, in Vertrauen vorwärtsschauend — nicht aber in Überhebung prahlend, wie die Franzosen bei ihrer „Siegesanleihe" — diese Kriegsanleihe die „Hindenburg-Anleihe" nennen und damit ihre besondere Bedeutung kennzeichnen, ihren besonderen Erfolg sichern. In jedem deutschen Heim, in Schule und Kaserne, im Wirtshaus und sogar im Unterstand ist ja heutzutage eine Büste oder ein Bild, zum mindesten eine Zeitungsskizze Hindenburgs zu finden. Ihr kleinen Sparer, laßt euch durch den ernsten, mannhaften Ausdruck dieses Feldherrnkopfes gemahnen, daß jedes Scherflein von euch dazu beiträgt, die Sorgenfalten in diesem uns liebgewordenen Angesicht zu glätten; ihr großen Kapitäne der deutschen Volkswirtschaft, ihr Reichen, denen der Aufschwung des Vaterlandes in langer gesegneter Friedenszeit oder auch ein hoher und unerwarteter Kriegsgewinn die Scheunen und Truhen gefüllt hat, prüft nochmals nach, ob ihr zu den Tausenden und Millionen, die ihr bereits gezeichnet, nicht doch noch ein paar Tausende oder eine Million zufügen könnt, als Hindenburg-Vertrauensgabe, die ja euch und euren Volksgenossen reiche Zinsen tragen wird.

Das Zusammentreffen der beiden

neuen Kriegserklärungen an uns sollte allen, die es noch nicht wissen oder nicht wahrhaben wollen, — unsern mit Lügen krebsenden Feinden sowohl, wie einigen unverantwortlichen, jedes Augenmaßes baren Utopisten im eigenen Volke — endlich klar und deutlich machen, daß wir keinen öden Eroberungskrieg führen, niemals führen wollten, daß Kaiser und Kanzler noch in der letzten Friedensminute in schier übermenschlicher Anstrengung an dem alten Kaiserwort bei der Reichsgründung festhalten wollten: „allzeit Mehrer des Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung!" Es handelt sich in diesem männer- und völkermordenden Kriege für uns um etwas ganz anderes, als einen Eroberungszug, um viel Ernsteres und Erhabeneres, des höchsten Einsatzes Würdiges: um einen gerechten Verteidigungskrieg, um die vom Schicksal uns auferlegte und nunmehr unabweisbare Selbstbehauptung unseres staatlichen und nationalen Seins. Wir müssen und werden uns selbstbehaupten und die Worte jener Kaiserproklamation von 1871 von neuem wahrmachen: „daß wir den Lohn unserer heißen und opfermütigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen genießen wollen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe gewähren". Ja, heiß und opfermütig, viel heißer, als in unserem letzten über vierzig Jahre zurückliegenden Kriege von anno 70/71, sind auch jetzt unsere Kämpfe gegen die neidende und begehrliche Meute ringsum, ebenso heiße Kämpfe mögen uns noch bevorstehen. Aber auch das Ziel muß erreicht werden, wenn wir uns nicht selbst aufgeben wollen; es wird erreicht werden, um so schneller erreicht werden, je mehr wir uns des Ernstes der Schicksalsstunde bewußt sind, je mehr wir fest und unerschütterlich bleiben im Maßhalten und im Durchhalten, das uns noch manches entscheidende Kraft- und Kampfmittel ausreifen lassen wird. In dieser unbeirrbaren, ja neugestählten Zuversicht gebt gerade jetzt dem Vaterlande mit offener Hand und mutigen Herzens! Ihr Deutschen alle, arm und reich, alt und jung, Mann und Weib:

Zeichnet die fünfte, die
„Hindenburg-Anleihe!"

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 8308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

NORD UND SÜD

Dr. V. Radoslavoff

Bildnis und eigenhändige Unterschrift des bulgarischen Ministerpräsidenten Exzellenz Dr. Radoslavoff.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker.
München — Berthold Sutter.
Berlin W. 10
Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen — Ersleo & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale.
Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg.
Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Paur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

41. Jahrgang. Band 159. Heft 506. November 1916.

Professor Dr. Ludwig Stein: Unterredungen mit Staatsmännern.

Berlin ist augenblicklich Treffpunkt der führenden Staatsmänner unserer Verbündeten und der neutralen Länder. Das lebendige Wort solcher Männer interessiert den Leserkreis unserer Zeitschrift sicherlich nicht weniger, als zusammenfassende Betrachtungen über politische Probleme. Da ich Gelegenheit hatte, die in den letzten Wochen hier eingetroffenen Diplomaten und Staatsmänner für die mir nahestehenden Blätter nach Art und Sinn ihrer politischen Aufgaben und Sendungen zu befragen, so dürfte eine kleine Auslese dieser Unterredungen unseren Lesern nicht unwillkommen sein. Neben dem türkischen Minister des Äußeren, Halil Bei, kommt der neuernannte amerikanische Botschafter Abram J. Elkus zum Wort. Den rumänischen Verrat schildern Simon Radew, bisheriger bulgarischer Gesandter in Bukarest, der vor fünfzehn Jahren etwa an der Universität Bern unter meiner Leitung philosophischen Studien oblag, und Enver Bei, der bisherige türkische Generalkonsul in Konstanza. Endlich führt uns der persische Nationalistenführer Wahid ul Mulk in das politische Fühlen und Sehnen der persischen Nation ein.

Halil Bei.

Der türkische Minister des Äußern Halil Bei macht in dieser seiner Eigenschaft unseren Staatsmännern den Antrittsbesuch. In seiner früheren Tätigkeit als türkischer Kammerpräsident hat Halil Bei sich mehr als drei Monate in Berlin aufgehalten und ist auch wiederholt im Großen Hauptquartier zu Gaste gewesen, was auch dieses Mal der Fall war. Seine ausgesprochen deutschfreundliche Gesinnung stempelte ihn zum berufenen Vertreter einer Politik, die den Anschluß an die Mittelmächte suchte, und die in diesem Bündnis eine Gewähr für die Unversehrtheit des türkischen Staates und die Unabhängigkeit der wirtschaftlichen Entwicklung des osmanischen Reiches erblickt. Bei seinem Amtsantritt als Minister des Äußern drahtete er dem Reichskanzler: „Ich werde meine Anstrebungen darauf richten, unserer gemeinsamen Sache zu dienen und die herzlichen Beziehungen zu festigen, die zwischen den beiden Reichen bestehen."

Das damals gegebene Versprechen hat Halil Bei eingelöst, indem er sich unentwegt auf den Boden der Bündnispolitik gestellt hat.

Unvergessen sind die markigen Worte, die Halil Bei am 9. Oktober 1915 in seiner Eröffnungsrede bei Wiederzusammentritt der türkischen Kammer als deren Präsident gesprochen hat: „Die deutsche Nation," so führte damals Halil Bei aus, „beglückwünschte unsere Regierung, die in einem Momente, wo selbst die kleinsten Mächte uns verachteten, stolz unser Bündnis unterzeichnet hat." Als wirksamstes Ergebnis des Weltkrieges bezeichnete Halil Bei damals die im Gange befindliche Umwälzung, die darin besteht, daß „von der Nordsee bis zum Indischen Ozean eine mächtige Gruppe geschaffen sein wird, die ewig gegen den englischen Eigennutz zusammenhalten und sich gegen den russischen Ehrgeiz, gegen die französische Revanche und den italienischen Verrat richten wird".

An diesen Ausspruch erinnerte ich jetzt Halil Bei, dessen Unterredung in Konstantinopel ich bereits in „Nord und Süd" wiedergegeben habe, als ich ihn über den Zweck seines gegenwärtigen Aufenthaltes in Berlin befragte. Aus unserer Unterhaltung kann ich folgendes wiedergeben:

„Liegt der gegenwärtigen Reise Ew. Exzellenz nach Berlin eine besondere politische Veranlassung oder Verhandlung zugrunde?"

„Keineswegs. Seitdem ich das Kammerpräsidium mit dem Ministerium des Äußern vertauscht habe, war es mir noch nicht vergönnt, mit den führenden Staatsmännern Deutschlands, die ich von meinem letzten längeren Aufenthalte her kenne und schätze, in erneute persönliche Berührung zu kommen. Nichts ist natürlicher, als daß verbündete Staatsmänner von Zeit zu Zeit das Bedürfnis empfinden, sich über alle schwebenden Fragen persönlich auszusprechen. Mir war die Reise nach Berlin um so willkommener, als ich seit meinem Amtsantritt noch gar nicht ausspannen konnte, so daß ein Aufenthalt in der mir so lieb gewordenen deutschen Reichshauptstadt für mich gleichzeitig einen Ferienaufenthalt bedeutet. Ich kann nur meiner Freude darüber Ausdruck geben, daß ich auch jetzt wieder eine so warme Stimmung für uns gefunden habe, wie überall bei meinem früheren Aufenthalte."

„Die Mutmaßung ist hier aufgetaucht, daß die Reise Ew. Exzellenz mit dem Abschlusse der Handelsvertragsunterhandlungen zusammenhängt, die seit Monaten eifrig betrieben werden und nunmehr dem Abschluß entgegenreifen."

„Es handelt sich nicht um einen Handelsvertrag, sondern um eine Verständigungsformel über wirtschaftliche Fragen, die wir zu gegenseitiger Befriedigung nicht bloß für die Kriegsdauer, sondern auch für die Übergangszeit nach dem Kriege gefunden zu haben glauben. Für einen eigentlichen Handelsvertrag ist der Zeitpunkt noch verfrüht. Wohl aber liegt es im Interesse der verbündeten Staaten, schon jetzt die Richtlinien festzulegen, nach denen man während des Krieges und der ihm unmittelbar folgenden Zeit zu verfahren beabsichtigt. Es gereicht mir zu hoher Befriedigung, daß wir in den maßgebenden Kreisen Berlins volles Verständnis für unsere handelspolitischen Bedürfnisse gefunden haben. Als eigentlichen Reisezweck aber kann man die

endgültige Festlegung der wirtschaftspolitischen Formel nicht bezeichnen, da ich überhaupt nicht eines besonderen Zweckes wegen oder gar in einer bestimmten Mission nach Berlin gekommen bin, sondern nur zu Aussprachen allgemeinen Inhaltes. Besondere politische Ziele kann ich hier umso weniger verfolgen, als die gemeinsamen Grundlagen des Bündnisses längst feststehen und vertraglich festgelegt sind."

„Wie hat die rumänische Kriegserklärung in der Türkei gewirkt?"

„Wir wurden durch die Tatsache nicht überrascht. Daher haben wir auch nicht gezögert, die Folgerungen aus dieser neugeschaffenen Tatsache zu ziehen und den Rumänen den Krieg zu erklären. Die Feinde unserer Freunde sind unsere Feinde. Deshalb mußten wir den neuen Feinden mit unseren Truppen entgegentreten und diese auf den gemeinsamen Kriegsschauplatz entsenden."

Botschafter Abram J. Elkus.

Der neue amerikanische Botschafter in Konstantinopel, Herr Elkus, der in der Mitte der vierziger Jahre steht, gehört einer angesehenen jüdischen Familie in Newyork an. Er ist mit dem Botschafter Oskar Strauß, der zu wiederholten Malen Amerika am Goldenen Horn vertreten hat, verschwägert und mit seinem unmittelbaren Vorgänger Morgenthau nahe befreundet. Er stellt die Verdienste seines Vorgängers sehr hoch und betrachtet sie als vorbildlich für sein eigenes Wirken in der Türkei. — Es entspann sich in längerer Unterhaltung folgendes Zwiegespräch:

„Ist Ihnen, Exzellenz, bekannt, daß in den europäischen Zeitungen das Märchen verbreitet war, Botschafter Morgenthau habe der türkischen Regierung Anerbietungen gemacht, Palästina anzukaufen?"

„Lachenden Mundes hat mir kurz vor meiner Abreise Mr. Morgenthau von dieser Ausstreuung, die die Runde durch die ganze Presse beider Hemisphären gemacht hat, erzählt. In scherzendem Tone hatte Morgenthau in Anwesenheit einiger türkischer Staatsmänner bei Kaffee und Zigaretten gelegentlich einen lustigen Einfall zum Besten gegeben, aber weder ihm, noch den türkischen Staatsmännern ist es auch nur im Traume eingefallen, diesen Nachtisch-Scherz ernst zu nehmen. Es ist mir erwünscht, daß man dieser mißverständlichen Ausstreuung den Garaus macht."

„Hatten Sie auf Ihrer Reise hierher irgendwelche Belästigungen oder Beschwerden?"

„Weder wir noch unsere amerikanischen Reisegenossen bekamen unterwegs irgendetwas vom Kriege zu spüren. Ein amerikanischer Professor vom Robert College in Konstantinopel, den Sie von Konstantinopel her kennen, und den Sie bei mir treffen werden, wird Ihnen dieselben Erfahrungen bestätigen, die ich mit meiner Familie unterwegs gemacht habe. Wir haben uns in Kopenhagen eine kurze Weile aufgehalten und freuen uns, Berlin in einer Verfassung vorzu-

finden, die auf meine amerikanischen Freunde wie auf uns selbst den denkbar besten Eindruck gemacht hat."

„Kennen Sie Berlin schon von früher her?"

„Ich war schon wiederholt in Berlin. Gleich nach meiner Ankunft sah ich mir das Straßenbild an, und ich suchte in Begleitung meiner Frau, deren gutes Deutsch Sie ja mit anhören konnten, das Leben und Treiben in einem Restaurant zu beobachten. Dabei fiel uns zu unserer großen Genugtuung auf, daß man weder in den Straßen Berlins, noch viel weniger im Restaurant irgendetwas vom Kriege merkt. Das von Ihnen geprägte Wort, daß in Deutschland eine „Demokratie des Magens" herrscht, fanden wir bestätigt. Man sieht den Berlinern nicht an, daß der Krieg seit mehr als zwei Jahren wütet. Herabgesetzte Fleischnahrung birgt ja schließlich für uns alle gesundheitliche Vorteile in sich. Die Menschen werden durch geringeren Fleischkonsum im allgemeinen elastischer. In der Grundstimmung habe ich gegenüber meinen früheren Besuchen keine Veränderung bemerkt."

„Da Ew. Exzellenz mit den jüngsten Eindrücken aus Newyork zu uns kommen, so sind Sie vielleicht in der Lage, mir einiges Nähere über die Wahlaussichten Wilsons mitzuteilen."

„Nach meiner festen Überzeugung hat Präsident Wilson begründete Aussicht, mit großer Mehrheit wiedergewählt zu werden. Die von ihm verkündete Plattform einer friedlichen Verständigung unter den Völkern auf dem Wege des Schiedsgerichtsverfahrens trifft den tiefsten Nerv des alten Amerikanertums. Die sehr große Friedensbewegung in Amerika, deren Wortführer Bryan gewesen ist, wird sich jetzt in Verbindung mit den von alters her demokratischen Staaten durchweg auf die Seite Wilsons neigen, weil sie es Wilson Dank weiß, daß es seiner Politik gelungen ist, Amerika von den Greueln des Krieges fernzuhalten. Die Wahlparole in Amerika wird mit dem Stichwort: „Weltfriede" von seiten der Demokraten aufrecht erhalten werden. Die in Amerika ungemein verbreiteten Friedensvereinigungen und die überwältigende Mehrheit des amerikanischen Volkes, das den Krieg grundsätzlich verabscheut, werden dem Pazifisten Wilson zum Siege verhelfen."

„Wie verträgt sich die wiederholte Friedensbeteuerung Wilsons mit jener sehr scharfen Rede Wilsons über die Amerikaner, die unter einer fremden Flagge geboren sind — eine Rede, die hier recht stutzig gemacht hat?"

„Man muß die amerikanische Mentalität und vor allem den Begriff des „Hyphens" (Bindestrich-Amerikaner) richtig verstehen, um die Friedensreden Wilsons würdigen zu können. Man scheint unter „Hyphens" in Deutschland offenbar etwas ganz anderes zu verstehen, als wir drüben in Amerika. Vor Kriegsausbruch nämlich war der Begriff Hyphen durchaus harmloser Art und hatte keinerlei maliziösen oder gar bitteren Nebengeschmack. Unter Hyphen ver-

stand man, bevor Roosevelt diesem Worte während des Krieges eine bösartige Nebenbedeutung unterlegte, ein gesellschaftliches Zusammensein von Fremdgeborenen zu sozialen Zwecken, oder man gebrauchte auch diesen Ausdruck zur Kennzeichnung geschäftlicher Beziehungen und sportlicher Eigenarten, beispielsweise wurden irische Sportklubs ebenso als Hyphens bezeichnet, wie deutsche Gesangsvereine. Achten Sie darauf, daß Wilson in seinen drei Friedensreden noch niemals das Wort Deutsch-Amerikaner in den Mund genommen hat. Es ist völlig irreführend, den von Roosevelt bösartig zugespitzten Begriff lediglich und ausschließlich auf die Deutschen zu beziehen. Es gilt ebenso von den Anglo-Amerikanern, Franco-Amerikanern, Hungaro-Amerikanern, Italo-Amerikanern wie von den Deutsch-Amerikanern. Die Meinung Wilsons ist, daß in Amerika keine andere als amerikanische Politik getrieben werden soll. Er verlangt von allen Hyphens, von den Iren ebenso wie von den Italienern, daß sie nur eine Weltpolitik unter amerikanischem Gesichtswinkel treiben. Aber aus dem Umstande, daß Wilson ganz folgerichtig die Friedens- und Schiedsgerichts-Idee in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen rückt, muß die Folgerung gezogen werden, daß die Plattform, auf der die Wilsonsche Wahl sich vollziehen wird, unter den Auspizien des Pazifismus errichtet ist. Messerscharf werden bei den Wahlen einander gegenüberstehen: Demokratischer Pazifismus auf der einen, Militarismus und Imperialismus auf der anderen Seite. Aus diesem Grunde hege ich nicht den geringsten Zweifel, daß die große Mehrheit des amerikanischen Volkes, das friedlich gesinnt ist, sich im November für Wilson entscheiden wird."

„Und welche Stellung nehmen die Juden in diesem Wahlkampfe ein?"

„In schärfster Betonung möchte ich vorerst zum Ausdruck bringen, daß die Juden in den Vereinigten Staaten nicht in ihrer Eigenschaft als Juden, sondern als Bürger der Vereinigten Staaten von ihrem Wahlrecht genau so unabhängig von ihrer Konfession Gebrauch machen werden, wie alle anderen Konfessionen und Nationalitäten. Sie wissen, daß Amerika augenblicklich nahezu drei Millionen jüdischer Einwohner zählt. Ich selbst bekenne mich, wie Ihnen bekannt ist, zum jüdischen Glauben und verfechte die Rechte der Juden genau so wie die aller Unterdrückten. Wir Juden in den Vereinigten Staaten wissen die Segnungen der freien Verfassung unseres Landes ihrem vollen Gehalte nach zu würdigen. Da die Juden als einstmals Verfolgte grundsätzlich gegen alle Verfolgungen sind, so müssen sie notgedrungen, ihrer eigenen Überzeugung und Überlieferung gemäß, sich auf diejenige Seite schlagen, die dem Weltfrieden förderlich ist. Selbstverständlich vertrete ich als Botschafter nur das Interesse des gesamten Amerikanertums, aber das hindert mich nicht, daneben die ewige Sehnsucht meiner Glaubensbrüder nach voller gesetzlicher Gleichberechtigung in allen Ländern der Erde mit Nachdruck nach meinem schwachen Können zu fördern, soweit diese Arbeit nicht mit meiner Sendung als amerikanischer Botschafter in Widerstreit geraten könnte. Selbstverständlich bin ich in erster Linie Amerikaner und erst dann Jude."

„Haben Exzellenz für die Türkei ein besonderes politisches Programm, und sind Sie in der Lage, mir darüber einen Fingerzeig zu geben?"

„Das Programm des amerikanischen Botschafters in Konstantinopel ist seit Jahr und Tag festgelegt. Meine Vorgänger Strauß und Morgenthau haben sich streng an dieses Programm gehalten, das ich fortzusetzen mich bemühen werde. Es besteht darin, daß Amerika in der Türkei keine anderen Ziele verfolgt, als die von der Humanität gebotenen. Ich komme nicht, wie mir vielfach angedichtet worden ist, als Gegner, sondern im Gegenteil als aufrichtiger und warmer Freund der Türkei nach Konstantinopel. Das segensreiche Wirken meiner beiden Vorgänger hoffe ich zu vollenden. Besonders die amerikanischen Schulen in der Türkei liegen mir am Herzen. Die amerikanischen Colleges sind eine Pflanzstätte der Bildung für den ganzen Orient. So sind beispielsweise viele bulgarische Minister aus unseren amerikanischen Bildungsanstalten hervorgegangen. Unsere Schulen in der Türkei haben keinerlei politischen, sondern einen rein philanthropischen Charakter. Wir Amerikaner verfolgen in der Türkei nur humanitäre Ideale. Wo Elend, Jammer, Kummer und Schmerz mir entgegentritt, da werde ich zu helfen oder zu lindern suchen. Ich gehe nach der Türkei mit der Friedenspalme in der Hand. Mir kann kein schönerer Lohn für meine Arbeit winken, als wenn mir gelänge, durch meine bescheidene Tätigkeit in Konstantinopel dazu beizutragen, daß Bausteine zur Wiederherstellung des Weltfriedens herbeigeschafft werden."

Der bulgarische Gesandte S. Radew.

Der bisherige bulgarische Gesandte in Bukarest, Exzellenz S. Radew, gab mir — aus Anlaß eines Besuches, den er mir als seinem ehemaligen Lehrer machte — wertvolle Aufschlüsse über die diplomatische Vorgeschichte des rumänischen Verrats. Exzellenz Radew hat in der Schweiz seine akademischen Studien zum Abschluß gebracht. Ungeachtet seiner Jugend — er steht im 38. Lebensjahr — hat Radew ungewöhnliche Leistungen aufzuweisen. Er leitete als Chefredakteur zwölf Jahre lang eine bulgarische Zeitung und gab drei Jahre lang eine literarische Revue großen Stiles heraus. Als er sich von der Journalistik zurückzog, wandte er sich der politischen Geschichtschreibung zu. Er verfaßte eine politisch-diplomatische Geschichte Bulgariens seit dem Berliner Kongreß, und zwar auf Grund der Forschungen in den Archiven des bulgarischen Ministeriums des Äußern und in dem schriftlichen Nachlasse von Stambulow. Beim Ausbruch des ersten Balkankrieges trat Radew als Freiwilliger in die Armee ein, wo er es bis zum Unteroffizier brachte. Der junge Unteroffizier aber wurde von seiner Regierung im zweiten Balkankrieg als Delegierter zu den Verhandlungen nach Bukarest geschickt und blieb gleich nach dem Frieden von Bukarest als bulgarischer Gesandter dort, so daß er vom Anbeginn des Weltkrieges bis zur Kriegserklärung Rumäniens den heißen Boden der rumänischen Hauptstadt nicht verlassen hat.

„Gleich nach meinem Amtsantritt in Rumänien," so führte der bulgarische Diplomat aus, „fand ich ein völlig neues, gegen früher politisch anders orientiertes Rumänien vor. Die öffentliche Meinung hat sich gleich nach dem Friedensschluß ebenso ausgesprochen von Österreich-Ungarn abgewandt, wie sie sich der Gegengruppe, besonders Frankreich, offensichtlich zuneigte. Der Friede von Bukarest wurde wie ein Dolchstoß in die Brust Bulgariens empfunden, weil man sich in der neugewonnenen südlichen Dobrudscha einen Aufmarschraum gegen Bulgarien gesichert hatte. Diese strategische Perspektive beflügelte die Einbildungskraft der rumänischen Irredenta. Damals machte die Regierung diese Zweideutigkeit noch nicht mit. Denn König Karol führte die Zügel der Regierung mit fester Hand, und an der Spitze der Regierung stand Majorescu, der bis auf den heutigen Tag den Mittelmächten die Treue gewahrt hat. Aber die österreichfeindlichen Politiker tuschelten sich damals schon heimlich zu, daß die Zeit gekommen sei, einen neuen Balkanblock unter Führung der Entente herzustellen. Dieser Balkanblock sollte seine Spitze unmittelbar gegen Österreich richten, aber mittelbar die Einkreisung Deutschlands im Gefolge haben. Als ersten Schritt zu dieser Neuorientierung Rumäniens dachte man sich den Sturz Radoslawows. Zu diesem Zweck hat man die bulgarische Anleihe in Paris hintertrieben. Aber die Anleihe kam in Berlin zustande, womit die erste Machenschaft der Entente gegen unsere Gruppe ins Wasser fiel."

„Da Sie bei Ihrer Berufung doch eigentlich in diplomatischen Dingen ein Neuling waren, so interessiert mich die Methode besonders, die Sie bei der Erfüllung Ihrer diplomatischen Aufgabe in Bukarest verfolgt haben."

„Meine Richtschnur," antwortete Radew, „war die Anpassung der politischen Methode an das Land, in dem ich mich befand, und dessen Charakter mir nicht neu war. Allgemeine Regeln lassen sich schwer aufstellen, aber der Instinkt hilft weiter. Hat man es, wie beispielsweise in Deutschland, mit Staatsmännern zu tun, bei denen man Redlichkeit unbedingt voraussetzen darf, dann hält man sich in erster Linie an die Personen, mit denen man verhandelt. In Rumänien aber tut man gut, sich mehr an Tatsachen zu halten, als an Personen. Beim Ausbruch des Weltkrieges habe ich mit Bratianu zuerst nur zweimal je fünf Minuten gesprochen, zumal mein Vertrauen zu seinen Worten auf ein Mindestmaß herabgesetzt war. Wie richtig ich Bratianu eingeschätzt habe, ersehen Sie aus folgender Einzelheit: Als ich Bratianu zum ersten Mal aufsuchte und ihm mitteilte, einer seiner Minister habe mir ein bestimmtes Versprechen gegeben, da antwortete mir Bratianu: „Haben Sie das schriftlich?" Das genügte mir. Von diesem Augenblicke ab wußte ich, was ich von Bratianu zu halten habe, und ich hielt mich so fern wie irgendmöglich von ihm, ohne die ungeschriebenen Gesetze des Anstandes zu verletzen."

„Wie konnten Sie es nun einrichten, daß sie eine so ausgezeichnete Berichterstattung nach Sofia gelangen lassen konnten, daß Radoslawow Sie vor kurzem

öffentlich wegen der Zuverlässigkeit und unbedingten Glaubwürdigkeit Ihrer Berichterstattung gefeiert hat?"

„Das hängt mit meinem persönlichen Verhältnis zu den Gesandten unserer Gruppe, besonders aber zum deutschen Gesandten von dem Bussche zusammen. Wenn es einen Mann in Bukarest gab, der über alles genau unterrichtet war, so war es von dem Bussche, mit dem mich nicht bloß eine persönliche Freundschaft, sondern eine enge Ideenverwandtschaft verbindet. Wir waren nahezu täglich zusammen und gaben uns unsere gegenseitigen Informationen, so daß ich mein bestes Material dem deutschen Gesandten verdanke."

„Können Sie mir etwas über die Vorgeschichte des rumänischen Verrates in ihren Einzelheiten erzählen?"

„Als die Nachrichten über die großen deutschen Siege nach Bukarest gelangten, packte Bratianu die bleiche Furcht, und diese veranlaßte ihn zu seiner berüchtigten Zauderpolitik, die man besser als Zaudertaktik ansprechen kann. Er stellte sich zunächst auf den Boden der Neutralität, verhandelte aber mit Rußland unter Zugrundelegung einer für die Ententegruppe wohlwollenden Neutralität. Als Kompensation für diese Haltung forderte er von Rußland Siebenbürgen. Aber Frankreich und England wollten diesen Vertrag, den Rußland einzugehen bereit war, nicht garantieren. Sie ließen nach Rumänien wissen, daß man solche Bürgschaften zu leisten nicht für nötig erachte, weil ja Rumänien ohnehin eine andere Politik zu treiben nicht in der Lage sei. Wozu also Bratianu Zugeständnisse machen, wenn die Gegenleistungen nicht greifbarer Natur seien? Rumänien könne die Garantie von Frankreich und England nur um den Preis eines aktiven Eingreifens bekommen. Darauf zerschlugen sich die Verhandlungen."

„Welchen Verlauf nahmen nun die späteren Verhandlungen?"

„Als die Russen im Jahre 1915 in die Karpathen eindrangen, begann Bratianu aufs neue Verhandlungen mit Rußland, aber jetzt nicht mehr auf der Basis der wohlwollenden Neutralität, sondern eines vorbehaltlosen Mitgehens mit dem Vierverband. Jetzt verlangte Bratianu für das Eingreifen Rumäniens nicht bloß Siebenbürgen, sondern auch noch den ganzen Banat und dazu die Bukowina mit Czernowitz an der Spitze. Aber weder wollten die Russen Czernowitz hergeben, noch die Serben den Banat. Bratianu war über diese neu aufgetauchte Schwierigkeit nicht ungehalten. Denn sie gab ihm die Möglichkeit, seine Entscheidung hintanzuhalten, bis die Russen in Ungarn eindrangen, um dann wieder so billige Lorbeeren einzuheimsen, wie im Jahre 1913 bei ihrem militärischen Spaziergang. Er verlangte vor allem, daß die Russen den Rumänen die strategische Arbeit in den Karpathen abnehmen und außerdem die österreichisch-ungarische Vorbereitung gegen Rumänien wettmachen sollten. Im Prinzip aber war Bratianu damals schon entschlossen. Nur der Zeitpunkt stand noch nicht fest. Für diesen Zeitpunkt aber war die Haltung Bulgariens maßgebend, da er unter

allen Umständen einen Zweifrontenkrieg gegen Österreich-Ungarn und Bulgarien ablehnte. Bratianu stellte folgende zwei Bedingungen: erstens: Die Russen müssen die Karpathen überschreiten; zweitens: die Bulgaren müssen in die Ententegruppe einbezogen werden, damit sie Konstantinopel nehmen und solchergestalt die direkte Wasserverbindung zwischen den Ententemächten und Rumänien via Dardanellen und Donau herstellen."

„Warum scheiterten diese Verhandlungen?"

„Nach Gorlice sank den Rumänen nicht bloß, sondern auch den Vierverbändlern der Mut. Die Verhandlungen wurden abgebrochen, nur eine einzige Forderung hielten die Vierverbändler aufrecht, daß nämlich Rumänien die Munition nach der Türkei nicht durchlasse. Dabei blieb aber Bratianu nach wie vor bei seinem prinzipiellen Entschluß, in den Kampf auf der gegnerischen Seite einzugreifen, sobald die militärische Lage für Rumänien derartig war, daß er gefahrlos auf Beute ausgehen konnte. Trotz der scheinbaren diplomatischen Ruhepause wurden militärische Vorbereitungen großen Stils getroffen. Truppenverschiebungen aller Art standen auf der Tagesordnung. Erst mit dem Erscheinen Bulgariens auf dem Kriegsschauplatz rückte der Vierverband mit der Forderung hervor, Rumänien solle gleichzeitig mit Venizelos die beiden Länder mobilisieren lassen, dann werde ihm sein Siegespreis zuteil. Aber Bratianu begann zu lavieren. Er hatte eine höllische Angst vor den bulgarischen Truppen. Jetzt stellte er die Forderungen, daß Sarrail und seine Armee in Saloniki bleiben müßten, weil sie einen Schutz Rumäniens bildeten. Briand hat tatsächlich den französischen Generalstab mit Rücksicht auf Rumänien veranlaßt, das Saloniki-Abenteuer durchzuhalten, wenngleich die Engländer ernstlichen Widerstand entgegensetzten. Die nunmehrigen Bedingungen Bratianus an den Vierverband für das Eingreifen an der Seite des Vierverbandes waren: Erstens: die Entente muß Griechenland zum Mitgehen zwingen. Zweitens: falls Griechenland nicht dazu zu bewegen ist, muß die Armee Sarrails auf 400 000 Mann erhöht werden. Drittens: die Russen müssen die Karpathen auf einer breiten Front bezwingen und zudem mindestens Lemberg und Kowel nehmen, bevor Rumänien den Krieg erklärt. Viertens: die Russen müssen mindestens 200 000 Mann in die Dobrudscha einrücken lassen. Fünftens: die Vierverbandsmächte müssen sich verpflichten, den direkten Verkehrsweg über Wladiwostok—Archangelsk—Reni herzustellen, damit die Munition auf der großen Linie unter englischer Kontrolle nach Rumänien gelangen könne. Eine englische Kontrolle verlangten sie deshalb, weil sie zu den russischen Behörden kein Zutrauen hatten. Als die Russen Schwierigkeiten machten, zwang Frankreich Rußland sowohl, als auch Serbien, nachzugeben, indem die Russen auf Czernowitz und die Serben auf den Banat zu Gunsten Rumäniens verzichteten."

„Wie hat sich die Schlußszene dieser diplomatischen Tragikomödie abgespielt?"

„Brussilows Offensive hat die Erwartungen Bratianus getäuscht. Griechenland blieb neutral und Sarrail untätig. Die Forderung Bratianus, daß man die Sarrailsche Armee auf 400 000 Mann bringe, blieb unerfüllt. Jetzt begann Bratianu wieder zu schlottern. Er versuchte, England gegenüber seine dilatorische Methode wieder anzuwenden. Da kam es zum Äußersten. Am Vorabend des entscheidungsvollen Tages drohte Briand ernstlich, daß Sarrail sich von Saloniki ganz zurückziehen und daß man sich um Rumänien überhaupt nicht mehr kümmere, es vielmehr der Gnade oder Ungnade der Bulgaren überlassen werde. Gleichzeitig erklärte Rußland kategorisch, daß die Russen, ohne Rumänien zu befragen, den Durchmarsch erzwingen und nach der Moldau durchziehen werden, um von dort aus die Karpathen zu bezwingen. Infolge dieser doppelten Drohungen verlor Bratianu völlig den Kopf. Er verzichtete auf die Forderung Lemberg—Kowel. Er erklärte sich damit einverstanden, daß die Russen statt der vereinbarten 200 000 Mann nur vier Divisionen nach Rumänien schickten. Er nahm endlich Abstand von seiner Forderung, daß die Sarrailsche Armee auf 400 000 Mann erhöht werde. Das einzige, was er jetzt forderte, war, daß Sarrail wenigstens die Offensive gegen die Bulgaren ergreife, damit sie von der Dobrudscha abgelenkt werden. Aber die bulgarisch-deutsche Gegenoffensive hat die Hoffnungen Bratianus auf die Stärke der Sarrailschen Armee dermaßen getäuscht, daß er völlig den Kopf verlor. Der Doppeldruck auf Rumänien verstärkte sich von Stunde zu Stunde. Bratianu fürchtete ernstlich, daß die Bulgaren in Saloniki einrücken würden, und so wurde der Erzbetrüger Bratianu zum betrogenen Betrüger. Weder hat er seine Bedingungen, noch den Zeitpunkt des Eingreifens durchgesetzt, sondern im letzten Augenblick wurde ihm die Schlinge zugezogen, die er sich selbst um den Hals gelegt hatte. Bratianu fiel in die Grube, die er anderen gegraben hatte. Wir waren uns alle über seine Bereitschaft klar, nicht aber über den Zeitpunkt, weil — Bratianu selber den Zeitpunkt nicht bestimmen konnte, sondern über Nacht zu seinen Entschlüssen mit dem Revolver gezwungen wurde."

Generalkonsul Enver Bei.

Von den Mitgliedern der türkischen Diplomatie, die aus Bukarest in Berlin eintrafen, sind einzelne bereits nach Konstantinopel weitergereist, aber Enver Bei, der bisherige türkische Generalkonsul in Konstanza, ein Namensvetter des berühmten Generalissimus, blieb noch hier. Wie er mir in einem Gespräche mitteilte, ist der bisherige türkische Gesandte in Bukarest nur deshalb noch in Stockholm geblieben, weil er dort die Genesung seiner auf der Reise schwer erkrankten Kinder abwarten will. Die Unterredung nahm weiter folgenden Verlauf:

„Unser Gesandter in Bukarest hatte," so bemerkte Enver Bei, „längst die kritische Lage durchschaut und in seinen Berichten entsprechend dargestellt, aber er

zögerte, seine Familie vorzeitig in Sicherheit zu bringen, weil sonst unwillkommene Schlüsse daraus gezogen werden könnten. Er zog es vor, bis zuletzt auszuharren und die türkischen Untertanen zu schützen."

„Auf Ihrem Posten in Konstanza haben Sie wohl Dinge beobachtet, die man in Bukarest nicht zu sehen bekam. Deutete irgendetwas auf ein unmittelbares Eingreifen Rumäniens hin?"

„Schon vierzehn Tage vor der Kriegserklärung war mir auf Grund meiner Beobachtungen in Konstanza der ganze Ernst der Lage aufgegangen, und ich habe nicht versäumt, die zuständigen politischen und militärischen Instanzen täglich von den Vorkommnissen in Kenntnis zu setzen. Die militärischen Vorbereitungen machten den Eindruck des Überstürzten. Alles ging Hals über Kopf, so daß ich die Gefahr als brennend empfand und entsprechend berichtete. Damals befanden sich im Hafen von Konstanza noch acht große bulgarische Dampfer und etwa 150 kleinere Segler mit Handelswaren. Als ich den Ernst der Lage vollkommen übersah, berief ich alle bulgarischen Schiffseigner zusammen, um sie auf das Schicksal vorzubereiten, das ihrer harrte, wenn sie sich nicht rechtzeitig aus dem Staube machten. In der Tat blieb nur ein einziges Dampfschiff auf direkten Befehl bis zur Kriegserklärung im Hafen von Konstanza zurück, während mehr als hundert Segler sich auf meinen Rat hin unauffällig davongemacht hatten. Die übrigen vierzig Segler rekrutierten sich zumeist aus unsicheren Kantonisten, meist Griechen, die ebenso gern für die Gegenpartei wie für uns ihre Waren befördern, so daß für Bulgarien kein namhafter Schaden entstand."

„Ist es Ihnen im letzten Augenblick noch gelungen, Ihre Archive zu retten?"

„Vier Tage vor Kriegsausbruch wurde das Wichtigste von Bukarest wegtransportiert, ebenso die Goldvorräte. Sogar mein persönliches Vermögen habe ich noch vier Tage vor der Kriegserklärung nach Wien schaffen und dort in Sicherheit bringen können."

„Woher hatten Sie eine so genaue Witterung des Kommenden?"

„Eine Reihe von Symptomen ließ mich nicht daran zweifeln, daß die Kriegserklärung bevorstehe. Schon eine Woche vor der Kriegserklärung suchte ich mit meinem deutschen Kollegen im Hafen von Konstanza ein Boot zum Rudern. Da riefen uns schon die dort konzentrierten rumänischen Soldaten zu: „Die Rache naht, die Stunde der Vergeltung hat geschlagen." Dabei kam weniger Haß gegen Deutsche und Türken zum Ausdruck, als Wut gegen Österreich und Furcht vor Bulgarien. Aber mein deutscher Kollege und ich wußten von diesem Augenblicke an, daß die Lage unhaltbar ist, und wir berichteten dementsprechend."

„Wie haben sich die Rumänen in Konstanza in den letzten Tagen vor der Kriegserklärung gegen Sie benommen?"

„Die Überwachung von seiten der rumänischen Behörden war geradezu unerhört. Sie mieteten ein leeres Haus gegenüber meinem Konsulat, um zu spionieren. Jeder Eintretende wurde vom Fenster aus überwacht, so daß man sich fürchtete, ins Konsulat zu kommen, um nicht auf die schwarze Liste gesetzt zu werden. In der letzten Woche wurde mir verboten, mit meinem Kollegen in türkischer Sprache zu telephonieren. Vier Tage vor der Kriegserklärung hat man mir den telephonischen Draht völlig abgeschnitten."

„Auf welchem Wege erfuhren Sie die Kriegserklärung?"

„Sonntag, den 18. August, 10 Uhr vormittags, fand bekanntlich der Kronrat statt, der angeblich über Krieg und Frieden entscheiden sollte. Aber schon an demselben Sonntag morgens um 7 Uhr habe ich vom Fenster aus gesehen, daß im Hafen von Konstanza Minen gelegt wurden. Die Tätigkeit im Hafen war geradezu fieberhaft. Truppentransporte wogten hin und her. Um 2 Uhr nachmittags kam der Polizeipräsident von Konstanza mit zwei Polizisten in mein Konsulatsgebäude und teilte mir mit Bedauern mit, daß die rumänische Regierung meine Internierung verfügt habe. Auch meine Dienstboten durften nicht ein und aus, um Einkäufe zu machen. Der Polizeipräsident, der mir früher befreundet war, ging dann, angeblich nur auf eine Viertelstunde, nach Hause, ließ sich aber nicht wieder blicken. Um 2 Uhr 5 Minuten hörte ich einen ungeheuren Knall, worauf meine Diener, die aus der Luke den Vorgang im Hafen beobachtet haben, mir meldeten, daß ein rumänisches Pontonschiff auf eine Mine gelaufen und in die Luft geflogen sei. Um 2 Uhr 30 Minuten tauchte die russische Flotte, bestehend aus neunzehn Einheiten, die ich mit eigenen Augen gesehen habe, im Hafen von Konstanza auf. Daraus geht mit Sicherheit hervor, daß es sich um ein längst abgekartetes Spiel handelte, denn die russischen Schiffe konnten nur aus Odessa oder aus irgendeinem anderen Hafen kommen und fuhren als Kriegsschiffe in einen neutralen Hafen ein, während der Bukarester Kronrat angeblich seine Entschlüsse noch nicht gefaßt hatte. Damit ist klar bewiesen, daß zum mindesten die Regierung, wenn auch nicht der König, im stillen Einvernehmen mit Rußland gehandelt hat."

„Halten Sie es für möglich, daß irgendeine Gesandtschaft unserer Gruppe besser unterrichtet gewesen wäre, als eine andere?"

„Das ist völlig ausgeschlossen. Denn wie ich meine Berichte vor ihrer Absendung mit meinen Kollegen in Konstanza besprach, so weiß ich, daß alle Gesandten unserer Gruppe ihrerseits die einlaufenden Berichte miteinander ausgetauscht haben. Sie waren allesamt überzeugt, daß es losgehe, aber keiner konnte den genauen Zeitpunkt angeben, da ja die Rumänen schließlich selbst überrumpelt wurden und der König vor allen Dingen getäuscht worden ist."

*

Besonders überraschend wirkte, wie im Anschlusse an diese Unterredung erwähnt sei, die Kriegserklärung in Sinaia, dem rumänischen Lust- und Luftkurort. Noch am Nachmittag vergnügten sich Damen unserer Diplomatie harmlos beim Tennis, und die Musik spielte bis 7 Uhr abends. Erst um 9 Uhr wurde Sturm geblasen, und das ganze Tal hallte von Kanonenschüssen wider. Ein Teil der Damen der verschiedenen Gesandtschaften, ebenso die Mitglieder der Gesandtschaft wurden sogleich nach Bukarest befördert. Der Generalsekretär im Ministerium des Äußern, Herr Nanu, tat sein möglichstes, damit die Damen der Gesandtschaften und das Gesandtschaftspersonal noch mitten in der Nacht ohne Belästigung aus Sinaia nach Bukarest eilen konnten.

Wahid ul Mulk.

Wahid ul Mulk ist der Führer der liberalen Partei des persischen Parlamentes. Sein Ziel ist darauf gerichtet, für die nationalpersischen Ideale bei unseren Verbündeten Freunde zu gewinnen. Er ist hierher gereist, um mit den hiesigen, maßgebenden politischen Kreisen Fühlung zu gewinnen.

„Wann haben Sie Persien verlassen?" begann ich die Unterhaltung.

„Die nationalpersische Mission, die sich nach Europa begeben wollte, um für unsere heilige Sache zu werben, bestand ursprünglich aus 35 Mitgliedern, die schon Anfang November 1915 Teheran verlassen haben. Das Wesen unserer Sendung bestand darin, gegen die englische Bedrückung und russische Aufsaugung an allen Höfen, die wir zu erreichen vermögen, energische Verwahrung einzulegen. Unser Kaiser hatte nämlich am 6. November das Parlament verständigt, daß er sich nach Ispahan, der alten Hauptstadt Persiens, zu begeben beabsichtige. Am Tage darauf widerrief er indes seinen Entschluß und verblieb in Teheran, wo er noch bis heute weilt. Die 35 Mitglieder des Parlaments, die sich aus allen Parteien zusammensetzten, befanden sich indes schon unterwegs, und zwar 250 Kilometer südlich von Teheran, in Kum. Für die Vierverbändler galten wir alle als Anti-Russen, Anti-Engländer und Deutschenfreunde, so daß wir als politisch Geächtete angesehen werden. Wären wir von den Russen gefangen genommen worden, so wäre unser Schicksal endgültig besiegelt. Erst nach dreimonatlicher Spannung haben uns die türkischen Truppen entlastet, so daß wir wieder frei aufatmen konnten."

„Was geschah mit den übrigen Mitgliedern Ihrer politischen Expedition?"

„Als wir beim Vorrücken der Russen in Gefahr gerieten, begaben wir uns nach Kermanscha, der Hauptstadt der westlichen Provinzen von Persien. Es wurde beschlossen, daß zwei Delegierte nach der Türkei und Deutschland entsendet werden sollten, deren einer, der Vizepräsident des persischen Parlaments und Führer der gemäßigten Partei, sich noch in Konstantinopel aufhält, während ich nach Berlin entsandt wurde. Ein weiteres Mitglied des persischen Parlaments

hat sich uns freiwillig angeschlossen, um dem Vizepräsidenten der Kammer, der in Konstantinopel zurückgeblieben ist, zur Seite zu stehen."

„Welchen politischen Standpunkt vertreten die persischen Delegierten?"

„Wir fühlen uns als Vertreter des parlamentarischen Burgfriedens. Jede Partei gilt augenblicklich für ausgeschaltet. Das Volk und das Parlament kennen nur ein einziges Ziel und dieses heißt: Vertreibung der Russen und Engländer aus persischem Gebiete. Wir Delegierten fühlen uns als Vertreter der gesamt-persischen Nation, ohne indes irgendeinen amtlichen Auftrag zu haben. Wir sind vielmehr nach Europa entsendet worden, um mit den Staatsmännern der Mittelmächte die Gesamtlage Persiens zu besprechen und das Interesse für die Bestrebungen unserer Nation zu wecken."

„Wie war der Empfang in Konstantinopel?"

„Der Sultan hat unsere Delegation mit ungewöhnlicher Wärme empfangen. Die Vorliebe des Sultans für persische Sprache und Literatur ist bekannt, so daß es uns nicht Wunder nahm, als er uns in fließendem Persisch ansprach. In seiner Rede betonte der Sultan den lebhaften Anteil, den er persönlich an der national-persischen Bewegung nehme. Die Ansprache des Sultans schloß mit den Worten: „Die Nachbarstaaten Türkei und Persien sollen einer gemeinsamen Blüte entgegengeführt werden."

„Und wie war die Aufnahme seitens der türkischen Staatsmänner?"

„Die türkischen Parlamentarier gaben uns, gerade an dem Tage der Kriegserklärung an Rumänien, ein Essen unter Vorsitz des Senatspräsidenten. Die Unterredungen mit den türkischen Staatsmännern haben uns in der Überzeugung gestärkt, daß die Türken alles für Persien tun werden, und zwar ohne Nebengedanken. Die Türken wollen uns die politische Unabhängigkeit und die Unversehrtheit unseres Staatsgebietes gewährleisten."

„Und was erwarten Sie von den deutschen und österreichisch-ungarischen Staatsmännern?"

„Meine Absicht geht dahin, mich auf der Rückreise nach Wien zu begeben, sobald ich den hiesigen Staatsmännern die Lage Persiens vor Augen geführt haben werde. Mein Auftrag wird befriedigend gelöst sein, wenn es mir gelingt, mit den leitenden politischen Persönlichkeiten Deutschlands Fühlung zu gewinnen und deren Blick auf die Not der persischen Nation zu lenken. Wir persischen Deutschenfreunde befürchten alles von dem Vierverbande, erwarten hingegen alles von den Mittelmächten, denen sich Bulgarien und die Türkei angeschlossen haben. Sobald ich in Berlin Gehör gefunden habe, werde ich auf dem Rückwege nach Konstantinopel die Staatsmänner in Österreich-Ungarn und Bulgarien begrüßen und sie ebenfalls im Sinne meiner Sendung für die persischen Nationalinteressen zu gewinnen suchen."

Wirkl. Geh. Rat Dr. P. D. Fischer: Der Krieg und die deutsche Volkswirtschaft.

Ich konnte in dem Aufsatz, den ich unter dieser Bezeichnung im Novemberheft 1914 von „Nord und Süd" veröffentlicht habe, auf Grund der bis Anfang Oktober 1914 gemachten Wahrnehmungen die zuversichtliche Überzeugung aussprechen, daß es uns gelingen würde, in dem gegen uns heraufbeschworenen Weltkriege uns auch wirtschaftlich zu behaupten. Weit über alle Voraussicht hinaus dauert der Krieg mit unverminderter Heftigkeit und in einem geschichtlich noch nie dagewesenen Umfang auch noch heute fort; er übt in steigendem Maße Eingriffe von tiefster Wirkung auf das gesamte Wirtschaftsleben der Völker aus, und zwar nicht bloß der Kriegsteilnehmer, sondern auch der Neutralen. Da erscheint es gerechtfertigt, die damals so zuversichtlich bejahte Frage, ob wir imstande sein würden, uns wirtschaftlich zu behaupten, gegenwärtig auf Grund der Erfahrung von nun vollen zwei Jahren einer erneuten Prüfung zu unterziehen, soweit dies innerhalb des durch die Zeitschrift gebotenen Rahmens einer knappen Übersicht möglich ist.

Die Volksernährung, der Ausgangspunkt der damaligen Erörterungen, steht nach wie vor im Vordergrund der wirtschaftlichen Interessen, nicht bloß für uns, sondern auch für unsere Gegner. England an der Spitze, halten sie an dem unmenschlichen Plan der Aushungerung Deutschlands fest; sie tun alles, um dies grausame Vorhaben durch immer schärferen Druck auf die neutralen Völker zu verwirklichen, und scheuen dabei weder vor der Anwendung der drastischsten Mittel, noch vor der rücksichtslosesten Verletzung des Völkerrechtes zurück. Den Gipfel dieser Vergewaltigung bildet die neuerlichst verübte Fortschleppung holländischer Fischerboote in englische Gefangenschaft, ausgesprochenermaßen lediglich zu dem Zweck, um uns die Zufuhr von Fischen über Holland abzuschneiden. Eine weitere Erschwerung unserer Volksernährung hat ohne Zweifel der Treubruch Italiens nach sich gezogen, da uns dadurch nicht nur die Zufuhr von Lebensmitteln aus Italien selbst, darunter wesentliche Artikel, wie Eier, Käse, Reis, entfiel, sondern auch die über Italien vermittelte Einfuhr aus Südamerika abgeschnitten wurde. Waren wir sonach in immer stärkerem Maße für unsere Volksernährung auf uns selbst angewiesen, so mußte uns der ungünstige Ausfall der Ernte von 1915 um so härter treffen. Jetzt, wo ihre Nachwirkungen im wesentlichen überstanden sind, darf es ruhig ausgesprochen werden, daß unter dem Einfluß der langen Dürre im Frühling und Sommer 1915 die Ernte jenes Jahres weit hinter dem Durchschnitt zurückgeblieben, in Futtermitteln aber eine richtige Mißernte gewesen ist, die der Aufrechterhaltung unseres Viehstandes erhebliche

Schwierigkeiten bereitet hat, und sich noch gegenwärtig in nachdrücklicher Einschränkung des Fleischverbrauchs empfindlich geltend macht.

In der öffentlichen Erörterung, sowohl in der Presse, als auch im Reichstage, den Landes- und Gemeinde-Vertretungen und in den Unterhaltungen am häuslichen Herd hat in den Kriegsjahren keine wirtschaftliche Frage einen breiteren Raum eingenommen und keine einen ähnlichen Aufwand von Stimmitteln beansprucht, als die Magenfrage der Volksernährung, und es ist im Rückblick auf die Erlebnisse des letzten Winters noch jetzt nicht leicht, bei ihrer Besprechung den Rat des alten Thiers, donner à chaque chose sa propre valeur, zu beherzigen. Ohne den Gegenstand erschöpfen zu wollen, beschränke ich mich auf einige wirtschaftlich wichtige Feststellungen.

Zunächst darf mit Genugtuung hervorgehoben werden, daß der Hauptfaktor der Volksernährung, die deutsche Landwirtschaft, trotz der ungeheuren Schwierigkeiten, die ihr aus dem Kriegszustande, durch die Entziehung ihrer tüchtigsten Menschen- und Pferdekräfte, erwachsen, nie und nirgends versagt hat. Wer während der abgelaufenen zwei Kriegsjahre, wie Schreiber dieser Zeilen, in der Lage gewesen ist, Deutschland wiederholt im Frühling, Sommer und Herbst zu durchfahren, und wen sein Weg dabei ein paar mal in größere Landwirtschaftsbetriebe geführt hat, der hat sich überzeugen können, daß der Krieg, abgesehen von den Verwüstungen des russischen Einbruches in Ostpreußen, an der Ausdehnung, der Sorgfalt und der Ordnung unserer Landwirtschaft geradezu spurlos vorübergegangen ist. Den Saaten, die im Frühjahr und Sommer 1916 auf Deutschlands Fluren von West bis Ost, von Nord nach Süd der Ernte zureiften, hat wohl auch das kritischste Auge nicht anzusehen vermocht, daß ihre Bestellung im zweiten Kriegswinter erfolgt war. Im Gegenteil trat überall eine größere Ausdehnung des zum Körner- und zum Kartoffelbau herangezogenen Areals in augenfällige Erscheinung. Auf Hunderten von Kilometern sind die Schutzstreifen neben unseren Eisenbahnen in schmale Kartoffelpflanzungen umgewandelt worden. Es verdient wohl, der Nachwelt überliefert zu werden, wieviel Hektare durch diese einfache, aber sicherlich in der Durchführung recht mühevolle Maßregel unsrer Eisenbahnverwaltung für die Volksernährung fruchtbar gemacht worden sind. Und wie im Großen, so läßt sich überall im Kleinen das ernstliche und erfolgreiche Bestreben wahrnehmen, durch intensivsten Anbau der Laubenkolonien in der Umgebung unserer Großstädte jedes irgendwie vorhandene Stückchen Land für die Erzeugung von Nahrungsmitteln heranzuziehen. Manches mag dabei vorbeigelungen sein, das Erzielte vielleicht nicht immer der aufgewandten Mühe entsprechen: Im ganzen hat diese Kleinkultur, ganz abgesehen von ihrem ethischen Wert, doch sicher dazu beigetragen, das Durchhalten zu ermöglichen. Es ist für den Geist der Nation bezeichnend, daß sich an diesen Kleinkulturen nicht nur die wirtschaftlich Schwächsten beteiligt haben. Mir sind Beispiele genug bekannt, wo in den Gärten herrschaftlicher Villen, in den

Parkanlagen unserer Großgrundbesitzer weite Rasenflächen ihrer Schmuckbestimmung entzogen und als Kartoffelpflanzungen in den Dienst der Volksernährung gestellt worden sind. Daß dabei die Ästhetik nicht zu kurz zu kommen braucht, konnte ich neulich in dem uralten Herrschaftspark eines märkischen Rittergutes beobachten, wo der in ein Kartoffelfeld verwandelte große Rasenplatz unmittelbar vor dem Schloß durch eine Einfassung mit roten und grünen Kohlpflanzen einen durchaus gefälligen Anblick darbot. Mit Stolz und mit Rührung kann man ferner unterwegs wahrnehmen, in welchem Umfang die zum Kriegsdienst eingerufenen Kräfte der Landwirtschaft durch kriegsuntaugliche Familienglieder ersetzt werden. Beim Pflügen, beim Säen und Ernten sieht man statt der rüstigen Gestalten, die jetzt den Feind von unseren Grenzen abwehren, überall die Alten im weißen Haar, die flachsköpfige Jugend bis zu den kleinsten Stiften herab, und vor allen Dingen die Frauen in einem Umfang tätig, den man früher für undenkbar gehalten hätte. Dazu kommen in immer steigendem Umfang die Kriegsgefangenen, insbesondere die zu landwirtschaftlichen Arbeiten am meisten geeigneten Russen. Schon im vorigen Frühjahr ist mir in einem in der Nähe von Baden-Baden belegenen Weindorf auf meine Frage, wer denn die Weinberge bearbeite, gesagt worden, daß dies einige dreißig Russen besorgten. Und in diesem Frühjahr hörte ich, daß dies Verhältnis noch immer bestände und zu keinen Mißhelligkeiten geführt hätte. — Die Zahl der Kriegsgefangenen in Deutschland wurde Ende Juli dieses Jahres amtlich auf rund $1^2/_3$ Millionen Mann angegeben, darunter 1 200 000 Russen. Die vor zwei Jahren von mir ausgesprochene Erwartung, daß die Kriegsgefangenen möglichst umfangreich zu landwirtschaftlichen Arbeiten herangezogen werden möchten, ist nach meinen Wahrnehmungen in ausgedehntestem Maße in Erfüllung gegangen.

In ungeahntem Umfang ist auch die damals von mir ausgesprochene Annahme eingetroffen, daß unsere Volksernährung durch die Führung des Krieges in Feindesland erleichtert werden würde. Abgesehen von der Verwüstung eines Teils von Ostpreußen sind nur unbedeutende Striche im Elsaß vom Feinde besetzt worden. Ihnen, mit einem Flächeninhalt von rund 1000 Quadratkilometern, stehen weiteste, von uns besetzte feindliche Gebiete gegenüber, von denen hier nur Belgien (29 000 Quadratkilometer) und in Rußland Kongreßpolen, Litauen und der größte Teil von Kurland mit insgesamt 280 000 Quadratkilometern in Betracht gezogen werden sollen. Die Generalgouvernements in Brüssel und in Warschau, sowie die vom Oberkommando Ost geschaffene Verwaltung haben sich die Wiederaufrichtung der Landwirtschaft besonders angelegen sein lassen und damit sehr erhebliche Erfolge erzielt, so daß nicht nur für ausreichende Ernährung der Bevölkerung dieser Gebiete gesorgt wird, sondern auch namhafte Beiträge für die Verpflegung unserer dort befindlichen Truppen erzielt werden. Die Mitteilungen, die ein in der deutschen Verwaltung des Ostens tätiger Offizier neulich in den Zeitungen veröffentlichte, geben ein so anschauliches Bild der

ausgezeichneten Organisation, die zu diesem Zwecke geschaffen worden ist, daß eine Sammlung dieser Mitteilungen in hohem Grade erwünscht erscheint.

Natürlich haben alle diese Dinge den starken Ausfall nicht zu ersetzen vermocht, den Deutschlands Volksernährung durch die nahezu vollständige Sperrung der überseeischen Lebensmittelzufuhr erleidet. Es hat daher sehr mannigfaltiger und einschneidender Maßregeln bedurft, um mit dem Vorhandenen auszukommen und vor allen Dingen eine einigermaßen gleichmäßige und gerechte Verteilung des Lebensmittelvorrats zu ermöglichen. Gerade auf diesem Gebiet hat sich die deutsche Volkswirtschaft durch den Krieg vor Aufgaben gestellt gesehen, für deren Lösung die Wissenschaft keine Hilfsmittel bot, und es auch in der Praxis an irgendwelchem Vorgang fehlte. Wer die ungeheuren Schwierigkeiten zu würdigen vermag, die hier zu bewältigen waren, wird begreiflich finden, daß es, zumal bei der Eile, in welcher die erforderlichen Organisationen zur Erfassung und Verteilung des Brotgetreides, der Kartoffeln, der Futtervorräte usw. geschaffen werden mußten, an Mißgriffen mancher Art nicht gefehlt hat, und daß Mißgriffe dieser Art, zumal unter Einwirkung der Mißernte des Vorjahres und des dadurch hervorgerufenen Mangels an Schlachtvieh, vielfach lebhafte Klagen hervorgerufen, auch hier und da zu empfindlichen Mißständen geführt haben. Die Rationierung der gesamten Volksernährung bezüglich der wichtigsten Nahrungsmittel, wie Brot, Kartoffeln, Butter, Eier, Milch, hat sich trotz alledem in einem Umfange durchsetzen lassen, der geradezu staunenerregend ist, und wenn sich dabei die Anziehung des Schmachtriemens keineswegs hat vermeiden lassen, so ist es doch im allgemeinen durch die Einrichtung der großen kriegswirtschaftlichen Organisationen gelungen, das Volk vor Hunger zu schützen und den Gesundheitsstand der Bevölkerung aufrecht zu erhalten. Auf Grund der Festhaltung der gesamten Getreidevorräte konnte durch Einführung der Brotkarte die gleichmäßige Verteilung des wichtigsten Nahrungsmittels, des Brotes, dank dem verständnisvollen Zusammenwirken des Reichs, der Bundesstaaten und der Gemeindeverwaltungen, sowie dem Entgegenkommen der Bevölkerung, befriedigend durchgeführt werden. Bei anderen Nahrungsmitteln, wie Kartoffeln, war die Regelung wegen der Lagerungsverhältnisse schwieriger; die Kartoffelpolonäsen auf den Märkten unserer Großstädte werden lange in der Erinnerung fortleben, ebenso wie das „Erstehen" der Butter. Die wesentlichste Zurückschraubung hat unsere Volksernährung zweifellos im Fleischverbrauch erfahren, derzufolge der vor dem Krieg allerdings unnötig hohe Satz von 52 Kilo auf den Kopf der Bevölkerung auf ein geringes Bruchteil dieser Menge gesunken, und selbst der Erwerb dieses Minimums für Unbemittelte durch kolossale Preissteigerungen fast unerschwinglich geworden ist. Hierin durch Einführung einer Reichsfleischkarte in ähnlicher Weise wie beim Brot Abhilfe zu schaffen, bildet eine der vornehmsten Aufgaben des neugeschaffenen Kriegsernährungsamtes, dem es hoffentlich auch gelingen wird, für andere

wichtige Volksnahrungsmittel, wie Fette, Milch, Eier und Zucker, bessere und gleichmäßige Zustände herzustellen.

Die Hauptsache wird, solange der Krieg dauert, immer bleiben, daß die Bevölkerung sich mit dem Vorhandenen so gut wie möglich einrichtet und die damit verbundenen Entbehrungen nach wie vor mit dem festen Willen, sich nicht unterkriegen zu lassen, auf sich nimmt. Daß dieser feste Wille vorhanden ist, hat der bisherige Verlauf erwiesen. Ohne etwas Schimpfen wird's ja auch ferner nicht abgehen. Aber wer sein Urteil lediglich auf Grund der Tagesblätter bilden wollte, die naturgemäß überwiegend von krassen Fällen des Kriegswuchers oder der sonst hervortretenden üblen Erscheinungen berichten, würde zu ganz irreführenden Ergebnissen gelangen. Es würde ihm entgehen, mit wieviel Geduld, Entsagung und guter Laune harte Entbehrungen und lästiges Mühsal überwiegend ertragen werden, und wie viel zur Milderung der Entbehrungen von den verschiedensten Seiten, oft in der Stille und ohne viel Aufheben davon zu machen, getan wird. Er würde auch kaum würdigen, mit welchem Geschick sich die einzelnen Haushaltungen, die kleinen wie die großen, und die letzteren nicht selten vorbildlich, in die veränderte wirtschaftliche Lage zu finden wissen, und durch wie manche Vorkehrungen dies Sichfinden erträglich zu machen versucht wird. Von den obersten Stellen herab ernährt sich das deutsche Volk, von verschwindend geringen Ausnahmen abgesehen, gegenwärtig mit Kriegskost. Wie die kleinen Hausfrauen, so haben auch die Köchinnen in wohlhabenden Häusern in Bereitung der Mahlzeiten umgelernt, sie haben sich verhältnismäßig leicht in die fleischlosen Tage gefunden und wissen auch den zurzeit nicht selten eintretenden Fleischmangel durch geeignete Fisch- und Pflanzenkost zu überstehen. Dem damals von mir befürworteten Verlangen nach Kriegskochbüchern ist durch eine große Literatur von mehr oder minder handlichen und praktischen Anleitungen zur Herstellung von Kriegskost entsprochen worden, unter denen das Büchlein von Henriette Fürth: „Kriegsküche für Jedermann"*), eine Erweiterung des im Auftrage der Lebensmittelkommission der Stadt Frankfurt a. M. herausgegebenen „Kleinen Kriegskochbuches", als besonders brauchbar hervorgehoben zu werden verdient.

Alles in allem: der grausame Plan unserer Gegner, uns durch Aushungerung niederzuzwingen, ist ihnen ebenso wenig gelungen, wie unsere Überwindung durch Waffen. Im Besitz einer Ernte, die nach vorsichtigen Schätzungen die des Vorjahres namentlich an Brotgetreide weitaus übertrifft, dürfen wir unsere Volksernährung auch für die Zukunft als gesichert ansehen. Auch für die Zukunft müssen wir darauf gefaßt sein, uns Beschränkungen aufzuerlegen, aber wir dürfen erwarten, daß sie geringer sein werden, als die bisher ertragenen. —

*

*) Verlag von Engleß u. Schlosser, Frankfurt a. M.. Preis 80 Pfg.

Blicken wir auf die deutsche Industrie, die von dem Ausbruch des Krieges nicht minder hart getroffen worden ist als die deutsche Landwirtschaft. Gleich dieser sind ihr durch den Krieg die rüstigsten Kräfte, sowohl an Betriebsleitern und Beamten, als namentlich an Arbeitern, in einem noch nie dagewesenen Umfang entzogen worden. Die wichtigsten Absatzgebiete nach dem Auslande, die für eine Reihe von hochentwickelten Industriezweigen unentbehrlichen Zufuhren ausländischer Rohstoffe waren wie mit einem Schlage gesperrt. Dazu kam die für unsere, zu einem großen Teil auf den Auslandsverkehr angewiesene Industrie überaus empfindliche nahezu völlige Abschneidung der Verbindungen über See. Das waren Aufgaben, welche die Tatkraft, den Umblick und das Organisationstalent der Unternehmer und die Intelligenz und Willigkeit der Arbeiter auf die härteste Probe stellen. Es wird für immer ein Ruhmesblatt des deutschen Gewerbefleißes bleiben, daß diese Probe glänzend bestanden worden ist. Trotz zweier Kriegsjahre hat die deutsche Industrie in ihren wichtigsten Betrieben ihre Stellung behauptet. Der Rheinisch-Westfälische Steinkohlenbergbau, dessen Monatsförderung von 8,8 Mill. Tonnen im Juli 1914 bei Ausbruch des Krieges im August auf 4,6 Mill. Tonnen, also wenig mehr als die Hälfte, sich verringerte, hat mit zäher Beharrlichkeit im Juli 1916 mit 8,1 Mill. Tonnen nahezu die Friedensziffer wieder erreicht. Der Braunkohlenbergbau hat mit der Förderung des Jahres 1915 von 88,37 Mill. Tonnen die bisher erreichte Höchstzahl des Jahres 1913 von 87 Mill. Tonnen sogar überschritten. In der Eisenindustrie hat sich, nach den Ermittelungen des Vereins Deutscher Eisen- und Stahlindustrieller, die Herstellung von Roheisen, die von 1,56 Mill. Tonnen des Juli 1914 im August auf rund 500 000 Tonnen, also auf ein Drittel herabsank, von Monat zu Monat wieder gehoben und im Juli 1916 mit 1,13 Mill. Tonnen mehr als zwei Drittel des Friedensstandes erreicht. Nach derselben Quelle ist die Erzeugung von Flußstahl, die sich im August 1914 von 1,6 Mill. Tonnen des Vormonats auf 560 000 Tonnen, also gleichfalls auf ein Drittel verringert hatte, seitdem andauernd gestiegen und hat in den Sommermonaten 1916 den Friedensstand nahezu erreicht.

Ich widerstehe im Hinblick auf den Raum der Versuchung, dies glänzende Ergebnis durch Auszüge aus den Geschäftsberichten unserer hervorragendsten Industrie-Gesellschaften näher zu beleuchten. Übereinstimmend lassen sie erkennen, in welch eminentem Maße sich eine der hervorragendsten Eigenschaften unserer Großindustrie, ihre Anpassungsfähigkeit, bewährt hat. Wo es immer anging, hat sie ihre Einrichtungen für die Beschaffung des Kriegsbedarfs zur Verfügung gestellt und den Anforderungen der Militärverwaltung entsprechend umgestaltet. Überall wird hervorgehoben, in welchem Umfang neben den gewohnten Lieferungen für das Heer und die Marine die Herstellung zahlreicher neuer für den Krieg erforderlichen Erzeugnisse aufgenommen worden ist. Die leitenden Unternehmungen in der Elektrizitäts-Industrie haben neben zahlreichen Licht- und Kraftanlagen

für militärische Zwecke ihren Betrieb zur Herstellung von Luftfahrzeugen erweitert. Warenhaus-Unternehmungen haben es fertig bekommen, die in ihrem gewöhnlichen Betrieb nicht verwendbaren Kräfte zur Erzeugung von Munitionsbedarf heranzuziehen. Wie sehr durch diese Leistungen der Industrie, durch die rückhaltslose Einsetzung unserer besten technischen Kräfte, unseres ganzen Könnens und Wissens die Kriegsführung auf, unter und über der Erde, sowie namentlich der Unterseekrieg, direkt und indirekt gefördert wird, bedarf kaum der Erwähnung. Der Haß, der von unseren Feinden, angesichts der dadurch auf militärischem Gebiet erzielten Erfolge, unseren großen Industrie-Unternehmungen gewidmet wird, die Ächtung, die man in England gegen die Firma Fried. Krupp verhängen will, sind die besten Zeugnisse für die verdienstliche Tätigkeit unserer Industrie.

*

In Karl Helfferichs Darstellung der Entwickelung des deutschen Volkswohlstandes während der Jahre 1888—1913, die ursprünglich in dem Jubiläumswerke „Soziale Kultur und Volkswohlfahrt während der ersten 25 Regierungsjahre Kaiser Wilhelms II.", demnächst in zahlreichen Sonderausgaben erschienen ist, sind die Daten angegeben, nach denen Deutschlands Außenhandel innerhalb dieses Vierteljahrhunderts von 6245 Millionen Mark auf 19 648,2 Mill. Mark gestiegen ist, also um 214,7 Prozent zugenommen hat, während der Außenhandel Englands in dem gleichen Zeitraum nur eine Steigerung von 113,1 Mill. Mark erfuhr. Diese Zahlen, verbunden mit den Nachweisen über das entsprechende Wachstum unserer Handelsflotte und unseres Hafenverkehrs, wonach Hamburg 1911 mit einem Auslandsverkehr von nahezu zwölf Millionen Registertonnen den von London übertroffen hatte, enthalten die Hauptursache, um derentwillen England den Krieg gegen uns angezettelt hat. Nicht für Freiheit und Zivilisation, wie seine Staatslenker vorgeben und seine Presse die Welt zu überreden sucht, sondern um einen immer unbequemer werdenden Mitbewerber im Welthandel zu vernichten, hat England den Weltkrieg entfacht, und es gibt je länger je deutlicher zu erkennen, daß sein Kriegsziel nicht die Befreiung der Welt vom Joche des deutschen Militarismus, sondern die wirtschaftliche Erdrosselung Deutschlands ist. Zur Erreichung dieses Zweckes sind ihm alle Mittel heilig. Wie es unter schmählicher Verletzung des Völkerrechts bei Ausbruch des Krieges sämtliche in englischen Häfen in Friedensarbeit befindlichen deutschen Handelsschiffe ohne Bewilligung einer Ausfahrtfrist einfach mit Beschlag belegt und als gute Prise behandelt hat, so sind auch seine Vasallenstaaten Portugal und Italien zu gleich rechtswidriger Behandlung der bei Kriegsausbruch in ihren Häfen Asyl suchenden deutschen Schiffe veranlaßt worden. Seine Seeübermacht hat England in rücksichtslosester Weise zur Abfangung der auf der Fahrt befind-

lichen deutschen Schiffe, zur Vernichtung der deutschen Seekabel, zur Besetzung der wenigen deutschen Stützpunkte für den Seeverkehr benutzt. Es hat sich ferner auch den Neutralen gegenüber gegen alles Völkerrecht eine Vernichtung ihres Handels mit Deutschland herausgenommen, indem es die Liste der Bannwaren nach Gutdünken ins Maßlose erweiterte und sich eine Durchsuchung ihrer Ladungen herausnahm, die in der Beschlagnahme aller nach Deutschland bestimmten, von Deutschland herrührenden oder auf Deutschland bezüglichen Korrespondenzen zu einer fortgesetzten Posträuberei ausgeartet ist. Auf Grund des widerrechtlich gewonnenen Einblickes in die deutschen Handelsbeziehungen wird von dem besonders dazu eingerichteten Intelligence Department des englischen Handelsministeriums andauernd gestrebt, die ausländische Geschäftskundschaft Deutschlands nach England herüberzuziehen; ja, es ist unter fortdauernder Überwachung des neutralen Geschäftsverkehrs eine schwarze Liste derjenigen Handelsfirmen aufgestellt worden, mit denen englische Geschäfte nicht verkehren dürfen, weil sie im Verdacht stehen, Beziehungen mit Deutschland zu unterhalten. Am unverhülltesten endlich tritt der wirtschaftliche Kriegsgrund Englands in den Bemühungen zutage, die mit ihm verbündeten oder seiner Einwirkung zugänglichen Staaten schon während der Dauer des Krieges zur Fortsetzung des wirtschaftlichen Krieges gegen Deutschland auch nach dem Friedensschlusse zu verpflichten.

Daß durch diese und ähnliche Schritte unser Handel schwere Schädigungen erlitten hat, ist einleuchtend. Freilich sind die Schäden, die England dadurch seinem eigenen Wirtschaftsleben zufügt, nicht geringer, und die Erreichung seines Zieles, die Vernichtung von Deutschlands Stellung im Welthandel, kann nur als gänzlich aussichtslos bezeichnet werden. Diese Stellung beruht, wie Helfferich in dem vorhin angeführten schönen Buch treffend hervorhebt, auf unserer eigenen Kraft; „unser Außenhandel und unsere Seeschiffahrt ist aufgebaut auf der sicheren Grundlage unserer heimischen Arbeit und der durch diese so gewaltig gesteigerten Produktionskraft unserer heimischen Volkswirtschaft".

Was diese Produktionskraft vermag, davon hat unsere Schiffsbaukunst soeben durch das erste U n t e r s e e - H a n d e l s s c h i f f der staunenden Welt ein leuchtendes Beispiel gegeben. Die Fahrt der von dem Bremer Ozean-Reederei-Verein erbauten „Deutschland" nach Nordamerika und ihre trotz der schärfsten Überwachung glücklich vollzogene Heimreise nach Bremen bedeutet weit mehr als den augenblicklichen Erfolg eines Blockadebruchs, und auch mehr als die gewiß nicht zu unterschätzende Wiederaufnahme eines englischer Raubsucht entzogenen Seeverkehrs mit Amerika. Die glückliche Fahrt der „Deutschland" ist ein Symbol für unsern festen Willen, uns auch zur See nicht unterkriegen zu lassen; sie ist ein Triumph deutscher Technik und der ihr zugrunde liegenden deutschen Wissenschaft über übermächtige Gewalt, ein Sieg der Freiheit über die Tyrannei, mit der England den Seeverkehr nach eigenem Gutdünken und zu seinem alleinigen Nutzen zu beherrschen sucht.

Übrigens legen wir in Deutschland gegenüber dem Bestreben unserer Gegner, uns wirtschaftlich zu erdrosseln, auch sonst nicht die Hände in den Schoß. Der Plan eines mitteleuropäischen Wirtschaftsverbandes wird von verschiedenen Seiten ernstlich erwogen. Den Lesern von „Nord und Süd" ist bekannt, wie eingehende Erörterungen über einen engeren wirtschaftlichen Anschluß zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn im Gange sind. Durch den Krieg eher beschleunigt als unterbrochen schreiten die Arbeiten der Bagdadbahn, die Herstellung eines Schienenweges durch Syrien und Palästina nach dem Suezkanal und die Bahn nach Arabien rüstig fort. Die wirtschaftliche Verjüngung des Osmanenreiches, das nähere Studium der bulgarischen Verhältnisse bilden den Gegenstand eifriger Tätigkeit der zu diesen Zwecken errichteten deutschen Gesellschaften. Nicht minder wird bei uns und in Österreich die Notwendigkeit betont, die Donau in stärkerem Maße dem internationalen Verkehr der mitteleuropäischen Staaten durch Kanalverbindungen mit dem Rhein, der Elbe und der Oder dienstbar zu machen.

Von den Verkehrseinrichtungen Deutschlands sind die überseeischen Dampferlinien natürlich seit Beginn des Krieges zum Stillliegen verurteilt. Die Flaggen der Hamburg-Amerika-Linie, des Bremer Norddeutschen Lloyds, des Kosmos und der Woermann-Dampfer sind von den Ozeanen, deren Hochwege ihnen vertraute Straßen waren, seit fast zwei Jahren verschwunden. Zahlreiche Dampfer der großen deutschen Reedereien müssen in amerikanischen Häfen eine ihnen höchst unwillkommene Quarantäne aushalten, oder liegen in den Heimathäfen in langen Reihen melancholisch da, soweit sie nicht für den Küstenschutzdienst unserer Kriegsflotte angefordert worden sind. Dagegen darf mit Genugtuung darauf verwiesen werden, daß es unseren Gegnern nicht gelungen ist, den Mut, die Ausdauer und die Unternehmungslust unserer Großreedereien zu überwinden. Wie sich der alte Wagemut Bremens bei Ausrüstung des ersten deutschen Handelsunterseebootes glänzend bewährt hat, so ist man in Hamburg damit beschäftigt, schon jetzt die Wiederaufnahme des mächtigen Dampferverkehrs nach Herstellung des Friedens vorzubereiten und durch Einrichtung neuer umfangreicher Schiffswerften zu erleichtern. Auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkt verdient die Kriegszeitschrift der Hamburg-Amerika-Linie Erwähnung, durch welche die Leitung dieses mächtigen Unternehmens die Fühlung mit ihren über die ganze Welt zerstreuten Angehörigen aufrecht erhält und zugleich denkwürdige Beiträge für die Geschichte des Weltkrieges sammelt. — Zu meiner freudigen Überraschung sah ich bei einem neulichen Besuche des Rheingaues unsern schönsten deutschen Strom zwischen Mainz und Bingen von zahlreichen Personendampfern und einem anscheinend regen Verkehr von Frachtdampfern belebt. — Daß es unsere Eisenbahnen fertig gebracht haben, nach kurzer Unterbrechung während des Aufmarsches dem friedlichen Verkehr in gleichem Maße wie den andauernd gewaltigen Anforderungen des Krieges gerecht zu

werden, ist eine volkswirtschaftliche Leistung allerersten Ranges. Zwar ist die Zahl der Personenzüge natürlich eingeschränkt, und das Reisen mit ihnen bringt wegen der ungewöhnlichen Zahl der Wagenachsen und der ungemein starken Besetzung gelegentlich einige Unbequemlichkeiten mit sich. Aber im allgemeinen ist überall und stets auf pünktliche Beförderung und Erreichung der Anschlüsse zu rechnen. Ebenso sind die Leistungen im Güterverkehr des höchsten Lobes würdig. Es liegt auf der Hand, daß dies in hohem Maße befriedigende Ergebnis nicht erreicht worden wäre, wenn nicht von Anfang an zwischen den Leitern der Staatsbahnen, insbesondere dem preußischen Eisenbahnminister von Breitenbach, und dem Chef des Militäreisenbahnwesens, General Gröner, eine verständnisvolle Würdigung der beiderseitigen Aufgaben und der feste Wille, sich gegenseitig beizustehen, bestanden hätte. Die Verdienste des Militäreisenbahnwesens liegen der Hauptsache nach auf einem andern Felde als auf dem wirtschaftlichen, wie dies durch die Verleihung des höchsten preußischen Kriegsordens an den Chef maßgebend anerkannt worden ist. Allein ihre technischen Leistungen in Wiederherstellung der zerstörten Linien der besetzten Feindesgebiete, dem raschen Wiederaufbau gesprengter Brücken, der Verwaltung ausgedehnter feindlicher Liniennetze verdienen auch vom volkswirtschaftlichen Gesichtspunkt voll gewürdigt zu werden. Wenn in der Anfang 1915 erschienenen Kriegswirtschaftslehre von Ferdinand Schmid die Frage aufgeworfen wurde, ob das Nebeneinanderbestehen mehrerer Staatseisenbahnverwaltungen und der dadurch bedingte Mangel an vollständiger Einheitlichkeit, namentlich aber das Fehlen vollständiger Güterwagengemeinschaft, nicht vom militärischen Standpunkt ernstlich bekämpft werden müßte, so ist diesseits nicht ersichtlich, ob dieser Anregung tatsächliche Vorkommnisse oder eine mehr theoretische Auffassung zugrunde liegen. — Die Post und Telegraphie hat namentlich bei Beginn des Krieges infolge der durch den Aufmarsch der Armeen bedingten zeitweisen Aufhebung des Friedensfahrplanes der Eisenbahnen schwere Zeiten durchzumachen gehabt, und sie hat noch heutzutage eine täglich mit der Pünktlichkeit einer Flutwelle sich wiederholende Riesenaufgabe in Bearbeitung, Beförderung und Verteilung der Millionen von Feldpostsendungen zu bewältigen, eine Aufgabe, die ihr durch die Einziehung des dritten Teils ihrer Arbeitskräfte zum Dienst mit der Waffe wahrlich nicht erleichtert wird. Indessen sind die anfänglichen Klagen über das „Versagen“ der Feldpost angesichts ihrer geradezu großartigen Leistungen längst verstummt. Dem Vortrag, den der Geheime Postrat Große Ende 1915 in der Berliner Urania gehalten hat, und der bald darauf in „Westermanns Monatsheften“ erschienen ist, mag entnommen werden, daß im jetzigen Krieg die deutsche Feldpost täglich 16 Millionen Feldpostsendungen, gegen täglich 400 000 im Kriege 1870/71, zu bearbeiten hat, also eine auf das Vierzigfache angewachsene Menge. Während im Kriege 1870/71 insgesamt 89½ Millionen Feldpostsendungen befördert worden sind, betrug ihr Gesamtverkehr bereits Ende 1915 die ungeheure Masse von 5½ Milliarden Sendungen.

Diese einfachen Zahlen reichen hin, um überzeugend darzutun, um wieviel umfassender und schwieriger die Aufgabe der Feldpost diesmal ist, als 1870/71. Dazu die ungleich größere Zahl, die Ausdehnung, der rasche Wechsel und die Entfernung der Fronten im Westen, Osten und Süden, die unglaubliche Mannigfaltigkeit und die nicht selten fremdartige Bezeichnung der mobilen Formationen, und der Mangel an fachmännisch geübten Kräften. Das in den Sammelstellen zur Bearbeitung der Feldpostsendungen herangezogene Personal, das seit Mitte August 1914 bis Ende 1915 von 3000 Köpfen auf 13—14000 herangewachsen war, bestand damals zu mehr als vier Fünfteln aus Zivilaushelfern ohne jede postalische Vorbildung. Und trotzdem geht es. Jeder von uns — und wer täte es nicht? — der mit seinen Lieben im Felde in lebhaftem Verkehr steht, wird die Leistungen der Feldpost dankbar anerkennen. Und wer nicht Unbilliges verlangt, wird auch die Friedensleistung der Post daheim richtig würdigen, er wird die Findigkeit schmunzelnd gelten lassen, mit der die Postverwaltung, wahrlich der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, sich immer mehr verweiblicht und das Verkehrsbild unserer Großstädte durch die ansprechenden Erscheinungen weiblicher Briefträger, Telegraphenboten, und sogar weiblicher Postillone, in immer wachsender Zahl bereichert. —

*

Am 29. September 1914 faßte der Reichsbankpräsident in der Sitzung des Zentralausschusses unseres größten Kreditinstitutes seine lichtvolle Darlegung der Wirtschaftslage Deutschlands dahin zusammen, daß wir finanziell und wirtschaftlich das bestorganisierte Volk sind, und daß wir über die uns von unseren Gegnern bereiteten wirtschaftlichen Schwierigkeiten hinwegkommen und jede Dauer des Krieges durchhalten werden. Treffender als mit diesen Worten von Exzellenz Havenstein kann die Lage des deutschen G e l d - u n d K r e d i t w e s e n s auch jetzt nach zwei vollen Kriegsjahren nicht bezeichnet werden. Wir könnten uns in dieser gedrängten Übersicht der durch den Krieg geschaffenen Volkswirtschaftslage fast auf die Wiederholung jener Worte beschränken. Das Geld- und Kreditwesen, das stets für den empfindlichsten Teil des Wirtschaftskörpers gegolten hat, und das von unseren Gegnern schon vor Ausbruch des Krieges als der schwächste Punkt unserer Wirtschaft verschrieen worden ist, hat sich in Wahrheit als der stärkste und unerschütterlichste Punkt des deutschen Wirtschaftslebens erwiesen. Vom Oktober 1914 bis April 1916, in der kurzen Spanne von anderthalb Jahren, sind vier deutsche Kriegsanleihen mit insgesamt 36½ Milliarden gezeichnet und glatt eingezahlt worden. Alle Versuche unserer Feinde, diesen Riesenerfolg zu verkleinern oder für eine Vorspiegelung zu erklären, sind an der Macht der Tatsachen zusammengebrochen. Die deutschen Kriegsanleihen haben trotz ihrer raschen Wiederholung, trotz aller Schädigungen, die unsere Gegner uns durch die Beschlagnahme deutschen Vermögens im Auslande, durch die widerrecht-

liche Aufhebung der von Deutschen im Ausland erworbenen Patentrechte, durch die Wegnahme unserer Kolonien usw. zugefügt haben, ihren Ausgabekurs behauptet. Es darf mit Bestimmtheit erwartet werden, daß die in diesem Augenblick in Ausführung begriffene fünfte Kriegsanleihe, trotz der Kriegserklärungen von Italien und Rumänien, und trotz des Hochdrucks, den die Verteidiger von Freiheit und Zivilisation auf die noch bisher neutralen Länder ausüben, um auch sie zum Kriege gegen Deutschland zu zwingen, trotz alledem einen gleich günstigen Erfolg erzielen wird*). Die enorme finanzielle Leistungsfähigkeit, die das deutsche Volk beweist, hat nicht nur das ungläubige Staunen des Auslandes erweckt, sondern auch berufene Kenner der deutschen Volkswirtschaft überrascht. Sie erklärt sich vor allem daraus, daß wir, vom Auslande in der Hauptsache abgeschnitten und auf uns selbst angewiesen, den bei weitem größten Teil unserer Kriegskosten an uns selbst zahlen. So fließen die meisten Ausgaben für den Krieg in einem fortwährenden Kreislauf wieder in das Volk zurück und finden bei jeder neuen Kriegsanleihe neue Verwendung. Die Zahlen, welche der neueste Nachtrag der von der Disconto-Gesellschaft herausgegebenen Darstellung der deutschen Volkswirtschaft im Kriege (August 1916) über die Einlagen in den Sparkassen und die Entwickelung der Guthaben in den Depositenkassen der Großbanken mitteilt, sind geeignet, diesen Kreislauf aufs überzeugendste zu veranschaulichen. In ihnen kommen auch der feste Wille des deutschen Volkes zum Durchhalten und sein Vertrauen auf den Sieg zu einem erhebenden Ausdruck. Nur kurz mag hier daran erinnert werden, daß Deutschland das einzige Land ist, das ohne Moratorium auszukommen vermag, ferner daß die deutsche Reichsbank ihren Diskontsatz von fünf Prozent seit Dezember 1914 unverändert aufrecht erhält, und daß sich ihr Goldvorrat während des Krieges von 1253 Millionen Mark auf 2465 Millionen erhöht, also nahezu verdoppelt hat.

*

Der Teil unserer Volkswirtschaft, der durch den Verlauf des Krieges bisher am empfindlichsten getroffen worden ist, sind unsere Kolonien. Auch wer sich an den Arbeiten für ihre Erwerbung und ihre wirtschaftliche Erschließung nicht persönlich oder mit eigenen Mitteln beteiligt hat, wird die Verluste zu würdigen wissen, die das deutsche Wirtschaftsleben durch die Besetzung unserer aussichtsvollen Niederlassungen am Gelben Meer, im Stillen Ozean und in Australien, durch die Überwältigung unserer Schutzgebiete in Westafrika erlitten hat; er wird den zähen Widerstand, den das deutsche Ostafrika den vereinten Angriffen englischer, südafrikanischer und belgischer Scharen entgegensetzt, auch wirtschaftlich mit gespannter Teilnahme verfolgen. Wir wissen ebenso gut wie unsere Feinde,

*) Diese Erwartung hat sich durch das soeben bekannt gewordene Ergebnis der fünften Kriegsanleihe — zehn Milliarden fünfhundertneunzig Millionen! — glänzend erfüllt.

daß das Schicksal unserer Kolonien nicht in Asien, Afrika und Australien, sondern in Europa entschieden wird, und wir brauchen deshalb die bisher erlittenen Verluste auch wirtschaftlich nicht als endgültige anzusehen. Nichts wäre verkehrter, als wenn wir uns dadurch von der so spät, aber doch so erfolgreich beschrittenen Bahn der Kolonialarbeit abschrecken lassen und uns wieder in das glücklich überwundene Los fügen wollten, der einzige Großstaat ohne Kolonien zu sein. Im Gegenteil sollten wir mit verdoppeltem Eifer danach streben, unsere Kolonien durch Gewinnung von Stützpunkten für unsere Flotte, durch Vervollständigung der unterseeischen Kabelverbindungen und Ausbau der drahtlosen Telegraphenanlagen verteidigungsfähiger zu gestalten, als dies bisher der Fall gewesen ist. Abgesehen von den einleuchtenden Gründen der Weltmachtspolitik, auf die Deutschland nimmermehr verzichten kann, sind es volkswirtschaftliche Rücksichten, welche die Wiedererlangung und bessere Ausgestaltung unseres Kolonialbesitzes für uns zu einer zwingenden Notwendigkeit machen. Es handelt sich um unsere fernere Beteiligung am Weltmarkt, ohne die unsere Industrie ihre Tätigkeit und ihren Betrieb auf die Dauer nicht ausüben kann. In diesem Sinne haben die Vertreter unserer Großindustrie, die sich bisher an den auf Erhaltung unseres Anteils am chinesischen Markt gerichteten Arbeiten zur Ausbreitung der deutschen Kultur in China werktätig beteiligt haben, sich unbedingt dafür ausgesprochen, nichts von dem bisher Erreichten aufzugeben und das Begonnene trotz aller Schwierigkeiten unentwegt weiterzuführen. Die Vereinigung für die Errichtung deutscher technischer Schulen in China hat ihre Tätigkeit ebenso unerschütterlich fortgesetzt wie die Kreise, denen die Gründung der deutschen Medizinschule in Schanghai zu verdanken ist. Die vereinigte Deutsche Medizin- und Ingenieurschule in Schanghai hat nach dem Fall von Tsingtau eine große Anzahl von Lehrern und Schülern der deutschen Hochschule in Tsingtau aufgenommen und dadurch eine Fortsetzung des dort begonnenen Kulturwerkes ermöglicht; sie hat trotz des Krieges den Kreis ihrer Tätigkeit durch Errichtung besonderer Lehrkurse für die Ausbildung von chinesischen Monteuren und anderen technischen Vorarbeitern erweitert. Der kurz vor Kriegsausbruch begründete Deutsch-Chinesische Verband, der die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und China durch Ausbreitung der deutschen Kultur in China zu fördern bezweckt, veröffentlicht im neuesten Heft seines China-Archivs den Prospekt über Einführungskurse in die chinesische Sprache, die von ihm in Verbindung mit dem Seminar für Orientalische Sprachen in Berlin im nächsten Winter für Kaufleute, Techniker usw. veranstaltet werden. Es heißt in diesem Prospekt: „Einer der lebhaftesten Wünsche Englands geht dahin, den deutschen Handel aus China zu verdrängen. . . Wenn wir unsere vor dem Kriege eingenommene Stellung im chinesischen Handel wiedererwerben und sie im Laufe der Zeit stärker ausbauen wollen, so müssen wir uns auch in sprachlicher Hinsicht von England unabhängig machen und mit den Chinesen in ihrer Landessprache verkehren. . . . Nur diejenige Nation wird in Zukunft

erfolgreich in China sein, deren Kaufleute und Techniker mit den Chinesen auf chinesisch verkehren können." Also — auch hier der entschlossene Wille zum Durchhalten und — charakteristisch für uns Barbaren — Kampf gegen die Gewalt mit geistigen Mitteln!

*

Nach dem Kernspruch Friedrich Wilhelms I.: „Menschen halte vor den größten Reichtum", sind von allen Schäden, die unsere Volkswirtschaft durch den gegenwärtigen Weltkrieg zu erleiden hat, die Verluste an Menschenleben die schmerzlichsten und am schwersten wieder gut zu machen. Ohne jeden Versuch einer Beschönigung mag offen ausgesprochen werden, daß die Opfer, die das deutsche Volk an blühenden Menschenkräften darbringt, einen Umfang erreichen, der die Verluste früherer Kriege weitaus übertrifft, und von dem sich bei Beginn des Krieges wohl niemand eine einigermaßen zutreffende Vorstellung hat machen können. Die Natur des deutschen Volksheeres bringt es mit sich, daß diese Verluste ihrer Art nach schwerer wiegen, als bei den mit uns im Kampf stehenden Völkern. Indeß gilt die Bemerkung, mit der Fürst Bülow in seinem schönen Buche über die deutsche Politik die Betrachtung der Wirtschaftspolitik einleitet, daß wir erst im Kriege erfahren haben, wie reich wir im Frieden geworden sind, auch von unserer Wehrkraft. Wenn unsere Gegner auf unsere Erschöpfung nach dieser Richtung hin spekulieren, so täuschen sie sich ebenso wie in jeder anderen Hinsicht. Andererseits sind die enormen Fortschritte in der Organisation des Sanitätswesens, der Wundbehandlung, der Chirurgie, der Verhütung von ansteckenden Krankheiten bei Abschätzung und Würdigung unserer Menschenverluste glücklicherweise kaum hoch genug zu veranschlagen. Nach der bereits angeführten amtlichen Bekanntmachung über die Ergebnisse des Krieges wurden von den in den Lazaretten des gesamten deutschen Heimatsgebiets behandelten Angehörigen unseres Feldheeres 90,2 Prozent wieder dienstfähig, 1,4 Prozent starben, 8,4 Prozent blieben dienstunbrauchbar oder wurden beurlaubt. Dieselbe Quelle stellt fest, daß infolge der hygienischen Maßnahmen, besonders durch die streng durchgeführten Schutzimpfungen, die Zahl der Erkrankungen an Seuchen im Heere verschwindend gering geblieben ist. Vor Lazarettfiebern, die in früheren Kriegen verheerender gewesen sind als die feindlichen Geschosse, hat uns die vortreffliche Einrichtung und Handhabung unserer militärischen Krankenpflege bewahrt. Auch in Beziehung auf die Behandlung der feindlichen Gefangenen sind wir mit vorbildlicher Menschlichkeit vorangegangen und haben uns bei den schweren Mißhandlungen, denen deutsche Kriegsgefangene in den feindlichen Ländern ausgesetzt sind, nur in seltenen Fällen zu Wiedervergeltungen entschlossen.

Dankbar verdient auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkt anerkannt zu werden, in welchem Umfang für das künftige Schicksal der Kriegsverletzten bei uns schon im Laufe des Krieges Vorsorge getroffen wird, und zwar nicht bloß

durch reiche Spenden, um sie vor Not zu schützen, sondern um sie soviel wie irgend möglich zur Wiederausübung wirtschaftlicher Tätigkeit zu befähigen. Was in dieser Hinsicht durch Krüppelpflege, durch Unterricht von Kriegserblindeten und dergl. geschieht, verdient auch volkswirtschaftlich eingehendere Würdigung, als es in dieser Übersicht angeht. Aber sie kann nicht geschlossen werden, ohne auch in dieser Beziehung der unermüdlichen, hingebenden und verständnisvollen Mitwirkung unserer deutschen Frauen mit dem Ausdruck tiefster Dankbarkeit und aufrichtigster Bewunderung zu gedenken. Unsere Frauen und Töchter haben sich den schweren Aufgaben, die der Weltkrieg auch ihnen gestellt hat, in allen Klassen der Bevölkerung und im vollsten Maße gewachsen gezeigt, und wenn wir, wie Schreiber dieser Zeilen zuversichtlich hofft, diesen furchtbaren Krieg auch wirtschaftlich siegreich überstehen, so tragen die deutschen Frauen zu diesem Ausgang einen nicht hoch genug zu veranschlagenden Anteil bei.

Berlin, im September 1916.

Dr. R. van der Borght,

Kaiserl. Präsident a. D.:

Städtischer Realkredit nach dem Kriege.

Nichts führt mehr irre, als die Frage des städtischen Realkredits lediglich für sich zu betrachten und zu behandeln. Sie ist in Wahrheit viel weniger eine Frage der Kredittechnik, so wichtig diese auch sein mag, als eine Frage der Ergiebigkeit der privaten Wohnungsverwertung. Von der Zulänglichkeit, Stetigkeit und Dauerhaftigkeit dieser Ergiebigkeit hängt Umfang, Gestaltung und Gesundheit des städtischen Realkredits unmittelbar ab. Ohne diese Voraussetzung müssen auch die kredittechnischen Maßregeln erfolglos bleiben.

Diese nur zu oft übersehene Grundtatsache beruht darauf, daß der eigentliche und dauernde Kreditversorger des städtischen Haus- und Grundbesitzes das organisierte und unorganisierte Privatkapital war, ist und sein wird. Staat und Gemeinde mögen oft genug Anlaß und Möglichkeit haben, sich an der Kreditversorgung zu beteiligen. Immer wird das nur ergänzende Bedeutung haben, und niemals wird es der dauernde Zustand sein können. Ohne das Privatkapital würde der ganze städtische Realkredit bald völlig versanden.

Für den städtischen Grundbesitz und seinen Realkredit gab es schon vor dem Kriege recht ernste und schwierige Zeiten. Wiederholte Versteifungen des Geldmarktes, wachsender Wettbewerb anderer ergiebiger Anlagegelegenheiten, übertriebene steuerliche Belastung des Grundbesitzes und des Grundbesitzwechsels, rücksichtslose Eingriffe in und Zugriffe auf vorhandene Boden- und Gebäudewerte

durch bau- und wohnungspolitische und sonstige Maßnahmen hatten die Ergiebigkeit des privaten Hausbesitzes fühlbar beeinträchtigt. Aber die Schwierigkeiten lagen nicht in der Natur der Dinge begründet, sondern in äußeren Vorgängen und Maßnahmen. Die Grundlagen an sich waren gesund und lebenskräftig. Wäre der Frieden erhalten geblieben, so wäre es dem städtischen Hausbesitz möglich gewesen, sich bei einigermaßen verständnisvollem Eingehen der Gesetzgebung und Verwaltung auf seine Verhältnisse und Bedürfnisse aus eigener Kraft über die Schwierigkeiten hinwegzubringen, auch über die besonderen Schwierigkeiten auf dem Gebiete des Realkredits.

Der Krieg und die durch ihn veranlaßten Maßnahmen und Vorgänge haben das verhindert. Mehr als das, sie haben die Lebensgrundlagen des städtischen Haus- und Grundbesitzes zum Teil schwer erschüttert. Übergroße Ausgabensteigerung und übergroße Einnahmeminderung haben während und wegen des Krieges das Verhältnis zwischen Einnahmen und Ausgaben des städtischen Hausbesitzes auf einen wirtschaftlich unzulänglichen Tiefstand gedrückt. Leerstehen von Wohnungen und Läden, Rückgang der Mieten, uneinbringliche Mietsausfälle, die notwendigen Begleiterscheinungen jedes Krieges, sind durch die lange Dauer des jetzigen Krieges in einer bisher nie gekannten Ausdehnung eingetreten. Gesetzgebung und Verwaltung haben dazu dem Hausbesitz noch die fast völlige Schutzlosigkeit gegen zahlungsunfähige und selbst gegen zahlungsunwillige Mieter, die Belastung mit einem wesentlichen Teile der öffentlichen Obdachpflicht ohne jede Aussicht auf Entschädigung, die Beschwerung mit erzwungenen Mietnachlässen aufgebürdet. Die besonderen Steuerlasten des städtischen Grundbesitzes sind während des Krieges zum Teile noch erhöht und allgemein drückender geworden. Steigerung der Löhne, der Kohlen- und Kokspreise, überhaupt der Preise aller für die Hausverwertung in Frage kommenden Leistungen und Stoffe, hat bei alledem die Unkosten im Kriege je länger je mehr in einer Weise verteuert, die niemand hat vorhersehen können.

Auf den Realkredit konnte das nicht ohne Einfluß bleiben. Jeder Krieg bedingt an sich schon Erschwerungen der Realkreditversorgung und zwar um so mehr, je länger er dauert. Durch die tiefgreifenden Wirkungen der langen Kriegsdauer auf die Grundlagen der wirtschaftlichen Betätigung des städtischen Hausbesitzes konnten diese Erschwerungen nur noch gesteigert werden. Dazu kam der riesige Wettbewerb der 5prozentigen Kriegsanleihe und überhaupt die Einstellung der Kapitalverwendung auf Kriegszwecke. Für den nachstelligen Realkredit blieb unter diesen Umständen die Kapitalzufuhr fast ganz aus, für den erststelligen Kredit wurde sie wesentlich vermindert, und im ganzen hat sich der Kredit in fühlbarer Weise verteuert. In wachsendem Maße mußten Zins- und Tilgungsraten gestundet werden. Das Fälligwerden von Hypotheken mußte bis nach dem Kriege hinausgeschoben werden. Nach beiden Richtungen hat der organisierte Realkredit in weitem Umfange helfend eingegriffen. Das unorganisierte Privatkapital konnte

es aus erklärlichen Gründen nicht in gleichem Maße tun. Die gesetzlichen Schutzmaßnahmen zugunsten der Schuldner haben die verbleibenden Lücken teilweise ausfüllen müssen. Auch Steuerrückstände konnte der bedrängte städtische Haus- und Grundbesitz vielfach nicht vermeiden, und sie wurden leider nur zu oft Anlaß zur Herbeiführung der Zwangsversteigerung durch die beteiligten Gemeinden.

Diese Sachlage wird sich mit weiterer Dauer des Krieges verschärfen. Sie wird auch mit Beendigung des Krieges keineswegs sofort aufhören, sondern noch lange nachwirken. Solange sie nachwirkt, wird es unmöglich sein, auf dem Gebiete des Realkredits die nötige Entspannung und Erleichterung in dem vollen gebotenen Umfange zu schaffen. Das Wichtigste, was zur Herbeiführung allseitig geordneter und gesunder Realkreditverhältnisse nach dem Kriege zu geschehen hat, muß deshalb die Sorge für die baldige Wiedergewinnung gesunder allgemeiner Lebensbedingungen des städtischen Hausbesitzes sein. Was dem aus den bisherigen gesetzgeberischen und Verwaltungsmaßregeln auf steuerlichem, baupolizeilichem, wohnungspolitischem und sonstigen Gebieten entgegensteht, muß sobald als tunlich beseitigt werden. Was an unentgeltlichen Kriegsleistungen dem Hausbesitz aufgebürdet ist, muß ersetzt werden usw. Kurz, was geschehen könnte, um die Wiedergewinnung einer ausreichenden Ergiebigkeit seiner Arbeitsleistung und seiner Kapitalanlage zu ermöglichen und zu erleichtern, das müßte geschehen, geschehen, nicht nur wegen des besonderen Interesses des städtischen Hausbesitzes, sondern aus Rücksicht auf die Gesamtinteressen. Steckt doch ein starkes Stück des deutschen Volksvermögens in diesem städtischen Hausbesitz, und sind doch mit ihm durch seinen Realkredit, der über 40 Milliarden Mark hinausgreift, weiteste Kreise des Volkes in unmittelbare und enge Interessenverknüpfung gebracht worden. Für das Volksganze kann es nicht gleichgültig sein, ob und wann es gelingt, hier die Grundlagen gesunder Wirtschaftsführung wiederherzustellen und damit die wichtigste Voraussetzung gedeihlicher Kreditverhältnisse zu sichern.

Aber nirgends vielleicht sind die entgegenstehenden Schwierigkeiten so groß wie hier. Wirtschaftliche Interessen und sozialpolitischer Eifer und Übereifer geraten hier in Widerstreit. Die Furcht vor einer weitverbreiteten oder allgemeinen Kleinwohnungsnot nach dem Kriege, so unbegründet sie ist, beherrscht viele Gemüter. Eine oft bedenkenlose Werbearbeit hat eine kritiklose Feindschaft gegen das Wohnen in großstädtischen Vielfamilienhäusern aufgestachelt. Lauter und dringender als je ertönt der Ruf nach Schenkungen und Begünstigungen aus öffentlichen Mitteln auf dem Gebiete der allgemeinen Wohnungsfürsorge. Man sieht nicht, oder will nicht sehen, daß ein Eingehen auf diese zu hoch gespannten Forderungen gerade in der bevorstehenden Übergangszeit, in der ohnehin der städtische Hausbesitz um seine Existenz schwer zu ringen haben wird, ihm in verhängnisvoller Weise den Erfolg dieses Ringens entwenden kann, ihm selbst und dem Volksganzen zum Schaden und Unheil.

Demgegenüber kann nicht oft genug und nicht laut genug betont werden,

daß wir die Wiederherstellung gesunder wirtschaftlicher Grundlagen des städtischen Hausbesitzes als die erste und unentbehrlichste Voraussetzung für allseitig zufriedenstellende Realkreditverhältnisse brauchen. Gewiß sind kredittechnische Maßnahmen notwendig; aber ihre Wirksamkeit müßte ohne jene allgemeine Voraussetzung unzulänglich bleiben. Lediglich mit kredittechnischen Maßnahmen, wären sie auch noch so gut und schön, ist das Ziel nicht zu erreichen.

Für die notwendigen kredittechnischen Maßnahmen muß den Ausgangspunkt bilden die Tatsache, daß der erststellige Realkredit fast ganz in den Händen des organisierten, der nachstellige, d. h. der über 60 Prozent des Wertes hinausgehende, dagegen fast ganz in den Händen des unorganisierten Privatkapitals ist. Diese Verschiedenheit der Kreditversorger ist von größtem Einfluß. Das für den Realkredit organisierte Privatkapital ist eng und dauernd mit dem Realkredit verbunden. Es wird nach dem Kriege, wenn auch gewiß nicht ohne Schwierigkeiten, doch im wesentlichen das Kreditbedürfnis zur ersten Stelle ausreichend befriedigen können. Verstärkte Geldanlage der Gemeinden in Pfandbriefen der Hypothekenbanken könnte das erleichtern, ebenso die Beseitigung der ungünstigeren Stellung der norddeutschen Hypothekenbanken gegenüber den süddeutschen in der Frage der Mündelsicherheit der Pfandbriefe. Vereinzelt mögen Ergänzungen durch Neubildungen erforderlich sein. Ein allgemeines Bedürfnis dafür besteht nicht.

Anders beim nachstelligen Realkredit oder richtiger bei dem über 60 Prozent des Wertes hinausgehenden Kredit. Das unorganisierte Privatkapital ist nur locker mit dem städtischen Realkredit verbunden. Es läßt sich durch andere günstigere Anlagemöglichkeiten, wie sie nach dem Kriege in stärkerem Maße mit der Hypothekenanlage in Wettbewerb treten werden, leicht vom Realkredit abdrängen, wie die Erfahrungen bewiesen haben. Überdies ist die Stellung des Nachgläubigers für den Fall, daß das beliehene Grundstück notleidend wird, ungünstiger, als die des erststelligen Gläubigers. Während des Krieges haben das nicht wenige Nachgläubiger schwer empfinden müssen. Solche Erfahrungen verstärken nicht die Neigung zur Anlage in nachstelligen Hypotheken. Ist aber erst einmal das unorganisierte Privatkapital von dieser Anlageart abgedrängt, dann kehrt es schwer von selbst zurück.

Daraus erwächst die große und wichtige Aufgabe, die dauernde Zufuhr des Privatkapitals zum nachstelligen Realkredit zu organisieren und dadurch die Verbindung zwischen beiden fester zu gestalten. Mancherlei Wege sind vorgeschlagen worden, um die vorhandenen Rechtsformen für diesen Zweck nutzbar zu machen. Meist setzen die Vorschläge, soweit sie nicht unmittelbar städtische Anstalten verlangen, eine Mitwirkung der Gemeinden durch Übernahme einer Haftung für die über drei Fünftel des Wertes hinausgehende Beleihung voraus. Auch für die am meisten in den Vordergrund getretene Form, für die „Stadtschaften", trifft das zu. Als endgültigen und dauernden Zustand kann man diese Gemeindehaftung nicht ins Auge fassen. Am letzten Ende müssen die beteiligten Kreise selbst in

irgendeiner Form die Kraft zur Sicherung ihres nachstelligen Realkredits aufweisen. Für eine gewisse, vielleicht lange Übergangszeit würde dagegen die Übernahme der Haftung durch die Gemeinden bei der Bedeutung der Angelegenheit an sich nicht zu beanstanden sein. Fraglich ist nur, ob die Gemeinden dazu bereit sein werden. Das ist keineswegs allgemein zu erwarten. Aus grundsätzlichen Erwägungen und aus Rücksichten auf ihre tatsächlichen Verhältnisse verhalten sich viele Gemeinden gegen die Haftung durchaus ablehnend, oder sind zur Übernahme einer Haftung nur dann bereit, wenn ihnen das mit der Haftung verbundene Risiko durch Bürgschaftsübernahme oder andere Vorkehrungen von Organisationen der beteiligten Kreise im wesentlichen abgenommen wird. Im übrigen ist Aufbau und Ausbau der „Stadtschaften", um diesen Namen beizubehalten, keineswegs eine leichte Sache. Man wird sich hierbei vor allem bemühen müssen, sich den jeweiligen besonderen Verhältnissen und Bedürfnissen anzupassen. Eine überall anwendbare Formel gibt es für diese Dinge nicht. Auch wird man den Fehler mancher städtischer Anstalten für nachstellige Hypotheken vermeiden müssen, die Kreditbedingungen so scharf auszugestalten, daß der Hauseigentümer sich ihnen, namentlich in der ersten Zeit nach dem Kriege, nicht anschmiegen kann. Die Schwierigkeiten sind hiernach nicht gering; aber sie sind bei allseitigem guten Willen und verständigem Vorgehen überwindbar.

Immerhin wird bestenfalls noch eine geraume Zeit vergehen, ehe die geplanten Organisationen für die dauernde Kapitalzufuhr zum nachstelligen Realkredit in genügender Zahl gebildet und zu umfangreicher Wirksamkeit gelangt sind. Bis es dahin gekommen ist, würde der wesentliche Teil des nachstelligen Realkreditbedarfs unbefriedigt bleiben, wenn es nicht gelänge, auch für den während dieser Übergangszeit eintretenden Bedarf wirksame Vorkehrungen zu treffen. Das aber würde bedeuten, daß eine schmerzlich große Zahl von Mittelstandsexistenzen in der Übergangszeit dem Untergang anheimfiele. Die Schwierigkeiten in den unmittelbar bevorstehenden Jahren sind ja ohnehin für den städtischen Hausbesitz überaus groß. Die Abtragung der angesammelten Zinsrückstände, die Nachholung der im Kriege notgedrungen unterlassenen Ausbesserungs- und Ergänzungsarbeiten, die bevorstehende scharfe Anspannung der Steuerkraft und dergleichen mehr werden sowieso die durch den Krieg hart mitgenommenen städtischen Hauseigentümer in eine sehr schwierige Lage bringen. Kommt dazu die Kreditschwierigkeit der Übergangszeit in voller oder wenig abgemilderter Schärfe, fehlt es namentlich an der Möglichkeit, für fällig werdende nachstellige Hypotheken Ersatz zu einigermaßen erträglichen Bedingungen zu schaffen, so werden viele auf der Strecke bleiben, deren Erhaltung dem Gesamtinteresse förderlich wäre.

Daraus erwächst eine weitere große Aufgabe, nämlich die, dafür zu sorgen, daß in der vor uns liegenden Übergangszeit eine schnelle Hilfe auf dem Gebiete des nachstelligen Realkredits zu erträglichen Bedingungen ermöglicht wird. Diese Hilfe wird nie rasch genug eingreifen können, wenn für diesen besonderen Zweck

erst neue Organisationen geschaffen werden müssen. Das erfordert viel zu viel Zeit. Von den vorhandenen Organisationen sind die der beteiligten Kreditbedürftigen nur vereinzelt in der Lage, die erforderliche Hilfe aus eigenen Kräften zu gewähren. Das legt den Gedanken nahe, die vorhandenen und bewährten Organisationen für den erststelligen Realkredit (Hypothekenbanken, Versicherungsgesellschaften usw.) in den Dienst dieser Aufgabe zu stellen in einer Form, die ihnen ein sofortiges ausgedehntes Eingreifen möglich macht. Dabei ergibt sich sofort eine ernste Schwierigkeit aus der Tatsache, daß die Hypothekenpfandbriefe unter der Voraussetzung einer Beleihung innerhalb $^3/_5$ des Wertes ausgegeben und aufgenommen sind. Wird davon einfach — auch nur als Kriegsmaßregel — abgewichen, so beunruhigt das die Pfandbriefgläubiger und erschüttert ihr Vertrauen zu den Pfandbriefen. Ebenso werden die Versicherten und die Sparer beunruhigt werden, wenn bei der Hypothekenanlage der Versicherungsgesellschaften und der Sparkassen die bisher innegehaltene Grenze der Beleihung außer acht gelassen wird. Beides würde den Realkredit überhaupt schwer schädigen, weil es die Kapitalzufuhr auch zum erststelligen Kredit in bedenklichem Maße einschränken würde. Dieses Hindernis ließe sich nur beseitigen, wenn für die über $^3/_5$ des Wertes hinausgehende Beleihung eine ausreichende Sicherheit geschaffen werden könnte. Die Sicherheit wäre ohne weiteres gegeben, wenn die Gemeinden für diesen Teil des Realkredits die Haftung übernehmen würden. Das ergeben die Mitteilungen in meiner Schrift: „Der städtische Realkredit nach dem Kriege" (Verlag von Ferdinand Enke, Stuttgart 1916), Seite 51 und ff. Da aber mit der erwähnten Abneigung vieler Gemeinden gegen die Übernahme solcher Haftung gerechnet werden muß, müßte die organisierte Selbsthilfe der Beteiligten durch Einrichtungen und Veranstaltungen eingreifen, die den Gemeinden Rückdeckung gewähren, und deren Haftung dadurch auf ein so geringes Maß einschränken, daß ihnen die Übernahme der Haftung für den nachstelligen Realkredit der Übergangszeit wohl zugemutet werden kann. Einen geeigneten Weg dazu zeigt das in meiner Schrift nur kurz berührte, inzwischen in sehr beachtenswerter Weise weiter ausgestaltete Münchener Vorgehen, das in der gegenwärtigen Nummer von J. Humar*) des näheren geschildert wird. Weil die Münchener ausgezeichnet geleitete Hausbesitzer-Organisation in der Lage war und ist, Veranstaltungen durchzuführen, die tatsächlich die städtische Haftung auf ein geringes Maß einschränken, hat dort die Frage der Gemeindehaftung keine Schwierigkeiten gemacht. Das Münchener Vorgehen zeigt auch, daß zu dem Zwecke nicht einmal besonders große Mittel festzulegen sind. Gewiß werden noch andere Organisationen der Beteiligten in ähnlicher Weise eingreifen können, und sie sollten es tun.

Viel allgemeiner ließe sich natürlich die Hilfe für die Übergangszeit gestalten,

*) Wegen Platzmangels mußte der Aufsatz von J. Humar für das Dezemberheft zurückgestellt werden. Die Redaktion.

wenn man das Eingreifen der Realkreditanstalten von einer Gemeindehaftung ganz loslösen könnte. Wesentliche Erschwerungen würden damit von vornherein wegfallen. Die Notwendigkeit, bei nachträglicher Wertminderung vom Hypothekenkapital soviel zurückzufordern, als es die Wertgrenze von 60 Prozent überschreitet, würde damit meist beseitigt sein. Der städtische Hausbesitz würde dadurch von einer ernsten und oft unheilvollen Kalamität befreit. Zugleich böte sich hier bei weiterer Ausgestaltung die Möglichkeit, die ganze Beleihung bis zu 75 Prozent des Wertes in einer Hand zusammenzufassen, was eine für den Schuldner günstigere Gestaltung der Beleihungsbedingungen ermöglichen würde. Der Gedanke ist also sehr verlockend. Aber der Weg wäre nur gangbar, wenn die Gefahr einer Beunruhigung der Pfandbriefgläubiger, Versicherten und Sparer mit ihren schädlichen Folgen für den Realkredit überhaupt vermieden werden könnte. Zur Erörterung ist gekommen, daß den Hypothekenbanken, Versicherungsgesellschaften und anderen Anstalten, die den erststelligen Realkredit pflegen, dabei aber an die bisherige Beleihungsgrenze von 60 Proz. des Wertes gebunden sind, gestattet wird, während der Kriegszeit und in einer gewissen Übergangszeit nach dem Kriege städtische bebaute Grundstücke bis zu 75 Proz. des durch sorgfältige Schätzung ermittelten Wertes zu beleihen unter der Voraussetzung, daß der über 60 Prozent des Wertes hinausgehende Teil als Tilgungshypothek gegeben wird, eine Voraussetzung, die schon der Ausschuß des Abgeordnetenhauses für das Schätzungsamtsgesetz für den Fall einer Erweiterung der Beleihungsgrenze ins Auge gefaßt hatte.

Wenn das ausreichend wäre, würde man nur noch für das über 75 Prozent hinausgehende Kreditbedürfnis, das übrigens in der Regel durchaus im Rahmen des wirtschaftlich Berechtigten bleibt, auf die Gemeindehaftung zurückzugreifen haben, um die Hypothekenbanken usw. in die Lage zu versetzen, auch hierfür — natürlich nur bis zu einer gewissen Obergrenze, die in der Regel über 80 Prozent des Wertes nicht hinausgehen dürfte, — unmittelbar oder auf dem Wege über Kommunaldarlehen Mittel bereitzustellen. Durch die Beschränkung der Gemeindehaftung auf diesen kleinen Teil der Gesamtbeleihung würden die Bedenken vieler Gemeinden gegen die Übernahme der Haftung an Gewicht verlieren. Gleichzeitig würde es gerade wegen dieser Beschränkung auf verhältnismäßig kleine Beträge den Hausbesitzerorganisationen erleichtert, den Gemeinden eine ausreichende Rückdeckung zu verschaffen. Aber es wird ernsthaft bezweifelt, ob die Tilgung des über 60 Prozent des Wertes hinausgehenden Teiles der Beleihung allein schon die Beunruhigung der Pfandbriefgläubiger, Versicherten und Sparer aus der Welt schaffen könnte, zumal die Tilgung in der ersten und besonders gefahrreichen Zeit noch nicht genügend wirken könnte. Es müßte also für den über 60 Prozent des Wertes hinausgehenden Teil des Realkredits zu der Tilgung noch eine ausreichende und namentlich für die schwierige Anfangszeit verstärkte Sicherheit hinzutreten. Sie müßte mangels der Gemeindehaftung durch die Organisationen der

Beteiligten geschaffen werden. Das wird nur den leistungsfähigen Organisationen in wirklich ausreichendem Maße möglich sein. Man wird also auch auf diesem Wege allein die notwendige Allgemeinheit der Hilfe in der Übergangszeit nicht sichern können.

Hiernach gibt es in der Frage kein „Entweder — oder", sondern nur ein „Sowohl — als auch". Man wird je nach den Verhältnissen die einzuschlagenden Wege verschieden gestalten müssen. Auf eine Mitwirkung der Organisationen der Beteiligten wird man im übrigen nur ausnahmsweise ganz verzichten können, wenn eine Heranziehung der Realkreditanstalten für den nachstelligen Realkredit der Übergangszeit ohne Schädigung des Realkredits überhaupt ermöglicht werden soll, nämlich nur da, wo die Gemeinden bereit und imstande sind, ohne weiteres die Haftung für den in Rede stehenden Teil des Realkredits zu übernehmen. Wo sie nicht dazu bereit sind, muß die organisierte Selbsthilfe der Beteiligten, falls sie nicht aus eigenen Kräften die erforderliche Kredithilfe gewähren kann, entweder die Gemeindehaftung entbehrlich machen oder — was wohl eher möglich ist — sie durch Gewährung entsprechender Rückdeckung erleichtern. Unter diesen Voraussetzungen wäre den Realkreditanstalten ein erweitertes Eingreifen zugunsten des nachstelligen Realkredits möglich. Daß alsdann die Träger des organisierten erststelligen Realkredits von diesen Möglichkeiten eines Eingreifens überall da Gebrauch machen werden, wo dadurch wirtschaftlich wertvolle Existenzen erhalten werden können, kann nicht bezweifelt werden. Denn ihren Schuldnerkreis über die Schwierigkeit der Übergangszeit möglichst unversehrt hinwegzubringen, entspricht ihrem wahren und dauernden Interesse. Der Wille, zu helfen, ist bei ihnen lebendig. Man muß ihm nur den Weg freimachen.

Dr. Otto Arendt,

Mitglied des Reichstages und des preußischen Abgeordnetenhauses:

Die Hypothekennot und ihre Bekämpfung.

Reformen und Organisationen sind immer Noterzeugnisse. Solange alles gut geht, ist jeder mit dem Bestehenden zufrieden. Nur so läßt es sich erklären, daß in Deutschland die Ordnung des städtischen Realkredits völlig sich selbst überlassen blieb, während für den landwirtschaftlichen Realkredit seit mehr als einem Jahrhundert namentlich in Preußen sehr segensreich wirkende Einrichtungen bestanden.

Es ging unseren städtischen Hauseigentümern zweifellos gut. Entsprechend der allgemeinen wirtschaftlichen Aufwärtsbewegung herrschte überall Blühen, Gedeihen, Wachsen in den deutschen Städten. Die Zunahme der Bevölkerung und des Wohlstandes erhöhte ständig die Nachfrage nach städtischen Wohnhäusern

zu Kauf und Miete. Die Mieten stiegen, der Wert des Grund und Bodens wuchs. Die Abnutzung der Grundstücke wurde dadurch mehr als ausgeglichen, und der Hausbesitzer konnte ständig auf höhere Überschüsse und steigende Werte seines Besitzes rechnen. Dazu kam ein stetiges Sinken des Zinsfußes, das mit kurzen Unterbrechungen während der ganzen zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts anhielt. So war nicht nur der städtische Realkredit leicht zu befriedigen, es war vielmehr dem Eigentümer sehr erwünscht, daß er seine Hypotheken nicht zu lange festlegte, um möglichst oft den Zinsfuß herab- und die Beleihungssumme heraufsetzen zu können. Niemand dachte daran daß es einmal anders kommen würde.

Und es kam anders. Wie so oft im wirtschaftlichen Leben waren es gleichzeitig verschiedene Ursachen, die zusammenwirkten und sich dadurch steigerten. Seit Beginn des neuen Jahrhunderts steigt der Zinsfuß. Eine Steigerung des Hypothekenzinsfußes drückt den Reinertrag eines Grundstücks herab und vermindert mithin seinen Verkaufswert. Der Gläubiger fordert deshalb nicht nur höheren Zins, sondern auch größere Sicherheit und sucht diese in einer Teilrückzahlung. Eine solche legt dem Hauseigentümer große Opfer auf und führt nicht selten zum Vermögensverfall. Eine Zinssteigerung hätte ausgeglichen werden können durch Mietssteigerungen. Der Hausbesitz aber sieht sich seit langem sinkenden Mieten gegenüber, die Folge einer Überproduktion an Wohnungen, die nicht zuletzt auf gesetzgeberische Maßnahmen zurückzuführen ist. Die Steuer nach dem gemeinen Wert hat den Bauschwindel geradezu großgezogen. Infolge der Wohnungs-Überproduktion sinken nicht nur die Mietspreise, sondern steigen auch die Ansprüche der Wohnungssucher bezüglich der Wohnungsausstattung, was ebenso wie die Steigerung der Löhne und fast aller Erzeugnisse die Hauslasten wesentlich erhöht.

Das war bereits der Stand der Dinge vor dem Kriege — welche Verschlimmerung der Krieg bringen mußte, liegt auf der Hand. Je länger der Krieg dauert, um so sicherer wird, daß diese Verschlimmerung einen dauernden, sich ständig verschärfenden Charakter behält. Der Staat hat mit Fug und Recht den Familien der Kriegsteilnehmer ihre Wohnungen sichergestellt, er hat aber das einfach auf Kosten der Hausbesitzer getan, die also tatsächlich ohne Entschädigung einer teilweisen Enteignung unterlagen. Die Gemeinden haben zum Teil Mietsbeihilfen gewährt, diese aber von Mietsnachlässen abhängig gemacht. Man denke, daß der Staat den Landwirten die Kartoffeln zu Gunsten der städtischen Bevölkerung ohne Entgelt abnehmen würde, daß die Städte dann aber sich bereit erklären würden, den Landwirten den halben Wert der Kartoffeln zu zahlen, wenn sie auf die andere Hälfte verzichten!

Bezüglich der Hypotheken besteht selbstverständlich seit Beginn des Krieges überhaupt kein Markt mehr. Wird eine Hypothek fällig, so liegt das Schicksal des Hausbesitzers einfach in den Händen seines Gläubigers. Dieser kann die Bedingungen diktieren, und das geschieht vielfach mit äußerster Härte. Nur die

großen Gesellschaften haben erkannt, daß eine pflegliche Behandlung der Schuldner auch in ihrem Interesse liegt. An sich sollte Kündigung einer Hypothek und Steigerung des Zinsfußes während der Kriegszeit als den guten Sitten widersprechend angesehen werden, soweit nicht im Einzelfall besondere Gründe vorliegen. Es handelt sich immer um Ausnützung einer Notlage, und das ist Wucher. Daß auch öffentliche Sparkassen den Zinsfuß erhöhen, muß aufs schärfste gemißbilligt werden und fordert ein Einschreiten der Aufsichtsbehörden, wie es in Sachsen nachdrücklich geschehen ist.

Hat die Gesetzgebung bisher überhaupt für den städtischen Realkredit versagt, so muß ihr der schwere Vorwurf gemacht werden, daß sie sich den veränderten Verhältnissen eines langjährigen Krieges gar nicht gewachsen zeigte. Man glaubt offenbar immer noch, mit kleinen Verlegenheitsmitteln auskommen zu können, und läßt damit die Dinge einer Katastrophe entgegentreiben, deren Schwere und Bedeutung dem öffentlichen Bewußtsein noch nicht genügend klar geworden zu sein scheint, obwohl etwa ein Drittel unseres gesamten Nationalvermögens im städtischen Grundbesitz angelegt ist.

Es sei deshalb hier zunächst hervorgehoben, daß während des Krieges die Gefahr eines Zusammenbruchs weit geringer ist als nach dem Kriege. Der Kriegszustand nötigt die Gläubiger zur Vorsicht, namentlich in Hinblick auf Rückzahlungsforderungen und Enteignungen. Man läßt also zunächst die Hypotheken kurzfristig weiterlaufen. Aber was soll werden, wenn diese Milliarden alle auf einmal fällig werden? Man will die Unkündbarkeit der Hypotheken nicht einführen, aus Furcht, daß dann die Hypotheken alle auf einmal fällig werden, und übersieht, daß das auch so der Fall ist.

Das zweite Bedenken gegen die Unkündbarkeit der Hypotheken ist das „Teilmoratorium“; auch das ist nicht zutreffend. Denn wenn der Staat in alle Wirtschaftszweige eingreift, wenn er dem Hausbesitzer höhere, besondere Lasten durch die Wohnpflicht der Kriegsteilnehmer auferlegt, dann ist er auch berechtigt, Höchstgrenzen für Hypothekenzinsen einzuführen und zu bestimmen, daß Einigungsämter über jeden Fall der Hypothekenkündigung zu befinden haben, Bestimmungen, die über die Kriegszeit solange auszudehnen sind, bis eine Neuordnung des städtischen Realkredits durchgeführt worden ist.

Eine solche Neuordnung ist die einzige Rettung, Rettung aber muß erfolgen, nicht nur, weil es sich um Millionen von Existenzen handelt, die den Kern des ganzen deutschen Mittelstandes ausmachen, sondern auch, weil die Befriedigung des nebst Nahrung und Kleidung wichtigsten Bedürfnisses, des Wohnbedürfnisses, dadurch bedingt wird. Vom Wohlergehen der Hausbesitzer hängt das Gedeihen des Baugewerbes ab. Wer soll Wohnhäuser bauen und kaufen, solange die Besitzer solcher Wohnhäuser dem Untergang entgegensehen müssen? Die Folge ist ein Daniederliegen des Bauens, bis die Überproduktion der Wohnungen einem Mangel an Wohnungen gewichen und dadurch eine erhebliche Mietssteigerung ein-

getreten ist. Ein Daniederliegen des Bauens macht Hunderttausende von Unternehmern und Arbeitern brotlos und ruiniert alle für das Baugewerbe tätigen Industrien und Handwerke. Die Wohnungsnot aber, die schließlich entstehen müßte, würde weder dem Hausbesitz noch dem Baugewerbe wesentlich nützen, denn zu ihrer Bekämpfung würden Staat und Gemeinden einschreiten und es könnten daraus leicht sozialistische Experimente entstehen, die an den Symptomen des Übels herumdoktern und das Übel, statt es zu heilen, vermehren.

Es muß ganze Arbeit getan werden, wenn noch jetzt, und ehe es zu spät wird, Hilfe gebracht werden soll.

Man gebe zunächst die „Moratorium-Bedenken" auf. Die Lage ist zu ernst, um der Theorie noch Raum zu lassen. Nicht nur Unkündbarkeit der Hypotheken muß gefordert werden, sondern auch Nachprüfung aller seit Kriegsbeginn vorgenommenen Hypothekenverlängerungen durch Einigungsämter, ohne deren Zustimmung künftig keine Änderung im jetzigen Stand eintreten darf. Nur durch eine solche Maßregel kann durchgreifend geholfen werden.

Den Einigungsämtern aber muß eine weitgehende Befugnis auch gegenüber den Schuldnern eingeräumt werden, sie müssen ebenso die berechtigten Interessen der Hypothekengläubiger wahren. Es wäre höchst verkehrt und würde die Rückkehr gesunder Verhältnisse auf dem Realkreditmarkt sehr erschweren, wenn nicht erkannt würde, daß Gläubiger und Schuldner gleich pfleglich zu behandeln sind und in ihren Interessen nicht als Gegner zu gelten haben, zwischen ihnen muß nach Recht und Billigkeit der Ausgleich gesucht werden.

Der beste Weg hierzu ist die Umwandlung der Zinshypotheken in unkündbare Tilgungshypotheken. Soweit die Schuldner hierzu imstande sind, sollte die Umwandlung erzwungen werden. Nur die unkündbare Tilgungshypothek gibt dem Hausbesitz wieder eine unerschütterliche Stellung. Doch auch hier droht eine Gefahr. Zu hohe Anforderungen an die Tilgung, sie mögen theoretisch noch so begründet sein, hindern praktisch die Durch- und Einführung der Tilgungshypotheken. Es muß aber den Hausbesitzern die Kreditmöglichkeit auf der Grundlage der unkündbaren Tilgungshypothek unbedingt gewährt werden. Hierzu ist die Errichtung öffentlicher Pfandbriefanstalten (Stadtschaften) nötig. Damit allein indes ist es nicht getan, dazu kommt diese Neuschöpfung zu spät. Die Überführung der Milliarden-Hypotheken, die heute bei Hypothekenbanken, Versicherungsgesellschaften, Sparkassen bestehen, auf Pfandbriefanstalten würde die Krisis nicht fernhalten, sondern herbeiführen oder verschärfen. Es muß im Gegenteil dahin gestrebt werden, die Hypotheken ohne Änderung des Gläubigers aus Zins- in Tilgungshypotheken umzuwandeln. Hierbei kommt eine geradezu entscheidende Frage in Betracht. Die Mündelsicherheit des städtischen Grundbesitzes ist auf 50 Prozent beschränkt, bis 60 Prozent sind bei Hypothekenbanken usw. Beleihungen zugelassen. Eine baldige Änderung ist hier an sich ausgeschlossen. Jedenfalls muß jeder Neuordnung die Einführung eines geordneten Schätzungswesens voraus-

gehen. Daher ist die Verabschiedung des Schätzungsamtsgesetzes in Preußen die erste Voraussetzung einer Neuordnung des Hypothekenwesens. Das unbedingte Vertrauen zur Sicherheit des städtischen Realkredits muß zurückgewonnen werden.

Auf der Grundlage zuverlässiger Schätzungen wird sich notwendig ein Wertrückgang des Hausbesitzes ergeben, da dieser tatsächlich als Folge der Zinssteigerung und des Mietsrückganges vorliegt. Wir müssen also mit einer gerechtfertigten, ja nach den gesetzlichen Vorschriften notwendigen Forderung auf Teilrückzahlungen bei den ersten Hypotheken rechnen. Hiergegen muß Vorsorge getroffen werden, wenn nicht die schwersten Verluste eintreten sollen.

Es ist nötig, daß die Pfandbriefanstalten und zugleich die Hypothekenbanken, Versicherungsgesellschaften, Sparkassen die gesetzliche Befugnis erhalten, soweit ihre Beleihungen zu belassen, wie ihnen eine Sicherheitsleistung durch öffentliche Körperschaften (Staat, Provinz, Kreis, Gemeinde) gewährt wird. Das ist der wichtigste, der nach meiner Ansicht allein gangbare Weg zur Rettung des städtischen Grundbesitzes. Die Gemeinden werden sich vor die Frage gestellt sehen, ob sie eingreifen wollen zur Rettung ihrer besten Steuerzahler, zur Vermeidung einer zur allgemeinen Verarmung führenden Katastrophe.

Nach den Erklärungen des Städtetages ist der Wille zur Hilfe bei den Städten vorhanden; wo ein Wille ist, ist auch ein Weg.

Aber es ist Recht und Pflicht der Gemeinden, daß sie hierbei die Gesamtinteressen ihrer Steuerzahler gebührend berücksichtigen.

Die Gemeinden werden deshalb mit Recht fordern, daß ihre Hausbesitzer für die etwaigen Verluste eintreten, die den Gemeinden durch die Übernahme der Bürgschaften entstehen können. Die Hausbesitzer müssen sich zu diesem Zweck organisieren, wobei nur die Genossenschaft mit beschränkter Haftung praktisch möglich erscheint. Mit unbeschränkter Haftung würde die Beteiligung unzureichend sein, weil die Gefahr für den Einzelnen zu groß erscheint, und Zwangsgenossenschaften sind unmöglich, weil der Hausbesitz viel zu ungleichartig ist (Mietshäuser, Villen, Fabriken, Theater, Kaufhäuser, Landhäuser, Einfamilienhäuser), die Verschuldung außerordentlich verschieden ist und kein Mensch mehr freiwillig Häuser kauft, wenn ihm eine Zwangsgenossenschaft zugemutet wird. Kann aber die Genossenschaft mit beschränkter Haftung genügende Sicherheit bieten? Diese Frage wird manche Stadtverwaltung vorsichtig verneinen.

Es ist deshalb nötig, die Hausbesitzergenossenschaften zu stärken. Das geschieht am leichtesten durch Teilung oder Verbreiterung des Risikos nach den bewährten Grundsätzen des deutschen Versicherungswesens.

Die Hausbesitzergenossenschaften müssen sich zu Verbänden zusammenschließen, einen Teil des Risikos trägt dann die lokale Organisation, einen Teil gemeinsam der Verband.

Eine weitere, sehr wesentliche Hilfe bietet die Hypothekensicherung durch Genossenschaften oder Banken.

Es gibt bereits eine Reihe von Organisationen, welche die Ausbietungs-garantie für Hypotheken übernehmen.

Indes die nach meiner Ansicht beste, bisher vorgeschlagene Form der Hypothekensicherung befindet sich noch im Stadium der Vorbereitung. Ihre praktische Durchführung würde ich für eine der wichtigsten Hilfen für den städtischen Realkredit ansehen, soweit Selbsthilfe in Betracht kommt. Es ist der Arbeitgeberbund des deutschen Baugewerbes, der diese neue Schutzbank-Idee plant, von der richtigen Voraussetzung ausgehend, daß das Baugewerbe nur gedeihen kann, wenn dem Hausbesitz die Lebensmöglichkeit bleibt. Nicht das Baugewerbe, sondern nur der Bauschwindel wird ohne Berücksichtigung des Wohnungsbedarfs mit dem Hausbesitz in unlauteren Wettbewerb treten.

Seit langem schon waren Bestrebungen im Gange, das Kapital dadurch wieder dem städtischen Realkredit zuzuführen, daß die Gefahren der Beteiligung an Zwangsverkäufen dem Kapital abgenommen wurde. Es bildeten sich Genossenschaften, z. B. in Berlin, zur Sicherheitsleistung für zweite Hypotheken. Hierbei wurde die Zwangsversteigerung mit ihren schweren Verlusten und Kosten und mit ihrer Schädigung des gesamten Grundbesitzes die Voraussetzung für das Eingreifen der Genossenschaft. Diese hat das Eigentum zu übernehmen, die vorstehenden Hypotheken nötigenfalls auszuzahlen und jedenfalls große Kapitalbeträge flüssig zu machen und festzulegen. Der neue Vorschlag des Baugewerbes erreicht das gleiche Ziel auf viel einfachere und zweckdienlichere Art. Die Schutzbanken übernehmen den Lastenschutz des Grundstücks.

Sie leisten Bürgschaft für die Hypothekenzinsen und Steuern und verhüten dadurch die Zwangsversteigerung. Gerät der Besitzer in Zahlungsrückstand, so übernehmen sie die Verwaltung. Hierbei können nur kleine Verluste entstehen, oft wird dem Besitzer das Eigentum bald zurückgegeben und er so vor dem Ruin bewahrt werden können. Auch das Kapital der Hypotheken wird gesichert, wobei seine Tilgung in mäßigen Grenzen bedingt ist. Im Falle der Kündigung erfolgt die Herbeischaffung des Kapitals ohne Zwangsversteigerung, die nur dann möglich bleibt, wenn hinter der Schutzbank stehende Gläubiger sie betreiben und die Schutzbank auszahlen, ein praktisch kaum denkbarer Fall.

Ist das Risiko dieser Lastensicherung geringer als das Risiko der Ausbietungs-Garantie, so muß auch eine billigere Schutzgebühr ausreichen. Die auf mathematischen Grundlagen ruhenden Berechnungen der Schutzgebühren sind überraschend gering. Die Befürchtungen mancher Hausbesitzer, daß zu hohe Beiträge gefordert werden könnten, sind nicht zutreffend. Was die Beiträge kosten, muß reichlich an Zins gespart werden, denn eine geschützte Hypothek muß einer ungeschützten vom Kapital so vorgezogen werden, daß ein niedrigerer Zins ausreicht. Darüber hinaus wird der Gläubiger von der für den Hausbesitzer so drückenden Forderung der Teilrückzahlungen absehen können, wenn seine Hypothek durch die Schutzbank unbedingte Sicherheit erhält. Indem die Schutzbank selbst die

Zahlung der Zinsen und des Kapitals leistet, tritt sie zwischen Schuldner und Gläubiger, wie die Pfandbriefanstalt oder Hypothekenbank.. Der Kapitalist braucht weder das Grundstück noch den Hausbesitzer zu kennen, seine Forderung ist selbstbürgerisch durch die Schutzbank gesichert.

Das Risiko der Schutzbank aber soll nach den bewährten Grundsätzen des deutschen Versicherungswesens — das ist die zweite, sehr wesentliche Besserung, die der Vorschlag des Baugewerbes bringt — durch Rückversicherung geteilt und verallgemeinert werden. Es wird zuerst eine Verbandsbank der deutschen Hypothekenschutzbanken als Rückversicherung begründet. Sie übernimmt 60 Prozent des Risikos, während die lokalen Schutzbanken 40 Prozent tragen. Auf dieser Grundlage kann der örtlichen Organisation der freieste Spielraum gegeben werden. Es können sich Hausbesitzergenossenschaften, soweit sie das System des Lastenschutzes durchführen, der Verbandsbank anschließen und ihr 60 Prozent des Risikos übertragen. Dadurch gewinnen diese Organisationen an Kraft und Kredit namentlich auch den Gemeinden gegenüber, denen sie für Gemeindebürgschaften Sicherheit zu stellen haben. Es wird sich dann leicht eine weitere Teilung des Risikos ermöglichen lassen. Die Hausbesitzergenossenschaften bilden Verbände, denen sie 80 Prozent des Risikos übertragen. Diese Verbände decken sich mit 60 Prozent bei der Verbandsbank. Wächst das System, so werden neue Verbandsbanken entstehen, und der Hausbesitz kann sich auch eine eigene Verbandsbank begründen; diese Verbandsbanken werden dann unter sich die Risiken durch Rückversicherungen ausgleichen.

Eine weitere Ausgleichung der Risiken kann zwischen Stadt und Land eintreten. Die Steigerung des Zinsfußes bedroht auch den landwirtschaftlichen Realkredit. Auch hier sind Bemühungen im Gange, die auf Besserung des ländlichen Hypothekenwesens abzielen. Nach dem Bekanntwerden des Vorschlages des Baugewerbes ist von landwirtschaftlicher Seite dieser Vorschlag als praktisch und gangbar anerkannt und die Bildung einer Schutzbank für die Landwirtschaft im Anschluß an die Verbandsbank ins Auge gefaßt worden.

So ergibt sich für mich das folgende Programm für die Organisation des Realkredits:

1. Schaffung von Schätzungsämtern und Stadtschaften mit mündelsicherer Beleihung bis zu 75 Prozent für Tilgungshypotheken, bei schneller Abzahlung bis 80 Prozent, unter Sicherheitsleistung der Gemeinden;

2. Ausdehnung der Beleihungsbefugnis unter den gleichen Voraussetzungen für Hypothekenbanken, Versicherungen, Sparkassen;

3. Einrichtung von Einigungsämtern mit bindender Befugnis für Schuldner und Gläubiger, möglichst unter Erlaß von Normativbestimmungen;

4. Bildung von Hausbesitzergenossenschaften und Verbänden von solchen zur Deckung der von den Gemeinden übernommenen Garantien;

5. Anschluß dieser Genossenschaften an die Verbandsbank deutscher Hypothekenschutzbanken und Bildung von Hypothekenschutzbanken behufs Übernahme des Lastenschutzes.

Es wäre ein schwerer und verhängnisvoller Irrtum, wenn man glauben wollte, daß die Not des Hausbesitzes, die schon vor dem Kriege bestand, mit Friedensschluß beendet wäre. Im Gegenteil, dann wird sie erst die gefährlichsten Formen annehmen. Eine Katastrophe erscheint mir unvermeidlich, wenn wir noch länger die Hände in den Schoß legen. Diese Katastrophe sehe ich als die schwerste Gefahr für unsere gesamte Volkswirtschaft an, die uns überhaupt droht. Deshalb müssen wir endlich aus den ewigen Erwägungen zu Taten schreiten. Mit halben Mitteln ist es nicht mehr getan. Alle, die es angeht, sind gewarnt. Reich, Staat, Gemeinde haben, ehe es zu spät ist, ihre Pflicht zu tun, dann wird auch der Mut zur Selbsthilfe hinzukommen. Dabei versteife man sich nicht auf Grundsätze und Einzelheiten und mache nicht das Bessere zum Feind des Guten. Es muß von allen Seiten und mit allen Mitteln angepackt werden. Hierzu wollte ich einen Beitrag leisten; können Andere bessere Vorschläge machen, so wird mir das um so lieber sein.

Justizrat Dr. Baumert:
Die Befristung von Hypothekenschulden während des Krieges.

Seit Jahrzehnten habe ich immer, um die Schaffung von Pfandbriefanstalten und damit die Schaffung von unkündbaren Hypotheken als notwendig nachzuweisen, hervorgehoben, daß im Falle eines schwierigen Krieges der Grund- und Hausbesitz bei kündbaren Hypotheken nicht bestehen könne. Ich habe jedoch meist tauben Ohren gepredigt. Mir ist entgegnet worden, ein Krieg werde nur ganz kurze Zeit dauern, da er viel zu viel Geld beanspruche. Für eine kurze Zeit käme die Kündigungsfrist der Hypotheken nicht in Betracht. Auch würde die Reichsbank sofort Darlehnskassen gründen, so daß man auf Hypotheken Geld erhalte. Leider haben diese Gegner nicht recht bekommen. Dieser Krieg hat sie gründlich widerlegt. Der Krieg dauert nun schon zwei Jahre, und das Ende kann niemand mit Sicherheit voraussagen. Die Darlehnskassen, welche die Reichsbank geschaffen hat, beleihen zwar russische Werte, geben aber keinen Pfennig auf eine deutsche Hypothek. Es hat sich dies nicht durchsetzen lassen, und man muß füglich anerkennen, daß die Leitung der Reichsbank doch triftige Gründe dafür hat, daß sie sich mit der Beleihung von Hypotheken nicht befaßt, bezw. eine direkte Beleihung mit

Entschiedenheit ablehnt. So kam es, daß nunmehr eingetroffen ist, was ich immer vorausgesagt habe, daß infolge der Kündbarkeit der Hypotheken der Haus= und Grundbesitz schwer in Bedrängnis geraten ist und bei Fortdauer des Krieges immer noch weiter gerät. Denn das beweist die Geschichte aller Zeiten, daß während eines Krieges Geld auf Hypotheken so gut wie nicht zu haben ist. Die Hypotheken, die während des Krieges fällig werden, bedeuten daher in den meisten Fällen den Vermögensruin für den Hypothekenschuldner. Gleich nach Ausbruch des Krieges habe ich auf dieses alles aufmerksam gemacht, insbesondere auch in Berlin*) wiederholt hervorgehoben, daß wir doch gut daran täten, uns auf einen längeren Krieg vorzubereiten und nicht mit einem kurzen Krieg zu rechnen. Indes, auch damals fand ich wenig oder gar keine Zustimmung. Es wurde mir das Wort Moratorium von mehreren Seiten entgegengehalten. Nun ist es zweifellos richtig, daß unsere Regierung weise gehandelt hat, ein allgemeines Moratorium nicht zu erlassen, und daß diese Unterlassung für unsere Volkswirtschaft außerordentlich günstig gewirkt hat. Aber man muß doch nicht vor einem Wort, das doch nur ein leerer Schall ist, sich ins Bockshorn jagen lassen. Es kommt doch auf die Sache an, nicht auf den Schall des Wortes. Damit, daß Hypothekenkapitalien befristet werden, wird noch lange kein Moratorium im allgemeinen Sinne erteilt werden. Sollen doch, wie ich immer hervorgehoben habe, die Hypothekenzinsen nach wie vor fällig werden und gezahlt werden müssen und auch beitreibbar sein. Es ist also wenig von einem allgemeinen Moratorium vorhanden, wenn man Hypothekenkapitalien während des Krieges befristet bezw. nicht fällig werden läßt. Es kommt aber hinzu, daß jeder, der sein Geld in Hypotheken angelegt hat, damit eine dauernde Kapitalsanlage gesucht hat. Er hatte also gar nicht die Absicht, das Geld bei irgendwelchen eintretenden anderen Umständen sofort zurückgezahlt zu verlangen. Dies drückt sich ja auch meist in den Beleihungsbedingungen aus in der Art, daß die Kündigung oft für längere Jahre ausgeschlossen wird. Kennen doch die preußischen Landschaften, die das Wesen der Hypotheken am besten begriffen haben, nur seitens des Gläubigers unkündbare Hypotheken und sollen doch auch die Hypothekenbanken ihre Tilgungshypotheken selbst nicht kündigen. Ist mir doch auch immer von Sparkassenvertretern vorgehalten worden, daß eine Sparkassenhypothek so gut wie unkündbar sei.

Dies alles, sowie die durch die lange Dauer des Krieges fortschreitende Not des Hausbesitzes hat es aber zuwege gebracht, daß sich gewichtige Stimmen für eine Befristung — ja zum Teil langjährige Befristung — ausgesprochen haben. So an erster Stelle und am weitgehendsten der frühere Oberpräsident von Ostpreußen Batocki, sodann der Geschäftsführer des Deutschen Städtetages Dr. Luther, Reichstags= und Landtagsabgeordneter Dr. Arendt, Oberbürgermeister

*) Vgl. Schriften des Zentralverbandes der Haus= und Grundbesitzervereine Deutschlands 1916 Heft 1, S. 5.

Dr. Glücksmann, Geh. Justizrat Dr. Harnier*). Einige von ihnen scheuen auch vor dem Wort Moratorium nicht zurück.

Wenn man jenes Auftreten der Sparkassenvertreter in Friedenszeiten berücksichtigt, so werden sich die Sparkassen wirklich nicht beklagen können, wenn man sie jetzt beim Wort nimmt und verlangt, daß sie als gemeinnützige Anstalten sich nicht die Kriegskonjunktur dadurch zunutze machen dürfen, daß sie die Hypotheken kündigen, sie hartherzig einziehen und dadurch großen Gewinn bei der jetzigen Geldknappheit erzielen, wo sie doch auch für die Spargelder ihrer Sparer nicht mehr Zinsen zu geben genötigt sind. Trotzdem haben es Sparkassen fertiggebracht, mehrere sofort nach Ausbruch des Krieges, eine größere Sparkasse erst jetzt vor kurzem, ihre Hypotheken teils schlechtweg zu kündigen, teils durch die Drohung der Kündigung nur eine Zinserhöhung durchzusetzen. Allerdings sind nicht bloß die preußischen Aufsichtsbehörden, insbesondere das preußische Ministerium des Innern, soweit sie dies vermochten, dagegen vorgegangen, sondern auch das Königlich Sächsische Ministerium hat jüngst einen diesbezüglichen anerkennenswerten Erlaß an die Sparkassen gerichtet**). Man kann daher im allgemeinen sagen, daß, von Ausnahmen abgesehen, die Sparkassen von einer Kündigung und einer Zinserhöhung während des Krieges abgesehen haben.

Indes, die Hypothekenbanken benehmen sich anders. Erklärten doch einige Hypothekenbankdirektoren, sie hielten sich im Interesse ihrer Bank für verpflichtet, von der Fälligkeit der Hypotheken auch während des Krieges Gebrauch zu machen und Hypotheken, bei denen die Kündigungsmöglichkeit eintritt, trotz des Krieges auch zu kündigen, um ihre Pflicht gegen ihre Hypothekenbank zu erfüllen, denn sie könnten das Geld nicht unter den alten Bedingungen stehen lassen. Nichts ist irrtümlicher als dies. Auch die Hypothekenbanken sind öffentliche Institute, die auf die Kriegslage pflichtschuldigst Rücksicht zu nehmen haben und nicht die Hypothekenschuldner, die zum Teil im Felde stehen, durch ihre Maßnahmen ins Unglück stürzen dürfen. Denn wenn sie die Hypotheken während des Krieges zurückverlangen, so bedeutet das allermeist den Vermögensverfall für den Schuldner. Trotzdem haben die Hypothekenbanken, wenigstens in der ersten Zeit des Krieges, zum Teil die Fälligkeit der ganzen Hypothek geltend gemacht, zum Teil wiederholt und andauernd Abzahlungen auf das Kapital verlangt, die die Schuldner im Kriege doch auch nicht leisten können. Allerdings haben einige Hypothekenbanken von vornherein großzügig erklärt, daß sie auch während des Krieges die fällig werdenden Hypothekenkapitalien zu den alten Bedingungen, ohne jegliche Provision und Zinserhöhung, weiter stehen lassen würden. Dies hat bewirkt, daß schließlich die Mehrzahl der Hypothekenbanken, nämlich 27, sich zu einer Erklärung

*) Schriften des Zentralverbandes der Haus- und Grundbesitzervereine Deutschlands, 1916, Heft 1.

**) Vgl. Deutsche Hausbesitzer-Zeitung Nr. 31 v. 3. August 1916.

im Monat Februar dahingehend vereinigt haben, daß sie fälligwerdende Hypotheken stehen lassen werden und keine höheren Zinsen als viereinhalb Prozent verlangen werden*).

Das, man kann wohl sagen, zunächst unkluge Vorgehen einer großen Anzahl von Hypothekenbanken, das Kündigen selbst seitens der Sparkassen, ganz abgesehen von Kündigung seitens der Privatgläubiger hat wohl doch die Reichsregierung davon überzeugt, daß sie für den Haus- und Grundbesitz bezüglich der fällig werdenden Hypotheken Hilfsmaßnahmen ergreifen muß. Demzufolge erging schon am 22. Dezember 1914 eine Verordnung dahin, daß Hypothekenkapitalien auf sechs Monate vom Richter befristet werden können, und daß diese Frist wiederholt erteilt werden kann. Die Gerichte legten jedoch diese Verordnung anders aus, als die Gesetzgeber beabsichtigt hatten. Sie erklärten, nur dann Frist erteilen zu können, wenn ihnen glaubhaft gemacht würde, daß nach Ablauf der Frist der Hypothekenschuldner auch wirklich das Kapital zahlen könne und werde. Das war doch aber während der Kriegszeit ausgeschlossen. Infolgedessen erteilten eben die Gerichte keine Frist, und es erwies sich diese Verordnung als eine zwar gut gemeinte Vorschrift für den Haus- und Grundbesitz, die diesen aber nach wie vor in seiner schrecklichen Notlage beließ. Trotz aller Bemühungen, nicht bloß der Hausbesitzerverbände, sondern auch anderer Interessentengruppen, wurde erst am 8. Juni 1916 vom Bundesrat eine neue Verordnung erlassen, die endlich dem bedrängten Hausbesitz wirklich Abhilfe zu verschaffen sich bemühte. Die wesentlichsten Bestimmungen der Verordnung sind folgende:

1. Es ist fortan immer das Gericht der gelegenen Sache, d. h. also dasjenige Gericht, in dessen Bezirk das verpfändete Grundstück liegt, zuständig.

2. Sodann darf der Richter nicht mehr eine Glaubhaftmachung dafür verlangen, daß der Schuldner nach Ablauf der Frist auch imstande sein wird, das befristete Geld zu zahlen.

3. Dem Schuldner kann die Frist, und zwar für das Kapital fortan bis zu einem Jahre, auch wiederholt, erteilt werden; für Hypothekenzinsen nur bis zu sechs Monaten und nur einmal.

Diese Befristung, die der Schuldner auch vor Fälligkeit nachsuchen kann, soll nur erteilt werden, wenn die Lage des Schuldners sie rechtfertigt, und soll versagt werden, wenn die Zahlungsfrist dem Gläubiger einen unverhältnismäßigen Nachteil bringt. Das erstere wird jetzt im Kriege wohl regelmäßig vorliegen. Das letztere muß erst seitens des Gläubigers dargetan werden. Der Schuldner muß danach allemal erst um die Befristung beim Gericht einkommen. Es ist also dem Schuldner nicht eine Frist kraft Gesetzes (Moratorium) gewährt worden. Man hätte aber sehr wohl diese richterliche Fristgewährung einfach durch das

*) Beilage zum roten Tag „Grundbesitz und Realkredit" Nr. 6, vom 10. Februar 1916, und Deutsche Hausbesitzer-Zeitung Nr. 6, vom 10. Februar 1916, und Nr. 37, vom 14. September 1916.

Gesetz aussprechen können und dem Gläubiger den Nachweis überlassen können, daß die Lage des Schuldners eine Frist nicht rechtfertige, und daß die Zahlungsfrist ihm (dem Gläubiger) einen unverhältnismäßigen Nachteil bringt. Man hätte aber auch bestimmen können, daß dem Schuldner die Frist auf seinen Antrag ohne weiteres zu erteilen ist, sofern nicht der Gläubiger nachweist, daß er einen unverhältnismäßigen Nachteil erleidet und der Schuldner sehr wohl, ohne in Not zu geraten, imstande ist, das Geld zahlen zu können. In beiden Fällen würde eine Umkehrung der Beweislast stattgefunden haben, die dem Gläubiger allein obgelegen hätte. Diese Vorschläge hat die Verordnung nicht angenommen. Sie läßt es bei der richterlich zu erteilenden Frist, die erst jedesmal vom Schuldner nachgesucht werden muß, die aber, soweit die Erfahrung bisher reicht, wohl regelmäßig von den Gerichten nunmehr erteilt wird.

Außerdem hat die Verordnung für die Zwangsversteigerung noch wichtige Anordnungen getroffen:

1. Der Zuschlag kann versagt werden, wenn ein Gläubiger, dessen Anspruch innerhalb der ersten drei Viertel des Wertes steht, nicht gedeckt wird, und er die Versagung beantragt.

Der Schuldner kann also die Versagung des Zuschlags nicht beantragen, auch wenn er eine bessere Verwertung des Grundstücks im Frieden zu erzielen hofft. Auch wird die Forderung des zweiten Hypothekengläubigers in Rücksicht auf die rückständigen Zinsen und Kosten durch ein Gebot von drei Vierteln des Wertes in der Regel nicht voll gedeckt sein.

2. Sodann kann der Zwangsvollstreckungsrichter, auch wenn die Urteile ohne Frist erteilt sind, das Verfahren der Zwangsversteigerung auf sechs Monate aussetzen. Und zwar stellt hierfür das Gesetz keinerlei Bedingungen auf. Es überläßt die Entscheidung lediglich dem Ermessen des Richters, der sicherlich diese Aussetzung zu bestimmen hat und wohl auch bestimmen wird, sofern dargetan wird, daß die Fortsetzung des Verfahrens mit einer Härte für den Schuldner verbunden ist, daß also das Grundstück verhältnismäßig ungünstig veräußert werden würde. Damit wird in gewissem Sinne der Mangel ersetzt, daß der Schuldner an sich kein Widerspruchsrecht gegen den Zuschlag hat, wenn nur unter drei Vierteln des Wertes geboten ist.

Diese Aussetzung ist vom Gericht abzulehnen, wenn fällige Ansprüche des betreibenden Gläubigers auf wiederkehrende Leistungen für zwei Jahre nicht gezahlt sind. Dies ist zu Gunsten des nachstelligen Hypothekengläubigers angeordnet, damit ihm nicht allzu viel Rückstände vorgehen und er nicht um sein Vorrecht durch die fortwährende Fristgewährung gebracht wird. Es ist also auch hier vorausgesetzt, daß die Zinsen gezahlt werden, jedenfalls aber nicht länger als zwei Jahre rückständig sind.

Kaum war jedoch die Verordnung erlassen, so wandte sich der Zentralverband

der Banken und Bankiers in einer scharfen, an die Reichsregierung gerichteten Bittschrift dagegen. Diese Bittschrift ist bereits an anderer Stelle widerlegt worden*). Jedenfalls dürfte diese Eingabe den bestehenden Kriegsverhältnissen nicht gerecht werden, geschweige denn dem bestehenden Notstande des Haus- und Grundbesitzes entsprechen. Man muß im Gegenteil sagen, daß die Verordnung vom 8. Juni 1916 noch nicht genügt. Sie hat insbesondere folgende Lücken:

In vielen Fällen sieht der Hausbesitzer ein, daß er sein Haus doch nicht halten kann, und würde es gern dem Hypothekengläubiger überlassen. Er bietet es dem letzten Hypothekengläubiger für die Schulden an. Der würde es auch übernehmen; er hat aber jetzt im Kriege nicht soviel Geld, um die großen Abgaben, die bei einer Erwerbung eines Grundstücks bar gezahlt werden müssen, zu entrichten, insbesondere die Besitzwechselabgaben zu bestreiten. (Diese betragen in Deutschland in der Regel nicht unter 2²/₃ Prozent des Kaufpreises, in den einzelnen Staaten und Gemeinden aber erheblich mehr.) Sie bewirken, daß sie jetzt während des Krieges auch den letzten Hypothekengläubiger um sein Kapital bringen, weil er sich nicht ausbieten und das Grundstück nicht erwerben kann. Deshalb ist schon längst die Reichsregierung darauf aufmerksam gemacht worden, daß man nicht bloß dem Haus- und Grundbesitz durch Befristung helfen dürfe, sondern daß man auch den Hypothekarkredit schützen müsse durch weitergehende Maßnahmen, insbesondere dadurch, daß man von den Besitzwechselabgaben mindestens für die Fälle, in denen bei einer Zwangsversteigerung ein Hypothekenschuldner das Grundstück ersteht, sowie in dem Falle der freiwilligen Übernahme seitens eines Hypothekengläubigers für die Schulden womöglich für immer, wenigstens aber während des Krieges absieht. Hierbei zeigte es sich nun, daß die Staaten und die Reichsregierung sehr damit einverstanden sind, daß die Gemeinden ihre Besitzwechselabgaben — gewöhnlich Umsatzsteuer genannt — in diesem Falle nicht zur Erhebung bringen. Die Gemeinden sagen wieder ihrerseits, sie sind geneigt, erst dann dies zu tun, wenn der Staat gleiches getan haben wird, d. h. ihnen vorangegangen sein wird mit Ermäßigung und Außerhebungssetzung der Besitzwechselabgaben. Man denkt hierbei unwillkürlich an jene Polen, von denen es heißt: „Und weil keiner wollte leiden, daß der andre für ihn zahle, zahlte keiner von den beiden." Weil keiner vorangehen will, wird der bedrängte Hausbesitz weiter geprügelt und der Hypothekarkredit weiter geschädigt. Es ist dies aber für eine Gesundung des Hypothekarkredits nach dem Frieden sehr bedenklich. Man wird aber wohl auch nach dem Kriege dahin kommen, daß — soll unsere Volkswirtschaft wieder gesunden und sollen diejenigen schwachen Kräfte des Mittelstandes, die zu ihrem Fortkommen und ihrem Erwerb ein Grundstück brauchen, dasselbe leicht erwerben können — einem derartigen Vorwärtsstreben unserer Volkswirtschaft die Besitzwechselabgaben eine ungeheure Fessel sind. Deshalb hat sich der Zentralverband

*) Deutsche Hausbesitzer-Zeitung Nr. 34, vom 24. August 1916.

der Haus- und Grundbesitzervereine Deutschlands für folgende Leitsätze ausgesprochen*):

„1. Hohe Besitzwechselabgaben sind, wie die Erfahrungen in Ländern mit hohen Besitzwechselabgaben, z. B. Frankreich, Österreich (auch Elsaß-Lothringen, wo die französischen Abgaben bestehen geblieben sind), beweisen, der Volkswohlfahrt schädlich. Sie wirken als Hemmschuh eines gesunden Fortschritts in der Entwicklung der Volkswirtschaft.

Dies zeigt sich in neuerer Zeit auch in den Teilen Deutschlands, in denen seit einer Reihe von Jahren der Besitzwechsel durch übermäßige Abgaben erschwert, zum Teil verhindert wird.

2. Dazu kommt, daß besonders seit dem Kriege infolge der Erschwerung und Verteuerung des Kredits und der Verringerung der Hauserträgnisse Käufer für Häuser zu einem angemessenen Preise kaum noch vorhanden sind, die etwa vorhandenen aber durch die hohen Besitzwechselabgaben vom Kaufe abgeschreckt werden.

Insbesondere wird es dadurch auch dem Mittelstande, namentlich Kriegsteilnehmern und Kriegsinvaliden mit wenig Barmitteln unmöglich gemacht, Grundstücke zu erwerben, deren sie zu ihrem besseren Fortkommen durchaus bedürfen, obgleich ein hohes Staats- und vaterländisches Interesse verlangt, dies zu erleichtern.

3. In einer ganz unerträglichen Weise schädlich und ungerecht wirken die hohen Besitzwechselabgaben bei Zwangsversteigerungen, indem sie den Kreis der Käufer in bedenklicher Weise verkleinern und das Meistgebot drücken; und noch bedenklicher in den Fällen, in denen Hypothekengläubiger sich genötigt sehen, sei es in der Zwangsversteigerung, sei es freihändig, notleidende Grundstücke zu übernehmen.

Es besteht ein hohes volkswirtschaftliches Interesse, Zwangsversteigerungen möglichst zu vermeiden und den freihändigen Übergang notleidender Grundstücke an den Hypothekengläubiger durch Erlaß der Besitzwechselabgaben zu erleichtern, ganz besonders auch im Interesse solcher Eigentümer, die ihr Grundstück nicht mehr halten können.

4. Hervorgehoben sei noch, daß auch die Wertzuwachssteuer eine Besitzwechselabgabe und darum auch zu verwerfen ist, und daß sie infolge der am 1. April 1917 in Kraft tretenden Reichsbesitzsteuer zu einer Doppelbesteuerung führt.

5. Aus diesen Gründen sind Reichs- und Landesregierung zu bitten, die Besitzwechselabgaben zu ermäßigen, unter allen Umständen aber bei Zwangsver-

*) Heft 6 von 1915 der Schriften des Zentralverbandes der Haus- und Grundbesitzervereine Deutschlands.

steigerungen und bei Übernahme notleidender Grundstücke durch einen Hypothekengläubiger die Besitzwechselabgaben, und zwar jetzt noch während des Krieges außer Hebung zu setzen."

Für den nachstelligen Hypothekengläubiger ist es nämlich jetzt sehr schwer, ein Grundstück zu erstehen. Er kann sicher damit rechnen, daß alle vorgehenden Hypotheken fällig sind und deren volle Ausbezahlung von ihm verlangt wird. Natürlich kann er das Geld nicht zahlen. Wenn er aber das Grundstück ersteht, so muß er auch im Kaufgelderbelegungstermin alle Gelder zahlen, und ob ihm nachträglich Frist auf Grund der Verordnung vom 8. Juni 1916 bewilligt wird, kann er im voraus nicht wissen, jedenfalls kann er damit nicht rechnen. Nun ist vorgeschlagen worden, daß dem Ersteher auch die dem Eigentümer gewährte Frist zugute kommen soll. Indes, wenn vom Eigentümer keine Frist nachgesucht ist und ihm keine gewährt ist, so nützt dies dem Ersteher nichts. Deshalb ist weiter vorgeschlagen worden, daß die bereits bestehende Vorschrift des § 62 des Zwangsversteigerungsgesetzes, welche lautet: „Das Gericht kann schon vor dem Versteigerungstermin Erörterungen der Beteiligten über das geringste Gebot und die Versteigerungsbedingungen veranlassen, zu diesem Zwecke auch einen besonderen Termin bestimmen," eine zwingende Kraft für die Kriegszeit wird, in der Art, daß in jedem Falle vor dem Bietungstermin ein Vortermin abgehalten werden muß, in welchem über die Kaufbedingungen verhandelt wird und die Kaufbedingungen, was die Befristung fällig gewordener Hypothekenkapitalien betrifft, vom Richter vorher festgesetzt und verkündet werden. Auf Grund einer derartigen Feststellung kann dann der nachstellige Hypothekengläubiger oder jeder Hypothekengläubiger erfahren, was er zu zahlen hat, wenn er das Grundstück ersteht, und kann demzufolge Gebote abgeben, ohne nachher zu erfahren, daß er sich arg verrechnet habe. Nur wenn diese Maßnahme getroffen wird, wird es einigermaßen gelingen, sowohl den bedrängten Haus- und Grundbesitz wie den bedrängten Hypothekarkredit durch den Krieg hindurch zu retten, so daß er im Frieden noch leistungsfähig bleibt.

Schließlich seien die Schutzmaßnahmen für den Haus- und Grundbesitz noch aus einem anderen Grunde gerechtfertigt.

Nach Ausbruch des Krieges wurde es allgemein für ganz selbstverständlich gehalten, daß die Hauswirte ihren Mietern, soweit sie in den Krieg zogen, die Miete ermäßigten. Sie taten dies in vielen Fällen aus freien Stücken, insbesondere in der ersten Begeisterung. Als aber später die Städte — bei Zahlung von Mietsunterstützungen — einen Teilerlaß geradezu verlangten, verstimmte dies schon. Indes, man kam dem Verlangen wohl meist nach. Als nun noch mehr Mieter eingezogen wurden und immer weniger Miete einging, kamen auch die Hausbesitzer in immer größere Zahlungsbedrängnis und in immer größere Schwierigkeiten. Diese wurden noch verschärft durch die Vorschrift der Verordnung vom 4. August 1914, daß Kriegsteilnehmer, auch wenn sie gar keine Miete zahlen, aus

ihrer Wohnung nicht gesetzt werden können, sondern der Hauswirt sie, auch ohne Miete zu erhalten, nach wie vor in der Wohnung belassen muß. Wenn eine derartige Kriegsvorschrift auch unentbehrlich ist, so sieht man wohl jetzt allgemein ein, daß das Verlangen eines Mietsnachlasses ein ungerechtfertigtes war, und daß infolge desselben immer mehr Hausbesitzer bei der Dauer des Krieges ihren Besitz nicht mehr halten können. Man hätte eben einem mittelstandlichen Unternehmer nicht Verzichte zumuten sollen, die er auf die Dauer nicht ertragen kann.

Wie der Hausbesitz für diese ihm durch behördliche Maßnahmen mittelbar mit zugefügten Mietsverluste später eine Entschädigung erhalten kann, ist eine Frage, die bereits eingehend erörtert ist, und der sich die meisten wohlwollend gegenüberstellen*). Was nämlich die Verordnung vom 8. Juni 1916 betrifft, so verschafft diese zwar dem Hausbesitz eine Frist, aber nach Ablauf der Frist wird der Hausbesitz — auch im Frieden — zunächst nicht imstande sein, das befristete Geld zu zahlen.

Um die rückständigen Hypothekenzinsen zu zahlen, dazu fehlen ihm die während des Krieges nicht eingegangenen Mieten. Hoffentlich verhilft ihm zu diesen irgendeine Hilfsmaßnahme, die noch ins Leben tritt.

Um die fällig gewordenen Hypothekenkapitalien zahlen zu können, dazu bedarf es auch besonderer Hilfsmaßnahmen und der Schaffung neuer Kreditorganisationen; insbesondere auch für nachstellige Hypotheken. Man kann daher der preußischen Regierung nur Dank wissen, daß sie in Voraussicht der Dinge schon im vorigen Winter dem Landtage einen Gesetzentwurf zur Schaffung von Stadtschaften vorgelegt hat, der bereits in der Kommission des Abgeordnetenhauses eingehend beraten worden ist, und bei dem in Kürze in Aussicht stehenden Zusammentritt des Landtages nochmals zur Beratung gelangt. Hoffen wir, daß der Gesetzentwurf angenommen wird, und dadurch Anstalten geschaffen werden, die dem Hausbesitz die nötigen Geldmittel besorgen, deren er bedarf, wenn er nicht zugrunde gehen soll.

Fassen wir Vorstehendes zusammen, so ergibt sich, daß die Verordnung vom 8. Juni 1916 nicht ausreicht; sie schützt insbesondere nicht ausreichend den nachstelligen Hypothekengläubiger. Wird dieser Schutz unterlassen, so ist zu befürchten, daß die zweiten Hypotheken in großem Umfange zum Ausfall kommen und somit ein großer Teil unseres Volksvermögens vernichtet wird. Dann wird aber das Kapital sich von zweiten Hypotheken allzu rasch und allzu sehr zurückziehen, und es wird dies erst recht zum Nachteil des Grundbesitzes ausschlagen.

Aus allen diesen Gründen ist zu fordern:

1. bei Fristgewährung Umkehrung der Beweislast,
2. Außerhebungsetzung der Besitzwechselabgaben,

---

*) Schriften des Zentralverbandes der Haus- und Grundbesitzervereine Deutschlands 1916 Heft 3.

3. Erhöhung der Grenze für das Meistgebot, gegen welches ein Hypothekengläubiger Widerspruch erheben kann. 80 Prozent des Wertes wäre das Mindeste.
4. Anberaumung eines Vortermins im Zwangsversteigerungsverfahren von Amtswegen und in diesem Gewährung einer richterlichen Frist für die fällig gewordenen Hypothekenkapitalien, wenn eine Einigung darüber unter den Beteiligten nicht erzielt wird.
5. Hilfsmaßnahmen zur Erstattung der durch die Kriegsteilnehmer erlittenen Mietsverluste.
6. Schaffung von Pfandbriefanstalten für erste und zweite Hypotheken noch während des Krieges.

Justizrat Dr. Meschelsohn: Die Hypotheken-Stundungsverordnung und ihr Mangel.

Schon vor dem Kriege bestanden besondere Schwierigkeiten auf dem Hypothekenmarkte. In der Regel war es nur möglich, unter unverhältnismäßigen Opfern in Form einer besonderen einmaligen Vergütung (Provision und Damno) und eines unerträglich hohen Zinssatzes, in zahlreichen Fällen aber überhaupt unmöglich, Geld gegen Bestellung einer zweitstelligen Hypothek aufzunehmen oder für fällige zweitstellige Hypotheken neue Gläubiger zu finden. Diese Schwierigkeiten führten vielfach zum Ruin der Geldsucher.

Aus hier nicht weiter zu erörternden Ursachen ist im allgemeinen der großstädtische Grundbesitz auf Hypotheken-Kredit aufgebaut. Man sah in weiten Kreisen in dem Erwerb eines städtischen Grundstücks, bei dem zehn Prozent des Kaufpreises bar angezahlt wurden, während die restlichen 90 Prozent als erste Hypothek, zweite Hypothek und hypothekarisch gesichertes Restkaufgeld nicht zur Auszahlung kamen, sondern das Grundstück dinglich belasteten, kein wirtschaftlich unsolides Gebaren. Die während langer Jahre fortgesetzte Steigerung des Wertes des städtischen Grundbesitzes ließ bei den Grundstückserwerbern keine Sorge aufkommen, ob es ihnen möglich sein werde, bei Fälligwerden der Hypotheken für deren Deckung zu sorgen. Der Zusammenbruch einiger Hypothekenbanken und die darauf einsetzende schärfere staatliche Kontrolle über die Beleihung der Grundstücke war wohl der erste Anlaß, der die überspannten Kreditverhältnisse des städtischen Grundbesitzes ins Wanken brachte. Der Ausbruch des Krieges bewirkte ein fast vollständiges Aufhören des Hypo-

thekenmarktes. Für hypothekarische Werte war Geld auch gegen große Opfer nur noch in Ausnahmefällen zu erhalten. Hierin ist während der Kriegsdauer eine merkliche Änderung nicht eingetreten. Dies verschlimmerte die Lage der meisten Grundstückseigentümer bis zum drohenden Ruin.

Während die Vorschriften zum Schutze der Schuldner, die auf Grund gesetzlicher Ermächtigung vom Bundesrat erlassen waren, im allgemeinen ihren Zweck erfüllten, zeigte sich alsbald, daß die Hypothekenschuldner eines weitergehenden Schutzes bedurften. Es ist besonders die Größe der bei Hypotheken in Betracht kommenden Kapitalien, die es dem Schuldner in der Regel unmöglich macht, den Hypothekengläubiger auf anderem Wege zu befriedigen, als dadurch, daß ein neuer Gläubiger auf dem Hypothekenmarkte die Hypothek erwirbt. Während Ersparnisse aus dem Einkommen, erübrigte Kapitalien, Hilfe und Unterstützung von Freunden und Verwandten dem in vorübergehende Verlegenheit geratenen Schuldner bei anderen Rechtsverhältnissen regelmäßig oder häufig die Tilgung seiner Verbindlichkeit ermöglichen, müssen gegenüber dem Gläubiger, der Befriedigung wegen seiner Hypothek verlangt, diese Behelfe in der Regel versagen.

Bereits am 22. Dezember 1915 erschien deshalb zum Schutz der Hypothekenschuldner eine Spezialverordnung, die zu ihren Gunsten dem Gericht die Bewilligung einer sechs monatlichen Zahlungsfrist ermöglichte. Es bedarf keiner Darlegung, daß diese Frist bei der langen Dauer des Krieges und der fortdauernden Unterbrechung des Hypothekenmarktes keine einigermaßen durchgreifende Hilfe schaffen konnte.

Auch einige weitere Verordnungen waren von keiner erheblichen Wirkung. Erst die am 8. Juni 1916 ergangene Verordnung über die Geltendmachung von Hypotheken, Grundschulden und Rentenschulden (nachstehend als Hyp. V. O. bezeichnet) versuchte, in weitgehender Weise den Grundeigentümern gegenüber den Hypothekengläubigern Schutz zu verleihen. Die Verordnung will der Erhaltung von unbeweglichem Eigentum in derselben Hand und dem Schutze der Gläubiger dinglich gesicherter Forderungen dienen. Zu diesem Zwecke soll möglichst die Zwangsversteigerung von Grundstücken während der Kriegsdauer vermieden werden, indem dem Richter das Recht gegeben wird, die Zahlungsfrist für das Kapital auf ein Jahr zu erstrecken, diese Zahlungsfrist auch wiederholt zu erteilen, und ferner im Zwangsversteigerungsverfahren eine Einstellung auf höchstens sechs Monate, im Bedarfsfalle auch wiederholt zu bewilligen. Daneben ist die Befugnis des Gerichts aufrecht erhalten und erweitert, solche Rechtsfolgen zu beseitigen, die auf Grund einer Verwirkungsabrede eingetreten sind. In dieser Beziehung ist der praktische bedeutsamste Fall die Fälligkeit des gesamten Kapitales wegen Nichtzahlung fälliger Zinsen oder Kapitalsraten, sowie auch wegen Zwangsvollstreckungen, die gegen den Grundstückseigentümer aus anderweitigen Schuldverhältnissen erfolgt sind.

Man wird anerkennen können, daß die Gesetzgebung auf rechtlichem Gebiete zum Schutz des Grundstückseigentümers in seiner Eigenschaft als Hypothekenschuldner weitergehende Maßregeln kaum zu ergreifen vermochte. Es ist dabei aber eine große Klasse von Schuldnern aus Hypotheken absichtlich oder unabsichtlich unberücksichtigt geblieben, die in gleich hohem, wenn nicht in höherem Maße des Schutzes eines Notgesetzes bedürfen — wenn ihr Ruin infolge der gleichen Ursache, nämlich der Krisis auf dem Hypothekenmarkte, vermieden werden soll —, das sind diejenigen, die aus den Hypotheken persönlich haften, die aber nicht Grundstückseigentümer sind.

Der Hypothek des geltenden Rechtes, des Bürgerlichen Gesetzbuches, liegt eine persönliche Forderung zugrunde. Derjenige, der sein Grundstück mit einer Hypothek belastet, wird zugleich persönlicher Schuldner; er muß mit seinem gesamten Vermögen für die Erfüllung der hypothekarischen Verbindlichkeit einstehen. Es bleibe dahin gestellt, ob diese rechtliche Gestaltung zweckmäßig und berechtigt ist, da doch in dem regelmäßigen Grundstücks- und Kapitalanlage-Verkehr das Grundstück, nicht der Schuldner, die Sicherheit gewähren soll, und diejenige wirtschaftliche Gestaltung, bei der die persönliche Forderung das Wesentliche und die hypothekarische Sicherung etwas Hinzukommendes ist, mehr dem kurzfristigen Kreditbedürfnis genügt. Bei einer Veräußerung des Grundstücks wird nach dem geltenden Recht der Veräußerer nicht etwa von seiner persönlichen Schuld ohne weiteres befreit; zwar haftet für die Schuld das Grundstück, und wenn der Hypothekengläubiger die Schuldübernahme durch den neuen Grundstückseigentümer genehmigt, erlischt die persönliche Schuldverbindlichkeit des Veräußerers. Aber in zahlreichen Fällen bleibt der Veräußerer persönlicher Schuldner, weil die Genehmigung der Schuldübernahme des Grundstückserwerbers durch den Gläubiger nicht erfolgt. Damit hat der Gläubiger das Recht, bei Fälligkeit der Hypothek den früheren Grundstückseigentümer sofort in Anspruch zu nehmen, der dann seinerseits lediglich das Recht hat, gegen den derzeitigen Grundstückseigentümer seine Rechte geltend zu machen. Eine Einrede, daß der Gläubiger zunächst gegen das Grundstück und den gegenwärtigen Grundstückseigentümer vorgehen muß, und sich nur wegen des Ausfalls an den früheren Grundstückseigentümer halten darf, ist unserem geltenden Rechte fremd.

Dieser Rechtszustand hat schon unter normalen Verhältnissen zu den schwersten Mißständen geführt. Der ursprüngliche Eigentümer, der persönlicher Schuldner einer Hypothek ist, die er vor vielleicht zwanzig Jahren auf ein Grundstück aufgenommen hat, das er seit langen Jahren veräußert hat, empfängt eines Tages die Mitteilung, daß der derzeitige Eigentümer des Grundstücks die Hypothekenzinsen nicht pünktlich bezahlt hat, daß das Kapital deshalb fällig geworden sei und daß er binnen 24 Stunden das ganze Kapital zahlen soll; ist er dazu außerstande — was sehr häufig der Fall sein wird —, dann wird aus der üblichen Zwangsvollstreckungsklausel Zwangsvollstreckung in sein gesamtes Vermögen be-

trieben, Konkurs über sein Vermögen eröffnet, und er hat lediglich den Trost, daß es ihm seinerseits freisteht, gegen den derzeitigen Eigentümer vorzugehen.

Die vorerwähnte Hyp. V. O. hat nun diesem Rechtszustand für die nur persönlichen Hypothekenschuldner eine schwere Ungerechtigkeit hinzugefügt; ihre Lage ist nicht gebessert, sondern zu einer unerträglichen verschlimmert. Nach dieser Schutzverordnung soll der Schutz nämlich nur gewährt werden gegenüber Forderungen, für die eine Hypothek bestellt ist, soweit der Eigentümer des belasteten Grundstücks zugleich der persönliche Schuldner ist. Hiernach ist der Schutz nicht demjenigen persönlichen Schuldner gegeben, der nicht Eigentümer ist, — eine Konsequenz, die nach der Fassung der Hyp. V. O. nicht etwa durch eine wohlwollende Auslegung beseitigt werden kann.

Gleicher Ansicht: die Erläuterer der Verordnung, Nußbaum in der Juristischen Wochenschrift v. 1916, S. 93, Scholz, daselbst, S. 926, und Stillschweig, daselbst, S. 1069.

Da nun aber die Hyp. V. O. dem Grundstückseigentümer Schutz gegen den Anspruch aus der Hypothek verleiht, so ergibt sich für den beklagenswerten persönlichen Schuldner als Rechtslage, daß er aus dem persönlichen Schuldverhältnis in Anspruch genommen wird, seinerseits aber nicht einmal den Grundstückseigentümer in Anspruch nehmen kann. Er hat letzterem in dem Vertrauen das Grundstück überlassen, daß er damit der Sorge um die Hypothek überhoben ist; nun wird gegen ihn Zwangsvollstreckung in sein persönliches Vermögen betrieben und der Grundstückseigentümer kann von ihm nicht in Anspruch genommen werden; er kann sich nicht einmal aus dem Grundstück zu befriedigen suchen.

Man nehme den durchaus alltäglichen Fall:

Vor etwa neun Jahren hat A. ein Grundstück, belastet mit einer ersten Hypothek von 200 000 Mark und einer zweiten von 50 000 Mark, gegen 50 000 Mark Anzahlung an den ihm als zuverlässig und solvent bekannten B. verkauft. B. hat die Hypotheken in Anrechnung auf den Kaufpreis übernommen, der Hypothekengläubiger der ersten Hypothek hat aber die Übernahme nicht genehmigt. B. hat das Grundstück inzwischen an C. weiterverkauft oder vertauscht, der in Vermögensverfall geraten ist und die nun fällig gewordene erste Hypothek nicht bezahlt. Der Gläubiger verlangt Zahlung der 200 000 Mark von A., der die Hypothek unter keinen Umständen von Dritten beschaffen kann, weil das Grundstück sich im Eigentum des als zahlungsunfähig bekannten C. befindet, mit dem kein Geldgeber sich einlassen mag. A. ist andererseits, weil dem C. als Grundstückseigentümer der Schutz der Hyp. V. O. zugute kommt, außerstande, gegen C. vorzugehen oder das Grundstück zur Versteigerung zu bringen; er wird durch die gegen ihn zulässige Zwangsvollstreckung, da er zurzeit leicht verwertbare Vermögenswerte nicht besitzt, aus dem wohlhabenden Manne zum Bettler. —

Dieser Rechtszustand, der bei Erlaß der Hyp. V. O. kaum erkannt sein wird, ist der Abhilfe dringend bedürftig. Es steht zu hoffen, daß der Bundesrat sich der Notwendigkeit der Beseitigung dieser Ungerechtigkeit, die durch die Hyp. V. O. hervorgerufen ist, nicht entziehen und eine entsprechende Ergänzung der Hyp. V. O. erlassen wird.

Das unbillige Ergebnis rührt daher, daß die Hyp. V. O. nur den „Schutz des Grundbesitzes" bezweckt und darüber diejenigen vergißt, die, ohne zurzeit Grundbesitzer zu sein, aus ihrer fortdauernden Rechtsbeziehung zum Grundbesitz in gleicher wirtschaftlicher Notlage sich befinden.

Zur Frage des Schutzes nachstelliger Hypotheken.

Vom Gründungsausschusse des „Verbandes Deutscher Hypothekenschutzbanken", eingesetzt vom Deutschen Arbeitgeberbund für das Baugewerbe und dem Reichsbund baugewerblicher Arbeitgeberverbände.

Während viele deutsche Hausbesitzer unter dem Drucke der Verhältnisse immer mehr dazu kamen, Hilfe aus ihrer Not nur noch von der öffentlichen Gewalt zu erhoffen, hat das deutsche Baugewerbe unentwegt daran festgehalten, daß ihm daneben auch durch Selbsthilfe geholfen werden müsse. Das Baugewerbe ist von der Not des Hausbesitzes naturgemäß schwer mitbetroffen, sind doch fast durchweg die Baugewerbetreibenden Hausbesitzer. Überdies liegt die Bautätigkeit völlig danieder und es bedarf gewaltiger Anstrengungen, um sie nach und nach wieder zu beleben. Die Schwierigkeiten liegen zunächst in den allgemeinen Verhältnissen, dann aber auch in dem schon vor dem Kriege fehlenden Baukredit. Letzterer ist nicht zu erhalten, denn die Nachhypothek, die einst die Kapitalanlage der kleinen Sparer war, ist nachgerade eine der unsichersten Kapitalanlagen geworden. Wirkliche Abhilfe scheint demnach nur dann zu kommen, wenn es gelingt, der Nachhypothek wieder die gebührende Sicherheit zu verschaffen, ohne daß der Schuldner allzu fühlbar belastet wird. Wir wollen sehen, wie dies möglich sein könnte.

I.

Die Hypothekenversicherung, richtiger Versicherung des Kapitalausfalls hypothekarisch sichergestellter Forderungen bei zwangsweiser Ausbietung des Grundstückes, bezweckt den Schutz der Nachhypothek zu Gunsten des Gläubigers. Gleich-

wohl hat sie sich im Laufe der Zeit nicht durchsetzen können. Warum? Zunächst wurden nicht unerhebliche Bedenken gegen sie deshalb erhoben, weil bedingungsgemäß der wirtschaftlich Schwächere, der Schuldner, zugrunde gerichtet sein muß, bevor für den Versicherer zu Gunsten des wirtschaftlich Stärkeren, des Gläubigers, eine Leistungspflicht begründet ist. Begreiflicherweise verzichtet daher der Hauseigentümer auf dieses Hilfsmittel, solange er kann. Es bestehen aber auch andere Bedenken.

Bekanntlich nehmen Bauwert und Nutzungswert des Hauses stetig ab; dies kann allerdings durch sorgfältige Pflege des Hauses und rechtzeitige, sachgemäße Instandsetzungsarbeiten abgemindert und verzögert werden. Daneben können aber unvorhergesehene Einflüsse die Wertabminderung je nach Lage der Verhältnisse beschleunigen, wie beispielsweise sinkende Nutzungsmöglichkeit infolge lebhafter Bautätigkeit oder Steigerung der Bedürfnisse der Mieter, Verödung der nächsten Umgebung infolge Entstehens neuer Verkehrswege oder Wohnungsviertel, Entwertung durch Aufkommen belästigender oder störender Betriebe, auch Wertabminderungen durch Katastrophen usw. Dagegen können wertsteigernde Ursachen, wie allgemeines Steigen der Bodenpreise, Kunst- oder Seltenheitswert des Gebäudes usw. die genannte Wertabminderung regelmäßig nicht beseitigen.

Wer Kapital auf Hypotheken ausleiht, ohne der hiernach unbedingt zu erwartenden Wertabnahme gebührend Rechnung zu tragen, muß gewärtigen, daß für das Kapital nach und nach die ursprüngliche Realsicherheit nicht mehr gegeben sein wird. Mit der Dauer muß also auch das Risiko der Hypothekenversicherung wachsen.

Nun ist freilich ein wachsendes Risiko im Versicherungswesen an sich nichts Ungewöhnliches; es ist sogar die Regel in der Personenversicherung, denn die Gefahr, zu sterben, arbeitsunfähig zu werden, zu verunglücken, zu erkranken, wächst mit jedem Lebensjahre. Das Versicherungsunternehmen hat daher, wenn es gedeihen will, der Eigenart des Risikos entsprechenderweise Rechnung zu tragen. Das kann in verschiedener Weise geschehen. So könnte man beispielsweise nach Art der Lebensversicherung anfangs zu hohe Beiträge verlangen und das zuviel Erhobene für die spätere Zeit ansammeln; man hätte dann gleichfalls eine Art Prämienreserve zu berechnen. Einfacher erscheint ein anderer Weg, der vom Schuldner regelmäßige Abtragung der Schuld mindestens im Umfange der zu erwartenden Wertabminderung des Grundstücks verlangt, so daß der Unterschied zwischen Hypothekenschuld und Grundstückswert wenigstens nicht abnehmen kann.

Soweit nun die Praxis der Hypothekenversicherung bekannt geworden ist, ist dieser Sachlage bewußtermaßen wohl nirgends entsprochen worden. Wir begreifen daher, daß auch die Unternehmungen selbst beim Betriebe dieser Versicherungsart nicht gedeihen konnten.

Damit kommen wir dann auf eine dritte Schwierigkeit, nämlich auf die Bestimmung der notwendigen und hinreichenden Prämie. In der Regel fordern die Unternehmungen drei Prämiensätze:

1. $^1/_4$ Prozent der versicherten Nachhypothek,

2. $^1/_2$ Prozent der versicherten Nachhypothek,

3. $^1/_4$ Prozent der versicherten und der ihr im Range vorangehenden Hypotheken.

Nimmt man also den Schätzungswert des Hauses mit 100 000 Mark, die erste Hypothek mit 60 000 Mark, und die zweite Hypothek mit 15 000 Mark an, so würden die entsprechenden Prämien beziehungsweise 37,50 Mark, 75,00 Mark und 187,50 Mark betragen! Woher diese großen Unterschiede?

Durch Umfrage bei den größeren deutschen Städten haben wir folgende Zwangsversteigerungssätze für die Jahre 1911 bis 1914 (in Prozenten) ermittelt: Aachen 0,50, Altona 1,08, Aschersleben 0,65, Augsburg 0,35, Baden-Baden 0,61, Barmen 0,60, Bayreuth 0,50, Berlin-Stadt 1,10, -Friedenau 2,80, -Lichtenberg 2,09, -Lichterfelde 1,33, -Neukölln 3,20, -Oberschöneweide 4,50, -Pankow 4,98, -Reinickendorf 2,40, -Steglitz 3,58, -Treptow 1,40, Bernburg 0,59, Beuthen 0,29, Bochum 0,16, Brandenburg 0,44, Bremerhaven 1,80, Breslau 1,16, Bromberg 1,00, Cassel 1,04, Celle 1,06, Chemnitz 0,75, Cöln 0,85, Cottbus 0,63, Crimmitschau 1,04, Dessau 0,47, Dresden 0,61, Düsseldorf 0,67, Elberfeld 1,59, Elbing 0,44, Erfurt 0,95, Erlangen 0,38, Essen 0,69, Flensburg 0,54, Freiburg i. Br. 0,51, Gleiwitz 0,50, Gotha 0,31, Göttingen 0,50, Greifswald 0,33, Greiz 0,33, Halberstadt 1,30, Halle 0,64, Hamburg 0,87, Hamm 0,37, Hanau 1,13, Hannover 0,50, Herne 1,17, Hof 0,36, Hörde 0,26, Ingolstadt 0,10, Insterburg 0,27, Iserlohn 1,70, Karlsruhe 0,53, Kiel 1,26, Kolberg 0,76, Königsberg 0,44, Königshütte 3,03, Köslin 0,18, Kreuznach 0,36, Landsberg 0,43, Leipzig 0,78, Luckenwalde 0,90, Ludwigsburg 0,23, Lüneburg 0,44, Mainz 0,46, Mannheim 0,52, Meerane 0,57, Meißen 0,50, Mühlheim 0,39, München 0,45, Nordhausen 0,55, Nürnberg 0,77, Osnabrück 0,34, Prenzlau 0,68, Reutlingen 0,09, Siegen 0,34, Straßburg i. E. 0,43, Wiesbaden 0,68, Würzburg 0,70, Zwickau 0,67.

So interessant nun diese Zahlen sind, so wenig haben sie doch praktischen Wert, denn sie sind zweifellos viel zu niedrig. Einmal sind nämlich nur diejenigen Fälle gezählt, bei denen die Zwangsversteigerung mit Erfolg durchgeführt ist, während alle Fälle, in denen die Versteigerung infolge Wertlosigkeit des Grundstückes, Verzicht oder Zahlungsunfähigkeit des Eigentümers usw. nicht gezählt sind. Andererseits haben die meisten Städte sämtliche Hausgrundstücke, also auch die öffentlichen und die gar nicht hypothekarisch belasteten gegenüber gestellt. Die obigen Sätze sind demnach im besten Falle als allerunterste Grenzen anzusehen. Im allgemeinen

kann als unterster Durchschnittssatz ungefähr 3/4 bis 1 Prozent angenommen werden.

Trotzdem werden diese Zahlen uns von gewissem Werte sein für die Beurteilung der oben angegebenen drei Prämiensätze:

1. Setzen wir die Kosten für die Zangsversteigerung mit 5 Prozent der Schuldsumme, den Kapitalausfall mit nur 25 Prozent der zweiten Hypothek (15 000) an, so daß im Schadenfall 4500 Mark zu leisten sind. Dann beträgt bei einer Schadenziffer von nur 3/4 Prozent und bei nur 10 Prozent Verwaltungskosten die reine Jahresprämie 33,08 Mark, und die vom Schuldner zu zahlende 36,76 Mark, also rund 1/4 Prozent der Nachhypothek.

2. Setzen wir die Leistung im Schadenfall einschließlich Kosten den Tatsachen entsprechend mit 40 Prozent, d. i. 6000 Mark, an, so beträgt bei einer Schadenziffer von 1 1/8 Prozent und nur 10 Prozent Verwaltungskosten die reine Jahresprämie 66,15 Mark, und die vom Schuldner zu zahlende 73,50 Mark, also rund 1/2 Prozent der Nachhypothek.

3. Setzen wir wieder die Leistung im Schadenfalle mit 6000 Mark an, so beträgt bei einer Schadenziffer von 2 1/2 Prozent und 20 Prozent Verwaltungskosten die reine Jahresprämie 147,00 Mark, und die vom Schuldner zu zahlende 183,75 Mark, also rund 1/4 Prozent der Nachhypothek und der ihr vorangehenden ersten Hypothek.

Den Prämiensatz von 183,75 Mk. verlangt eine größere deutsche Versicherungsgesellschaft, die beiden anderen Prämiensätze werden von sogenannten Hypotheken-Sicherungs-Genossenschaften deutscher Hausbesitzer verlangt.

II.

Die Mietverlustversicherung ist die notwendige Ergänzung der Hypothekenversicherung; bietet letztere dem Hypothekengläubiger wirtschaftlichen Schutz gegenüber dem Hypothekenschuldner (Kapitalsicherheit), so bietet ihn erstere dem Vermieter gegenüber dem Mieter und damit wieder dem Hypothekenschuldner gegenüber dem Hypothekengläubiger (Zinssicherheit).

Versicherung von Ausfall am erhofften Ertrag einer Sache scheint als selbständige Versicherung noch nicht betrieben worden zu sein, wenn man von den wiederholten Versuchen der Mietverlustversicherung absieht; man kann daher auch nicht auf gleichartiges oder ähnliches Erfahrungsmaterial zurückgreifen. Trotzdem besteht in Versicherungskreisen die Anschauung, daß die Frage der Mietverlustversicherung lösbar und nicht allzu riskant sei, es müsse jedoch für den Vermieter eine Selbstversicherung von etwa 20 Prozent des Mietausfalls bestehen bleiben. Hält man aber gerade an letzterer Forderung fest, so verliert wieder die

Versicherung für viele Hauseigentümer den Reiz, denn sie erhalten dann sehr häufig aus der Versicherung nicht einmal soviel erstattet, als sie zur Deckung ihrer eigenen Verpflichtungen nötig haben — der Hauseigentümer will aber doch gerade deshalb versichern, um im kritischen Augenblicke wenigstens seine Steuern und Hypothekenzinsen zahlen zu können; den Ausfall der Zinsen seines eigenen Kapitals würde er dabei noch gerne verschmerzen.

Und dabei erscheinen die für die Mietverlustversicherung geforderten Prämien nicht einmal niedrig. Der in Konkurs geratene Allgemeine Mietverlustversicherungsverein in Berlin schrieb beispielsweise in seinen Drucksachen eine Prämie vor, die für die einzelnen deutschen Städte zwischen 2 und 4 Prozent lag, in der Regel aber 3 Prozent betragen sollte. Die vom Zentralverbande Schweizerischer Haus- und Grundeigentümer geplante Versicherungsanstalt „Fidelitas" mit dem Sitz in Basel sieht als Jahresprämie folgende Prozente des jährlichen Mietwertes vor: Ein- und Zwei-Zimmerwohnungen $2^1/_2$ Prozent; Drei-Zimmerwohnungen $2^1/_2$ Prozent; Vier- und Fünf-Zimmerwohnungen $2^3/_4$ Prozent; Sechs- und Mehr-Zimmerwohnungen 3 Prozent; Büroräume 3 Prozent; Ladenräume $3^1/_4$ Prozent; Werkstätten $3^1/_4$ Prozent.

Sehen wir uns diese Prämien etwas näher an! Die Statistik der leerstehenden Wohnungen ist freilich recht mangelhaft, und auch da, wo sie aufgenommen worden ist, nur für kritische Zeiten gültig; so finden wir leerstehende Wohnungen für: Berlin (1912—1913) 4,39 Prozent; Elberfeld (1907—1912) 1,88 Prozent; Kiel (1903—1910) 4,26 Prozent. Die Statistik für Elberfeld teilt ferner mit, daß die Wohnungen durchschnittlich ungefähr ein halbes Jahr leerstanden. Die mitgeteilten Zahlen sind, es sei dies gleich mitgeteilt, wieder zu niedrig, denn den leerstehenden Wohnungen sind sämtliche Wohnungen der betreffenden Stadt, also auch solche, die zur Vermietung gar nicht bestimmt sind, gegenüber gestellt.

Nehmen wir nun eine Jahresmiete von 100 Mark an, die Wohnung stehe ein halbes Jahr leer, so daß also im Schadenfalle stets die halbe Miete zu zahlen ist, und bei 25 Prozent Verwaltungskosten des Versicherungsunternehmens betrage der Prozentsatz der leerstehenden Wohnungen viereinhalb Prozent. Dann finden wir eine reine Jahresprämie von 2,21 Mark, so daß der Hauseigentümer jährlich brutto 2,95 Mark, d. i. rund drei Prozent der versicherten Miete zu zahlen hätte. Will man gegen die unterschiedslose Behandlung der einzelnen Hauseigentümer nichts einwenden, so darf also ein Prämiensatz von ungefähr drei Prozent vom versicherungstechnischen Standpunkte wohl mehr als ausreichend angesehen werden.

III.

Hypothekenversicherung und Mietverlustversicherung begründen eine Leistungspflicht für den Versicherer erst, nachdem der Verlust eingetreten ist. Zudem

bietet dann erstere dem Hauseigentümer nichts, letztere ersetzt ihm nur einen Teil seines Verlustes, und trotzdem muß er die immerhin recht erheblichen Prämien zahlen. Beide Versicherungsarten meidet daher der Hausbesitzer, solange er irgendwie kann, und so entstand längst in den Kreisen der Grundstücksfachleute die Anschauung, daß man mit „Versicherung" dem Grundbesitz überhaupt nicht helfen könne. Und doch braucht der Hauseigentümer eine Hilfe, aber eine solche Hilfe, die schon dann eingreift, bevor der Verlust da ist, mit anderen Worten, der Hausbesitz braucht ein Bankunternehmen, das ihm bei Beschaffung nachstelligen Hypothekenkredits behilflich ist, ihm geeignete Einrichtungen zur vernünftigen Entschuldung seines Eigentums bereitstellt, für seine Hypothekenschuld gegenüber dem Gläubiger bürgt, und bei vorschußweiser Zahlung der Steuern und Hypothekenzinsen dem Anspruchberechtigten die regelmäßige Erfüllung ihrer laufenden Forderungen gegenüber dem Hauseigentümer gewährleistet, also gleichzeitig Kapital- und Zinssicherheit leistet.

Derartige Unternehmungen bestehen noch nicht, wenn auch hier und da Ansätze dazu gemacht worden sind. Das deutsche Baugewerbe hat daher nach eingehender Prüfung der Verhältnisse die planmäßige Errichtung solcher Bankunternehmungen unter dem Namen „Hypothekenschutz-Banken" beschlossen. Diese Hypothekenschutz-Banken sollen sich an ein Zentralinstitut „Verband Deutscher Hypothekenschutz-Banken" zwecks Teilung des Risikos anlehnen und natürlich auch ähnlich gearteten Unternehmungen, wie z. B. den Sicherungsgenossenschaften der Hausbesitzer und den Städten, die Hypothekengarantien übernehmen, den Anschluß ermöglichen.

Das jährliche Entgelt des Hausbesitzers, „Schutzzins", muß logischerweise abhängig sein von der Art und Höhe der hypothekarischen Belastung des Grundstücks und der Kreditwürdigkeit des Eigentümers. Im allgemeinen kann gesagt werden, daß der jährliche Schutzzins in der Regel ungefähr $^1/_2$—1 Prozent des jährlichen Bruttoertrages des Grundstücks betragen dürfte. Ein Beispiel mag dies näher erläutern.

Ein Grundstück sei auf 100 000 Mark gewertet, die erste Hypothek betrage 60 000 Mark zu $4^1/_2$ Prozent und sei jährlich mit $^1/_2$ Prozent zu tilgen, die zweite Hypothek 20 000 Mark zu 5 Prozent, die Steuern und sonstigen öffentlichen Abgaben rund 900 Mark, und das Grundstück rentiere sich für den Besitzer mit 6 Prozent. Demnach würde der jährliche Schutzzins entsprechend der jährlichen Abtragung der ersten Hypothek von Jahr zu Jahr fallen und betragen:

im 1. Jahr	. . . .	110.80 Mk.
„ 2. „	. . . .	110.00 „
„ 3. „	. . . .	109.20 „
„ 4. „	. . . .	108.40 „

im 5. Jahr . . . . 107.20 Mk.
„ 10. „ . . . . 101.20 „
„ 15. „ . . . . 95.20 „
„ 20. „ . . . . 89.20 „

Hierfür zahlt die Bank vorschußweise an die Gläubiger bei Fälligkeit die Zinsen der geschützten und aller ihnen vorangehenden Hypotheken, ferner bei Fälligkeit die geschützte Kapitalsumme, sowie alle regelmäßigen öffentlichen Abgaben und anderen öffentlichen Lasten. Eine weitere Ermäßigung des Schutzzinses tritt ein durch die auf den einzelnen Hypothekenschutz-Vertrag entfallenden Gewinnanteile — es sollen nämlich die Hauseigentümer am Geschäftsgewinne beteiligt werden. Die Feststellung der Schutzzinsen erfolgt selbstverständlich auf streng versicherungstechnischer Grundlage unter Berücksichtigung des steigenden Risikos der Hypothekenschutz-Bank.

Demgemäß ist u. a. vorgesehen, daß die jährlichen Schutzzinsen nicht als reine Risikoprämien angesehen, sondern teilweise, ähnlich wie bei der Technik der Lebensversicherung, zur Ansammlung einer dem rechnungsmäßigen Ausgleiche des Risikos dienenden Schutzzinsreserve verwendet werden. Dadurch erlangt die Bank hinsichtlich des übernommenen Risikos eine der Hypotheken- und Mietverlust-Versicherung unbekannte Festigkeit; sie gerät auch nicht in die Versuchung, zu einem unrichtigen Zeitpunkte über Gewinne zu verfügen, über die ohne schwere Gefahr für die Bank nicht verfügt werden dürfte.

Die Hypothekenschutz-Bank wird demnach durch die planmäßige Ansammlung von Reserven weiterhin in die Lage versetzt, auch ihrerseits dem Hypothekenmarkte neues Kapital zuzuführen, soweit sie dieses nicht flüssig halten muß.

IV.

Welche wirtschaftliche Bedeutung kommt nun den Bestrebungen des deutschen Baugewerbes zu?

Zunächst muß darauf hingewiesen werden, daß Hypothekenschutz ohne gleichzeitige Tilgung der Hypothekenschulden in der Regel nicht gewährt werden kann. Der Hausbesitzer mag diese Forderung auf den ersten Blick vielleicht hart finden; wenn wir aber daran denken, daß das Haus einer ständigen Wertabminderung unterworfen ist, so wird es verständlich sein, daß von der Forderung der Hypothekentilgung nicht abgegangen werden darf. Es dürfte zudem unter dem Drucke der Verhältnisse wohl die größte Zahl der deutschen Hausbesitzer bereits zu der Überzeugung gekommen sein, daß die regelmäßige Tilgung der Hypotheken innerhalb vernünftiger Grenzen in ihrem eigensten Interesse gelegen ist, und diese Tilgung wird noch dadurch erleichtert, daß die Hypothekenschutz-Bank die Zinsen und die Tilgungsbeträge dem Gläubiger gewährleistet. Der Hausbesitzer wird

also nicht allein gezwungen, zu entschulden, es wird ihm dazu auch geholfen.

Eine weitere Aufgabe der Hypothekenschutz-Banken wird die Bekämpfung des Bauschwindels sein. Zwar haben wir ein Gesetz, betr. die Sicherung der Bauforderungen, dessen erster Teil bereits zur Einführung gelangt ist, aber es hat doch nicht die Erwartungen des soliden Baugewerbes erfüllt; das deutsche Baugewerbe ist vielmehr zu der Überzeugung gekommen, daß man den Bauschwindel einzig und allein trifft, wenn man ihm den Kredit entzieht. Dies kann wie folgt geschehen. Der Bauunternehmer wird, bevor er einen Bau übernimmt, den Bauherrn veranlassen, zunächst sich zu vergewissern, in welchem Umfange die Hypothekenschutz-Bank den Schutz der Hypotheken übernimmt. Da diese die Vermögensverhältnisse des Bauherrn in ihrem eigenen Interesse genau prüfen wird, so wird der Bau immer dann unmöglich werden, wenn die Hypothekenschutz-Bank den Schutz ablehnt. Übernimmt sie den Schutz der Hypotheken bei Neubauten, so kann sie in zweifelhaften Fällen fordern, daß die geschützte Hypothek in erster Linie zur Wegfertigung etwaiger Baurestforderungen zu verwenden ist.

Aber auch der bestehende Hausbesitz wird von der Tätigkeit der Hypothekenschutz-Banken größten Nutzen haben. Nach dem Kriege werden viele Hypotheken fällig werden, oder nur zu wesentlich ungünstigeren Bedingungen zu erhalten sein, wenn es überhaupt gelingen wird, das große Mißtrauen des Kapitals gegen die Hypotheken zu beseitigen. Die Beseitigung dieses Mißtrauens dürfte aber um so rascher und um so weitgreifender werden, wenn dem Gläubiger Hypothekenschutz in der geschilderten Weise gegeben werden kann.

Es besteht ferner die begründete Befürchtung, daß nach dem Kriege die ersten Hypothekengläubiger Teilrückzahlungen verlangen. Hier werden Schutzmaßnahmen seitens des Staates unbedingt getroffen werden müssen; solche könnten aber durch die Hypothekenschutz-Banken sehr wirksam gefördert und unterstützt werden.

Damit würde jedoch die Bedeutung der Hypothekenschutz-Banken noch nicht erschöpft sein. Bekanntlich hat der deutsche Hausbesitz die Errichtung von Stadtschaften erstrebt und auch teilweise erreicht; er will damit dem Hypothekenmarkte neues und nach seiner Hoffnung auch billigeres Kapital zuführen, nicht etwa im Gegensatz, sondern neben dem deutschen Baugewerbe, dessen Bestrebungen darauf ausgehen, das dem Hypothekenmarkte dienende Privatkapital diesem zu erhalten und möglichst wieder in erhöhtem Maße zuzuführen. Der Erfolg der Stadtschaften wird aber nur dann ein nennenswerter sein, wenn die Städte innerhalb gewisser Grenzen und unter Zuhilfenahme von Hausbesitzerorganisationen Garantien für die Hypotheken übernehmen, und gerade hier dürfte es beiden Interessenten nicht unerwünscht sein, ihre Garantieverpflichtungen durch Rückdeckung beim Zentralinstitut der Hypothekenschutz-Banken abwälzen zu können.

Damit würde dann der gesamte Nachhypothekenkredit in innige Verbindung mit dem erststelligen Hypothekenkredit kommen und somit die straffe Organisation des gesamten Hypothekarkredits erreicht werden.

Da es als sicher anzusehen ist, daß es dem deutschen Baugewerbe gelingt, die Gründung zustande zu bringen, so dürfte demnach für die Hypothekenschutz-Banken ein sehr weites und überaus dankbares Feld der Betätigung bestehen. Nicht das Baugewerbe allein hätte davon den größten Vorteil, sondern der gesamte Hausbesitz mit ihm, und schließlich die weitesten Volkskreise, die ihr Kapital in Hypotheken anlegen oder preiswert wohnen wollen. Hoffen wir, daß diese Erkenntnis in alle beteiligten Kreise dringen und damit das Werk des deutschen Baugewerbes die erhoffte Anerkennung und Mitwirkung finden möge.

Professor Dr. Frhr. von Dungern: Die ungarischen Ahnen des Zaren Ferdinand von Bulgarien.

Zar Ferdinand ist nicht nur ein großer König und Feldherr und Staatsmann, er ist auch ein Gelehrter. Weil ihm als König bisher ein reichlich aufregendes und arbeitsschweres Leben beschieden war, hat er für seine gelehrten Forschungen nicht soviel Zeit gefunden, wie seinen Neigungen wohl entsprochen hätte. Darum hat er sich als Naturforscher und als Historiker zumeist auf intensives Beobachten und Sammeln beschränkt. Alle exakte Forschung ist ein Streben nach Lückenlosigkeit. Aus der Fülle der Beobachtungen sucht die Wissenschaft einzudringen in das Gesetz, das dem Werden und Wachsen alles Lebendigen auf Erden zugrunde liegt. Deshalb ist das Sammeln mit dem Anreiz zur Vollständigkeit, den es bietet, stets die Eingangspforte zur wissenschaftlichen Erkenntnis. Der wissenschaftliche Sammler unterscheidet sich dadurch vom dilettantischen, daß er planmäßig, also methodisch und systematisch sammelt; daß er die Beobachtungen, die er macht, und die Materialien, die er aufhäuft, richtig einreiht in ein vorgeschautes oder oft nur geahntes System; daß er seine Arbeit einem leitenden Gedanken unterordnet und dadurch wieder Beweismaterial für die Existenz einer allgemeinen Ordnung in der Mannigfaltigkeit, die wir um uns her finden, konstruiert. So hat Zar Ferdinand als Ornithologe, als Botaniker und auf anderen Gebieten der Naturwissenschaft seit Jahren planmäßig und wohlüberlegt Beobachtungen und Materialien gesammelt. So hat er als Histo-

riker aufmerksam Tatsachen der Gegenwart und der Vergangenheit studiert, um zu leitenden Grundsätzen des geschichtlichen Geschehens zu gelangen, und hat dabei mancherlei gesehen und beachtet, das anderen nicht aufgefallen ist. Seine naturwissenschaftlichen Neigungen haben ihn auf ein Spezialgebiet der historischen Forschung geführt: die Genealogie. Natürlich hat er seine eigene Familie und die Reihen seiner eigenen Vorfahren in erster Linie ins Auge gefaßt. Dabei ist dem königlichen Forscher nicht entgangen, daß seine Ahnenreihen sich von denen fast aller anderen Souveräne durch die große Zahl von Ungarn unterscheiden, die er zu seinen Vorfahren zählt. Deshalb haben ihn diese ungarischen Ahnen besonders interessiert. Über diese ganz persönlichen Beziehungen des Zaren Ferdinand zu Ungarn ist, soviel ich weiß, bisher nichts veröffentlicht worden. Bei der gegenwärtigen engen Freundschaft Bulgariens mit Ungarn mag es wohl gerechtfertigt sein, wenn diese eigenartige Verknüpfung Ungarns mit der bulgarischen Dynastie weiteren Kreisen bekannt wird.

Den Begriff Vorfahr faßt Zar Ferdinand bei seinen familiengeschichtlichen Forschungen in streng wissenschaftlicher Genauigkeit als die ganze große Reihe aller Persönlichkeiten, von denen er, bis in ferne Vergangenheit, soweit die Geschichte Feststellungen möglich macht, in väterlicher wie in mütterlicher Linie abstammt. Da konnte der Zar nun eine sehr große Zahl von merkwürdigen Menschen finden. Wenn man die Vorfahren in weiblicher Linie mitrechnet, wächst ja die Ahnenschaft eines Menschen ins Ungeheure, sobald man nur wenige hundert Jahre zurückgeht. Zu den zwei Eltern kommen vier Großeltern, acht Urgroßeltern, die selbst wieder je acht Urgroßeltern haben, usw. Auf diese Weise ergibt sich eine Reihe von 64 Ahnen, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, und eine Reihe von 512 Ahnen, die etwa um die Mitte des 16. Jahrhunderts geboren sind. Bis zu dieser Reihe von 512 lassen sich die Ahnen des Zaren lückenlos urkundlich feststellen. Gehen wir weiter zurück zu den größeren Reihen der 1024, 2048 usw., und fragen immer wieder nach den Eltern jedes Einzelnen, so versagt hie und da die Forschung. Denn schon unter den 512 sind manche Mitglieder von Geschlechtern, die erst im 16. Jahrhundert zu Ansehen und Macht gekommen sind und von deren älteren Vorfahren wenig oder nichts überliefert ist; z. B. bei den Borgia; den Mazarini, der Familie des großen Kardinals Mazarin; den Aldobrandini und anderen italienischen Familien, von denen der Zar durch seine Mutter, die Prinzessin Clementine von Orleans, abstammt.

Unter diesen großen Ahnenreihen finden sich nun bei dem Zaren Ferdinand eine weit größere Anzahl historisch berühmter Familien und Persönlichkeiten, als bei den meisten anderen Monarchen Europas. Vor allem ist die nationale Zusammensetzung der Ahnenreihen merkwürdig mannigfaltig. Neben ehemals oder heute noch regierenden Familien des blühenden und abgestorbenen

deutschen Hochadels begegnen wir manchen Geschlechtern des landsässigen Adels in Österreich, z. B. den Kaunitz, Hardegg, Stubenberg, Thürheim, Waldstein, Sternberg, Czernin, Slavata, Martinitz. Neben den verschiedenen regierenden Zweigen der Bourbonen in Frankreich, Spanien, Italien finden sich berühmte französische Familien des nichtregierenden Adels: die Rochechouart, Foix, La Tour d' Auvergne, Trémouille, Richelieu, Noailles und viele andere. Neben den regierenden Häusern Italiens: Savoyen, Este, Mantua, Medici, verschiedene andere berühmte italienische Geschlechter: Orsini, Colonna, Gaetani, Spinola, Fieschi, Borromeo, Serbelloni; neben den regierenden Häusern Spaniens andere adlige Familien des Landes: die Guzman, Lara, Sylva, Acuna, Cardona, Luna, Velasco, Ribera, Toledo (Alba). Daß Zar Ferdinand zu seinen Vorfahren, wenn man bis in das Mittelalter zurückgeht, die Könige von Bosnien, die byzantinischen Kaiser, und vor allem auch die alten Zaren Bulgariens zählen kann, habe ich schon vor Jahren nachgewiesen. Aber diese Abstammung von ehemaligen Balkandynastien, die dem Zaren durch seine französische Mutter und seine österreichische Urgroßmutter, Erzherzogin Caroline, Tochter der Kaiserin Maria Theresia, überkommen ist, hat er mit anderen Descendenten der Häuser Habsburg und Lothringen gemein. Die ungarischen Ahnen dagegen, von denen Zar Ferdinand durch seine Großmutter, Prinzessin Maria Koháry, abstammt, finden sich nur noch bei wenigen anderen Fürsten.

Die Familie Koháry selbst läßt sich nur bis in das 16. Jahrhundert mit historischer Sicherheit zurückverfolgen, und ihre Alliancen waren seit dem 18. Jahrhundert deutsch. Trotzdem ist die Zahl der bekannten magyarischen Familien, die sich unter den Ahnen jener Prinzessin Maria Koháry nachweisen lassen, nicht gering.

Die Mutter der Prinzessin war eine Gräfin von Waldstein; die Großmutter, Gemahlin des Grafen Ignaz Koháry (gest. 1777), eine Gräfin Cavriani; ihre Urgroßmutter, Gemahlin des Grafen Andreas Koháry (gest. 1757), eine Thavonat aus Tirol. Die Mutter dieser Tirolerin Maria Therese Thavonat von Thavon (gest. 1763) war aber aus ungarischem Adel: Polyrene Josefa Jakussith von Orbowa, Tochter des Emmerich Jakussith (gest. 1692) und der Polyrene Serényi (gest. 1684), Enkelin eines älteren Emmerich Jakussith und der Rosina Pethe. Die Mutter des ebengenannten Emmerich Jakussith von Orbowa, dessen Vater Andreas 1606 die Baronie an sein Haus brachte, war eine Tochter des Georg Thurzó (gest. 1617) aus dessen erster Ehe mit Sophie Forgách. Unter den Ahnen der Rosina Pethe finden sich weitere berühmte Namen des ungarischen Adels: ihre Mutter Susanna war eine Balassa, Tochter des Meinhart Balassa und der Margarethe Bakith. Die väterliche Großmutter der Rosina Pethe war aus dem Hause Perényi, Margarethe, Tochter des Johann Perényi und der Katharina Mérey.

Die Ahnen der vorerwähnten Polyxena Serényi (gest. 1694) waren zum größeren Teil böhmisch; ihr Vater Gabriel Graf Serényi (gest. 1664) war Landeshauptmann in Mähren. Aber seine Großmutter war eine Thurzó von Bethlenfalva; seine Urgroßmutter eine Szarmassagy von Glinka, Katharina, Gattin Andreas' IV. Serényi von Kis-Serényi, dessen Mutter Klara aus dem berühmten Hause Corbau, und dessen Großmutter Agathe aus dem Hause Batthyány stammte.

Graf Andreas Koháry, der Gemahl der Maria Therese Thavonat von Thavon, war ein Sohn des Grafen Wolfgang Koháry und Enkel des Stephan Koháry, der 1664 starb. Die Nachkommen dieses Stephan stammten aus seiner zweiten Ehe mit Eva, Tochter des Johann Ujfalussy und der Katharina Bánffy. Die Mutter des Johann Ujfalussy war vermutlich Katharina Sólyom, Tochter des Andreas, der um 1550 lebte, und der Katharina Apponyi. Katharina Bánffy war eine Tochter des Michael Bánffy, der um 1580 starb, aus seiner ersten Ehe mit Ursula Zrinyi, Tochter des Nicolaus Zrinyi (gest. 1566), und der Katharina Gräfin Frangipan aus dem kroatischen Hause. Durchsucht man in dieser Weise die Ahnenreihen weiter, so kommt man auf die Familien Blagay, Khuen von Belasy, Pálffy, Erdödy, Dersffy und manche andere.

Die Zrinys waren Kroaten, Zsupane von Brebir, Knezen von Spalato, Trau, Sebenico, Bane von Kroatien und Bosnien, verschwägert mit den mittelalterlichen Königen von Bosnien und Serbien, mit den venezianischen Häusern Dandolo, Tiepelo. Nicolaus Zrinys Gattin Katharina Frangipan (gest. 1562) hatte, wenn die etwas dürftigen genealogischen Nachrichten über die kroatischen Geschlechter jener Zeit nicht trügen, zum Vater den Grafen Ferdinand Frangipan, der 1540 starb, einen Sohn Bernhards und der Luise von Aragonien, wie sie sich nach ihren mütterlichen Vorfahren aus dem sizilianisch-aragonischen Königshause nannte. Ferdinands Gemahlin aber war eine der genealogisch interessantesten Frauen jener Zeit: sie war die letzte legitime Deszendentin vom Stamme der letzten unabhängigen Fürsten von Nordserbien, der Brankowitsch. Ihr Vater Johann konnte sich 1496 bis 1502 als leidlich unabhängiger christlicher Despot gegen die vordringenden Türken behaupten. Ihr Großvater Stephan war, trotzdem ihn 1451 die Türken geblendet hatten, in den Jahren 1459—57 noch wirklicher Herrscher im serbischen Grenzgebiet. Er hatte eine illustere Verwandtschaft. Eine seiner Schwestern war die Gattin des Sultans Murad II., eine andere, Katharina, Gattin Ulrichs, des letzten Grafen von Cilli, der eine Zeitlang wohl der mächtigste Mann am ungarischen Hofe war, und dessen früher Tod von außerordentlicher Wirkung auf die Entwickelung der ungarischen Geschichte geworden ist. Eine Schwägerin des blinden Despoten Stephan, die Gemahlin seines Bruders Lazar, war eine der beiden Töchter des Fürsten Thomas von Athen, des letzten regierenden Herrschers aus dem alten byzantinischen Kaiserhause der Palaeologen, eine Schwester jener Prinzessin

Sophie, die infolge ihrer Ehe mit dem russischen Zaren Iwan von den Russen als die Trägerin der russischen Erbansprüche auf den byzantinischen Thron angesehen wird. Auch Stephans Mutter war aus byzantinischem Geschlecht, eine kommenische Kaisertochter aus Trapezunt, und die Großmutter Stephans, Mara, Gattin des Vuk Brankowitsch, Herrn von Pristina und Prizren, war eine Tochter des serbischen Fürsten Lazar, der auf dem Amselfeld Krone und Leben verlor. Stephans Gemahlin aber war eine Vollblutalbanesin, eine Tochter des albanischen Fürsten in der Gegend von Durazzo, Georg Arianites Topia mit dem Beinamen Golem, der Große, dessen Gattin Maria Muzakina von Epirus wiederum in weiblicher Linie nach neueren griechischen Forschungen von dem Serbenzaren Duschan abstammte, dem einzigen serbischen Fürsten, der auf dem Balkan eine Zeitlang ein wirklich bedeutendes Reich, das weit über die Grenzen der serbischen Stammesgebiete hinausreichte, zu bilden vermocht hat. Übrigens stammt Zar Ferdinand auch noch durch eine andere Tochter des Hauses Brankowitsch von dem blinden Despoten Stephan und seiner albanesischen Gemahlin ab: durch eine Tochter dieses Herrscherpaares, Maria, die den Markgrafen Bonifaz von Monferrat heiratete und Ahnfrau der Herzöge von Mantua geworden ist; eine der wenigen Balkanfrauen jener Zeit, über deren Schicksale die Geschichte genauere Einzelheiten zu berichten weiß.

So zieht sich, wenn wir die Ahnenreihen des Zaren Ferdinand durchforschen, ein lebendiges Band hinüber, nicht nur zu mancher der großen Familien Ungarns, die einst in der Geschichte ihres Landes eine führende Rolle gespielt haben und zum Teil noch heute an der Spitze des ungarischen Adels stehen, sondern weiter, bis zu den christlichen Dynastien, die gegen Ausgang des Mittelalters im Kampf mit dem vordringenden Halbmond eine Zeitlang auf dem Balkan das Christentum erfolgreich verteidigt haben, aber schließlich alle verschwunden sind und nur in der historischen Erinnerung und durch das Blut ihrer Töchter weiterleben.

Emin Raschid:
Deutsch-Türkische Zusammenarbeit.

Die Türken griffen in den Weltkrieg ein, nachdem sie wiederholt schwere und gewaltige Schläge erlitten hatten und die Wunden, welche ihnen der Feind geschlagen, kaum verheilt waren. Das ist kein zufälliges Ereignis. Der Türke mußte sein Vaterland immer mit zahllosen Opfern verteidigen, und trotzdem konnte er nicht darin herrschen. Die Großmächte hatten die Türkei mit vielen ökonomischen, finanziellen und politischen Banden gefesselt und das arme Land herabgewürdigt zu einem Objekt der Ausbeutung, gleich einer afrikanischen Kolonie. Der Endzweck war das Aufhören der Türkei als selbständiger Staat und die Verteilung des Landes unter die Großmächte. In dieser Lage war eine Entwicklung für das Land undenkbar. Alle die unendlichen Schwierigkeiten, welche die Türkei in äußerer und innerer Beziehung hatte, waren von den Großmächten geschaffen, um dem obengenannten Ziele näher zu kommen. Für die Türken gab es nur eine Möglichkeit, sich aller Fesseln zu entledigen und Befreiung aus dieser unglücklichen Lage zu finden. Nur eine allgemeine Umwälzung in Europa konnte der Türkei die gehoffte Erlösung bringen. Die Gelegenheit ist gekommen, der Türke erhebt sich mit der Losung: „Freiheit oder Tod!" Für dieses Ideal setzt er all' seine Kraft ein und seinen letzten Mann. Für jeden Kenner der Weltgeschichte ist die Haltung der Türken durchaus logisch. Es ist auch logisch, daß die Türken mit den Zentralmächten zusammengehen. Das ist kein blinder Zufall. Die Lage Deutschlands ist ähnlich derjenigen der Türkei. England, Frankreich und Rußland hemmten die Türkei bei dem ersten Schritt ihrer Entwicklung, und dieselben Staaten wollen auch verhindern, daß die blühende Industrie und der Handel Deutschlands sich weiter ausdehnen. Das ist der Grund zu dem jetzigen erbitterten Kampf. Auf der einen Seite der „Schwarze Bund" der Mächte, die unter ihrem Joch Hunderte von Millionen fremder Seelen quälen und berauben, auf der anderen Seite Völker, die nur für ihre Freiheit und ihren Fortschritt kämpfen. Wem in diesem Ringen der Sieg gehören muß, ist klar. Die Geschichte der Entwicklung der Menschheit zeigt, daß der endgültige Sieg stets dem gehört hat, der die Kultur förderte und aufbaute, und nicht dem, der sie zerstörte.

Die jetzt geschaffene Lage macht es zur Notwendigkeit, daß die Völker, welche sich für die Erreichung eines so hohen Ideales zusammenfanden, Deutsche, Österreicher, Ungarn, Türken und Bulgaren, auch in Zukunft treu zusammenhalten. Wenn diese Völker ihre Interessen vereinen und fest verbunden bleiben, so gibt ein solches Bündnis eine gewaltige Garantie für einen dauernden Frieden Europas und für eine freie Entwicklung des ökonomischen und kulturellen

Lebens. Deshalb müssen wir noch während des Krieges daran gehen, die für unsere Zukunft wertvollen Interessen zu vereinen. Wir sind sicher, daß die in Blut und Feuer erprobte Freundschaft alle im Anfang unvermeidlichen Mißverständnisse leicht beseitigen wird.

Die wichtigsten Fragen, mit denen sich die öffentliche Meinung Deutschlands und der Türkei schon jetzt beschäftigen muß, sind: Feststellung der gegenseitigen Interessen und ihre Begrenzung, die Erwägung der Vorarbeiten, die zur Verwirklichung dieser Interessen nötig sind. Dabei muß stets als Voraussetzung gelten, daß die Türkei, welche für die Ausdehnung des deutschen Handels und der Industrie ein sehr günstiges Gebiet sein wird, nicht wie eine Kolonie behandelt werden darf, sondern sich als ein ökonomisch selbständiges Land entwickeln will. Man darf nicht einen Augenblick vergessen, daß die Türkei für eine tatsächliche wirtschaftliche Unabhängigkeit kämpft. Die bisher in der Türkei ökonomisch herrschenden Engländer, Franzosen, Italiener, Russen usw. werden gezwungen sein, diese Herrschaft den Türken selbst zu überlassen. Befreit von den Kapitulationen ist die türkische Regierung durchaus fähig, alle wirtschaftlichen Unternehmungen, die dem Lande nützlich sind, zu unterstützen. Die Türken werden die Mitarbeit der deutschen Industrie, des Handels, der Wissenschaft und der Technik gern annehmen und ihr Land für wohlwollendes deutsches Kapital offen halten, welches in der Türkei ein weites Nutzungsgebiet finden wird. Aber die Türkei verlangt, daß die neuen Freunde, welche an die Stelle der Engländer, Franzosen usw. treten, nicht etwa die gleichen, dem Lande schädlichen Methoden befolgen und nur ihre egoistischen Ziele im Auge haben.

Die öffentliche Meinung Deutschlands beschäftigt sich schon jetzt mit diesen Fragen. In den Zeitschriften spricht man mit Begeisterung von der glänzenden Zukunft der deutschen Industrie und des Handels in der Türkei. Vorbereitungen werden schon jetzt allerorts getroffen. Man lernt die türkische Sprache, man liest Bücher über die Türken, alte und neue, wertvolle und wertlose, man errichtet Büros für die Vermittlung einer späteren Übersiedlung in die Türkei. Aber bei allen diesen Unternehmungen betrachtet man leider die neue Lage und die jetzige Psychologie der Türken zu oberflächlich. Man hört oft: „Die Türken zeigen sich immer zurückhaltend und stellen übertriebene Ansprüche." Das sagen dieselben Leute, welche bei oberflächlicher Betrachtung der Lage die wirkliche Zukunft für sich übertrieben günstig gesehen haben und nun enttäuscht sind, ja selbst verärgert. Sie gehen so weit, daß sie sich über einen „Größenwahn der Türkei" beklagen.

Die zurückhaltende Psychologie des türkischen Volkes gegen Freund und Feind ist logisch und erklärlich. Die Europäer, besonders die Engländer und Franzosen, welche bisher in der Türkei ökonomische und finanzielle Unternehmungen ins Leben riefen, versprachen freigebig den Türken große Vorteile. In Wirklichkeit aber nutzten sie alle Lebenskräfte des Volkes schonungslos für ihre eige-

nen Interessen aus und paralysierten die Entwicklung des Landes. Sie waren schamlos genug, ihre Versprechungen zu vergessen und eines kleinen Vorteils wegen das türkische Volk mit Heer und Flotte zu bedrohen. Bis nun war die Praxis stets dieselbe. Der Freund von heute zeigt morgen die gepanzerte Faust. Unendlich haben die Türken gelitten und darum wurden sie vorsichtig. Ein türkisches Sprichwort sagt: „Wenn jemand sich den Mund wiederholt durch heiße Milch verbrennt, wird er später so vorsichtig, daß er versucht, kaltes Joghurt abzukühlen, bevor er es trinkt." Unsere deutschen Freunde müssen diese Psychologie des türkischen Volkes als das Ergebnis einer bitteren Vergangenheit betrachten. Nur Klarheit und Sicherheit in den neuen Beziehungen werden imstande sein, Änderung und Besserung zu schaffen.

Die ehrlich denkenden Türken wollen zwischen ihrem Lande und Deutschland eine feste und dauernde Freundschaft und richten an das deutsche Volk folgende herzliche Bitte:

„Seiet unsere Freunde, erkläret dem türkischen Volk, welcher Entwicklungsweg für die Türkei ratsam ist. Zeiget ihm, in welcher Form die ökonomischen und sozialen Vorteile in die Erscheinung treten werden, welche die deutsche Freundschaft der Türkei bringen wird. Saget offen, wie sich die deutsche Industrie und der Handel in der Türkei gestalten sollen. Beweiset, daß die Vorteile, welche die eine Seite wünscht, nicht zum Schaden der anderen gereichen."

Diese Auseinandersetzungen sind dringend nötig. In den bisher erschienenen Artikeln sind diese Fragen nicht genügend erörtert worden. Es herrscht in Deutschland ersichtlich noch keine Klarheit darüber, daß die Lage in der Türkei von der früheren ganz verschieden ist, und daß die Gestaltung der zukünftigen ökonomischen Unternehmungen eine ganz andere sein muß, als die bisher angewandte egoistische Aussaugungspolitik.

Es ist darum vor allem notwendig, daß man sich in Deutschland von der wirklichen Lage in der Türkei eine richtige Vorstellung macht, und daß man die Methoden der Ausnutzungspolitik zu vermeiden sucht, welche die Engländer, Franzosen usw. im Lande gründlich verhaßt machten. Vor allem muß man ängstlich besorgt sein, die Interessen des türkischen Bauerntums nicht zu verletzen, man muß sich davor hüten, die Selbständigkeit der Bauern anzutasten oder gar ihnen ihr einziges Kapital, das Land, welches sie bestellen, fortzunehmen.

Das anatolische Volk, welches durch Ausbeutung schon unendlich gelitten hat, würde erschreckt sein, wenn es von solchen Plänen hören sollte.

Kapitalisten wollen in der Türkei Fabriken errichten. Das Volk ist damit einverstanden, aber es will Garantien dafür, daß diese Fabriken nicht nach dem alten System der Engländer und Franzosen mit dem einzigen Zweck errichtet werden, möglichst viel aus dem Lande herauszuholen. Sie wollen vielmehr, daß die türkische Industrie in der Hauptsache für die Türken sein soll. Sie wollen, daß die Türken endlich dazu gelangen, ihre eigene nationale Industrie und ihren

eigenen nationalen Handel zu haben. Sie wollen, daß die Kaufleute und Fabrikanten, welche kommen, Garantien dafür bieten, daß sie nicht beabsichtigen, die Regungen der Türkei nach eigenem Handel und Industrie zu unterdrücken, sondern daß sie den Türken helfen, ihre eigene Industrie zu heben, und nicht nur egoistische Zwecke verfolgen. Das Herz des türkischen Volkes krampft sich zusammen in Sorge um die Zukunft, und unaufhörlich kreisen bange Gedanken und verdüstern die Seele derer, die ihr Volk lieben. Alle diejenigen, denen das Wohl beider Länder am Herzen liegt, müssen diesen Fragen die gespannteste Aufmerksamkeit schenken.

Es gibt in Deutschland genügend vernünftige Leute, die klar erkennen, daß die ökonomischen Vorteile, welche Deutschland durch diesen Krieg im Orient erreichen kann, nicht ausschließlich in der Türkei zu suchen sind. Der vom Kalifat erklärte „Heilige Krieg" hat in der islamitischen Welt großen Eindruck gemacht. Diese Tatsache ist für die Zukunft der deutschen Industrie und des Handels außerordentlich wertvoll. Die Siege der Türken in den Dardanellen, im Irak usw. haben in der islamitischen Welt das englische und französische Prestige erschüttert und den türkischen Einfluß vergrößert. Die Deutschen als Bundesgenossen der Türken wurden für die islamitische Welt die wahren Freunde des Islam. Ein hiesiger Professor hatte in einem Vortrag über die Wichtigkeit des „Heiligen Krieges" ein charakteristisches Beispiel gebracht. Während des Krieges hatte das Volk in Süd-Persien den englischen und russischen Zucker boykottiert, und, da es anderen Zucker nicht gab, verzichtete man lieber auf den Genuß. Plötzlich fand jemand einen Vorrat deutschen Zuckers. Er begann ihn zu verkaufen. Die Perser sagten: „Deutscher Zucker, Freundes-Zucker", und in kurzer Zeit war der ganze Vorrat abgesetzt. Nach Friedensschluß wird der Einfluß der befreundeten Deutschen in der islamitischen Welt auf Kosten der Engländer, Franzosen usw. gewaltig steigen. Die Vorteile dieses Einflusses für die Türkei sind nur moralischer Natur, der wirtschaftliche Nutzen wird dem deutschen Handel und der Industrie zugehen. Den Engländern und Franzosen wird es nie mehr gelingen, zu verhindern, daß die Bekenner des Islam die deutschen Erzeugnisse, „die Waren des Freundes" kaufen.

Wenn unsere deutschen Freunde diese klare Zukunft ihres Handels und ihrer Industrie in der islamitischen Welt erkennen, haben sie nicht nötig, ihre Aufmerksamkeit ausschließlich dem ökonomischen Gebiet in der Türkei zuzuwenden, sondern die ganze Welt des Islam steht ihnen offen.

Orestes Daskaljuk:
Die Probleme der russischen Landwirtschaft.

Angesichts der lawinenartig anwachsenden Schwierigkeiten nehmen in der russischen Presse die Erörterungen über die volkswirtschaftliche Situation Rußlands, die gegenwärtige Tendenz und die zu erwartende Neuausrichtung der künftigen Wirtschaftspolitik breiten Raum ein. Die Weitläufigkeit des Themas, die Unbegrenztheit der Lösungsmöglichkeiten und die Unterschiedlichkeit der dabei zutage tretenden Klassen- und Parteiinteressen lassen von vornherein ein einheitliches Bild russischer Entwicklungsaussichten nicht aufkommen; prüft man aber die zahlreichen Ausführungen, die von Berufenen und Unberufenen in breiter Begründung vorgetragen werden, auf ihren Kern, so kommt man nach einigem Sichten auf den gemeinsamen Ursprung, aus dem alle Vorschläge, Wünsche, Hoffnungen und Befürchtungen fächerförmig ausstrahlen. Es ist dies die fundamentale Frage, ob Rußland bei der späteren Festlegung seiner wirtschaftlichen Richtlinien wie bisher das Hauptgewicht auf die nationale Industrie mit ihrem ganzen kapitalistischen Apparat legen, oder ob es getreu den Traditionen die bislang vernachlässigte Landwirtschaft, als die Hauptträgerin der russischen Finanzkraft, in ihre alten Rechte und Würden einsetzen soll. Damit wäre der ganze Problemkomplex auf eine Alternative eingeengt und mit der Entscheidung nach einer Seite zugleich in seinen Hauptzügen gelöst. Aber da die Erscheinungsformen des nationalen Wirtschaftslebens in mannigfacher Verknüpfung zusammenhängen, neben rein wirtschaftlichen Interessen solche des Fiskus, der äußeren und inneren Politik, des Staatshaushalts mitsprechen, da ferner infolge des Krieges eine gewaltige Überspannung aller Kräfte des Reiches weit über die Elastizitätsgrenze hinaus eingetreten ist und zurzeit noch unmeßbare Wandlungen in den Produktions- und Absatzbedingungen, dem auswärtigen Handel und den internationalen Beziehungen sich vorbereiten, so sind die endgültigen Gesichtspunkte für die kommende wirtschaftliche Umgestaltung nichts weniger als klar und eindeutig bestimmbar.

Die Aufgaben, die die russische Regierung zu lösen hat, sind sowohl durch die gegenwärtige Desorganisation der Volkswirtschaft als auch durch das Vermächtnis der ökonomischen Vergangenheit des Zarenreiches gegeben. Überblickt man die Wirtschaftspolitik des Staates seit den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts und versucht die volkswirtschaftlichen Entwicklungsgänge auf eine Grundformel zu bringen, so wird man dafür das zielbewußte Streben nach Industrialisierung des Erwerbslebens und das Zurückdrängen der agraren Vorherrschaft ansetzen müssen. Der Übergang zur kapitalistischen Wirtschaftsnorm des Westens war für Rußland freilich eine ökonomische Notwendigkeit. Der Ackerbaustaat Rußland war eben auf dem Wege seiner Vorwärtsentwicklung

gezwungen, die Metamorphose zum Rohstoffstaat und in weiterer Konsequenz zum teilweisen Industriestaat vorzunehmen, um einerseits sich wirtschaftliche Selbständigkeit zu sichern, andererseits eine intensivere Verwertung seiner Agrarprodukte durch die Ausbauung seines Welthandelssystems durchzusetzen. Mit dem Ausreifen der einheimischen Großindustrie und des Industriegewerbes mußte naturgemäß eine Steigerung des Konsums der landwirtschaftlichen Erzeugnisse eintreten, mußte aber auch eine umfangreiche Ausnutzung des Exporterlöses, eine Steigerung der Gesamteinkünfte, eine Erweckung schlummernder Naturschätze und eine Hebung des nationalen Wohlstandes platzgreifen. Insoweit war also die kräftig einsetzende Industrieförderung eine Tat weitblickender Voraussicht und durch die Entwicklungstendenz des Staates vollauf gerechtfertigt.

Der Nachteil der Industriepolitik bestand nur in der Einseitigkeit der Bevorzugung kapitalistisch-industrieller Interessen auf Kosten der Landwirtschaft. Die mangelnde Fürsorge für die Agrarbedürfnisse hatte nämlich bald einen Niedergang der landwirtschaftlichen Produktion hervorgerufen, der sich zunächst in einer Entwertung der Ausfuhr äußerte. Tatsächlich lasteten die Kosten des Protektionismus von Anfang an am drückendsten auf der Bauernbevölkerung. Die rapide Preissteigerung und die Abhängigkeit von den verteuernden Tendenzen der Industrie, die den Schutz der Regierung zu eigennützigen Zwecken ausbeutete, waren die Ursachen des landwirtschaftlichen Verfalls. Die Versuche der Regierung, die verderblichen Folgen ihres Systems durch Zwangsmaßnahmen gegenüber der allmächtigen Industrie aufzuheben, wurden von den Industriellen durch die Bildung festgefügter Kartellorganisationen beantwortet, die die Erzeugung nach dem Stande der Nachfrage zu regeln und Preisverminderungen infolge überfüllter Inlandsmärkte hintanzuhalten bestimmt waren. Der Gegensatz zwischen Industrialismus und Agrarismus verschärfte sich in den letzten Jahren vor Kriegsanfang und wurde durch das Hinzutreten parteipolitischer Momente schließlich zum Kampf zweier politischer Losungen.

Die erste wirtschaftliche Folge dieses Krieges war zunächst die Lahmlegung eines großen Teiles der russischen Industrie. Dadurch war automatisch die Landwirtschaft wieder in den Vordergrund gerückt, zumal sie bei den zahlreichen russischen Anleiheverhandlungen eine gewichtige Rolle zu spielen bekam. Allmählich begann ihre Bedeutung auch den führenden Wirtschaftspolitikern klar zu werden, die angesichts der bedrohlich anwachsenden Verschuldung Rußlands und des voraussichtlichen Versiegens des Kapitalszuflusses nach dem Kriege zum Mittel der „Mobilisierung der inneren Hilfsquellen" greifen mußten. Der in Petersburg abgehaltene Landwirtschaftskongreß brachte zum ersten Mal diese Anschauungen in zusammenfassender Darstellung zur Sprache. Danach sollte der Ackerbau neue Belebung erfahren und die Gesamtwirtschaft grundlegend bestimmen, die vermehrte Ausfuhr der Agrarprodukte sollte ferner die Einlösung der ausländischen Verpflichtungen sicherstellen und die Herbeiführung normaler Verhältnisse einleiten.

Professor Tugan-Baranowskij schrieb in der „Rjetsch": „Nur eine Erhöhung der Ausfuhr entsprechend dem Anwachsen der Verpflichtungen gibt die Gewähr einer glatten Abwicklung der Zinsentilgung. Die Hebung der Produktivkräfte, die Sanierung des Geldsystems, die Gesundung des gesamten Wirtschaftslebens ist mit dem Schicksal der russischen Landwirtschaft nach dem Kriege eng verknüpft." Die gleiche Tendenz vertraten der konservative Großgrundbesitzerblock und der Semstwoverband. Beide forderten eine prinzipielle Umordnung der russischen Wirtschaftspolitik nach agrarischen Gesichtspunkten. Beide wiesen in einer Reihe von Denkschriften auf die Notwendigkeit der Rückkehr zur intensiven Agrarbetätigung hin, die allein die Bürgschaft für eine durchgreifende Neugestaltung der finanziellen Verhältnisse des Zarenreiches gebe.

Dennoch verschließen sich die Vertreter der agraren Orientierung nicht der Erkenntnis, daß die Ausbreitung und das Gedeihen des gewerblichen Kapitalismus auch im Interesse der russischen Landwirtschaft gelegen ist. Die Steigerung des binnenländischen Konsums ist an ein Fortschreiten des Industrialisierungsprozesses gebunden. Der Ackerbau kann den jährlichen Bevölkerungszuwachs von zwei Millionen Menschen nicht verwerten, und die daraus sich ergebenden Agrarprobleme wären auch durch die Aufgabe der Schutzzoll- und Industriepolitik nicht zu lösen. Ebenso ist die rationelle Bearbeitung gewisser Bodenerzeugnisse (wie Wolle, Flachs, Handelsgewächse, Tabak, Zuckerrüben usw.) von einer entwicklungsfähigen Industriewirtschaft abhängig. Das schwierige Problem der Interessenvereinigung von Landwirtschaft und Industrie beschäftigt seit Anfang des Krieges die russischen Nationalökonomen. Seine Lösung ist aber auch für die finanzielle und ökonomische Erstarkung des russischen Staatswesens von elementarer Notwendigkeit. Die Regierung kann freilich den freihändlerischen Neigungen der Agrarkreise im Interesse der Gesamtwirtschaft eben so wenig nachgeben, wie den übertriebenen Hochschutzzollforderungen der Industrie. Die Formel, auf die die auseinanderstrebenden Ansprüche gebracht werden müssen, lautet: Konsumerhöhung im Inland, Verbreiterung der heimischen Absatzmärkte, wirtschaftliche Unabhängigmachung vom Ausland und Eigenverwertung der Getreideüberschüsse. Die Erhöhung der Konsumfähigkeit durch Verminderung der Kosten der Lebenshaltung ist der Weg dazu. Der gegenwärtige Konsum der breiten Massen steht zu jenem im Westen in keinem vernünftigen Verhältnis. Die Primitivität der Lebensbedürfnisse in Rußland läßt sich kaum besser darstellen als durch die Tabelle der Konsumziffern. Die Steigerung der Kaufkraft der unteren Volksschichten ist ein Hauptpunkt im Programm aller Wirtschaftsprojekte. Dennoch sind auch hier alle Maßnahmen solange Stückwerk, als nicht das Grundübel beseitigt ist: die kulturelle Rückständigkeit des Hauptstammes der Konsumenten, der bäuerlichen Bevölkerung. Alle Bemühungen der Regierung müssen daher notwendig auf die Besserung der Lebensbedingungen und die Befriedigung der elementarsten Kulturbedürfnisse der Bauernschaft hinauslaufen. Demgegenüber

ist die Frage der industriellen oder agraren Wirtschaftsorientierung erst in zweiter Linie bedeutungsvoll. Der wirtschaftliche Aufbau Rußlands, der seit der Aufhebung der Leibeigenschaft viele verschlungene Wege wandelte, ist dann in feste Bahnen eingelenkt und der endlichen Europäisierung näher gebracht.

Gegenwärtig sind die Verhältnisse so, daß die Bauernbevölkerung die ihr auferlegten finanziellen Lasten aus der imperialistischen Staatspolitik nicht mehr zu tragen vermag. Sie ist durch die fortwährenden Steuer- und Akzisenerhöhungen, durch die gewaltigen Lasten der Kriegsleistung und Momente innerpolitischer Natur an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt. Die Ansprüche der Machtstellung des Staates haben sich sprungweise gesteigert, die Bedürfnisse der rapid aufschießenden Industrie haben sich vervielfältigt, ohne daß die Bauernbevölkerung eine Anpassung an die neuen Verhältnisse durchzuführen imstande war. Die offizielle Politik nahm lange Zeit auf die landwirtschaftlichen Strömungen keine Rücksicht, ja sie mußte im Interesse ihrer höheren Ziele direkt auf die Verelendung der Massen hinarbeiten. Die Verminderung der Ertragsfähigkeit des Bodens infolge kulturwidriger Wirtschaftsmethoden machte durch den Antrieb zu schonungsloser Raubwirtschaft weitere Fortschritte. Die Ansätze rationellerer Bewirtschaftung, wie sie namentlich in einzelnen größeren Gutsbetrieben bemerkbar sind, die Versuche der Meliorierung des Bodens und die Inanspruchnahme landwirtschaftlicher Maschinen und künstlicher Düngemittel kommen für die Allgemeinheit nicht in Betracht. Die gesteigerte Ausfuhr der letzten Jahre ist kein Maßstab für den inneren Zustand der Landwirtschaft. Die Forcierung der Ausfuhr, um Kreditoperationen ehrgeiziger Finanzminister den nötigen Hintergrund zu geben, hatten bekanntlich zahlreiche Hungersnöte im Gefolge, denen die Regierung nur ungern durch Zuweisung von Unterstützungen zu steuern suchte.

Hebung des landwirtschaftlichen Notstandes, der Intensität der Bewirtschaftung, Hebung des geistigen und sittlichen Niveaus des Bauernelementes, Steigerung der Gesamteinkünfte und des Nationalvermögens sind die Aufgaben, denen sich Regierung und Gesellschaft in Rußland nach dem Kriege widmen müssen. Nicht die planlose Zuteilung von Grund und Boden, noch die Erlassung von Steuern ist als dauerndes Vorbeugungsmittel von Bedeutung. Die in den Eigentümlichkeiten der Rasse, der Geschichte, der Kultur und des geographischen Milieus wurzelnde Undisziplinierheit und Organisationsunfähigkeit des russischen Menschen kann nicht durch die Änderung eines Systems, einer wirtschaftspolitischen Richtung oder durch die „Liberalisierung der Bürokratie" allein behoben werden. Es ist die Reform des „inneren" Menschen, die heute als wesentlichste Forderung von den geistigen Vertretern des russischen Volkes laut wird und die die bewußte Weiterentwicklung des nationalrussischen Kulturideals vollziehen soll. Wie weit die hier verzeichneten Anregungen überhaupt durchführbar sind, und ob dadurch eine völlige „Neugestaltung" Rußlands erzielt werden kann, läßt sich von hier aus natürlich nicht ohne weiteres feststellen.

Für uns sind in erster Linie die Folgerungen maßgebend, die sich aus einer eventuellen Umlenkung der russischen Wirtschaftspolitik ergeben. Gewiß ist, daß Rußland aus dem gegenwärtigen Kriege mit einer starken Einbuße an finanziellen, wirtschaftlichen und staatspolitischen Potenzen hervorgehen wird. Aber ebenso sicher ist, daß es in seinem Organismus schließlich die ausgleichenden Faktoren ausfindig machen und nach einiger Zeit des reuigen Insichgehens an die Wiederauffüllung seiner Kräfte schreiten wird. In seiner elementaren Massivität ist es gleichermaßen von dem bei uns gern angekündigten wirtschaftlichen Zusammenbruch entfernt, wie von der in gewissen russischen und Ententekreisen überschwenglich prophezeiten Renaissance. Eine Rückkehr zur verstärkten Agrarproduktion ist aber namentlich für Deutschland von Bedeutung, das im Frieden der größte Abnehmer der russischen Exporterzeugnisse war. Deutschland, das nach einer Berechnung des russischen Volkswirtes Nochowitsch 47,5 v. H. der russischen Gesamtausfuhr verwertete, kommt auch in Zukunft als ein unersetzbarer Absatzmarkt in Betracht. Ein Verzicht auf den Handel mit Deutschland ist darum für Rußland, trotz aller Gegenleistung von seiten der Ententeländer, nur unter den schwersten Opfern denkbar. Die Pariser Wirtschaftsbeschlüsse sind in ihren praktischen Vorteilen in Rußland niemals überschätzt worden. Ihre Einhaltung hängt von dem Preis ab, den die Entente in Form von Anleihen und Zuschüssen gewähren wird. Rußland aber muß nach dem Kriege den Weg gehen, den ihm seine Interessen vorschreiben, unbekümmert um die in einer Stunde des Hasses eingegangenen Verpflichtungen.

Werner Köhler:
Namur — Maubeuge — Mons.

Drei okkupierte Städte.

Wer möchte an den Krieg und alle die Not und Tränen, die er in seinem Gefolge hat, denken, wenn er die Bäume im Maas- und Sambretal blühen sieht und jeder Halm im leisen Frühlingswinde von Lebensfreude und Lebensbejahung strotzt? Wie ein finsterer Alp in schwüler Nacht, den die Morgensonne mit leuchtender Klarheit aus Herz und Hirn scheucht, dünkt uns inmitten der lachenden Landschaft der Gedanke an das große Sterben unserer Brüder draußen auf blutgedüngtem Feld — wie ein düsterer Wahn aus längst verschollener Zeit, der in der Gegenwart keinen Platz mehr findet. Aber das blutige Drama ist die grause Wirklichkeit unserer Tage, wovon uns jede Stunde neue Kunde bringt, eine katastrophale Zeit, in welcher eine Welt zugrunde geht, um eine neue zu gebären, die das Wort des Dichters zur Erfüllung bringt:

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit
und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Unter uns aber blitzen die Fluten der Sambre im Sonnengold, und der helle Frühlingsmorgen steigt hinab auf die Ardenner Berge. Die Bäume blühen im Tal und auf den Hängen, die Lerchen jubeln in die blaue Luft hinein, es ist, als ob der große Weltenschöpfer selber durch diesen Tau des Sonntagmorgens schritte und unter seinen segnenden Händen die Blüten des Frühlings hervorzauberte. —

Trutzig ragen die Felsen der Citadelle von Namur vor uns auf, von deren Höhe Kanonenschlünde auf die friedliche Stadt herabschauen. Die ausgebrannten Ruinen des Grand-Hôtel-Namur-Citadelle erwecken die Erinnerung an die Tage, in welchen unsere Truppen in schwerem Ringen den Widerstand eines hartnäckigen, verblendeten Gegners brechen mußten.

Auf diesem Bergvorsprung zwischen Maas und Sambre ließ schon der große Römer, der diese Lande mit seinen Legionen der ewigen Stadt unterwarf, seine Adler horsten und das von der Natur so ausgezeichnete Gelände befestigen. In seinen Kommentaren über den gallischen Krieg steht ein Wort zu lesen, das noch heute den Stolz des belgischen Volkes hervorruft: „Omnium Gallorum sunt fortissimi Belgae." (Von allen Galliern sind die Belgier die tapfersten.) — Mannigfach ist das Schicksal dieser Berge, welches uns die Geschichte aufgezeichnet hat, gewesen. Augenblicklich flattern lustig des jungen Deutschen Reiches Farben von den Wällen, deutsche Soldaten mit blankem Bajonett halten Wache, und wenn ihr Blick ins Tal und zu den Wassern der Maas schweift, dann denken sie wohl der fernen Heimat, an Weib und Kind im deutschen Vaterland. Auf dem großen Sportplatz dort oben, der in den Tagen des Friedens das Ziel der vielen Kurgäste des lieblichen Maasstädtchens war, stählt die belgische Jugend den Körper im munteren Spiel, vielleicht in der stillen Hoffnung auf den dereinstigen Kampf gegen den jetzigen Überwinder. Nicht ganz spurlos ist der rauhe Kriegssturm an dem Stadion vorübergegangen, denn aus der einen Seitenwand hat eine Granate einige Quadern gerissen. Aber das ist an dieser Stelle die einzige Erinnerung, die der Angriff hinterlassen hat.

Aus dem grauen Meer der Schieferdächer des Städtchens zu unseren Füßen ragen die Türme des im Jahre 1388 begonnenen Belfrieds und der in streng klassizistischem Stil erbauten Kathedrale hervor. Don Juan d'Austrias heißes Herz ruht in ihren Mauern. Im Jahre 1578 verlor er wenige Kilometer von Namur Sieg und Leben. Der Leichnam wurde nach dem Eskorial gebracht, nur das Herz ruht in der Erde, für die es kämpfte. —

Frühling überall, Frühling auf den Höhen, Frühling im Tal. Die dicken Knospen an den Büschen sind von der Aprilsonne wachgeküßt worden, und die

jungen Blätter recken sich unter ihren warmen Strahlen zu fröhlichem Wachstum. Bald werden sie sich ganz entfaltet haben. Plötzlich stockt unser Fuß auf dem ziemlich schroff abfallenden Serpentinpfad. „Je t'aime, je t'aime —" flüstert es in unmittelbarer Nähe hinter dem Busch vor uns. Ein Klang, ein Wort wie aus einer andern Welt. Oder auch nicht — denn das allgemein Menschliche stirbt auch unter der Kriegsfurie nicht, weil es ewig ist. Aber in diesem Augenblick klingt es berauschend an unser Ohr, denn es erinnert uns an die Heimat. „Ich liebe dich," das lockt und prickelt wie brausender Wein und mahnt daran, daß es trotz allem und allem noch Glück, noch Liebe, noch warm empfindende Herzen gibt. —

Das Land ist wallonisch. Des Frankenreiches Sprache schlägt überall an unser Ohr. Man macht auch hier die Erfahrung, daß Theorie und Wirklichkeit zwei verschiedene Dinge sind. Unsere niederdeutsche Stammesverwandtschaft bedeutet noch keine Zuneigung, das haben uns ja auch unsere lieben Vettern jenseits des Kanals gründlich bewiesen. Noch nach langer Zeit fahren unsere biederen Lanzer aus den vlamischen Gebieten zu ihren ehemaligen wallonischen Quartierwirten auf Besuch. Ein guter Empfang und eine Wurst oder ein Stück Speck für den Rückweg ist ihnen sicher. Von vlamischer Seite kann man davon weniger sprechen. Das mag ja auch seine Ausnahmen haben.

In den Straßen Namurs wogt eine festtäglich geputzte Menge. Merkwürdig nehmen sich dazwischen die oft biderben Gestalten unserer Feldgrauen aus. Aber die liebe Sonne hat heute an allem ihre Freude. Sie scheint über Gerechte und Ungerechte. Sie spiegelt sich auf den blanken Mützenschirmen der Soldaten und in den schwarzen Augen der kleinen Belgierinnen. Ob sie beide necken und einen gewissen Zusammenhang zwischen ihnen herstellen will? — Plötzlich fährt es wie ein elektrischer Schlag durch die Menge. Erst summt es in der Ferne, dann kommt es immer näher und näher heran, bis es schmetternd im Marschtempo um die Ecke biegt: „Wir sind vom k. u. k. Infanterie-Regiment." Und dann: „Das ist die Garde, die unser Kaiser liebt." — Alles summt mit. Der verfehmte „Militarismus" hat mal wieder gesiegt. Und in diesem Zeichen siegt er immer — das ist in Brüssel und Löwen nicht anders als hier.

— — — — — — — — — — — —

Das Tal der Sambre ist lieblich zwischen sanften Höhen eingebettet. Nicht wie die Fluten der Maas zwischen malerisch steilen Bergen und pittoresken Felsbildungen strömen die Wasser des Flüßchens dahin. Donnernd braust der endlos lange D-Zug mit seinen französischen Wagen erster und zweiter Klasse über die vielen Brücken, die über die zahllosen Windungen der Sambre führen. Unsere Feldgrauen rekeln sich noch schlafmüde von der langen Fahrt in den Polstern. Vom Rhein und von der Elbe, aus dem Sande der Mark wie aus dem schönen Sachsenland und von Westpreußens Seen und Wäldern, eilen sie nach kurzer Er-

holungszeit zurück nach Frankreichs heiß umstrittenem Boden, um mit eiserner Wehr die Heimat zu schützen. Und an diesem lebenden Wall prallen die Wogen der Feinde machtlos ab.

Immer wieder fliegt der Blick über der Dörfer Frieden, die im Blütenmeer der Bäume eingebettet liegen. Auf den Feldern grünt die Saat einer verheißungsvollen Ernte entgegen. Ab und zu starren die Ruinen einer ausgebrannten Wohnstätte in das grelle Sonnenlicht und ein einsames Soldatengrab zeigt sich zwischen den Schollen der mütterlichen Erde. Es ist dasselbe Bild wie überall im Belgierland, wo unsere Brüder in den heißen Augusttagen des Jahres 1914 stritten und fielen, dasselbe Bild von den Ardennerbergen bis zum Nordmeer, vom Niederland bis zum Frankenreich. — Ein fernes, uns wohlbekanntes Surren läßt aller Augen sich zum Himmel richten. Kühn und sicher nimmt der Beherrscher der Lüfte, der mächtige Zeppelin, die Sambre talabwärts seinen Weg. Stolz flattert des Reiches Kriegsbanner vom Heck, und die Augen der Dörfler folgen ihm mit stummem Staunen. Morgen vielleicht schon nimmt er seinen Flug über das Nordmeer nach Englands Küsten, und Tod und Verderben zeichnen seine Spur. Das ist das eiserne Gesetz des Krieges, dessen möglichst häufige Anwendung den Gegner mürbe machen helfen muß.

Nach einiger Zeit verändert sich die Szenerie. Man sieht in dem lieblichen Tal mächtige Hochöfen und Fabrikschornsteine aufragen. Zeche neben Zeche taucht mit den schiefen Kegeln der Schlackenberge vor unsern Blicken auf. Man glaubt sich in das Industriegebiet Westfalens und der Ruhr versetzt. Wir befinden uns mitten in der südbelgischen Eisenindustrie, deren Zentrum das Städtchen Charleroi bildet. Es ist die Stadt König Karls, nämlich Karls II. von Spanien, der ihr Gründer war. Neun Kilometer davon bei Landelies liegen die großartigen Ruinen der im 13. und 14. Jahrhundert hochberühmten Abtei von Aubne, die von den Franzosen im Jahre 1794 zerstört wurde.

Noch lange beherrscht die Industrie die Landschaft, bis am Berghange Thuin auftaucht, das altertümliche Städtchen, von seinem kräftigen Belfried und den Türmen mehrerer Kirchen überragt. Nun geht es hart auf Frankreich zu. Jeumont ist der erste Ort auf französischem Boden und Zollstation. Wir haben das Gebiet der Republik erreicht. Nach einviertelstündiger Fahrt donnert der Zug in den kleinen Bahnhof der Grenzfestung Maubeuge hinein. Ein unansehnliches, baufälliges Stationsgebäude mit einem ganz leidlichen Offizierkasino verkündet uns den Beginn der französischen Kultur. Eine nicht minder baufällige elektrische Bahn, deren Führer sich den deutschen „messieurs" gegenüber, die seine einzigen Fahrgäste bilden, einer besonderen Höflichkeit befleißigt, führt uns in wenigen Minuten in das kleine Städtchen, das noch von alten Festungstoren und Gräben umschlossen ist. An der Porte de France liegt die Caserne de Wattignies, die ehemals der Wohnort der französischen Besatzung war. Eine Inschrift an dem

alten Tor erinnert an die ruhmreiche Verteidigung der Stadt im Jahre 1814. Schmutzige Straßen mit altersgrauen, verwitterten Häusern, miserablen Läden, in denen dieselbe Mannigfaltigkeit waltet wie in Belgien, wo ein Hutgeschäft und Fleischverkauf in demselben Raum friedlich nebeneinander existieren, zeigen das Typische des französischen Landstädtchens, in dem Ruhe nicht erst braucht zur ersten Bürgerpflicht gemacht zu werden, weil sie bereits im Übermaß vorhanden ist. Abgesehen von einem recht geschmackvollen Kriegerdenkmal ist auch nicht die geringste Sehenswürdigkeit vorhanden. In zehn Minuten stehen wir bereits vor der Porte de Mons, die wieder zur Stadt hinausführt. In den schmierigen Gastwirtschaften erfreuen sich unsere Soldaten des französischen Gerstensafts und sind dabei eifrig im Gespräch mit den Wirten und der holden Weiblichkeit begriffen. Die Verständigung erfolgt durch ein höchst originelles Gemisch von deutschen und französischen Brocken. Von allen Seiten wurde uns, im Gegensatz zu Belgien, die Höflichkeit und Zuvorkommenheit der französischen Bevölkerung gerühmt. Ja, eine Madame der mittleren Jahre zeigte auf der Straße sogar außerordentliches Interesse für die Kaiser Wilhelm I.-Medaille meines Landsturmbegleiters, die sie wohl für eine besonders hohe Kriegsauszeichnung hielt.

Hat auch Maubeuge keine sonderlichen Reize aufzuweisen, so hat es doch im Ohre eines jeden Deutschen einen guten Klang. Wurden doch bei der Niederringung seiner Forts Ende August 1914 ungefähr 40 000 Gefangene gemacht. Bald liegen die schmutzigen Gassen mit den altersgrauen Häusern, die Festungstore und der alte Graben, den im Sommer Kastanienbäume beschatten, hinter uns. Bei Quévy erreichen wir wieder belgischen Boden.

— — — — — — — — — — —

Feierlich tönen die Glocken des Sonntags Judica von der Kathedrale Sainte Wandru über die abendstillen Straßen und Boulevards der Stadt Mons, zu Vlamisch Bergen. Die späte Gotik des alten Gotteshauses zeichnet sich mit scharfen Silhouetten gegen den Abendhimmel ab, an dem nur wenige leichte Wölkchen nach Süden eilen. Die Menschenmenge und die vielen Wagen vor dem Hauptportal der altehrwürdigen Kirche künden ein Ereignis besonderer Art. Orgelklang und frommes Singen klingen aus dem stolzen Bau, in dem junge Menschenkinder ihre erste Kommunion vor der Majestät des Allerhöchsten feiern. Schwerer Weihrauchduft schlägt uns an den Portalen entgegen. Unweit der Kathedrale reckt der mächtige Belfried seine massige Gestalt empor. Durch malerisch gekrümmte Straßen mit alten Giebelhäusern führt der Weg, einst das Entzücken und die Bewunderung der vielen fremden Maler, die hier für ihre Kunst Vorwürfe suchten. Die späte Gotik herrscht vor. Die Kathedrale und das Rathaus an der Grande Place mit den vielen freundlichen Kaffeehäusern sind Meisterwerke spätgotischen Stils. — In dem großen Freiheitskampfe der Niederlande

gegen die spanische Herrschaft und den Katholizismus gelang es dem Grafen Ludwig von Nassau im Jahre 1572 sich eine Zeitlang in der Hauptstadt des Hennegaus gegen Herzog Albas Heerscharen zu halten, während in den nördlichen Provinzen der Aufstand zur hellen Flamme emporloderte. Aber die Spanier und Rom haben schließlich doch den Sieg davongetragen. Es ist gerade in der heutigen Zeit besonders interessant, in den Blättern der Geschichte über dergleichen nachzuforschen. —

Eine festtägliche Menge durchwogt die Straßen. An der Seite von Eltern und Geschwistern ziehen die jungen Kommunikanten mit feierlicher Miene heim. Manch freundlich lächelnder Blick eines vorübergehenden Landstürmers streift die kleine Schar; er mag der eigenen Kinder daheim gedenken, die vielleicht in diesem Jahr ohne den Vater zur Konfirmation gehen müssen.

Mons ist das Zentrum des belgischen Steinkohlengebietes. Wenn man an die Peripherie der Stadt gelangt, wo die gepflasterten Straßen in die Chausseen überzugehen beginnen, sieht man überall in der Ferne die steilen Kegel der Zechen auftauchen. Bei Mons traten zum ersten Mal in diesem Kriege die Engländer unsern Truppen zu energischem Widerstande entgegen. Am Kanal, der sich unweit der Stadt hinzieht, tobte der Kampf, der schließlich mit unserem Siege endete. Aber so mancher deutsche Mann liegt dort in fremder Erde, und nach Jahren werden vielleicht deutsche Mütter und Frauen nach Mons pilgern, um dort bei den Ruheplätzen ihrer Lieben still zu beten. — Der Abendwind fächelt leise über die dämmerigen Wiesen und spielt um die Hügel der großen Massengräber. Was ist der Mensch im Strome dieser Welt?! Hin und wieder klingt ein dumpfes Grollen aus der Ferne, denn noch sinken Jugend und Vollkraft der Nationen wie die Halme unter der Sense des Schnitters dahin. Noch ist die Zeit des großen Allesüberwinders Tod. Möchte der blutigen Saat eine Ernte folgen, die der großen Opfer würdig ist. —

M. Sobotta: Siebenbürgen, die deutsche Wacht.

Die „Vormauer der Christenheit" wurde Siebenbürgen einst vom Kardinal Kollonitsch genannt, heut erscheint uns das Land als eine weit nach Südosten ragende deutsche Sprachinsel, ein alter Siedelungsboden deutscher Kraft und Zähigkeit. Fremd und abgeschlossen liegt das urdeutsche Land zwischen den Stämmen der Magyaren und Rumänen. Gegen den Gebirgswall prallten schon die Stürme der Völkerwanderung; Ostgoten und Gepiden überfluteten das Land, das

damals eine fast unbewohnte Wildnis darstellte. Doch die Könige Ungarns erkannten bald die strategische Bedeutung Siebenbürgens als Schutzwache gegen alle von Ost und Süd anstürmenden Feinde. Asiatische Scharen des Mittelalters drangen zur Walachei-Ebene vor, schon eroberten 1187 die Sarazenen Jerusalem. Vom Balkan führte der Weg durch Siebenbürgen nach Ungarn. Drohend standen feindliche Scharen im Süden des Landes, und vor der großen ungarischen Tiefebene lag wie eine schützende Festung das Waldland Siebenbürgen.

Die Reste der Dakoromanen und die Rumänen blieben im Gebirge, Stammesgenossen aus der Donaugegend vereinten sich mit ihnen zur Verteidigung. Auch ein magyarischer Stamm, die Szekler, verteidigten als tapfere Kriegsmänner die Ostgrenze, aber zum Bebauen der großen Wildnis in der Hochebene waren sie noch ungeeignet. Daher berief König Geisa II. in der Mitte des zwölften Jahrhunderts in den öden, unbevölkerten südlichen Teil des Landes Deutsche aus Flandern, vom Mittel- und Niederrhein. Zwei Menschenalter dauerte diese Einwanderung, die sich über das ganze Land erstreckte. 1211 verlieh König Andreas II. dem Deutschen Ritterorden das menschenleere Burzenland; auch hier in der Ebene von Kronstadt wurden Deutsche angesiedelt. Der goldene Freibrief des Königs Andreas II. machte sie zu freien Grundherren des Sachsenlandes oder des „Königsbodens". Hier arbeitete in zäher Kraft die deutsche Faust in einem Staat mit voller Selbstverwaltung. Neues Leben erblühte aus den alten Resten römischer Kultur in der Wildnis. Die sächsischen Städte Mühlenbach, Kronstadt, Schäßburg, Klausenburg, Hermannstadt, Bistriz erheben sich als die seltenen Städte im Lande, als die Wehren gegen Anstürme neuer Feinde.

Das sächsische Volk mußte stets in der Verteidigung begriffen sein, um nicht dem Andrängen feindlicher Scharen zu erliegen: Die Bürgermeister von Kronstadt und Hermannstadt hatten ständig ihre Kundschafter auf dem Balkan. Um die Städte wurden feste Ringmauern gebaut, auf den Höhen errichtete man Türme und Burgen, um weite Ausschau zu halten. Man baute die Kirchen zu Kirchenburgen aus. Die sächsische Verteidigungskirche wurde von den Bauern meist so ausgebaut, daß sie um das Gotteshaus eine Ringmauer mit Basteien und Türmen legten, um diese schloß sich ein ringförmiger Graben, dann wieder eine Mauer. Die gewaltigsten Kirchenburgen weist das Burzenland bei Kronstadt auf, denn es liegt am Fuße des Einfallstores, dem Tömöscher Paß, und es ist zugleich die reichste Gegend im Sachsenlande.

Die mächtigste Kirchenburg ist die Tartlauer bei Kronstadt. Ein Säulengang führt an die eisenbeschlagene Eichentür, durch diese geht es in den Vorhof, dann in den Bäckerhof mit Backofen. Ein gewölbter Gang, der durch ein Falltor geschlossen werden kann, führt von dort in den Haupthof, in dem die Kirche liegt. Die Mauern des Hauptringes sind vier bis fünf Meter dick und zwölf bis vierzehn Meter hoch. An der Innenwand sieht man drei Stockwerke von gemauerten Räu-

men, die zu Kriegszeiten als Zufluchtsort und Vorratskammern für die flüchtenden Bauern dienten. Spuren der Ringmauern und zwei Türme der Kirchenburg sind noch erhalten. Die Steine reden eine gewaltige Sprache von Kampf und Wehr. Man erzählt, daß die Tartlauer Burg trotz vieler Angriffe nie in Feindeshand geraten sei.

Die Kirchenburg zu Petersberg hat sogar drei Ringmauern. Über die Gräben führen Zugbrücken. Unterirdische Gänge verbinden die geräumigen Keller. Kornmühlen, Viehzwinger, tiefe Brunnen und Backöfen erzählen hier von der Lebensweise der Flüchtlinge auf der Kirchenburg.

Bei der Rotbacher Kirchenburg ist der Turm mit Schieß- und Pechscharten zur Verteidigung eingerichtet. Bei anderen Kirchenburgen haben die Mauern starke Strebepfeiler, die durch Rundbogen verbunden sind. Unten ist der Verteidigungsgang, an den Mauern unter dem Dache sind auch Schieß- und Pechscharten zu sehen. Oft ragt das so befestigte Chor als dicker Turm über das Kirchenschiff hinaus.

Die alten Kirchenburgen erinnern noch heut daran, daß Siebenbürgen einst die Vormauer der Christenheit war. Friede im Gotteshause, Krieg an seinen Mauern, die das Blut der Kämpfer rötete! Die schützende Stätte, die in Kriegsnöten Menschen und Vieh aufnahm. So dienten die Kirchenburgen vielfachen Zwecken.

Seltener sind die Bauernburgen ohne Kirche. Die größte Burg der Art ist die Rosenauer Burg bei Kronstadt, die auf hohem Kalkfelsen liegt, an drei Seiten steil aufsteigt, während die vierte durch sieben Türme und Vorbauten geschützt ist.

Um bei längerer Belagerung nicht unter Wassermangel zu leiden, grub man in den Felsen einen 75 Meter tiefen Brunnen.

Alte Inschriften zeugen von der deutschen Sinnesart der Siebenbürgener Sachsen:

Über dem Eingang zur Keisder Bauernburg bei Schäßburg steht die Inschrift:

„Frommen werd ich aufgemacht.
Böse Leut stehn im Verdacht." —

An der Honigberger Kirchenburg steht der Vers:

„Die Alten sollen die Jungen lehren,
Die Jungen sollen auf die Alten hören,
Einer soll auf den andern hören,
Alsdann wird Gott uns vermehren." —

Wunderbar erhielt sich hier zwischen zwei fremden Welten eine kleine deutsche Welt in ihrer Ursprünglichkeit und Kraft.

Aus der alten Zeit, da die „Sachsen" als Ansiedler in das Land kamen, ist ein starker Unterschied zwischen deutschen und rumänischen Ansiedlungen in Sieben-

bürgen geblieben. Die sächsischen Bauten mit ihren dicken Mauern, ihren alten Burgen bieten einen mittelalterlichen Anblick. Die rumänischen Dörfer am Fuße des Karpathenkammes liegen auf einer sich zum Flusse Alt oder Aluta senkenden fruchtbaren Ebene. Hier sind die Dörfer meist langgestreckt zwischen den parallel laufenden Flüssen und Bächen, meist gibt es hier ein Ober- und ein Unterdorf. Die Häuser sind gleichartig gebaut, mit Hof und Garten, Stallung und Ziehbrunnen umgeben. Ungepflasterte Straßen führen durch die sich lang erstreckenden Dörfer. Die Bauern gehen barfuß und pflegen vor dem Eintritt in das Bauernhaus die Schmutzkruste von ihren Füßen im vorüberfließenden Bache zu spülen.

Siebenbürgen, ein Karpathenhochland, ist von Gebirgen in fast quadratischer Form wallartig abgeschlossen. Die Täler der Hauptflüsse erweitern sich beckenartig, so die Ebene am größten Fluß, dem Maros, der das Land im Bogen durchströmt. Die fruchtbare Ebene des Czibin bei Hermannstadt, das schöne Burzenland bei Kronstadt, bis zum Rotenturmpaß. Wenn man südlich von Kronstadt der Grenze zuwandert, kommt man zum höchsten Punkt des Bucseesgebirges, das gegen 2500 Meter hoch ist. Hier ist die Landesgrenze, an der eine siebenbürgische und eine rumänische Schutzhütte steht. Von dieser Höhe sieht man nach Norden in das „Burzenland" bis Kronstadt, nach Süden in die rumänische Ebene. Der Predealpaß verbindet die beiden Länder. Südlich von Hermannstadt erheben sich die Karpathen zum hohen Czibin-Gebirge, an dessen Abhängen Büffelherden in Waldsümpfen weiden.

Folgt man dem Oberlaufe des Maros, so führt der Weg aus dem bewaldeten Flußtal zu den kahlen Bergriesen, die im Grenzgebirge des Pietrosul und Kelemen zwischen Ungarn, Bukowina und dem früheren Fürstentum Moldau bis über 2000 Meter emporragen. Die Grenzwälle gegen Rumänien und gegen die ungarische Pußta sind dicht bewaldet, auch auf den Erhebungen im Innern Siebenbürgens ist großer Waldreichtum. Transsylvanien heißt bei den Ungarn Erdely, bei den Rumänen Andealu, die Namen bedeuten „Waldland".

Seit acht Jahrhunderten wohnt hier ein deutscher Stamm, die Sachsen Siebenbürgens, in dem merkwürdigen Lande, das so rauh und doch so kultiviert ist, so abgeschlossen in seiner Gebirgswelt und uns doch so vertraut, so urdeutsch! Dabei weist das siebenbürgische Gebiet eine starke Mannigfaltigkeit inbetreff der Nationalität und Religion auf.

Die Altmagyaren oder Szekler sind im Berglande stark angesiedelt, sie leben meist von Alpwirtschaft und wohnen in einfachen Holzhäusern, die mit Lehm beworfen sind. Der gebirgige Südosten und kleine Bezirk in der Mitte ist der Wohnort dieses an alten Nationaleigentümlichkeiten haftenden Stammes. Im Lande zerstreut wohnen die Juden als angesehene Handelsleute, die oft im Besitz der Sägemühlen und der Papier- und Zellulose-Fabriken sind. Das Gefälle der Gewässer

wird stark von der Industrie ausgenutzt. Siebenbürgische Rumänen, Ollak genannt, sind viel als Holzarbeiter tätig, sie treiben auch Ackerbau und Viehzucht in ihren Dörfern.

Ein rätselhafter Volksschlag bewohnt die Täler der südöstlichen Karpathen zwischen dem Tschukasch und dem Steinernen Meer. Diese Nachbarn der Sachsen sind die Tschangos, die hier in sieben Gemeinden wohnen. Man hält sie für Nachkommen der wilden Kumanen und Petschenegen, die auf Befehl Königs Andreas der deutsche Ritterorden bekämpfen mußte. Sie betätigen sich als Holzarbeiter oder Schmuggler. Nach ihrer listigen Art, wie sie das Holz zum günstigen Verkauf schichten, spricht man von einer „Tschangoklafter".

Die Zigeuner Siebenbürgens sind teils Wanderzigeuner, teils sind sie in den Vororten der Sachsenstädte ansässig, wo sie aber eigene Viertel bewohnen, denn das Rassegefühl der Deutschen und der Magyaren ist zu fein und eigenartig, um sich den Zigeunern zu gesellen. Diese bekennen sich zur Nationalität der Rumänen, sprechen aber noch ihre eigene, an die indische Pali-Sprache anklingende Zigeunersprache.

In diesem Völkergemisch auf dem so weit nach Osten vorgeschobenen Posten haben sich die Deutschen rein erhalten, obgleich ihre Bevölkerungszahl den Rumänen und Magyaren Siebenbürgens bedeutend unterlegen ist. Kaum ein deutscher Volksstamm hat alte deutsche Sitten und Gebräuche so ursprünglich bewahrt, wie die Sachsen in Siebenbürgen. Die Gründe für das unverfälschte Deutschtum dieser deutschen Warte liegen wohl in der Abgeschlossenheit Siebenbürgens begründet, die die deutschen Ansiedler zur steten Verteidigung in zäher Kraft des Selbstbewußtseins zwang und Einrichtungen zum Schutze ihrer deutschen Eigenart traf und beibehielt.

Denn eigenartig wie die Kirchenburgen Siebenbürgens, die der äußeren Verteidigung dienten, sind auch die sozialen Einrichtungen, die den deutschen Geist an diese Stätten fesseln und in seiner Kraft erhalten sollen. An der sächsischen Kirche hing die sächsische Schule. In den deutschen Städten Siebenbürgens gibt es keine Analphabeten, denn seit der Reformationszeit gilt es als heilige Tradition, Schulen neben den Kirchen zu gründen, so daß die Sachsen Siebenbürgens im Verhältnis zu ihrer Bewohnerzahl das schulenreichste Volk auf Erden sind. Von hier nimmt der deutsche Fleiß seinen Weg zum Gewerbe, zu Fabriken, zum Obst- und Weinbau, zum Bergbau.

Zwei weitere Einrichtungen des Familien- und Volkslebens stärken den deutschen Brudersinn, es sind die Bruderschaften und die Nachbarschaften, die das ganze Volk der Sachsen als Einheit einer Familie ansehen und aneinander ketten.

Die Bruderschaft ist eine feste Gemeinschaft, der sich die Knaben nach der Schulentlassung anschließen. Jedes Dorf hat solche Bruderschaft mit ihren alten

Gesetzen, den Bruderschaftsartikeln. Das Haupt dieser Einrichtung ist der Altknecht, dem sich als Redner der Wortknecht, zwei Unteraltknechte, Schaffner und Irtenknechte (Vorstandsmitglieder, die Vergnügen leiten) als Vorstandsmitglieder zugesellen. Im Bund der Bruderschaft bleibt der Jüngling bis zu seiner Heirat. Der Bund bewacht sein Leben und Treiben; jeder Streit unter den Burschen wird von dem Vorstand der Bruderschaft schlichtend oder strafend entschieden. Nach der Heirat tritt der Bursche in den Bund der Nachbarschaft ein, der auch seine alten Gesetze hat. Dient die Bruderschaft mehr erziehlichen Zwecken, so ist die Nachbarschaft auf dem Boden der helfenden Nächstenliebe erbaut. Ein Vorstand, der Nachbarvater, wird jährlich neu erwählt. Ist ein Mitglied des Bundes in einer Notlage durch Krankheit, Mangel an Arbeitskräften, so wendet es sich an den Nachbarvater, der andere Gemeindemitglieder zur gegenseitigen Hilfe veranlaßt. Der Vorstand hat auch für Sittsamkeit und Anstand in seinem Bezirk Sorge zu tragen. Bei Übertretungen des Anstandes hat er das Recht, schlichtend, strafend, ermahnend einzutreten. Einmal im Jahre setzt er einen Sonntag als Richttag oder Sittag an, an dem er seine Nachbarschaftsmitglieder versammelt zu gemeinsamer Besprechung ihrer Angelegenheiten. Außerdem werden dreimal im Jahre Versöhnungsabende festgesetzt, an denen Feindseligkeiten geschlichtet werden. Die Nachbarschaftgemeinde sorgt auch für würdige Begräbnisse innerhalb ihres Bezirks. So ward des Menschenschicksals Freud und Leid in der Gemeinde der Nachbarschaft geteilt. Ein Band der Innigkeit, durch alte Gesetze der Vorfahren geheiligt, umgibt den Sachsenstamm in Siebenbürgen und hütet seine Einheit und seine Kraft des Deutschtums.

Siebenbürgen, nach dem das benachbarte Rumänien begehrt, ist der Wildnis mit deutscher Kraft entrungen und mit deutschem Geist durchdrungen. Es behauptet sein deutsches Recht.

Richard Paasch: Zeitgedichte.

Vergeltung.

Ein stolzes deutsches Volk wird nimmermehr
Den Feinden Haß mit Niedertracht vergelten,
Wenn ihre Tücken an der blanken Wehr
Geeinter Kraft nach Schicksalsspruch zerschellten.

Und schwuren jene, uns mit Stiel und Stumpf,
In blindem Wüten geifernd, auszurotten,
Wir gieren nicht nach prahlendem Triumph.
Die Lust verging, sie kleinlich zu verspotten.

Wir trauern ob der Menschheit großer Schmach.
Was allen hoch und heilig einst gegolten,
Ein traumgeschautes Ideal, zerbrach,
Als sie's mit blut'gen Händen schänden wollten.

Wir klagen um verklärten Menschentumes
Zukunft verheißenden erlosch'nen Glanz
Und winden schwarzen Flor um unsres Ruhmes
Von Tränenströmen feuchten Lorbeerkranz.

Weh' ihnen, die mit neiderfüllten Sinnen
Den Völkerzwist zu grimmem Kampf geschürt!
Es trifft, es trifft ihr frevelndes Beginnen
Der Lohn, der schnöder Hinterlist gebührt.

Vor meinem innern Auge lebt ein Grauen,
Von Künstlerhand ergreifend hingestellt,
Ein Bild. In Abgrundstiefe läßt's uns schauen,
In Satans Küche, in die Unterwelt.

Den Korsen zeigt's. Der heißen Hölle Flammen
Umlodern ihn vom Fuß zum Scheitel schon.
Gequälte Geister rotten sich zusammen:
„Der ist's! Der ist es, er — — Napoleon!"

Verweinte Augen. Gramdurchfurchte Wangen.
Geballte Fäuste. Rache. Wahnsinn. Schmerz.
Und alles zielt mit wütendem Verlangen
Auf sein erbarmungsloses kaltes Herz.

Gibt's solche Hölle? Ach, sie schwelt und brennt
Nicht irgendwo in vorgestellten Räumen,
An Orten, die das Menschenaug' nicht kennt,
Von denen Seher nur und Priester träumen —:

Der Fluch des eignen Busens, das Gewissen
Schafft dem Verbrecher seine Höllenpein,
Und hinzusiechen an den gift'gen Bissen
Des Höllenhunds wird seine Strafe sein!

Ausblick.

Du schreitest vor mir auf umgrüntem Pfad,
Der, an den Abhang lieblich hingelehnt,
Vom Buchenwald auf hohem Bergesgrat
Durch Frühlingssonnenschein sich talwärts dehnt.
Rings Vogelstimmen und ein Funkenmeer,
Das auf Gebüschen, Gras und Laub zerstiebt
Und das — der Hut ward deinem Haupt zu schwer —
Dein Goldhaar wie ein Heiligenschein umgibt.

So leuchtend schrittst du auch an jenem Tag
An meiner Seite, als das ewige Rom
In Mittagsglut zu unsern Füßen lag,
Vom Palatin bis zu Sankt Peters Dom.
Und dir im Auge glomm's von Hochgefühl.
Erschauernd wardst du dir in tiefer Brust,
Fern von des Tags verwirrendem Gewühl,
Geheimen Sinns des Menschentums bewußt.

Nun heut' und hier — ! Vor blut'gem Greu'l entwich
Der Friede scheu in diese stille Welt,
Die uns mit süßem Zauber wonniglich
Wie eines Märchens Traum umfangen hält.
Da draußen um des Reiches Grenzen loht,
Von Rachegeistern wütend angefacht,
Der Krieg, und allem Heiligen, Hohen droht
Vernichtung der Gemeinheit Übermacht.

Ist's nicht ein Hohn auf jeden, jeden Sinn
Von Menschenwürde, Glanz und echten Ruhm?
Schwand nicht ein hehres Götterbild dahin
In eitles Nichts? O stolzes Menschentum!
Europa, das sich töricht selbst zerfleischt,
Das edle Antlitz widerlich entstellt,
Dient, wo es Furcht und Ehrfurcht einst geheischt,
Zur Schadenfreude jetzt der Neuen Welt.

Doch vor uns welch ein Bild! Am Hange dort
Gefang'ne Feinde bei der Arbeit, traun
Mit ihren Hütern tauschend Scherz und Wort,
Schwarzäugig, heiter, von der Sonne braun.
Sie fällten Bäume, stapeln Holz und sä'n
Für Zukunftswälder frische junge Saat,
In denen Deutschlands Enkel sich ergeh'n.
So wächst und reift ein Wunsch zu schöner Tat.

Ein Wunsch —! O sei's in Zukunft deutscher Geist,
Der allen Völkern auf dem Erdenrund
Zu reinen Höhen reine Pfade weist
Zu ihrer Seelenkräfte einigem Bund!
Verbannt, was nicht nach diesem Ziele strebt!
Was roh und selbstisch noch verblieb, verbannt!
Denn nur, wer liebevoll im Ganzen lebt,
Hat uns'res Daseins letzten Grund erkannt.

— Und weiter schreiten wir auf grünem Pfad,
Der, an den Abhang lieblich hingelehnt,
Vom Buchenwald auf hohem Bergesgrat
Durch Frühlingssonnenschein sich talwärts dehnt.
Hinüber schweift der Blick den Fernen zu.
Der Himmel leuchtet wolkenlos und klar.
Ob duft'ger Tiefen träumerischer Ruh
Kreist, weitausschauend, still ein Adlerpaar.

Hans von Hülsen:
Ein Solo. Novelle.

Fortsetzung.

Lisbeth Verhuven hielt den Bogen einen Moment wagerecht in der Luft wie einen Degen. Ihre Augen schweiften mit hochmütigem, reserviertem Lächeln über die Runde hin, bis zu Barlösius.

Aber aus der Fermate stieg eine feierliche, getragene Melodie, kindlich-sanft, choralähnlich und voll Flehens. Dann begann wieder die unaufhaltsame Steigerung, Schwellen des Meers im Sturm, rasende Anläufe, Aufwärtsringen einer endlosen, uferlosen Sehnsucht — — — ein furchtbarer Höhepunkt, in dem noch einmal, sanft, fragend, zagend und wie aus weiter Ferne, das choralähnliche Motiv aufklang . . . Ein Arpeggio . . . ein paar Molltöne, ein weinendes Zögern . . . Schluß. —

Man schweigt, hingegeben an die Melodie, trunken von der Musik. Dann springt man auf und umdrängt die Virtuosin.

„Entzückend!" sagt die Gräfin.

„Charmant, charmant", die Schauspielerzellenz.

Der dicke Dramatiker, der nur mit einem Ohre hingehört hatte, — denn er dachte voll Sehnsucht an die Zigarre, die er während der Produktion nicht rauchen durfte — versicherte:

„Es war einfach kolossal!"

Fräulein Verhuven sieht Barlösius ins Gesicht, und ihre Augen sind ein wenig unruhig, nicht wahr?

„Danke", sagt Barlösius.

„Ich begreife die Pariser", setzt er dann hinzu, während Lisbeth Verhuven, ein wenig Röte unterhalb der Augen, die Violine wegpackt. —

Nun sitzt man wieder um den runden Tisch, der vom milden Lichte der elektrischen Hängelampe leuchtet, nippt am Tee und raucht.

Der Gesandte spricht mit Stefan Wendelin über das National-Denkmal des alten Königs, mit dem der Bildhauer aus der Konkurrenz einer großen Hansastadt als Sieger hervorgegangen ist. Er beschreibt es, und Frau von Vopelius bemerkt, sie habe die Photographie des Entwurfes in einem illustrierten Journale gesehen.

Inge sitzt an der Seite der Gräfin und erzählt von dem Häusel in der Ramsau, wo sie mit ihrem Manne den Sommer verlebt hat.

Dann fällt das Gespräch wieder auf den Ball des Hilfsvereins und Inge bekräftigt die Zusage ihres Gatten. Exzellenz Baron Reitzenstein hört mit aufmerksam schweigendem Lächeln zu, indem seine knochigen Hände mit dem Einglas spielen.

Florizel ist wieder in die Netze des dicken Dramatikers geraten, der von seinem neuen Stück in Verbindung mit den Prager Theaterverhältnissen spricht. Barlösius vergnügt sich daran, zu beobachten, wie er hin und wieder einen erfolglosen Versuch macht, aus den Klauen seines Peinigers zu entkommen. Er windet sich gleich einem Aal im Netz, möchte durch diese oder jene Masche entschlüpfen, vergebens. Endlich ergibt er sich resigniert in sein Schicksal, aber seine Miene scheint zu besagen: „Nächsten Donnerstag setze ich mich auf die andere Seite —!"

Dies beobachtet Barlösius, während er sich mit Lisbeth Verhuven unterhält.

„Bleiben Sie lange in München?" fragt er.

„Diesen Winter über, oder doch sicher bis zur Weihnacht."

„Sie werden hier konzertieren?"

„Zwei, drei Konzerte sind beabsichtigt . . . Inzwischen muß ich aber einmal nach Amsterdam, zusammen mit Monsieur Labassindre von der Pariser Großen Oper."

„Nicht wahr," sagt Barlösius, „Sie besuchen uns einmal, meine Frau und mich? Es wäre hübsch . . . Kommen Sie Montag, zum Tee. Da sind wir unter uns. Nur Herr Florizel wird da sein und Katarina . . . Katarina Palmié", erklärte er, „eine alte Freundin von mir, Schicksalsgenossin möchte ich sagen, mit der ich aufs engste verbunden war, als ich zum ersten Male in München lebte, — vor meiner Berliner Zeit.

Also, Sie kommen?" fragt er und sieht sie an.

Sie verspricht zu kommen, und dann erlöst Barlösius den kleinen Florizel aus seiner bedrängten Lage, indem er sagt:

„Florizel, wir erwarten Sie Montag um die gewohnte Stunde — und bringen Sie Ihre Stimme mit: Sie haben uns ein böhmisches Volkslied versprochen . . . wissen Sie noch?"

„Ihre Gattin hat mich schon vorhin daran erinnert. Ich schicke morgen die Noten, sie will mich begleiten."

Der dicke Dramatiker fragt Florizel, ob er nicht kegle?, und er übersieht, daß dieser sich dabei auf eine eigentümliche Art schüttelt:

„Sonst würden wir uns freuen, Sie einmal auf unserer Kegelbahn zu begrüßen, alle Freitag, nachts, um neun Uhr fangen wir an . . . Wollen Sie uns nicht auch einmal das Vergnügen machen?" fragt er zu Barlösius hinüber.

Der erwiderte mit verschlossenem Gesicht:

„Danke sehr, Herr Doktor. Ich bin meiner Arbeit ein sehr hygienisches Leben schuldig."

„Sind Sie kränklich?" fragt Lisbeth Verhuven leise, so, daß die anderen es nicht hören können.

„Nun, nicht gerade kränklich, Gott sei Dank. Aber doch ein bißchen anfällig und schnell abgenutzt, wie alle geistigen Menschen in unserer Spätlingsepoche. Wir haben nicht mehr die urwüchsige Kraft. Was wir hervorbringen, ist

irgendwie aus einem „Trotz alledem" entstanden. . . . Sankt Paulus ist mein Mann, ich fühle mich ihm verwandt, Blut von seinem Blut . . ."

„Ja," sagt die Virtuosin, „mit dem „Trotz alledem" da haben Sie recht, ich weiß es von mir selber . . . ."

Und sie will noch weiter sprechen, als Exzellenz Baron Reitzenstein aufsteht und sich von der Gräfin verabschiedet.

Auch Inge nickt ihrem Mann zu: sie denkt daran, daß sie Billets für das Schauspiel haben.

Alle stehen auf. Durcheinander. Abschiednehmen. „Auf Wiedersehen!" „Also Montag, — nicht wahr?" Lisbeth Verhuven nickt: „Montag." — „Adieu, Gräfin", „Adieu, Herr Graf." — „Exzellenz, auf Wiedersehn." — „Revoir, Florizel." — „Vergessen Sie nicht die Noten, Herr Florizel!" „Bewahre, gnädige Frau."

Der Diener rafft die Samtportiere beiseite, indem er sich verneigt.

Graf und Gräfin gehen lächelnd bis zur Türe mit.

* * *

„Ein Landhaus . . . ." sagte Barlösius.

„Ja, ein richtiges Landhaus . . ."

Inge saß neben ihm auf der Lehne des Sessels und hatte den linken Arm um seinen Hals gelegt. In der Hand hielt sie einen Brief, der mit ihres Vaters kleiner, schneller Schrift bedeckt war.

„Den Platz und alles will er uns schenken — das ganze Haus . . . Der Wannsee ist so schön im Sommer."

Barlösius küßte ihre Linke, die weiß, schmal und schmucklos über seine Schulter hing.

„Was du für einen guten Vater hast, Inge", sagte er.

„Ja, er ist gut . . . Und selbst soll ich es mir bauen — Ruest wird alles so ausführen, wie ich es haben will . . . ."

„Ruest? Der Architekt?"

„Der auch unser Haus in der Kaulbachstraße gebaut hat . . ."

„Das Haus, wo ich damals vor dir auf den Knien lag . . ."

„Du," sagte sie, und küßte ihn. —

Es war an Inges Geburtstag. Mit der Morgenpost war die Gratulation des Kommerzienrats gekommen, und Inge hatte hell aufgejubelt, als sie den langen Brief gelesen.

„Kein Geschenk," schrieb ihr Vater, „trifft von mir ein, kein Kistchen, das Dir ein Andenken brächte. Ich habe lange überlegt, was ich Dir senden könnte, aber ich habe nichts gefunden. Mein Liebling sitzt ja in Wohnlichkeit und Behagen, nichts fehlt ihm, ich kann nichts zu seinem Glücke tun.

Aber nun höre den Einfall, auf den ich kam. Ihr habt Eure hübsche

Wohnung in München und das kleine Häusel in der Ramsau (ich weiß nicht, ob Ihr diesen Sommer wieder hingehen oder reisen werdet). Aber das liegt alles weit von Berlin entfernt, und für einen alternden Mann, wie mich, ist die lange Reise doch schon etwas beschwerlich. Es ist seit langem mein Wunsch, Euch einige Zeit im Jahre in meiner Nähe zu haben, sodaß ich mein Töchterchen öfters sehen kann, — denn mein Haus ist einsam geworden, als Du fortgegangen bist —.

Du weißt, daß ich, aus der Erbschaft Deiner Mutter, am Kleinen Wannsee ein Stück Land besitze — als Kind warst Du mit uns draußen und hast dort Dich mit den „Pustblumen" belustigt, weißt Du noch? — Es ist mein Wunsch, daß Ihr Euch dort ein Landhaus bauen laßt, Du und Dein Mann, ein Landhaus, das Ruest ganz nach Deinen eigenen Angaben ausführen wird. Es ist ein alter Lieblingsplan von mir, dort selbst ein Häuschen zu besitzen; ich war schon einmal nahe daran ihn auszuführen, da starb Deine Mutter und es unterblieb. Heute, zu Deinem dreiundzwanzigsten Geburtstage, schenke ich Dir das Haus mit allem, was dazu gehört, — freust Du Dich ein bißchen?" —

So schrieb der Kommerzienrat, — dies war sein Geschenk.

„Der liebe Wannsee", sagte Inge und blickte versonnen zum Fenster hinaus, als sähe sie ferne — ganz ferne — ihre frühe Jugend.

„Die Pustblumen," sagte sie, „ja, das war hübsch. Wenn man sie abpustet, muß man sich etwas wünschen, und wenn kein Federchen dran hängen bleibt, dann geht es in Erfüllung. Wie oft habe ich mir da etwas gewünscht . . .!"

„Und was, — was hast Du Dir gewünscht, kleine Inge?"

„Ich weiß nicht," sagte sie und blickte wie im Traum: „das Glück . . ."

„Und blieb kein Federchen dran hängen?"

Sie sah ihm lächelnd ins Gesicht.

„Du," sagte sie: „Heinrich." —

Da zog er sie zu sich nieder auf den Schoß und sie lächelten sich lange an, wie Kinder tun. —

Mittags kam Besuch — die Gräfin Leslie eröffnete den Reigen. Lisbeth Verhuven kam, Stefan Wendelin stellte sich ein — man saß zusammen und nippte an Weinkelchen.

Barlösius war heute aufgeräumt. Jedem erzählte er, daß seine Frau ein splendides — ein geradezu superbes Geschenk bekommen habe, ein ganzes Landhaus mit Zubehör am Wannsee.

„Wannsee", fragte Lisbeth Verhuven: „Ist das nicht bei Berlin?"

„Ja, Sie Ausländerin!" rief er lachend: „In Deutschland!"

Gräfin Leslie war in Wannsee gewesen. Sie erzählte, daß sie dem K. Y. C. einmal, von Berlin aus, einen Besuch abgestattet hatten, auf Einladung eines Herrn von Ledebour aus dem Reichsmarineamt in Berlin. Damals war eine Segelpartie auf dem Großen Wannsee veranstaltet worden, und dann ein Abendessen im „Schwedischen Pavillon".

„Ja, aber unser Haus liegt am Kleinen Wannsee", sagte Barlösius.

Den kannte die Gräfin nicht.

„Sind Sie eigentlich geborener Berliner?" wandte sich Barlösius plötzlich an Stefan Wendelin, der steif daneben gesessen hatte. Gerade diese steife und zeremonielle Haltung — die er mit Vorliebe annahm, wenn er sich in Kreisen befand, welche über der Sphäre seiner Geburt standen, — gerade sie hatte Barlösius belustigt, und er vergnügte sich daran, daß seine unmittelbare Frage den Bildhauer erschreckte.

„Gott bewahre mich davor", sagte Wendelin mit reserviertem Lächeln und spreizte seine Hände auf den Knien:

„Berlin ist fürchterlich . . . Berlin ist der Tod für alle Kunst. Man wird dort zum künstlerischen Großindustriellen . . ."

„Na, ich habe nichts davon gemerkt", lachte Barlösius schallend: „Was ich in Berlin verdiente, war zum Leben zu wenig und zum Sterben zuviel."

Inge sagte, und sie saß tief im Sessel, ein langstieliges Glas in der Hand:

„Gott sei Dank, daß wir immer nur ein paar Wochen da sein werden . . . Sonst würden wir verhungern müssen . . ."

Alles lachte, und Stefan Wendelin meinte: die Qualität des Weines lasse nicht gerade auf Armut und Dürftigkeit schließen . . .

„Nein, Gottlob, wir leben in ziemlich geordneten Verhältnissen", lachte Barlösius und schenkte dem Bildhauer von neuem ein. —

Zum Essen war nur Katarina geladen. Klein und fraulich-zart kam sie und brachte ihre Glückwünsche dar.

„Sie liebe Frau", sagte sie, und hielt Inges Hände in den ihren.

Barlösius erzählte, als sie bei Tische saßen, auch ihr von dem Landhaus am Wannsee, und sie klatschte in die Hände:

„Wie mich das für Sie freut", sagte sie und hob das Glas:

„Das Glück meint es gut mit Ihnen, Heiner" — und sie nickte ihm über den Tisch zu.

„Ja, Katarina, ja, Freundin, das ist ein wahres Wort. Nicht, Inge? Das Glück meint es gut mit uns beiden. — Über Verdienst gut", setzte er leiser hinzu, und ihre drei Gläser grüßten sich im Klange.

Am Abend fuhren sie in die Oper — das war Inges Wunsch — wo „Königskinder" gegeben wurden.

Nie, so glaubte Barlösius, empfand er das Glück seines Besitzes so groß, so sicher, wie beim Anblick dieser beiden schönen, armen Königskinder, die aus ihrem Glück vertrieben werden und durch kalte Winternacht irren müssen. Rein und klar und voll starker Zuversicht löste sich aus diesem Meer leidensvoller Klänge das Wort: „Der Tod kann nicht kommen — ich liebe dich!"

* * *

„Sie leben in München?" Fräulein Jonasson lachte, wie sie früher immer gelacht hatte, und in ihren fieberkranken Augen war Glanz: „Und — Ihre Frau Gemahlin?"

„Liebe," sagte Barlösius: „Du kennst Fräulein Jonasson, glaube ich?"

„Ja doch, von Venedig her." Inge reichte der Sängerin die Hand.

„Und Sie? Immer auf Reisen, immer auf Tourneen?"

„Man muß eben", sagte Fräulein Jonasson, und ihre Augen blickten trübe.

„Einmal übrigens," fuhr sie frischer fort, „bin ich mit Ihnen zusammengetroffen, Herr Barlösius. Irgendwo da oben, — Sie lasen vor, und ich sang an dem Abend."

„Ja," sagte er, „sehen Sie, wir haben das gleiche Los . . ."

„Ach Sie! — Aber des Geldes wegen zu reisen und um den Erfolg kämpfen zu müssen, das ist schwer . . ."

„Ja, das muß ich nun nicht — und ich tue es doch." Aber sie mißverstand ihn, und auch Inge mißverstand ihn. —

„Kommen Sie mit uns in die Bar, auf ein Stündchen", sagte er: „Man kann einen so verlorenen Theaterabend doch nicht anders beschließen — — es würde einen ja die Nacht durch peinigen, meinen Sie nicht auch?"

„Das Stück ist sehr schlecht", sagte Inge, während sie schon die Auffahrt zum Theater hinunterstiegen. Sie war in einen wundervollen, silbergrauen Theatermantel gehüllt, aus dessen schwanverbrämtem Kragen ihr verschleiertes Köpfchen wie aus einem Blütenkelche hervorwuchs. Ihr Mann trug Frack und Zylinder.

Sie nahmen Fräulein Jonasson in die Mitte und schlugen den Weg nach der Stadt ein. Die Herbstnacht war blau; allmählich zerstreute sich der Schwarm der Schauspielhausbesucher, und nur hin und wieder gingen unter den Gaslaternen ein paar Menschen mit unsicher beleuchteten Gesichtern.

Barlösius dachte, während sie dahinwandelten, zurück; er dachte an jene Zeit, da er Fräulein Jonasson zum ersten Male gesprochen — dies seltsame Geschöpf mit den fieberkranken Augen —; und dann dachte er an jenen Frühlingsabend, an dem er sie, auf einer glänzenden Soiree beim deutschen Konsul in Venedig, wiedergesehen . . . jenen Abend, an dem sie das „Jeg elsker dig" gesungen hatte . . .

„‚Jeg elsker dig'", dachte er: „was für eine Macht diese drei armen Worte haben! Ein ganzes Leben können sie umgestalten!" — Und lächelnd sah er zum Sternenhimmel auf, in dessen dunklem Samt ein tausendfaches Geschmeide glühte. Hinter Fräulein Jonassons Rücken faßte er nach Inges Hand und drückte sie schnell voll verstohlener Zärtlichkeit.

Die Bar war im Souterrain gelegen, man stieg eine Wendeltreppe hinunter. Der Rauch parfümierter Zigaretten quoll ihnen entgegen, ein Kellner kam und geleitete sie in eine freie Nische.

„Bonsoir, Sergius!", sagte Barlösius und klopfte einem dunklen Herrn auf die Schulter, der ganz allein am Tische irgendwo saß und in seinen Soda-Whisky starrte. „Was machst du hier?"

„Ja, schau, Barlösius, mon cher!", rief der Angeredete aus und riß die Augen auf: „Comment ça va-t-il? Qu'est-ce que tu fais à Munich?"

„J'y suis marié."

„Marié? — C'est rigolo. Donc, tu es marié. Ahaha." Er lachte mit seiner rauhen Stimme und strich den schwarzen Hängeschnurrbart, und seine blanken Augen funkelten. Er zog einen Stuhl heran:

„Assieds-toi, coquin. Raconte-moi. Tu es marié. C'est très, très, très joli ça, ne trouves-tu pas? — Kellner!" rief er schallend.

„Aber ich bin nicht allein, Sergius. Willst du dich nicht zu uns setzen? Meine Frau ist mit mir und eine dänische Sängerin . . . wir sitzen dort in der Nische, siehst du . . ."

„Comme tu es élégant", murmelte der Russe und zerdrückte seine Zigarette. Dann erhob er sich:

„Eh bien, allons. Je suis très curieux de connaitre ta femme . . ."

Sergius Pobdonoszeff wurde vorgestellt: „Ein alter, lieber Kamerad aus meinen prähistorischen Zeiten", so sagte Barlösius: „Welch ein Zufall, dich hier wiederzufinden!"

Man saß um den Tisch bei einem Champagne-Cobbler. Sergius Pobdonoszeff redete; er erzählte von seinem umgetriebenen Leben, dessen Wogen ihn bald nach Madrid, bald nach Paris und London verschlagen hätten, er redete mit seiner rauhen Stimme auf Französisch, — und während er redete, ließ er kein Auge von Inge.

Inge saß still in ihre Ecke geschmiegt und warf nur dann und wann einmal ein Wort dazwischen. Sie betrachtete mit einem gelinden Widerwillen das bleiche Gesicht des Russen, dem ein starker Bartwuchs etwas Unsauberes gab, seinen wirren, schlecht verschnittenen Schnurrbart und den leidenschaftlichen Blick seiner großen Augen, die aus dem Kopfe hervorzuquellen schienen. Und sie drückte sich noch tiefer in die Ecke. —

Fräulein Jonasson verstand nicht alles, obwohl auch sie öfter in Paris gewesen war; sie saß still und gab sich den Anschein einer aufmerksam Lauschenden, während sie mit ihren fieberkranken Augen jede Bewegung von Barlösius verfolgte.

„Santé, Sergius!", sagte Barlösius und hob sein Glas, um durch den dünnen Strohhalm das kalte Getränk zu saugen.

Sergius Pobdonoszeff fragte nach seinen Erlebnissen. Zehn Jahre war es ja wohl her, seit sie sich zum letzten Male gesehen, wie? In Berlin, was?

Und dann machte er Inge ein Kompliment, über das sie lachte, — ein sonderbares Lachen, kühl, abweisend, ein wenig verächtlich, wie Barlösius es noch nie an ihr bemerkt zu haben glaubte.

Er fühlte, daß auch Sergius dieses Lachen befremdete, und schnell fragte er: ob er allein hier sei?

„J'attends Marya Iljischna."

Es stellte sich heraus, daß Marya Iljischna eine russische Studentin war, gleich ihm Mitglied des revolutionären Komitees, und daß sie, sobald als möglich, gemeinsam nach Petersburg reisen wollten.

„Il y aura de grandes affaires, là-haut", sagte der Russe mit geheimnisvoller Miene.

Man sprach von Petersburg und dem Newski-Prospekt und davon, daß dort alle Straßen mit Holz gepflastert seien. Barlösius erklärte, er möchte gern einmal dorthin, Rußland reize ihn sehr, das heilige Rußland .... Fräulein Jonasson sagte, sie habe Verwandte in Petersburg, die wohnten gegenüber der Moika-Brücke ....

Inge sprach nichts. Hatte sie gemerkt, daß Barlösius vorhin für sie eingetreten war? Verstimmt lehnte sie in der Ecke. — Kellner liefen hin und her, alle Tische waren besetzt, die Ventilatoren surrten. Irgendwo in der Ferne knallten Pfropfen in das Stimmengewirr. Mitternacht mochte vorüber sein.

Plötzlich sagte Inge: sie sei müde, sie wollten gehen.

Barlösius sah sie an. Er las in ihren Augen, daß sie unzufrieden war, und obwohl er den Grund nicht kannte, willfahrte er ihr und rief den Kellner. Er legte ihr den schwanverbrämten Mantel um die Schultern und sie stiegen die kleine Wendeltreppe hinauf.

„Schade," sagte Barlösius, als sie draußen waren: „daß ich dich nur so flüchtig gesehen habe, Sergius. Man hat doch so mancherlei miteinander erlebt, wovon man gerne plauderte. — Wollen Sie morgen bei uns zu Mittag essen?" wandte er sich an Fräulein Jonasson und den Russen: „Wenn es dir recht ist, Inge?"

Inge nickte nur mit dem Köpfchen, sie sprach nichts. Aber Fräulein Jonasson sagte: „Danke, Meister, ich muß weiter — mein Zug geht um elf Uhr — ich habe ein Konzert in Wien bei der Fürstin Lichnowsky ..."

„Schade, Fräulein Jonasson, viel Glück zur Fahrt! — Aber du, Sergius, dich erwarten wir?"

„Mais oui, mon cher — j'en suis charmé, madame ..."

„Pas d'quoi", sagte Inge, und dann wandte sie sich an ihren Mann: „Wir wollen ein Auto nehmen, Heinrich, es ist spät und ich bin ermüdet."

Barlösius lud die beiden ein, mitzufahren, aber Sergius lehnte ab und ging zu Fuß die Maximilianstraße hinauf. Sie brachten Fräulein Jonasson vor ihr Hotel und nahmen kurzen Abschied.

Als sie die Ludwigstraße entlang fuhren, sagte Inge:

„Sonderbare Freundschaften hast du."

„Gefällt er dir nicht, der Sergius?"

„Nein, nein" — sie lachte kurz — wieder das Lachen von vorhin, das kühl, abweisend und verächtlich war.

„Wir haben viel erlebt, zusammen", sagte er nachdenklich und ernst.

„Ja, damals. Aber du weißt, daß ich deine „prähistorischen Zeiten", wie du es nennst, nicht liebe. Ich hasse die Freibeuterei, ich bin für Würde."

Barlösius schwieg lange. Sie rollten lautlos an der Bibliothek vorbei, an der Universität, der Schatten des Siegestores verdunkelte für eine Sekunde ihre Züge.

„Sergius ist weniger Freibeuter als ich", sagte er dann. „Er wurzelt in der Liebe zu seiner Heimat ... Du weißt nicht, wie er seine Heimat liebt ..."

„Und du?"

„Wir geistigen Nihilisten haben kein Vaterland ... Wir sind Entwurzelte."

Plötzlich, als er ein Lächeln auf ihrem Antlitz wahrnahm, fühlte er, daß sie ihm fremd und fern war.

„Dann ist es dir also nicht recht, daß ich ihn zum Essen eingeladen habe? Ich kann es rückgängig machen ..."

„Nein, nein, laß nur — warum denn ..."

Sie kamen an. Das Auto bremste. Diem eilte herbei und riß den Schlag auf. Barlösius half Inge hinaus und schritt neben ihr über die teppichbelegten Stufen des Vestibüls, während draußen die Limousine davonbrauste.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Philosophische Rundschau.

Von Dr. Walter Meckauer.

Der Streit um Bergson.

Vor etwa Jahresfrist erschien im Verlag von Friedrich Huth, Charlottenburg, die Broschüre eines Philologen („Plagiator Bergson" von H. Bönke, 1915), der in fleißiger Gegenüberstellung von Zitaten Bergson des Gedankenraubes an Schopenhauer beschuldigte. Seitdem ist der Makel des Plagiats an Bergson haften geblieben. Schon vorher hatte Illès Antal im Schopenhauer-Jahrbuch (Kiel 1914) die Abhängigkeit Bergsons von Schopenhauer nachgewiesen. Andre haben zur gleichen Zeit Fichte (Karl Storck im „Türmer" 1914, p. 163), Hegel (Moritz Kronenberg im „Literarischen Echo" 1914, p. 877), Schelling, sowie die Philosophie der deutschen Romantik überhaupt (Arthur Bonus im „März" 1914, p. 313; O. Kiefer ebenda, p. 746) als den Hauptquell der Bergson'schen Evolutions- und Erlebnismetaphysik bezeichnet. Diesen Untergrund des Bergsonschen Philosophierens suchte bereits Siegfried Marck in einer Arbeit darzulegen, die ein Jahr vor dem Kriege in „Nord und Süd" erschien*). Das geschah damals aus rein sachlichem Interesse, in völlig unpolemischer Absicht. Nun aber hat sich die Lage geändert. Während vor dem Kriege die öffentliche Meinung, man könnte mit Florian sagen: die „öffentliche Mode" (M. Florian: Der Begriff der Zeit bei Henri Bergson, Greifswald 1914), von vornherein eine starke Voreingenommenheit für Bergson zeigte, ist sie jetzt in gleichem Maße voreingenommen gegen Bergson. Diese antibergsonistische Bewegung hat ihre Berechtigung und ihren Grund. Und niemand kann das deutsche Schrifttum einer Ungerechtigkeit zeihen, wenn Zeitungen und Zeitschriften gegen die wissenschaftlich sein sollenden, aber im Grunde albernen und böswilligen Anschuldigungen Bergsons protestieren. Bergson beschuldigt Deutschland des „Zynismus" und erklärt es als eine Pflicht der Psychologie, darauf hinzuweisen, „daß in der Brutalität und im Zynismus

*) Siegfried Marck: Die Philosophie Henri Bergsons, Nord und Süd 1913, Maiheft, p. 201 ff.

Deutschlands, sowie in seiner Geringschätzung jeder Gerechtigkeit und Wahrheit eine Rückkehr zum Wildentum liegt". Dieser Zynismus ist nach Bergson die wahre Barbarei; denn sie ist, wie er sagt, eine intellektuelle, während die Naturbarbarei wenigstens den Vorzug der Instinkthaftigkeit hat. Die Entrüstung über diesen mehr dem subjektiven Zweck, als der objektiven Wahrheit entsprechenden Vorwurf hat sich in einer großen Anzahl deutscher Blätter Luft gemacht, so u. a. im „Türmer" („Bergsons Rückkehr zum Wildentum", 1914, p. 107 ff., „An Romain Rolland, Maeterlinck, Bergson, Shaw und Genossen", 1914, p. 162 ff.), im „März" („Bergson muß es wissen!", 1914, p. 312 ff.), in „Westermanns Monatsheften" („Bergson", 1915, p. 795 ff.), in der „Internationalen Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik" („Bergson und der deutsche Zynismus", 1915, p. 198 ff.), in der „Ähre" („Bergsons Welterfolg", 1914/5, H. 19—20), um nur einige Aufsätze der zahlreichen Abwehrliteratur aufzuzählen. Der Plagiatorenstreit ist dabei von Bergson auf andere Gebiete übergesprungen, ist von der Philosophie auf die allgemeine Wissenschaft, von der Wissenschaft auf die Kunst übertragen worden und verliert sich zurzeit in kleinlichen Plänkeleien und Nadelstichen. So konnte man vor kurzem erst wieder lesen daß die französischen Theater deutsche Melodien stehlen, und umgekehrt wies ein findiger Pariser nach, daß Beethoven ein Belgier gewesen ist und Karl Maria von Weber ein Plagiator altprovençalischer Volkslieder.

Mit wissenschaftlicher Forschung und Objektivität hat das nichts mehr zu tun. Es sollte unter der Würde der Wissenschaft, insbesondere der Philosophie sein, sich in derartige Fragen überhaupt einzumischen. Die subjektive Befangenheit des Franzosen ist ja allbekannt; sie hängt mit seinem effeminierten Charakter zusammen. Sie kann man nur bedauern, wie Karl Storck sagt, und belächeln. Aber die deutsche Philosophie sollte sich doch durchaus von nur rein sachlichen Motiven leiten lassen! Die subjektive Verengung des geistigen Horizonts, die Beurteilung nach Absichten, nicht nach Einsichten — das können wir kalten Bluts den Franzosen überlassen. Allzu großer Eifer schadet hier nur! Eine reine Vernunftwissenschaft, die sich durch irgendwelche Ereignisse der historisch-empirischen Weltentwicklung aus ihrem inneren Gleichgewicht bringen läßt, gibt sich selbst auf. Und aus diesem Grunde scheint mir auch das Buch gegen Bergson von Baron Cay v. Brockdorff in Kiel („Die Wahrheit über Bergson", Berlin 1916), so geistreich es in vielen Einzelheiten ist, nichts weniger als zweckentsprechend. Die Absicht, Bergson gedanklich zu überwinden und abzuweisen, ist an sich zweifellos sehr begrüßenswert, — sie kann in gewissem Sinne zugleich philosophisch und national sein. Aber den Krieg als Hauptargument gegen eine Weltanschauung anrufen und sich im übrigen auf ironische Redensarten, wie: „das Wesentliche hat Bergson nicht begriffen", oder „die Rückzugstechnik ist immer eine Stärke der Franzosen gewesen", beschränken, da, wo eine gründliche Widerlegung des Gegners erwartet wird, — das ist kein Dienst für die Philosophie und deshalb auch nicht für die nationale Sache, da deutsch sein objektiv sein heißt.

Es heißt, einen genialen Geist, wie den verstorbenen Geheimrat Windelband, aufs ärgste brüskieren, wenn man Bergson einen plumpen, verständnislosen Nachahmer Schopenhauers nennt. Wäre Bergson der ungeschickte Plagiator, der das vorgefundene Gedankengut sich nicht nur aneignet, sondern es sogar noch verschlechtert und verdreht (Brockdorff, a. a. O., p. 8), dann hätten sich Männer wie Win-

delband, Rickert, Natorp einer unbegreiflichen Sachunkenntnis schuldig gemacht. Denn sie alle setzen sich mit Bergson als einem ernsthaften Vertreter ihnen verwandter Philosophietendenzen auseinander. Und Georg Simmel, der Verfasser der intuitiven Vorlesungen über Kant, bricht angesichts der Bergsonschen Akademieworte in die bewegliche Klage aus („Int. Monatsschr.", a. a. O., p. 197): „Und das ist ja gerade das Entsetzliche, daß nicht bloße „Philosophaster", sondern Männer von solch sublimer Geistigkeit Urteile dieser Art über uns aussprechen. Von dem französischen Durchschnittspublikum, das von Deutschland nur weiß, was ihm seine Zeitungen erzählen, wird niemand etwas Besseres erwarten. Aber daß ein Bergson keine kritische Zurückhaltung gegenüber der „Objektivität" dieser Zeitungen übt, Bergson, der sich jahrzehntelang um deutsche Philosophie bemüht hat, ... das zeigt mit einem Schlage die mit alledem hoffnungslose Unfähigkeit des Franzosen, deutsches Wesen zu begreifen."

Die Einwände, die von Brockdorff gegen die Bergsonsche Philosophie erhebt, sind unleugbare — aber sie sind keine „Enthüllungen", wie der für eine wissenschaftliche Arbeit etwas sensationell zugestutzte Titel anzuzeigen scheint. Es ließe sich noch manches Gewichtigere und Tiefergehende gegen Bergson vorbringen (vergl. z. B. die in ihrer Kürze bedeutende Kritik Wilhelm Wundts im Literarischen Zentralblatt, 1915, Nr. 46, p. 1131—37). Aber selbst wenn man Bergson einen „dolus" nachweisen würde, so könnte man ihn nicht des „Plagiats" überführen, da er ja von allen möglichen Seiten Gedanken, Bilder und Ausdrücke genommen hat. Ein vielseitiger Plagiator aber ist ein Eklektiker. Jedem Eklektiker jedoch muß man zum mindesten ein eigenes Maß zugestehen, nach dem er auswählt. Dieses eigene Maß besitzt nun Bergson zweifellos: es ist sein Grundproblem, der Gedanke der allmiterlebenden Intuition, die Sehnsucht nach dem intuitiven Übermenschen. Und in diesem Grundgedanken ist er völlig selbständig — er schließt Schopenhauer und Nietzsche implicite in ihn ein, aber er denkt ihn in der spezifischen Steigerung unserer Zeit. Vieles ist schlecht, unehrlich, dilettantisch und aufgeblasen an Bergson — das mag das Französische an ihm sein! Aber etwas — und das ist das Philosophische an ihm! — ist groß in seinen wortreichen Büchern. Es ist das Echo aus der Zeit in die Zeit. Seine Erkenntnistheorie ist anfängerhaft, seine Psychologie veraltet, seine emphatischen Polemiken gegen den Naturalismus längst überholt — aber in der Tiefe begegnet er sich mit den Problemen der Zukunft. Die Allesheit des Erlebens, der „Monismus des Intuitionismus" (wie ein treffendes Wort von Rickert lautet), dieses alles Einzelne umarmende und umfassende Lebensgefühl des wieder zur inneren Einheit gelangenden heutigen Menschen, — des Genossen von tausend äußerlichen Techniken, Maschinen, Produkten und Zivilisationserscheinungen — verknüpft ihn mit den gleichen Strömungen in unserer literarischen Schöpfung. Schon von anderer Seite ist auf diesen Zusammenhang hingewiesen worden (G. Hübener: Husserl, Bergson, George, Bremen 1913). Das neue Schlagwort des „Äternismus", die Auflösung der nüchternen Außendinge in die vage Unbestimmtheit eines innerlich geschauten bunten, aber einheitlichen Erlebnisflusses, wie ihn die neueste Lyrik am unmittelbarsten bietet, ist nichts Zufälliges oder Willkürliches. Daß hier Beziehungen vorhanden sind, die zu der Bergsonschen Problemstellung hinüberspielen, darf nicht übersehen werden. In solchen Fragen aber kommt man nicht weiter, indem man, wie von Brockdorff, Behauptung gegen Behauptung stellt

und gerade über den Intuitionsbegriff den Nachdenkenden noch mehr im Ungefähren läßt, als Bergson (vgl. p. 45). Bilder machen („erleuchtete Pfade", „klarer Sternenhimmel", „Segler") heißt auch in diesem Falle nichts anderes, als „mit Gedanken spielen".

Der Krieg hat die Kritik an Bergson gefordert. Der kritiklosen Anpreisung des Ausländers ist durch die politischen Ereignisse ein Ende gemacht worden. Dieses ist nicht nur aus philosophischen, sondern auch aus patriotischen Gründen erfreulich! Was ist französische Mache, was ist Philosophie an Bergson? — diese Frage stellt die Kritik im Weltkriege schonungsloser als je. Nur systematisch wäre die Frage zu beantworten — darin stimme ich Herrn von Brockdorff vollkommen bei. Aber eine solche systematische Kritik ist bis heute noch nirgends geleistet worden. Die Bergsonschen „Anregungen" bestehen fort und erheben weiter die Forderung der Kritik*). Das intuitive Problem Bergsons ist noch lange nicht gelöst. In ihm harren phänomenologische, denkpsychologische, sprachkritische und ästhetische Fragen des kommenden Analytikers.

*) Ein Versuch nach dieser Richtung soll meine Arbeit: „Der Intuitionismus und seine Elemente bei Henri Bergson. Eine kritische Untersuchung" sein, die soeben bei Felix Meiner in Leipzig erscheint.

Rundschau der Kriegsliteratur XV.

Von Dr. iur. Kurt Ed. Imberg.

Nicht tadeln und blind verurteilen, sondern verstehen und lernen, das ist der Zweck, den Felix Salomon mit seiner neuesten Schrift über England verfolgt. Unter dem Titel „Der britische Imperialismus" (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig) gibt der Leipziger Historiker einen kurzen geschichtlichen Überblick über den Werdegang des britischen Reiches vom Mittelalter bis zur Gegenwart. In knappen, aber treffenden Ausführungen schildert Salomon die Entwicklung unseres größten und ernstesten Gegners und seinen Imperialismus. Diesen teilt der Verfasser in vier Epochen: Der mittelalterliche Imperialismus in England, der bis zum 15. Jahrhundert reicht, scheiterte an der Übermacht der Idee eines nationalen Staatswesens, mit der er auf französischem Boden in Konflikt geriet. Er wurde abgelöst vom merkantilistischen Imperialismus, dessen Blüte in das 18. Jahrhundert fällt, und der durch den Widerspruch des nationalen Selbstbestimmungsrechtes im Bereiche der eigenen Kolonien zum Scheitern gebracht wurde. Dem merkantilistischen schloß sich im 19. Jahrhundert der Imperialismus in der Blütezeit des Freihandels an. Diese Zeit bildet gleichsam nur eine Übergangsperiode zum modernen Imperialismus, der zur Weltherrschaft strebte, und als dessen traurigste Folge der Weltkrieg anzusehen ist.

Die Salomon'sche Schrift schließt sich würdig den wenigen in den letzten Jahren erschienenen Büchern an, die „sine ira et studio" die englischen Verhältnisse zu ergründen und zu werten versuchen. Aus diesem Grunde können wir dem Buche die weiteste Verbreitung wünschen; denn es liegt keineswegs in unserem eigenen Intesse, alles beim Gegner blindlings zu verurteilen, wie es die Alliierten mit allem Deutschen seit Ausbruch des Krieges machen, sondern unser eigenes Interesse erfordert es, daß wir unsere Feinde, ihre Absichten und ihre Politik zu verstehen suchen und als Folge dieses Verständnisses für die Zukunft lernen.

Dieser Zweck des besseren Kennenlernens unserer Gegner liegt auch einer Sammlung von Aufsätzen zugrunde, die

Axel Ripke unter dem Titel „Der Koloß auf tönernen Füßen“ in J. F. Lehmanns Verlag, München, herausgegeben hat. Außer zwei Aufsätzen des Herausgebers über „die moskowitische Staatsidee“ und „Litauer und Weißrussen“ enthält die Sammlung u. a. noch beachtenswerte Beiträge von Dietrich Schäfer, Paul Karge, Dmytro Donzow, Neumann-Frohnau und Rudolf Eucken über Rußland und seine Bewohner.

Sehr lesenswerte und beherzigenswerte „Politische Betrachtungen eines Nichtpolitikers“ hat Leo Gottstein bei der Verlagsgesellschaft Otto Elsner in Berlin veröffentlicht. Wenn wir auch nicht allen Punkten der Gottsteinschen Ausführungen beistimmen können, auf die näher einzugehen leider an dieser Stelle nicht möglich ist, so wollen wir doch nicht unterlassen, die Lektüre dieser Schrift aufs wärmste zu empfehlen. —

Im 10. Hefte der Sammlung „Weltkultur und Weltpolitik“ (Verlag F. Bruckmann in München), auf die wir in einer der nächsten Rundschauen ausführlicher zurückkommen werden, schildert Prof. Dr. Johannes Haller „Bismarcks Friedensschlüsse“. Knapp und klar sind in dieser Schrift aus dem weitschichtigen Material die Leitlinien herausgearbeitet, die Bismarck bei seinen Friedensschlüssen eingehalten hat, die Grundsätze, von denen sein Handeln bestimmt wurde. Auf Grund der Ergebnisse seines Buches beantwortet Haller die Frage, die wohl mancher heute aufwerfen dürfte: „Was täte Bismarck nicht?“ mit folgenden Worten: „Er würde sich nicht danach umsehen, was andere täten oder getan haben, er wüßte von allem Anfang, was er zu tun hätte. Bismarcks Friedensschlüsse sind gerade darum solche Meisterwerke, weil er sie selbst gemacht hat. Sie sind die seinen nicht nur, weil er sie unterschrieben hat. Wissen, was man braucht, und wissen, was man will — das ist die große Lehre, die aus seinen Friedensschlüssen wie aus allen seinen Taten spricht.“

Im Reichsverlag Hermann Kalkoff (Berlin) hat Dr. Richard Bahr eine kleine anziehende Studie über „Clemens v. Delbrück“ veröffentlicht. Das Schriftchen ist von gleichem Wert als historisch-psychologische Darstellung des Werdegangs eines bedeutenden Staatsmannes, wie als Skizze der Entwicklung des Reichsamts des Innern und, in seinem Bereich, der deutschen Sozialpolitik unter den drei Staatssekretären der letzten beiden Jahrzehnte.

*

Die Anfang dieses Jahres im Verlage von Lucas Gräfe u. Sillem (Hamburg) erschienene Schrift von Dr. Paul Ehlers: „England, Antwerpen und die englische Barriere“, liegt bereits jetzt in zweiter durchgesehener und vermehrter Auflage vor. Es ist dies der beste Beweis für die Güte der Schrift und dafür, daß wir es nicht mit einer der „Eintagsfliegen“ zu tun haben, die so zahlreich auf den Büchermarkt fliegen. Der Verfasser schildert hier, wie die belgische Frage wesentlich durch das Streben Englands entstanden ist, „die Großmächte des Kontinents von dem Zugang zu dem für sie geeignetsten Ausfallstor nach der Nordsee und dem englischen Kanal fernzuhalten“, wobei der seit der französischen Revolution wieder stark aufblühende Scheldehafen Antwerpen eine wichtige Rolle spielte. Dieser Politik Großbritanniens verdankt die belgische Neutralität in ihren verschiedenen Formen ihre Entstehung, die der Verfasser als „ein Angstprodukt zweier Parteien“ bezeichnet, „die damals über das belgische Problem es nicht zum allgemeinen Krieg kommen lassen wollten, von denen die eine aber den angeblich neutralen Staat nicht von seiner Daseinsbestimmung, als Barriere gegen die andere zu dienen, entbinden wollte“. Ehlers vertritt in seinen Ausführungen

die Auffassung, daß „ein klarer Vertrag, durch den Rechte und Pflichten zwischen den Großmächten einerseits, Belgien andererseits, in bezug auf die Neutralität festgesetzt worden wären", überhaupt nicht in unzweideutiger Form abgeschlossen sei.

Eine andere sehr interessante Arbeit über Belgien hat den bekannten Bonner Professor der Staatswissenschaften Dr. Hermann Schumacher zum Verfasser. Die bei Duncker u. Humblot in München erschienene Schrift, die „Antwerpen" betitelt ist, schildert in ausgezeichneter Weise die Weltstellung und die Bedeutung des großen Scheldehafens für das deutsche Wirtschaftsleben. Sie zeigt, wie Antwerpen im Gegensatz zu den großen Nordseehäfen Deutschlands und Hollands, dank seiner Verkehrslage und den Wetterverhältnissen einerseits und andererseits infolge seiner günstigen Landlage, „zum internationalsten Hafen Europas" und zum ersten großen Anlaufhafen des europäischen Festlandes für alle vom Meere kommenden Schiffe geworden ist. Der Abhandlung hat der Verfasser eine ganze Reihe sehr wertvoller Anmerkungen beigegeben, in denen er zum Teil scharf gegen die von Professor Wiedenfeld bezüglich Antwerpens gemachten Äußerungen auftritt.

In einer zweiten Schrift: „Meistbegünstigung und Zollunterscheidung", die der Verfasser im gleichen Verlage hat erscheinen lassen, und die bereits in zweiter Auflage vorliegt, stellt Schumacher Betrachtungen an über eine Neugestaltung der deutschen Handelspolitik nach dem Kriege. Er warnt hier vor allem vor einem zu vollkommenen, alle Zollschranken beseitigenden wirtschaftlichen Zusammenschluß der Zentralmächte, wie er von vielen Politikern und Gelehrten gefordert wird, da zu tiefwurzelnde Interessengegensätze im vielgestaltigen Wirtschaftsleben der verbündeten Zentralmächte vorhanden sind. Denn in diesem Falle könnte es leicht zu Unstimmigkeiten und Reibereien kommen, die für das Verhältnis der Verbündeten zueinander alles andere als zuträglich und wünschenswert sind. „Wenn man . . . ein politisch-militärisches Bündnis mit einem handelspolitischen verkoppelt," führt Schumacher mit Recht aus, „trägt man in das freie Herrschaftsgebiet eines einheitlichen Willens die unabwendbaren Interessengegensätze des Wirtschaftslebens hinein. Wie sie überall Erbitterung erzeugen, können sie dann auch auf einem ihnen an sich entrückten Gebiet zum gefährlichen Sprengstoff werden. So kann eine „tiefere Verankerung" des Bundes mittels des Zollwesens den Zusammenschluß, statt stärken, lockern. . . . Je loser die beiderseitige wirtschaftliche Verkettung ist, um so leichter kann das politisch-militärische Bündnis vor ihrem zersetzenden Einfluß sich schützen."

Gegen einen Teil der Ausführungen Schumachers wendet sich in einer neuen Schrift „Die deutsch-österreichisch-ungarischen Handelsbeziehungen", die er im Verlage von Hapke in Göttingen veröffentlicht, der schon mehrfach in die Öffentlichkeit getretene ungarische Volkswirtschaftler Géza Lukacz. Nach eingehenden Betrachtungen über die verschiedenen Theorien, die bisher für einen künftigen engeren wirtschaftlichen Zusammenschluß der Mittelmächte aufgestellt sind, kommt Lukacz an Hand der Statistik, die in einem Anhange der Schrift beigegeben ist, zu dem Ergebnis einer Art bedingter Meistbegünstigung, indem er von den Merkmalen der charakteristischen Präferenz ausgeht, diese jedoch dadurch modifiziert, daß er von vornherein, und noch ehe der konkrete Fall gegeben ist, grundsätzlich das Eintreten eines dritten Staates in den zunächst deutsch-österreichisch-ungarischen Wirtschaftsbund offen läßt. „Dieser Bund würde durch den Eintritt des dritten Staates nur dem Umfange, nicht aber dem Wesen nach geändert."

Wir werden noch an anderer Stelle auf diese größtenteils interessanten Ausführungen des Verfassers, denen wir allerdings nicht in allen Punkten zustimmen können, des Ausführlicheren zurückkommen.

*

Ein anderes ausgezeichnetes Werk, dessen genaues Studium nicht nur allen Nationalökonomen und Politikern, sondern auch allen Kaufleuten und Industriellen aufs wärmste empfohlen werden kann, ist das soeben im Verlage der Haude u. Spenerschen Buchhandlung Max Paschke (Berlin) erschienene Buch „Gründungswesen und Finanzierung in Ungarn, Bulgarien und der Türkei" aus der Feder des Budapester Rechtsanwalts Dr. Ödön Makai. Der Verfasser hat sich mit Rücksicht auf die vielen wichtigen wirtschaftlichen Fragen, die uns Deutsche mit unseren Bundesgenossen verbinden, und die insbesondere nach Friedensschluß wieder in den Vordergrund des Interesses rücken werden, zur Aufgabe gestellt, „gewisse wirtschaftliche und Rechtszustände der verbündeten Länder Ungarns, Bulgariens und der Türkei, zu erörtern", die vom Gesichtspunkte der zukünftigen wirtschaftlichen Beziehungen von Interesse sind. Das sehr sorgfältig gesammelte und geschickt verarbeitete Material ist in zwei Teile gegliedert. Im ersten Teil behandelt Makai die Gründung der Aktiengesellschaften, die rechtliche Stellung der ausländischen Aktiengesellschaften und das Versicherungs-, Emissions- und Börsenwesen in den drei genannten Ländern, wobei sämtliche einschlägige Fragen im Lichte der geltenden Rechtsnormen in klarer Weise dargestellt werden. Der zweite Teil des Buches schildert an der Hand eines sehr reichlichen statistischen Materials die Wirtschaftsverhältnisse Ungarns, Bulgariens und der Türkei; er verfolgt den Zweck, „einen Behelf" darzustellen „für das Finanzkapital, welches an irgendeinem Produktionszweige dieser Länder Interesse nimmt". Es ist sehr zu wünschen, daß diese wertvolle Schrift weiteste Verbreitung und Beachtung findet; sie dürfte geeignet sein, manches zur Klärung der zweifellos schwierigen wirtschaftlichen Fragen beizutragen, die wir nach dem Kriege zu lösen haben werden. —

Von der von Prof. v. Mammen herausgegebenen „Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft" (Wissenschaftliche Verlagsanstalt „Globus" in Dresden) liegen wieder vier neue Hefte vor. Die von Paul Sebastian veröffentlichte Schrift „Die Beziehungen zwischen vegetarischer und Unter-Ernährung" ist geeignet, manchen auf den richtigen Weg der Erkenntnis zu leiten. Der Verfasser sieht die wahre Sache der sogenannten Unterernährung in der falschen, von Jugend an gewohnten Vorstellung, daß man den Körper gleichsam tüchtig einheizen müsse. Dagegen ist nach Ansicht des Verfassers der Bedarf der Zellen maßgebend für die Ausnutzung der Nahrung. — In einer Studie über „Weizen und andere Brotfrucht unter dem Kriegseinfluß" bespricht Prof. J.-Ph. Wagner die heute so akut gewordene Brotfruchtfrage, im besonderen vom Standpunkte der Weltweizenpreise, der Weltweizenproduktion und des Weltweizenkonsums aus, jedoch unter weitgehender Berücksichtigung des Roggens, der für Deutschland so hochwichtigen Brotfrucht. Er gibt dabei wertvolle Winke und Anweisungen zur Hebung und Verbesserung des Weizenbaues im besonderen und des Brotfruchtbaues im allgemeinen. — Über das vielbesprochene Thema: „Die Einheitsschule" schreibt Curt Fritzsche im 21. Heft der Bibliothek. Der Verfasser untersucht die Triebfedern der Forderung einer Einheitsschule und zeigt, wie wenig gegenständlich die Begründungen sind, die für die Einheitsschule vorgebracht werden, nämlich, daß sie weder sozial noch national, noch hinsichtlich

der großen idealen Güter der Menschheit auch nur entfernt den Ansprüchen genügen kann, die man berechtigterweise an eine wahrhafte Volksschule stellt. — Im neuesten Heft „Amerika und Deutschland während des Weltkrieges" unternimmt es Ludwig Fulda, die überraschende Parteilichkeit der Vereinigten Staaten zu Gunsten Englands volkspsychologisch zu beleuchten und zu erklären. Er gelangt zu dem Schluß, daß die deutschfeindliche Politik der Amerikaner ihrem eigenen wahren Interesse zuwiderläuft und sich früher oder später an ihnen rächen wird. —

Bei der Franckhschen Verlagshandlung in Stuttgart sind der 2. und 3. Halbband der Schriftenreihe „Gegen die Moskowiter" von Dr. Kurt Floericke erschienen, die in anschaulicher Darstellung „das Ringen um Galizien" und den Vormarsch „gegen Lodz und Warschau" schildern. Auch Anton Fendrich hat den 3. Halbband seiner Sammlung „Gegen Frankreich und Albion" veröffentlicht, der den Leser auf den westlichen Kriegsschauplatz führt und den Stellungskrieg bis zur Frühlingsschlacht (1915) in Flandern behandelt. Auch dieser Band zeichnet sich wieder durch seine anregende und den Leser mitreißende Darstellungsweise aus. —

Ein bedeutsames zweibändiges Werk über „Das Wesen der Geschlechtlichkeit" veröffentlicht Grete Meisel-Heß im Verlage Eugen Diederichs (Jena). Die Verfasserin bemüht sich, auf moralischem Gebiete sittliche Richtlinien von bleibender Bedeutung zu geben, in das Entwicklungs-Chaos des sexuellen Lebens der letzten 20 Jahre vor dem Kriege Klarheit und Ordnung zu bringen, und insbesondere der innerlich in Verwirrung geratenen jungen Generation, auf Grundlage objektiver Forschung, die sittliche Orientierung zu geben, deren sie bedarf.

Auch der bekannte Berliner Nervenarzt Prof. Dr. Albert Eulenburg hat ein neues Buch über „Moralität und Sexualität" (A. Marcus u. E. Webers Verlag in Bonn) erscheinen lassen, in dem er sich die Aufgabe gestellt hat, ein bisher meist vernachlässigtes Problem dem allgemeinen Verständnisse näher zu bringen, nämlich das Problem der zwischen den sittengesetzlichen und ethischen Anforderungen einerseits, und den teils unabänderlichen Naturtrieben, teils den verwickelten kulturellen Bedingtheiten unterliegenden Verhältnissen des menschlichen Geschlechtslebens andererseits obwaltenden Wechselbeziehungen. —

*

Bei der Akademischen Verlagsgesellschaft in Leipzig hat Prof. Dr. Walther Janell in Verbindung mit Dr. Walther von Hauff, Georg E. Kik und Dr. Otto Nothdurft Berichte und Vorschläge unter dem Titel „Kriegspädagogik" herausgegeben, die eine kritische Übersicht über die wichtigsten pädagogischen Fragen der Kriegsliteratur bieten. Die nach Fächern geordnete Darstellung zeigt, welchen Einfluß der Krieg auf Erziehung und Unterricht ausübt, und wie die Leistungen der Kriegszeit nach dem Urteil der pädagogisch interessierten Zeitgenossen für die Zukunft sich verwerten lassen. Den Schluß des Buches bildet ein Anhang, der vornehmlich pädagogisch interessante Äußerungen aus Frankreich und England enthält, sowie ein ausführliches nach Fächern geordnetes Verzeichnis der einschlägigen Literatur. —

Mit einem der Pädagogik sehr nahe verwandten Thema beschäftigt sich ein Sammelwerk des „Deutschen Ausschusses für Erziehung und Unterricht": „Der Aufstieg der Begabten", das Peter Petersen im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig veröffentlicht. Vertreter aller Schularten von der Volksschule bis zur Hochschule, Vertreter der Verwaltung und des praktischen Lebens,

von Handwerk und Handel, Landwirtschaft und Industrie, Ärzte und Juristen haben sich zusammengefunden, um zur Klärung der Frage beizutragen: „wie erkennt man rechtzeitig, schon in den Entwicklungsjahren, die eigentliche Befähigung des Kindes und wie bildet man es nunmehr für denjenigen Beruf vor, für den es befähigt ist?" In dem „Allgemeinen Teile" dieses lesenswerten Buches wird nachgewiesen, wie sich die Begabungen äußern und wie sie erkannt werden, wie sie sich entwickeln und durchsetzen, welche Mittel und Wege ihnen das Leben, die Schule und die Wissenschaft bieten. Im „Besonderen Teile" sollen Wege zur „Nationalen Schule" gezeigt werden, d. h., wie der Herausgeber in der Einleitung ausführt, „zu einer unserer deutschen Nation, ihrer Geschichte und ihrem gegenwärtigen Sein angemessenen Schule, durch die das Eigenartige deutschen Wesens und deutscher Kultur zur Selbstdarstellung gelangt." —

Zum Schluß seien noch zwei Sammelwerke genannt, die allein schon deshalb weiteste Beachtung verdienen, weil sie aus Beiträgen von Männern der verschiedensten politischen Richtungen, Religionen und Berufsständen bestehen. Als erstes Buch dieser Art — soviel uns bekannt ist — hat der Direktor der Bibliothek des Herrenhauses, Dr. Friedrich Thimme im Verlage von S. Hirzel in Leipzig ein zweibändiges Werk „Vom inneren Frieden des deutschen Volkes" herausgegeben. Es ist dem Herausgeber hoch anzurechnen, daß er es so meisterhaft verstanden hat, alle Parteien, Gruppen und Glaubensgemeinschaften zur Mitarbeit heranzuziehen, sie zu vereinen zu sachlicher Aussprache über alle geistigen und wirtschaftlichen Fragen. Es ist natürlich im Rahmen dieser Besprechung unmöglich, auf alle die einzelnen Beiträge, die größtenteils als ganz vorzüglich zu bezeichnen sind, besonders näher einzugehen. Nur das eine, das allen diesen Aufsätzen gemeinsam ist, mag noch hervorgehoben werden, was das Werk als Ganzes nur noch wertvoller macht: Keiner sucht das Heil in einer Übertünchung der Gegensätze; jeder vertritt seine Weltanschauung, seine Interessen, seine Pläne für die Zukunft. Ein jeder von den namhaften und bekannten Mitarbeitern sucht aber auch das Wesen und die Ziele der anderen zu verstehen; er wird sich dessen bewußt, was allen gemeinsam ist, und strebt danach, dieses Bewußtsein von der Zusammengehörigkeit aller Deutschen zu verschärfen. Hoffen wir, daß der „innere Frieden" und dieses gemeinsame Zusammenarbeiten, das uns die harte Notwendigkeit des Weltkrieges beschert hat, auch nach Beendigung dieses Krieges fortdauern mögen zum Wohle unseres Vaterlandes und unseres Volkes.

„Last not least" — möge niemand an diesem fremdsprachigen Ausdruck Anstoß nehmen! — sei noch ein ausgezeichnetes Buch „Recht, Verwaltung und Politik im Neuen Deutschland" kurz genannt, das von Dr. Alfred Bozi und Dr. Hugo Heinemann im Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart herausgegeben ist. Wir behalten uns vor, auf dieses Sammelwerk, zu dem Juristen und Verwaltungsbeamte, Parlamentarier und Gelehrte Beiträge geliefert haben, bei späterer Gelegenheit noch zurückzukommen, wollen jedoch schon hier nicht unterlassen, ihm einen großen Leserkreis zu wünschen, den es zweifellos verdient.

Literarische Rundschau.

Von Dr. Alfred Friedmann.

Max Nordau. Menschen und Menschliches von heute. (Verlag des Vereins der Bücherfreunde.)

Skizzen-Glossen nennt der rühmlich bekannte Verfasser der weitverbreiteten, in alle Sprachen übersetzten „Konventionellen Lügen“, der „Paradoxe“ usw. sein neuestes Sammelwerk. Eine Kritik ist heute kaum zulässig, diese für die oberstolze „Neue Freie Presse“, die „Vossische Zeitung“ u. a. geschriebenen Aufsätze handeln, so weit sie nicht Ewiges berühren, kaum von Menschen von heute. Eher von vorgestern. Die Zeit hat Siebenmeilenstiefel an, und vieles, das uns gestern ans Herz und vorgestern an den Verstand ging, zwingt uns heute knapp ein mitleidig Lächeln ab. Nordau hat in Paris Jahrzehnte als hilfsbereiter, oft „unentgeltlicher“ Armen- und Reichenarzt gelebt. Er hat immerzu über sein geliebtes Paris, dessen Sonnen- und Schattenseiten geschrieben, sowie Theodor Wolff, Paul Block, unparteiisch-deutsch. Zum Dank hat man ihn auf der Sommerfrische in der Bretagne von Weib und Kindern gerissen und, nach Irrfahrten, nach Madrid verbannt, von wo er nun — er will doch auch leben und ist kein Jüngling mehr — nach Berlin und Wien, etwas abseits vom Kriege, berichtet. Das ist kein Grund, sein Werk, wie bisher in Deutschland, totzuschweigen. Es ist ein echter Nordau, geistreich, belesen, erfinderisch, klug und oft — parador.

Nordau schenkt uns 31 Essays, die keiner ohne Gewinn oder Genuß lesen wird. Man kennt seine Art des Vorführens, der Polemik, und es ist gar nicht nötig, daß man immer einverstanden mit ihm ist. Wenn er z. B. gegen das Reisen wettert, so kann man nicht beistimmen. Klassiker haben behauptet, Reisen sei der höchste Genuß, und sind gereist. Zum Beispiel: Goethe nach Italien, Livingstone, Peters, schon Marco Polo. Selbst Nordau reiste: „vom Kreml zur Alhambra!“ — Wenn Nordau heute noch von Nestor Roqueplan und San Peladan spricht, so ist eben sein Buch noch bewohnt von Menschen von ehegestern. Seinen Aufsatz über unseren tapferen Kaiser wird er bei einer Neuauflage revidieren. Recht hat er mit dem Kino. Von den heutigen Fliegerschlachten weiß er bei Beurteilung der Flüge noch nichts. Die Gondel in Venedig ist längst durch Motorboote verdrängt, überholt! Gondeln auf Bildern Bellinis und Paris Bordones sind mir nie aufgefallen. Dann hat er wieder Recht: qui terre a, guerre a! Und: Das Schicksal ist heute die Politik. Die Politik verdirbt nur den Charakter, wenn sie eine verdorbene Politik ist. Es fällt schwer, unter den guten Aufsätzen den preiswürdigen zu wählen. — Das neue Buch Nordaus sollte auf keinem deutsch-österreichisch-ungarisch-bulgarisch-türkischen Weihnachtstische fehlen. Dann könnte er die zweite Auflage zeitgemäß revidieren! (Es lebe das Fremdwort. Trotz Professor Eduard Engel.)

* * *

Paul Mahn. Der Kamerad. (J. G. Cotta, Stuttgart.) Lucus a non lucendo. Der Autor war weiland beliebter Rezensent der „Vossischen Zeitung“, veröffentlichte Birgit Wiborg, Guy de Maupassant, und Anderes und zog sich nach einer glücklichen Heirat für eine Weile von Kollegen und Literatur zurück. Ließ hie und da eine Romanschwalbe in die Welt flattern, die aber, wie die Kollegin Taube auf Noahs Arche, immer ein Friedensblatt im Munde führte, wenn sich auch die dramatis personae des Buches oft ebenso klug, wie weidlich zankten. Wir müssen Mahn auch dankbar sein, wenn er es hier nicht macht, wie so viele, die vor 1915 reichlich Lager hatten, und nun, um zu räumen, eine Kriegs-Coda anhängten.

Nein, das Wort K r i e g kommt nicht vor. Ist es nicht ein Labsal, da alle Redakteure nur K r i e g verlangen, ein Buch zu finden, in dem sich — nur die zwei Ehekameraden bekriegen? Gibt man die Möglichkeit des ersten Geschehens zu, so sieht man die Folgerichtigkeit der Folge ein. Ein Maler liebt Frau Randow. Sie lösen ihr Verhältnis, der Maler erinnert sich, da ihn jeder ans Heiraten mahnt, einer verflossenen Jugendliebe, die er vor zehn Jahren schmählich im pommerschen Polkzow verlassen. Sie hatte aber nicht gewartet, sondern geheiratet, war, wir erfahren nicht, warum, davon gelaufen und geschieden! Sie heiraten! Aber schon die ersten Verlobungsgeplänkel sagen dem Leser: „Es ist nicht wahr, daß, was sich liebt, sich neckt." Die Flitterwochen sind eitel Glück in Unteritalien, und wenn der Dichter hier eignes Erlebnis gibt, ist er zu beneiden. Sobald kommt er doch nicht wieder an die Chiaija. Aber bald sehen wir, wie in Dinah Samuel, in Adolphe, von Benjamin Constant, Liebende Z w i s t wie Horazens ewiges Liebespaar (Donec gratus eram tibi) aufführen. Es entsteht doch ein Krieg der Geschlechter. Nein, der Kampf eines Gottes gegen die weibliche Dummheit! Es ist das alte Lied, der Künstler bleibt unverstanden. Einsam zieht er seine Bahn; sein Können ist für das Weib albern, ihm Luft. Sprüche, Enkel La Rochefoucault's und La Bruyères, würzen den Streit. Der Maler findet seine zweite Rembrandt-Manier und wird seine erste Frau los. Das alles ist, bis auf einige derbe Worte (bramsig, Mutz usw. und einige echt Paul Mahnsche Wendungen), in einem klaren und starken Stil erzählt, und man muß es mit dem unterhaltsamen Buche machen, wie jener Meistertrinker mit dem Becher in Rothenburg ob der Tauber es hielt — in e i n e m Zug ausleeren. Von den Klugheiten nur ein Paar:

„Dumme Menschen sind furchtbar, aber kluge, die Unabänderliches beschwatzen, verstimmen fast noch mehr."

„In dem Augenblick, da man Ansprüche aufgibt, erhebt man welche."

L i t e r a r w i s s e n s c h a f t l i c h e R u n d s c h a u.

Von Dr. M. Strauß-Worms.

D i e F r a n z o s e n u n d w i r.

„Der Wandel in der Schätzung deutscher Eigenart 1871—1914."

Immer und immer wieder liest man in der deutschen Kriegsliteratur, auch in der streng wissenschaftlichen, den Satz von der Verständnislosigkeit, mit der das geistige Frankreich deutschem Wesen, deutscher Sitte und deutscher Kultur gegenüberstehe. Nun ist es wohl richtig, daß die schriftstellerischen Zeugnisse der ernsten französischen Presse, des guten französischen Romans, und leider auch der französischen Wissenschaft, nicht nur während des Krieges, — das wäre zu verstehen — als auch schon geraume Zeit vorher, ein solches Zerrbild deutscher Geistesart zeigten, daß man manchmal glauben könnte, Deutschland sei für seinen Nachbar jenseits des Rheines gänzlich Terra incognita. Und doch ist diese Ansicht nur in sehr beschränktem Maße richtig. Nicht immer ist die deutsche Eigenart von Frankreich verkannt, beschimpft und verleumdet worden. Fast im ganzen neunzehnten Jahrhundert bis hart an die Jahrhundertwende hat man dort für deutsche Bildung und insbesondere für deutsche Wissenschaft nicht nur Verständnis gehabt, sondern eine bis zur Verehrung gehende Hochachtung, die uns dem französischen Volk geradezu als zu erstrebendes Vorbild hinstellte. Die Wendung kommt erst mit dem Marokkostreit zum Ausbruch und steigert sich

dann schnell und heftig, bis dasjenige Volk, das noch ein Viktor Hugo „ein Volk höhrer Art" genannt hatte, zu den Hunnen Attilas des Zweiten wurde. Eine kleine, aber sehr lehrreiche Schrift des Marburger Romanisten Eduard Wechsler „Die Franzosen und wir. Der Wandel in der Schätzung deutscher Eigenart 1871—1914." (Jena, Eugen Diederichs) macht uns diese Wandlung an der Hand zahlreicher Literaturzeugnisse aus allen Gebieten des französischen Schrifttums anschaulich; der besondere Wert des Buches liegt in der vorsichtigen Auswahl dieser Zeugnisse: nur die geistigen Führer Frankreichs kommen zu Wort, nur Männer von hoher Bildung und dem Gefühl der Verantwortlichkeit.

Seit Frau von Staëls Buch über Deutschland galt dieses als das willensschwache Volk gefühlsseliger Träumer, aber auch als das der Dichter und Denker, und so kam es, daß noch in dem Paris des zweiten Kaiserreichs deutsche Wissenschaft und insbesondere deutsche Philosophie herrschten. Lessing und Herder, Kant und Hegel, Goethe und Humboldt, Schleiermacher und Strauß, dann die klassischen Philosophen und Geschichtsschreiber, sie waren die Meister und Vorbilder eines Renan und eines Taine. „Die deutsche Geistesart," sagt Renan, „setzte mich in Erstaunen, mir war, als wäre ich in einen Tempel eingetreten. Ja, das war es, was ich suchte: Die Vereinigung echter Religiosität mit dem Geiste wissenschaftlicher Forschung." (Souvenirs d' enfance S. 291.) An einer andern Stelle sagt er: „Vor einem halben Jahrhundert hat man am Weimarer Hof unter einem absoluten Fürsten mehr Gedankenfreiheit bewiesen, als in unserem Lande, das so viele Kämpfe für die Freiheit ausgefochten hat. Wir Franzosen sind für das Äußerliche und Oberflächliche; die großen Gedanken über Gott waren und sind in Deutschland die Überzeugung eines Jeden, der philosophisch gebildet ist. Wer in Frankreich für sie eintreten wollte, würde auf mehr Hindernisse stoßen, als er in Tübingen und Jena unter einer absoluten Monarchie gefunden hatte." (L' avenir S. 316.) Und Taine, der die Einwirkung des deutschen Geistes auf den französischen gern ablehnen möchte, erkannte allein der deutschen Metaphysik die Gabe schöpferischen Denkens zu: „Die Deutschen sind, verglichen mit uns, das, was die Engländer zur Zeit Voltaires für Frankreich waren. Ich lese bei ihnen Gedanken, von denen ein ganzes Jahrhundert zehren könnte." In einem Briefe an Gabriel Monod schreibt Taine: „Ein verständiger, unterrichteter, junger Franzose soll seine Ausbildung in Deutschland abschließen. Die Mehrzahl der höheren, geschichtlichen Forschungsgebiete haben heute ihren Mittelpunkt und ihre Quelle in Deutschland; unsere Rolle ist vorläufig ausgespielt. (Corresp. II. S. 316.)" Diese Wertschätzung deutscher Eigenart zeigte sich aber, wie Wechsler an zahlreichen und gut gewählten Beispielen nachweist, nicht nur bei den geistigen Führern Frankreichs, sie entsprach vielmehr durchaus der öffentlichen Meinung vor 1870. Paul Sabatier (Orientation réligieuse) urteilt über diese Zeit: „Es war damals selbstverständlich, daß für die Philosophie und die exakte Forschung die Deutschen den Vorrang vor allen Völkern hatten, und daß diese nichts besser tun konnten, als bei ihnen zu lernen in der Schule Luthers und der Reformation; es war eine Hochschätzung und eine Art Bewunderung." Die Einwirkung Deutschlands war aber nicht nur auf das Reich der strengen Wissenschaft beschränkt, sie ging — und das war dem spröden gallischen Geiste gegenüber vielleicht ihr größter Sieg — auf die höheren Schulen Frankreichs über, die nun nach deutschem Vorbilde umgestaltet wurden. Die Ecole

normale übernahm die deutsche Arbeitsweise, und Napoleon III. gründete Seminare und Laboratorien nach Art des Betriebes an deutschen Hochschulen.

Wie die Männer der Wissenschaft, so urteilten auch Frankreichs gefeiertste Dichter; Viktor Hugo ruft aus: „Frankreich und Deutschland bilden das eigentliche Europa, die eigentliche Gesittung. Zwischen den beiden Völkern besteht ein innerliches Band, sie sind Brüder in der Vergangenheit (!), in der Gegenwart, in der Zukunft." Der Krieg 1870 brachte zunächst keine Verwandlung des Urteils über deutsche Geistesart. Wohl war man unsanft aus dem Traum erwacht, daß Deutschland das willensschwache Denkervolk sei, doch gab man diese Täuschung trotz der Niederlage noch nicht ganz auf, man unterschied zwei Deutschland, das unpolitische eines Goethe und das neue, gewalttätige eines Bismarck. Nach wie vor wird Kant in den Oberklassen gelehrt, und im Heereswesen nimmt man Deutschland jetzt ebenso zum Vorbild, wie vorher im Schulwesen. Noch nach Sedan durfte Renan die „überlegene Intelligenz und Arbeitskraft" der Deutschen preisen und konnte ausrufen: „Les allemands sont une raçe supérieure, oui, très supérieure à nous." Sogar in den neunziger Jahren noch wendet sich die vornehme Zeitschrift „Le Mercure de France" gegen die Patriotenliga, und Remy de Gourmont schreibt seinen berühmten Aufsatz „Le Joujou patriotisme", in dem die Sätze stehen: „Mich bedünkt, daß es langweilig geworden ist, das scherzhafte Bild von den beiden gefangenen Schwestern, die im Trauerschleier an einem Grenzpfahl liegen und heulen wie ein Kalb, statt daß sie vor ihren Kühen sitzen und melken. . . . Der Tag wird vielleicht kommen, wo man uns an die Grenze schicken wird. Wir werden ausziehen ohne Begeisterung; an uns wird die Reihe kommen, totgeschossen zu werden, wir werden uns nur ungern totschießen lassen . . . Wir sind keine Patrioten." . . . Bald aber beginnt nunmehr die Wandlung: eine neue Generation ist aufgewachsen, der Chauvinismus erstarkt, und diese deutschfeindliche Stimmung steigert sich nunmehr immer stärker bis zum Marokkostreit. Achtung und Hochschätzung verwandeln sich in Verkleinerung, ja in Verachtung. Deutschlands Nachgiebigkeit gilt als Feigheit, und das „Militärwochenblatt" schreibt: „Le bon Guillaume a peur." Wechsler, der sich damals in Frankreich aufhielt, schildert diesen Umschwung anschaulich aus eigenen Erlebnissen. Er zeigt insbesondere wie die neue Jugend, die den Krieg nur vom Hörensagen kannte, in der Literatur, in der Wissenschaft, in der Presse zum Wort kommt. Jetzt kommen die Schlagworte vom Hochmut des deutschen Imperialismus und von seiner Gefahr für die Freiheit der europäischen Kultur auf und verbreiteten sich so stark, daß sie selbst ein Romain Rolland zu Eigen machte (Jean Christophe Band 7 und Band 10), wenn er schreibt: „Allerdings trug Deutschland die Hauptschuld an den Sünden Europas. Wenn man gesiegt hat, übernimmt man auch eine Verantwortung, übernimmt man eine Schuld gegen die Besiegten; man überkommt die stillschweigende Verpflichtung, ihnen voranzuschreiten und den Weg zu zeigen. Ludwig der Vierzehnte als Sieger schenkte Europa den Glanz der französischen Vernunft. Welches Licht hat das Deutschland von Sedan der Welt gebracht? Das Aufleuchten der Bajonette? Ein Denken ohne Schwingen, ein Handeln ohne Hochherzigkeit, einen hohen Wirklichkeitssinn, die bloße Kraft und den Vorteil: den Kriegsgott als Geschäftsreisenden." (Band 10, S. 9.) Man macht gegen den Unterricht in der deutschen Philosophie mobil, Léon Daudet, des großen Vaters kleiner Sohn, kämpft,

wie früher schon Paul Bourget, gegen Kant und ruft aus: „Der Kantianismus ist ein Gift für die französische Intelligenz. Er macht sie schwerfällig und lähmt sie. Jeder französische Vater, der besorgt ist, den Geist seiner Stammesart weiterzutragen, wird gut tun, seine Söhne vor diesem Gift zu bewahren. (Fantômes et Vivants S. 136.) Nicht anders ist es mit der Romanliteratur bestellt. Wechsler bietet eine Auswahl von Auszügen aus den bekannten Romanen von M. Barrès (La vallée de la Moselle; Collette Baudoche), Réné Bazin (Les Oberlé), Maurras (L' avenir de l' intelligence), in denen bereits der Typus des barbarischen, kulturlosen Deutschen immer wieder dem geistreichen, kunst- und geschmackliebenden, moralisch höher stehenden Franzosen gegenübergestellt wird. Der Kern der Fabel ist stets der gleiche: der junge Deutsche — in der Regel ist es ein Oberlehrer oder Offizier — bietet seine Hand der schönen und edlen Gallierin, die ihn manchmal liebt, manchmal verachtet, ihn aber stets aus Vaterlandsliebe verschmäht. Der Deutsche ist schwerfällig, so wie das Goethebild im Städelschen Institut in Frankfurt am Main, „wo Goethe einem Elefanten gleicht" (!), er ist Trinker, entnimmt sein Französisch dem Plötz und schwärmt für den Style néoschwob des Metzer Bahnhofs. Ihren offensten Ausdruck fand die kriegerische Stimmung kurz nach Agadir, 1912 in dem Buch von Etienne Rey „La renaissance de l' orgueil français", und dann in einem Werke, das sich mit deutschem Rittertum beschäftigte: „Les origines de l' influence française en Allemagne" des jungen Gelehrten Louis Reynaud.

Hier erinnern die Auszüge, die Wechsler gibt, schon mehr an die belgischen und englischen Kriegserzählungen: Deutschland war und ist das Land ohne jeden Idealismus, das Volk der Unzucht, hier findet man nichts von der vielgerühmten Treue, nichts von Frauenverehrung, nichts von Gemüt, nichts von Arbeitsfreudigkeit.

So ist es denn leicht verständlich, wenn dieses dem französischen Volke systematisch eingetröpfelte Gift immer stärker wirkt, wenn nach Kriegsausbruch Haß und Verleumdung ins Riesenhafte wachsen, wenn jede Stimme der Vernunft und Gerechtigkeit schweigt. Zwar veröffentlichten im Frühjahr 1914 noch einmal 71 französische Schriftsteller, Gelehrte und Künstler eine Erklärung für den Frieden, in der sie eine ehrliche Abfindung mit dem Frankfurter Frieden fordern; umsonst! das Gift hat gewirkt, die kulturlosen Barbaren müssen unschädlich gemacht werden. — — — Das ist die Geschichte von dem Wandel in der Schätzung deutscher Eigenart, die uns das lesenswerte, kleine Buch Wechslers lehrt; bezeichnend dabei ist schließlich, daß diese Geschichte mit der Angst der Zauberlehrlinge schließt, die die Geister des blutigen Hasses nicht mehr loswerden: bei Männern, wie Charles Maurras und M. Barrès dämmert, wie die französischen Tageszeitungen melden, nach dem, was der Krieg an geistigen, moralischen und wissenschaftlichen Leistungen des deutschen Volkes aller Welt kundgetan hat, bereits die Erkenntnis von der Tüchtigkeit und dem Wert des deutschen Wesens, das sich gegen ihren Willen Achtung und Anerkennung erzwingt.

Kriegs-Frauenrundschau.

Von Ulla Wolff-Frank.

Von friedlicher Arbeit ist manches zu berichten vom Abschluß des zweiten Kriegsjahres und vom Beginn des dritten. Als zu Anfang des Krieges jede Art von Fürsorge sich regte, waren die

zu Beginn des Kriegswinters 1914—15 sich einführenden Stricknachmittage von einer anfänglich angezweifelten, manchmal sogar belächelten Bedeutung, bis sie, wie alles in dieser großen Zeit, sich entwickelten zu ungeahnter Größe und zu vollste Beachtung heischenden Werten. Aus diesen bescheidenen Stricknachmittagen mit dem geringen Erträgnis, das nur als armseliges Scherflein in den zu ansehnlichster Höhe anwachsenden Gabenlisten und Fürsorgespenden anzusehen war, entstanden allgemach die musikalischen und literarischen Veranstaltungen in den Kreisen der Berliner Gesellschaft, insbesondere die in den Häuslichkeiten der Veranstalter. Tausende und Abertausende und Zehntausende konnten in die Hilfskassen eingeliefert werden, die dazu eingerichtet wurden, notleidenden Künstlern beizustehen. Viel Sorge und Not wurden dadurch gelindert, die Hoffnungslosigkeit gemildert, der Mut gestählt und den Beschäftigungslosen zur Betätigung verholfen, indem man sie zu Vorträgen für diese Nachmittage einlud und sie dafür honorierte. Die Möglichkeit, sich künstlerisch zu betätigen, wo sie ausgeschlossen waren durch die Zeitverhältnisse, und dabei außerdem etwas zu verdienen, gab manchem von ihnen neuen Lebensmut. Hochherzig traten ihnen die großen Kollegen und Kolleginnen zur Seite, die ihre Kraft in überreichem Maße zur Verfügung stellten für diese Veranstaltungen zu Gunsten der schwer Betroffenen. Es war bewunderungswert und verdient höchste Anerkennung, mit welcher unermüdlichen Hingebung diese Künstler bereit waren, für die gute Sache sich einzusetzen. Alle diese Privatzirkel konnten auf ihre Mitwirkung zählen. Und reichlich wurde das ausgenutzt. Selbstverständlich waren diese Arrangements Frauenarbeit, weshalb an dieser Stelle ihnen besondere Aufmerksamkeit geschenkt sei. Es wäre unmöglich auf Einzelheiten dieser „Teegesellschaften" und ihrer künstlerischen Darbietungen einzugehen, wie sie in den vornehmen Wohnräumen in Berlin W, in den Grunewald-Villen, in den Villen am Wannsee, in Künstlerheimen und auch in bescheideneren Häuslichkeiten sich abspielten. Gemeinsam war allen der gleiche Zug freudiger Hilfsbereitschaft, liebenswürdiger Gastlichkeit. Man fühlte sich behaglich bei diesen Tees, in denen allerdings der Strickstrumpf rasch verschwand und die Geselligkeit sich mehr in den sonst üblichen Formen äußerte. Man begrüßte sich, man plauderte, man lauschte den Kunstgenüssen und man trank — Tee. Das Hauptkontingent der Anwesenden stellten auch hier die Frauen, und die Abonnements- und Eintrittspreise, von den niedrigen bis zu den höchsten, waren kein Hindernis für starke Beteiligung. Ich möchte, um ein Bild dieser Nachmittage zu geben, von den „Mittwochen" bei Frau Maria von Bülow berichten, die diese in ihrem Hause veranstaltete. In erster Reihe waren es die Musiker, die man bei ihr hörte, und von denen die jüngere Künstlerschaft es als Auszeichnung empfand, im Musikzimmer Hans v. Bülows auf dem Klavier, das der unvergeßliche Meister einst beherrschte, spielen zu können. Und neben diesen Jüngsten, von denen manch einer heute schon in den Konzertprogrammen der berühmten Philharmonischen Konzerte sich einen Platz eroberte, Künstler ersten Ranges, wie Max Fiedler, Lütschg, Heinrich Grünfeld, Julius Thornberg, Arnold Földesy, Edwin Fischer, Georg Walter, und der dreizehnjährige Erwin Nyiregehazi. Von den Sängerinnen sei Frau Lula Myß-Gmeiner genannt, und die literarischen Vorträge waren vertreten durch Franziska Elmenreich, Marie Pospischill, Irene Triesch, Fanny Stolzenberg und die als Meisterin der Vortragskunst rühmlichst bekannte Hausfrau. Von

Herren beteiligten sich: Hans Land, Dr. Manz, Alexander Moskowski. Zu diesen gesellte sich in einem Sondervortrag über „Kultur und Weltentwicklung" Geheimrat Professor Josef Kohler. Da die Räume bei Frau v. Bülow sich als nicht ausreichend für die angemeldete Zuhörerschaft erwiesen, fand dieser Vortrag, dem gleichen Zwecke geweiht, im Hause des Reichstagsabgeordneten Dr. Stresemann statt, vor einem gewählten Publikum von Parlamentariern, hohen Staatsbeamten, vielen Offizieren, Männern der Wissenschaft und Kunst. Hier überwogen allerdings die Männer, aber die Ziele waren die gleichen und das überaus glänzende Resultat ebenfalls, und wieder war es Frauenarbeit und -Unternehmungsgeist, die es zustande gebracht. Einer besonderen Art dieser Nachmittage sei noch gedacht. In den prunkvollen Luxusräumen eines der haute finance angehörigen Bankiers verwandelte sich der Tee in ein kaltes Büffet mit Sekt. Die größten Künstler der Kgl. Oper sangen, vom Hausherrn hoch honoriert, der selbst für 10 000 Mark Eintrittskarten erstanden und sie als Einladungen versandt hatte. Den auch sonst hohen Eintrittspreisen entsprechend, hatte sich die eleganteste und zahlungsfähigste Gesellschaft dort zusammengefunden. Man trank Tee und . . . Sekt, aber die Grundlinie blieb unverändert. Es ist: die Hilfsbereitschaft. Wertvoll in jeder Form; der Zweck heiligt die Mittel. Und schon werden aufs neue die aus Sommernachtsträumen voll Hoffnungen und Wünschen auf den inbrünstig erflehten, heiß ersehnten Frieden jäh und grausam Aufgeschreckten ans Werk gerufen. Frau v. Bülow kündigt für den vierten Oktober den Wiederbeginn der „Mittwoche" an, denen in diesem Jahre Josef Schwarz von der Kgl. Oper, der bewundertste und verwöhnteste Liebling des Berliner Publikums, die Weihe geben wird. —

Neben diesem geselligen Einschlag der Fürsorgearbeit ruht aber nimmer der Ernst und die Durchforschung der schweren Probleme, die die Zeit für die Frauenbewegung herbeiführt. „Das weibliche Dienstjahr" unterliegt immer neuen und weiteren Ausführungen. Sehr bemerkenswert und interessant äußert sich Elise Hirschmann zu dieser Frage:

„1. Ein obligatorisches Jahr hauswirtschaftlicher Ausbildung vor allem für die Volksschuljugend. Das Dienstjahr für die aus der Volksschule Entlassenen soll ein hauswirtschaftlich-vertieftes, volkswirtschaftlich-staatsbürgerliches sein.

2. Für die aus höheren Schulen Entlassenen ein soziales Dienstjahr. Meist wird hierfür der Nachweis genügender hauswirtschaftlicher Kenntnisse gefordert.

Es ist nun die sehr wohl stellbare Frage: ist ein soziales Dienstjahr aller höheren Schülerinnen zweckentsprechend und wünschenswert unter der Voraussetzung, daß die gesamte weibliche Jugend sich eine Fachbildung angeeignet hat?

Soziale Arbeit ist in Tat umgesetzte Menschenliebe, etwas Wundervolles, aber etwas, das sich selbst überflüssig zu machen gewillt ist. Wir leben in einem Zeitalter sozialer Gärung und können nicht voraussehen, ob nicht in einigen Dezennien auf dem Wege der Reformen, der mit den Versicherungen begonnen hat, der Kreis der zu Versorgenden so gering geworden ist, daß der Bedarf an Hilfskräften ein so minimaler wird, daß, wie wir es heute schon wünschen, soziale Arbeit Beruf, Lebensarbeit geworden ist. Man wünscht aber das soziale Dienstjahr nicht nur, weil man einen größeren Kreis sozial Helfender zu brauchen vermeint, sondern auch zur sozialen und persönlichen Erziehung der Mädchen. Die Frage der sozialen Erziehung ist aber eng mit der der Fachbildung und Berufstätigkeit verknüpft.

Fachbildung zielt auf Berufsarbeit. Diese ist nötig aus zwei verschiedenen Gründen. Erstens, um der unbedingt notwendigen ökonomischen Selbständigmachung der Frau willen; sind doch bis zum 30. Lebensjahre rund 70 Prozent, und nach dem 50. Lebensjahre rund 50 Prozent ohne ehelichen Ernährer. Zweitens, um dem durch sein Vermögen unabhängigen Teil der unverheirateten weiblichen Bevölkerung eine innere Befriedigung zu ermöglichen und sie zu produzierenden, nicht nur konsumierenden Staatsbürgern zu machen.

Wenn von der dumpfen Empfindung einer an die Allgemeinheit abzutragenden Schuld, vom pflichtlosen Dasein des jungen Mädchens gesprochen wird, so trifft das nur noch einen verschwindend kleinen Teil: acht Neuntel aller jungen Mädchen sind im Beruf, nur ein Neuntel berufslose Haustöchter. Und aus oben genannten Gründen ist die Berufserziehung auch dieses Bruchteils wünschenswert, womit eine Menge Forderungen des weiblichen Dienstjahres stehen und fallen. Vor allem, Berufsbildung diszipliniert, erzieht zur Pflichterfüllung, ertüchtigt auch zur Übernahme andersgearteter Pflichten und führt, so unmittelbar, zu den sozialen Problemen. Auf Frauen, die in der Arbeit mit den verschiedensten Klassen zusammenkommen, wird es nicht passen, wenn v. Hauff sagt, daß der furchtbare Klassenhaß mehr von den Frauen als von den Männern genährt wird."

Nachdem sie das Für und Wider dieser Frage nach allen Seiten mit genauer Sachkenntnis und eingehender Gründlichkeit behandelt hat, gelangt sie betreffs der Notwendigkeit des weiblichen Dienstjahres in bezug auf den Krieg zu der Schlußfolgerung: „daß im Falle eines Krieges ernste Berufsarbeit dem Vaterlande größere Dienste leistet, als vorübergehende soziale Beschäftigung. Braucht man einen größeren Teil sozialer Arbeiter, so sollen die leitenden Posten sozial Berufstätige bekommen, die Handlangerdienste wird unter einer Bedingung jede Berufsfrau leisten können. Diese Bedingung ist: das hauswirtschaftliche und erziehungskundliche Dienstjahr." Die richtige Form dafür müsse noch gefunden werden, obwohl die verschiedensten annehmbaren Vorschläge bereits gemacht sind. „Gerade die Erfahrungen des Kriegsjahres haben die Forderungen nach einem weiblichen Dienstjahr verstärkt", betont Elise Hirschmann, wie aber dieses beschaffen und eingeführt werden, ob es der Volksschule, der Fortbildungsschule, der Fachschule, oder gar den höheren Schulen und dem Lyzeum anzugliedern sei, bleibt doch noch pädagogischen und sozialen Erörterungen der Zukunft, der die Ausführung des weiblichen Dienstjahres zufällt, vorbehalten. Auch die leider früh verstorbene Lilly Braun hat sich in Vorträgen und Schriften vielfach mit dem weiblichen Dienstjahr beschäftigt, das sie aber nur als in zweiter Linie stehende Forderung der modernen weiblichen Gesellschaftsordnung ansieht. Der Krieg ist ihr nur „ein Schrei nach der Mutter", dem sie für Staat und Volksvermehrung die allerhöchste Wichtigkeit beimißt. Die Mutterschaft ist das höchst zu bewertende Ziel und mit ihr eine Erhöhung der Daseinsbedingungen für Mütter und Kinder. In diesem Sinne behandeln auch Gertrud Bäumer, Adele Schreiber und viele andere Frauenrechtlerinnen diesen Gegenstand.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

NORD UND SÜD

NORD UND SÜD

Bildnis und eigenhändige Unterschrift Sr. Exzellenz des Staatsministers a. D.
Dr Albert von Berzeviczy, Präsidenten der k. ung. Akademie der Wissenschaften.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker.
München — Berthold Sutter.
Berlin W. 10
Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen — Ersley & Hasselbalch
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale.
Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg.
Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Paur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

41. Jahrgang. Band 159. Heft 507. Dezember 1916.

Professor Dr. Ludwig Stein:
Die geschichtlichen Träger der Autorität.

Die geschichtlichen Träger der Autorität sind entweder Persönlichkeiten und deren Überlieferungen oder öffentliche Einrichtungen. Ahnen- und Heroenkultus stehen, wie ich anderwärts dargetan habe, an der Schwelle, wie aller Religion, so auch aller Autorität. Deshalb ist die elterliche Gewalt (patria potestas) der ursprüngliche Träger aller Autorität. Selbst Gott wird mythologisch zum Vater des Menschengeschlechts, und hervorragende Monarchen werden zum Vater des Vaterlandes (pater patriae) umgedichtet, damit sie zu höchsten Trägern der Autorität aufrücken. Landesväter, Religionsstifter und Kirchenväter sind von jeher bevorzugte Autoritätsquellen. Die geschichtlichen Träger der Autorität sind: 1. die elterliche, 2. die göttliche, 3. die priesterliche, 4. die königliche, 5. die staatlich-militärische, 6. die rechtliche, 7. die Schulautorität, 8. die Wissenschaftsautorität. In diesem Weltkriege erweist sich die militärische Autorität als der eigentliche Träger dieses Begriffs.

Autorität ist das Ruhende, Beharrende, Gesicherte des Gesamtwillens im Gegensatz zum Schwankenden, Fließenden und Willkürlichen des individuellen Einzelwillens. Die Autorität ist in allen ihren Trägern Repräsentantin des menschlichen Kollektivwillens, der sich meist auf die Gattungserfahrung der vorangegangenen Geschlechter stützt, gegenüber der ratlosen Willkür des Einzelnen. Die ewige Tragik des Menschen ist sein ruheloses Pendeln zwischen der Selbsterhaltung, die ihn zur kräftigen Behauptung seines Eigeninteresses reizt, und der Arterhaltung, die ihn zur Preisgebung des eigenen Willens zu Gunsten des artnützlichen Gesamtwillens nötigt. Und diesen Gesamtwillen symbolisieren die einander ablösenden Träger des Autoritätsprinzips.

Daß diese Träger von Hause aus wirkliche oder erdichtete Persönlichkeiten — Ahnen, Heroen, Götter — waren und erst bei gesteigerter Abstraktionsfähigkeit sich in Institutionen verwandelten, ist in der auf sinnliche Anschaulichkeit gestellten menschlichen Gattungsnatur tief begründet. Allüberall geht das Konkrete dem Abstrakten, das personifizierende oder vergegenständlichte Denken dem zuständlichen, vollends dem beziehentlichen Denken zeitlich voraus. Autorität

aber ist ein Beziehungsbegriff, genau so wie Kausalität oder Wahrheit, wie Nutzen oder Schaden. Daß alle Beziehungsbegriffe nur von Menschen für Menschen gelten, also jenseits des menschlichen Bewußtseins gar keine Realität besitzen, wird nur zu leicht vergessen. Wie vor Wortfetischen, so kniet man vor seinen Begriffsfetischen nieder. Man stirbt für die „Gerechtigkeit", als wäre sie eine Person, der man sich opfert, oder man wird zum Märtyrer der „Wahrheit", als wäre sie ein für sich seiendes Wesen, ein Gott, dem man huldigt. In Wirklichkeit entstand das Substantivum: Wahrheit durch kategoriale Verschiebung aus dem Adjektivum: wahr, wie das Substantivum: Gerechtigkeit nur die Umwandlung des Eigenschaftswortes: gerecht in das Gegenstandswort: Gerechtigkeit darstellt. Wahr und falsch gilt eben niemals von den Beziehungen der Gegenstände untereinander — denn diese sind entweder wirklich oder unwirklich — vielmehr nur vom Urteil über die logische Zulässigkeit der Verbindung von Vorstellungen untereinander. Ebenso gelten „gerecht" oder „ungerecht" nur als menschliche Wertbezeichnungen von Willenshandlungen, und zwar lediglich menschlicher Willenshandlungen. Tiere sind gutartig oder bösartig, aber sie sind nicht gerecht oder ungerecht. Eine Gerechtigkeit vollends, als Ding oder Gegenstandsbegriff, drückt nur die Umwandlung einer Beziehungsform menschlicher Willenshandlungen in ein Substantivum aus. Da wir uns Eigenschaften ohne Träger dieser Eigenschaften, ohne Substrat (ὑποκείμενον) nicht vorzustellen vermögen, dichten wir den Träger hinzu, indem wir die Eigenschaften durch kategoriale Verschiebung von Attribut zur Substanz veranschaulichen, verlebendigen, verdinglichen. Der reine Beziehungsbegriff: Gerechtigkeit verwandelt sich in Dike oder Themis, verfleischlicht sich zur Person oder sublimiert sich zur Göttlichkeit, um sich später in göttliche Gerechtigkeit wieder zurückzuverwandeln. Und so dient denn überall dieser zu den Beziehungsbegriffen hinzugedachte Träger als lebendiger Odem, der dem toten Skelett abstrakter Beziehungsbegriffe warm pulsierendes Leben einhaucht und ihm solchergestalt zu selbständigem Dasein verhilft. Ohne den hypostasierten (hinzugedachten) Träger könnte die leere Beziehung von „Gerechtigkeit" oder „Wahrheit" nicht auf eigenen Füßen stehen. Die Umwandlung in ein Substantivum verleiht diesen Beziehungsbegriffen erst die Krücken zum selbständigen Gehen. Hat sich aber erst das beziehentliche Denken in ein gegenständliches zurückverwandelt, wie dies beispielsweise bei der reinen Denkform (Kategorie) der Kausalität der Fall ist, die ja ihrerseits immer nur eine Beziehung zwischen Ursache und Wirkung, Grund und Folge, Reiz und Empfindung oder Motiv und Handlung ausdrückt, so kennt die Begriffsausdehnung eines solchen Wortfetisches keine Grenzen mehr. So z. B. tritt die Kausalität zuerst in der mythologischen Gestalt des Schicksals, der Vorsehung, der Moira, des Fatums genau so auf, wie die Gerechtigkeit unter der Worthülle „Dike". Nach und nach aber verwandelt und verflüchtigt sie sich zum logischen Begriff des Determinismus, um endlich bei Spinoza zu den höchsten Staffeln der

Vergegenständlichung und Substanzialisierung emporzusteigen: Die logische Kausalität von Grund und Folge wird bei ihm als causa sui zur Substanz, zur Natur, zu Gott. Gott ist für einen Spinoza die logische Prämisse der Welt.

Denselben logischen Prozeß macht das Autoritätsprinzip durch. Es setzt ein mit Ahnen und Helden, mit Zauberern und Priestern, mit Gesetzgebern und Religionsstiftern, die wir als die ersten Träger der Autorität anzusehen haben. Nach und nach wird die hinzugedichtete Persönlichkeit, der Träger der Autorität, zu einem Zustands- oder gar Beziehungsbegriff verflüchtigt, ganz ebenso wie die Dike in die abstrakte Gerechtigkeit und das Fatum in den philosophischen Determinismus sich auflösten. Nicht mehr Personen sind jetzt Träger der Autorität, sondern Institutionen, die man als verdichtete Gattungsvernunft oder, mit Hegel, als objektiven Geist ansprechen kann.

Der Dekalog, das Solonsche Zehntafelgesetz, die Sullaschen Zwölftafeln, die drei Testamente der monotheistischen Religionen, das römische Recht, Kaisertum und Papsttum, Konzilien und Synoden, Gesetze und Verfassungen, Parlamente und Regierungen heißen nunmehr die neuen Autoritätsquellen. Die konkrete Autorität des Vaters, die noch in ihrem letzten Stümpfchen fortlebt in „Gottvater", im „Heiligen Vater", im „Landesvater", im „Väterchen Zar", verdünnt sich allgemach zu unpersönlichen Institutionen und Gesetzgebungen. Die persönliche Autoritätsquelle der voluntas regis weicht im aufsteigenden geschichtlichen Rhythmus der unpersönlichen salus publica. Auch das Autoritätsprinzip demokratisiert sich. An die Stelle der Heteronomie tritt seit der großen französischen Revolution je länger, desto ausgesprochener die Autonomie.

Die Träger der Autorität sind nicht mehr von oben herab befohlen, sondern sie sind von unten herauf gewählt, und das heißt: Autonomie (Selbstgesetzlichkeit im Gegensatz zu Fremdgesetzlichkeit). Gesetze als unpersönliche Autoritätsquellen werden uns heute nicht mehr von fremden Willen aufgenötigt, sei es von Ahnen oder Heroen, sei es von Göttern oder Despoten, sei es von Konzilien oder Synoden, deren Zusammensetzung nicht der souveräne Wille des Volkes bestimmt hat, sondern von gesetzgeberischen Behörden, die in konstitutionell regierten Staaten in letzter Instanz den Volkswillen repräsentieren. Alle wahlfähigen Bürger sind Mitkonstituenten jener Gesetze, denen sie sich um so williger unterwerfen, als diese Gesetze nicht Fremdbefehle, sondern Eigenbefehle darstellen. Deshalb sind solche Staaten, ungeachtet aller Freiheiten, vermutlich sogar infolge ihrer, besser diszipliniert, als z. B. der tönerne Koloß Rußland, wo die Schattenautorität noch auf Furcht und Nachahmung sich stützen möchte, welche eine überwundene geschichtliche Phase der Selbstentfaltung des Autoritätsprinzips fordert.

Unser heutiges Autoritätsprinzip ist kein gepredigter Glaube, sondern eine wissenschaftlich gefestete Überzeugung. Wir setzen selbst Autoritäten ein — Behörden, gesetzgebende Körperschaften, Regierungen, öffentlich-rechtliche Einrich-

tungen, Verfassungen, — weil man uns biologisch beweisen kann, daß wir solche Autoritäten im Interesse unserer Arterhaltung, die ja letzten Endes auch der Selbsterhaltung zu Gute kommt, unweigerlich brauchen. Die soziologische Geltung des Autoritätsprinzips beruht auf seiner nachgewiesenen Nützlichkeit als Arterhaltungsprinzip. Die von uns selbst eingesetzten Träger der Autorität sind die erforderlichen Stützmauern, ohne welche der abstrakte Beziehungsbegriff „Autorität" kein lebendig wirksames, anschaulich darstellbares Fundament hätte. Wie wir den Kausal- oder Substanzbegriff errichten, um mittelst dieses Einheitsgerüstes die Funktionen und Gesetze der Natur zu begreifen, so setzen wir uns bewußt Autoritäten, um die Zwecke und Werte der menschlichen Gesellschaft vermittels ihrer zu erreichen.

Die Träger der Autorität sind nun jene Macht- oder Willenszentren, die wir zur Formung von Imperativen im Interesse der Arterhaltung brauchen. Jeder Träger der Autorität stellt eine Herrschaftsform von Menschen über Menschen dar. Diese Träger der Autorität sind die Organe der sozialen Willensbildung. Je nach Zone und Kulturstufe wird ein solcher Befehl (sozialer Imperativ) von übersinnlichen oder sinnlich greifbaren Instanzen, von Göttern oder Monarchen, von Gesetzestafeln oder Gesetzbüchern erteilt. Pater familias, Herdenoberhaupt, Lehnsherr, die Eupatriden Athens, der mittelalterliche Stadtmagistrat, Zünfte und Gilden, Orden und Bruderschaften, Papst und Kaiser, Kirche und Staat sind, je nach der geschichtlichen Konstellation, Beispiele von Trägern der Autorität. Indes herrschte früher durchweg ein Einzelner über ein Kollektivum, während heute in vorgeschrittenen Staaten umgekehrt das Kollektivum über den Einzelnen herrscht.

Die Träger der Autorität bedienen sich zur Durchsetzung ihres Machtwillens, den sie dem normalen Individuum aufprägen, — die anderen, der Autorität sich widersetzenden Individuen heißen in der Kirche Ketzer, im Staat Revolutionäre, im Recht Verbrecher, in Kunst und Wissenschaft Neuerer oder Wühler — durchweg der Massensuggestion. Ihre Hilfsmittel sind große Worte, Offenbarungen, Wunder, Bilder, Formeln, Kultformen, Illusionen, Versprechungen, Erlösungen, Erleuchtungen, zu allerletzt Vernunftgründe. Art und Grad dieser Hilfsmittel der Massensuggestion hängen von Klima und Bodenbeschaffenheit, von Zivilisationsstand und Kulturgrad, kurz von geschichtlichen Bedingungen ab. In vorgeschrittenen Ländern versehen Parteiparole und politisches Schlagwort den Dienst der Massensuggestion. Mit der Verbreitung der Naturerkenntnis weicht die mythologische Form der Autorität allgemach der logischen, wie mit dem Aufkommen von Handel und Industrie die mystischen Vertreter der Autorität zurücktreten, um bewußt gesetzten Trägern der Autorität den Platz zu räumen.

Das Autoritätsprinzip verliert nichts an Ansehen und Würde dadurch, daß wir es als unsere eigene Setzung aufgedeckt haben. Muß sich doch seit Feuerbach

selbst der Gottesbegriff diesen seelischen Ursprung gefallen lassen. Subintelligiert man nämlich an die Stelle der Autorität der menschlichen Gattung die Person, so wird Gott Einer, wie — im Orient — der Despot Einer ist. Die Einheitsfunktion unseres Bewußtseins drängt mit psychologischer Notwendigkeit immer und überall auf Einheitssymbole der Autorität. Selbst Republiken geben sich Präsidenten als Träger dieses Einheitssymbols. Jedes organisierte Zusammen von vielen Menschen behufs Erreichung gemeinsamer Zwecke bedarf der hierarchischen Gliederung, und es tendiert darum allüberall einer führenden Persönlichkeit, einer präsidialen Spitze entgegen. Wenn auch die persönlichen Gesetzgeber (Solon, Lykurg, Moses) allgemach verschwinden, um dem abstrakten Gesetz den Platz zu räumen, und die persönlich gedachten Naturgottheiten als Symbole der Naturkräfte der besseren Erkenntnis weichen müssen, daß die Naturgottheiten nur personifizierte Symbole von Naturgesetzen waren, so haben doch auch wir Modernen unsere vereinheitlichten Autoritätszentren, heißen sie nun: Humanität, Gerechtigkeit, Wahrheit oder Menschheitsfortschritt. Jedoch begreifen wir heute diese Autoritätsinstanzen nicht mehr als lebendige Personen, sondern als lebenspendende Ideale. Personen sind (existieren), Ideale sollen sein, sollen sich verwirklichen. Dachten sich die früheren Generationen ihre Autoritäten als seiend, so begreifen wir sie heute als sollend. Die Träger unserer autonomen (selbstgesetzten) Autoritäten sollen jene Zwecke realisieren, derentwegen wir sie eingesetzt haben. Die früheren Träger der Autorität wurden ontologisch als Seinsnotwendigkeiten gedacht, die heutigen werden teleologisch als Zwecknotwendigkeiten gedeutet. Jene waren Vollstrecker einer starren Idee, diese sind Vollzieher eines allmählich zu verwirklichenden Ideals. Den Naturgesetzen in der Physik und den Sittengesetzen in der Moral korrespondieren die Zweckgesetze in der Soziologie. Haben die Naturgesetze — nach Kant — denknotwendige und die Sittengesetze (der kategorische Imperativ) willensnotwendige Gültigkeit, so haben die Imperative der Autoritäten zweckgesetzlichen Charakter. Den Naturgesetzen muß man, den Sittengesetzen soll man sich, nach Kant, unbedingt unterwerfen, den Zweckgesetzen aber, in deren Mittelpunkt die Imperative der Autoritäten stehen, soll man sich nur bedingt unterwerfen. Natur- und Sittengesetze gelten absolut, soziale Imperative der Autoritäten aber nur relativ, denn sie sind zeitlich und örtlich bedingt. Sie begründen keine starren Gesetze, sondern nur Tendenzen oder Willensneigungen der Menschennatur. Mathematische oder logische („ewige") Wahrheiten sind denknotwendige Setzungen, Autoritäten aber sind nur Willenssetzungen, die eine Disposition begründen. Ihre Geltung ist von der restlosen Erfüllung ihrer Aufgabe abhängig. Haben die Träger der Autorität jene Ideale, in deren Dienst sie gestellt sind und als deren lebendige Inkarnation sie eingesetzt worden sind, nicht begriffen oder nicht erfüllt, so haben ihre Befehle keinen unwidersprechlichen Zwangscharakter. Zweck-

setzungen können in dem Augenblicke aufgehoben werden, in welchem sie ihre Funktionen nicht mehr zweckdienlich erfüllen. Unsere heutigen Träger der Autorität sind deshalb der öffentlichen Kontrolle unterworfen, weil sie als Funktionäre der Gesamtheit sich in ihren öffentlichen Handlungen darüber auszuweisen haben, daß das Vertrauens- und Machtzentrum, das man stellvertretend in ihre Hände gelegt hat, fortdauernd gerechtfertigt bleibt. Früher hatte die Autorität nur zu befehlen, das Individuum nur zu gehorchen. Heute aber sind die Träger der Autorität unsere eigenen Setzungen, folglich unterstehen ihre Handlungen der öffentlichen Kritik genau so, wie sie aus dem öffentlichen Vertrauen hervorgegangen sind. Wie wir nun aus der geschichtlichen Tatsache, daß man Penaten, Götzenbilder, Idole nur zertrümmerte, um immer wieder neue Götter zu schaffen, folgern müssen, daß der Gottesbegriff eine seelische Notwendigkeit der sich kulturell entfaltenden Menschennatur darstellt, genau so müssen wir aus dem Umstande, daß man alte Autoritäten stürzt, um immer wieder neue zu errichten, unabweislich den Schluß ziehen, daß Autoritäten sozialpsychische Notwendigkeiten darstellen. In meinem Aufsatze „Hindenburg und der Autoritätsbegriff" („Nord und Süd", Oktoberheft, 1916) habe ich Hindenburgs Ernennung zum Generalissimus als den Triumph des Autoritätsbegriffs bezeichnet. Im Kriegszustande ist ein solches Autoritätszentrum das sicherste Schutzmittel staatlicher und nationaler Selbstbehauptung. Mit einer Umbiegung des bekannten Ausspruches von Voltaire könnte man von einem so gearteten Träger der Autorität sagen: Wenn er nicht bestünde, so müßte man ihn erfinden. Zum Glücke brauchen wir den nicht erst zu erfinden, den wir den Unserigen nennen. Im Zeichen dieses unbedingten Vertrauens auf Hindenburg als den geschichtlichen Träger unseres Autoritätsbedürfnisses, werden wir siegen!

Gemeindebevollmächtigter Josef Humar: Bekämpfung der Hypothekennot in Bayern.

Daß die Verhältnisse im städtischen Haus- und Grundbesitze keine befriedigenden mehr sind, ist nach und nach zur allgemeinen Erkenntnis gekommen. Hauptsächlich äußert sich die Gesamtlage in einer Erschütterung des Realkredites, des wichtigsten Faktors im gesamten Immobilienbesitz.

Es haben deshalb auch die verschiedensten Anregungen stattgefunden, eine Reorganisation des Realkredites anzubahnen, die indes zumeist eine praktische Verwirklichung nicht, oder nur in geringem Umfange gewannen.

In erster Linie beteiligt sind die Organisationen der Hausbesitzer, und daß es für diese eine Art Pflicht bedeutet, hier nach Wegen auszuschauen, die zu einer Besserung führen, ist selbstverständlich. Auch der Münchener Grund- und Hausbesitzerverein hat auf diesem Gebiete und an der Hand langjähriger Erfahrungen wiederholt versucht, für seine Mitglieder und damit auch für die Allgemeinheit Hilfe zu schaffen, und hat auch speziell durch die nun seit acht Jahren bestehende Tochtergründung, die Bank für Haus- und Grundbesitz, verhältnismäßig viel leisten können. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß, wenn auch die Selbsthilfe als vornehmstes Prinzip für alle diese Aktionen anzuerkennen ist, diese Selbsthilfe materiell nicht ausschlaggebend sein kann gegenüber den hohen Werten und großen Zahlen, die hier in die Erscheinung treten.

Auch ohne die Wirkung des derzeitigen Krieges mußte deshalb versucht werden, andere Wirtschaftsfaktoren mit zu interessieren, und es ist uns in München gelungen, auf diesem Wege einen Schritt vorwärts zu kommen.

Es dürfte notwendig erscheinen, an die Spitze der hier zu führenden Betrachtungen einige allgemeine Erörterungen zu stellen und zu zeigen, von welcher Bedeutung die Frage eines gesunden Hausbesitzes für unser modernes Kulturleben ist.

Nichts kann zu diesem Zwecke besser verwendet werden, als das Studium der Entwicklung der großen Städte, wie sich solche als modernes Charakteristikum eingestellt hat.

Wie sich in kurzer Zeit Bevölkerung und ihr Raumbedarf in München entwickelten, geht daraus hervor, daß 1846 bei einer Bevölkerung von 85 555 Einwohnern 3425 Anwesen für ihre Unterkunft genügten.

Fünfzehn Jahre später, 1861, hatte sich die Zahl der Anwesen fast verdoppelt. Sie wird mit 6120 angegeben, während die Bevölkerung sich nur auf 130 222 erhöht hatte.

Wenn in diesem Zeitraum die Zahl der Anwesen rascher zunahm, als die Bevölkerung, so änderte sich das bald; denn schon 1871 finden wir in 7011 Anwesen 169 633 Bewohner, und 1905 steht die Bevölkerungszahl auf 538 000, die Anwesenzahl auf 15 108, während für die Jetztzeit in runden Zahlen mit 16 000 Anwesen und 640 000 Einwohnern gerechnet werden darf.

Wir sehen also in einem Zeitraum von siebzig Jahren auf eine Verfünffachung der Anwesen und auf eine fast acht mal gesteigerte Einwohnerzahl. In durchschnittlicher Rechnung treffen dabei in den angegebenen Jahren auf ein Anwesen 24, 20, 23, 35, zuletzt 40 Einwohner, Zahlen, die zeigen, wie verhältnismäßig gering die Zahl der Besitzer gegenüber den nichtbesitzenden, oder gewöhnlich „Mieter" genannten Bevölkerungsschichten ist.

Diese Zahlen zeigen aber auch, wie sich allgemach der Hausbesitz zu größeren Objekten herausarbeitete, deren wirtschaftliche und finanzielle Bedeutung eine zunehmende Abhängigkeit des Besitzers von seinen Mietern zum Ausdruck bringt.

Es erscheint nun aber auch notwendig, ein Betrachtung über die festgelegten Werte anzustellen. Grundlegend mögen hier die Ziffern sein, wie sie aus der Besteuerung hervorgehen, die in der Form der Grund- und Haussteuer den städtischen Immobilienbesitz erfaßt. Aus der Staatssteuerveranlagung ergibt sich, daß die versteuerte Jahresmiete für München in runden Summen für 1905 mit 90 Millionen Mark, für 1910 mit 100 Millionen Mark und von 1912 an mit $117^1/_2$ Millionen Mark anzusetzen ist.

Im allgemeinen rechnet man, wenigstens für derartige Überschläge, daß der Hausbesitz sechs Prozent brutto ertragen soll, um wirtschaftlich zu sein. Aus diesem Prozentsatze heraus würde sich ergeben, daß für 1905 im städtischen Hausbesitz Münchens Werte von $1^1/_2$ Milliarden, 1910 bereits 1,67 Milliarden, und 1912 1,95 Milliarden angelegt waren.

Aus der Zahl der Anwesen und dieser Millionenwerte ergibt sich von selbst der Schluß, daß die kleine Zahl der Besitzer diese Riesensummen nicht als ihr freies Eigentum ausweisen kann, es zeigt sich vielmehr eine neue Abhängigkeit, jene von fremdem Kapital, das sowohl notwendig ist, den Besitz zu schaffen, wie ihn dauernd zu erhalten. Rechnet man die Belastung durchschnittlich mit 75 Prozent, so mögen zurzeit in München wohl $1^1/_2$ Milliarden Mark fremdes Kapital am Immobilienmarkte festgelegt sein. Mit den Zinsen aus diesen Summen und den sonstigen Belastungen im Hausbesitz sind dauernd zu belasten die Benützer der geschaffenen Räume, das ist, wie oben nachgewiesen, die Mehrheit der Bevölkerung als Mieter.

Aus diesen Betrachtungen geht hervor, daß das Interesse am Immobilienbesitze nicht ausschließlich beim Besitzer liegt, daß vielmehr das wirtschaftlich höhere Interesse bei den breiten Massen zu suchen wäre, die ja ihrerseits wieder in der

Form der Geldgeber für Banken, Sparkassen, Versicherungsanstalten usw. gewissermaßen als stille Anteilnehmer am Haus- und Grundbesitz erscheinen.

In diesem Zusammenhange betrachtet, mutet es eigentümlich an, wenn der kleinste Kapitalist Freude darüber empfindet, daß der Zinssatz seiner Hypothekenpfandbriefe sich erhöht, während er doch als Mieter unter Umständen persönlich hierfür aufzukommen hat.

Es ist überhaupt nichts verhängnisvoller, als die ständige finanzielle Bedrückung des Hausbesitzes, wenn auf der anderen Seite gefordert wird und gewünscht werden muß, innerhalb erträglicher Schranken dem allgemeinen Bedürfnis des Wohnens gerecht zu werden, und wenn eine Steigerung der hierfür notwendigen Ausgaben vermieden werden soll. Mit anderen Worten: es ist eine wünschenswerte nationale Forderung, daß gerade auf diesem Gebiete tunlichste Stabilität herrsche, weil nur aus ihr heraus gesunde Verhältnisse für alle Beteiligten sich entwickeln können.

Aber nicht die fortgesetzte höhere Belastung allein ist die Ursache beklagenswerter Mißstände, auch die Unmöglichkeit, entsprechende erststellige Darlehen zu erhalten, äußert sich in folgenschwerer Art. Das Reichshypothekenbankgesetz, das in Ansehung der Mündelsicherheit die Belehnungsgrenze auf 50—60 Prozent des ermittelten Wertes festsetzt, wirkt nicht immer segensreich, weil es ganz sicher normalen Verhältnissen nicht entspricht, daß 40—50 Prozent eigenes Kapital mitarbeiten können. Es bleibt infolgedessen nichts anderes übrig, als zweite Hypotheken zu suchen, oder, wenn dieselben sich nicht finden, von einem Unternehmen, wie sie eine private Bautätigkeit darstellt, abzusehen. Was das in seinen Folgen heißt, hat ja am deutlichsten das Aussetzen privater Bautätigkeit im Bereiche des sogen. Kleinwohnungsbaues gezeigt. Es wurde nötig, seitens des Staates und der Gemeinde hier helfend einzugreifen. Aber all die Genossenschaftsbauten und auch die privaten Unternehmen dieser Art wären nicht entstanden, wenn nicht hohe Belehnung, von 75—90 Prozent des Aufwandes, billige Darlehen, Befreiung von allen möglichen Bauvorschriften, Steuernachlaß und sogar barer Staatszuschuß mitgeholfen hätten. Unter solchen außergewöhnlichen Maßnahmen kann sich natürlich auch eine Privatunternehmung entwickeln, wenn ihr schließlich ein jährlicher Gewinn in bescheidener Form zugebilligt wird. Trotzdem hat sich aber auch bei den meisten genossenschaftlichen Unternehmungen gezeigt, wie abhängig sie von den Verhältnissen sind, und es hat nicht der Erfahrung der Kriegszeit bedurft, um zu beweisen, daß durch das Ausbleiben der Mieter, durch häufigen Mietwechsel und durch Mietverluste das ganze Unternehmen ins Wanken kam, weil eben keinerlei Reserven zur Verfügung standen.

Im privaten Hausbesitze, bei dem im allgemeinen doch 20—25 Prozent eigener Wert als mitangelegt erachtet werden darf, bei dem schließlich das persönliche Interesse an der Erhaltung des Besitzes ganz anders entwickelt ist, ist es gleichwohl

ebenso notwendig, an Reserven zu denken. Ganz von selbst tritt ja ein, daß mit dem zunehmenden Alter eines Bauwerkes vorübergehend große Aufwendungen sich notwendig machen, sei es für Reparaturen, sei es für Modernisierungen, und diese Aufwendungen wollen bezahlt werden, während es schwer ist, neue Darlehen dafür aufzunehmen. Solange ein Besitzer über bares Vermögen oder über genügend große sonstige Einnahmen verfügt, erfolgt eben eine neue Festlegung von eigenem Kapital. War das Objekt bisher schon mit 75 Prozent seines Wertes belehnt, so bleibt es eben bis zu diesem Maße verschuldet, wenn nicht allgemeine Verhältnisse der Lage, des Wachstums der jeweiligen Stadt, oder weitausgreifende bauliche Veränderungen diese Wertverhältnisse beträchtlich verschieben.

Im allgemeinen ergibt sich eben auch hier die Notwendigkeit, Reserven zu schaffen aus den Objekten heraus, und das kann wohl nur in der Form richtig geschehen, daß durch gute Wirtschaft ein Teil des Ertrages zur allmählichen Minderung der Belastung Verwendung findet. Nur solche Reserven sind das richtige Äquivalent gegenüber einer durch die Zeit von selbst einsetzenden Wertminderung.

Die Möglichkeit hierzu ist am besten gegeben bei der Form der sogenannten Annuitätendarlehen, d. h. der auf Tilgung gestellten unkündbaren Hypotheken. Leider hat dieses System mehr und mehr Anhänger eingebüßt. Diese Abneigung beruht in der Langfristigkeit und in dem Umstande, daß hieraus ein fühlbarer Vorteil für den Besitzer nicht entsteht.

Das im Immobilienbesitz angelegte Vermögen teilt sich wohl in drei Teile: in die durch das Reichshypothekenbankgesetz begrenzte Belastung von 50—60 Prozent, in eine weitere Belastung bis zu 75 Prozent der sogenannten zweiten Hypothek, z. Zt. das schwierigste Problem auf dem Markte des Realkredites, und in das selbstangelegte Kapital von 25 Prozent des Besitzes.

Es entsteht aus diesem Zahlenverhältnis zunächst die Forderung der Erhöhung des gesetzlichen Prozentsatzes der Ersthypotheken, eine Maßnahme, die, wenn sie überhaupt Aussicht auf Erfolg haben würde, nur auf langwierigem Wege erreicht werden könnte.

Da bietet sich denn ein anderer Weg, der durch das Gesetz selbst vorgezeichnet erscheint, und das ist der der Erhöhung erststelliger Hypotheken über den Normalsatz hinaus unter Haftung öffentlich-rechtlicher Institute, in erster Linie der Gemeinden, als der Vertreter des beteiligten Interesses der Allgemeinheit.

Wir haben also einen gemeinsam gangbaren Weg gefunden, der auch heute schon ermöglicht, dem Realkredit neue Bahnen zu eröffnnen. Natürlich kann das nicht in dem Sinne erfolgen, daß nun mit einem Schlag sich eine völlige Umwandlung vollzieht, sie kann sich aber anbahnen und wird in ihrem Ausbau sicherlich erfolgreich sein können, wenn ohne Überhastung und nur dem unabweisbar auftretenden Bedürfnis entsprechend vorgegangen wird.

Aber auch hier kann nicht verlangt werden, daß ohne weiteres seitens der Gemeinden derartige Verpflichtungen zugunsten einer Bevölkerungsschicht trotz der wohltätigen Wirkung für die Gesamtheit übernommen werden. Das hiermit verbundene Risiko muß in irgend einer Form beseitigt oder soweit gemindert werden, daß es erträglich erscheint, und in diesem Sinne zu wirken, ist die Aufgabe der direkt Beteiligten, das sind die Hypothekenschuldner und ihre Organisation.

Kurz zusammengefaßt wäre nach den bisherigen Verhandlungen für München als Leitsatz folgendes festzustellen:

Die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank, die Bayerische Handelsbank, die Bayerische Vereinsbank, die Süddeutsche Bodenkreditbank und die Pfälzische Hypothekenbank haben sich auf Grund einer Vereinbarung mit dem Münchener Grund- und Hausbesitzer-Verein bereit erklärt, vorerst drei Millionen Mark zur Verfügung zu stellen, um nachstellige Hypotheken auf folgender Grundlage zu gewähren:

1. Die Stadtgemeinde München übernimmt für denjenigen Hypothekenbetrag, der über das hypothekenbankmäßige Darlehen hinausgeht, die Haftung bis zu 75 Prozent des Wertes.

2. Gegenüber der Gemeinde übernimmt der Münchener Grund- und Hausbesitzer-Verein seinerseits die Rückhaftung (Ausbietungsgarantie) und hinterlegt bei Inkrafttreten der Einrichtung eine Garantiesumme von 100 000 Mark.

Außerdem zahlt der Schuldner an die Hypothekenbank jährlich $^1/_4$ Prozent der auf diese Weise gewährten Hypothek von 75 Prozent des Wertes, behufs Ansammlung eines Sicherheitsfonds, welcher bei der Stadtverwaltung hinterlegt wird. Hierbei werden die aus diesen drei Millionen gewährten Hypotheken zu einer eigenen Gruppe zusammengefaßt. Der zu stellende Sicherheitsfonds gilt für diese Gruppe. Übernimmt die Stadt weitere Haftungen, so werden später weitere Gruppen gebildet.

3. Der Grund- und Hausbesitzerverein München verpflichtet sich, kostenlos die belehnten Anwesen so zu überwachen, daß die Mieteinnahmen nur zu den Lasten des Hauses Verwendung finden. Zu diesem Zwecke sind die Mieteinnahmen bei der Bank für Haus- und Grundbesitz in München auf Scheck-Konto des betreffenden Hausbesitzers einzubezahlen.

Dieses Verfahren hat sich seit Jahren in München bei den vom Hausbesitzerverein bis jetzt gegebenen 2. Hypotheken ($2^1/_2$ Millionen Mark) bewährt.

Der Hausbesitzerverein München verpflichtet sich ferner, Anwesen, die notleidend werden, rechtzeitig in eigene Verwaltung zu nehmen.

4. Die zweite Hypothek braucht nicht grundsätzlich von derselben Bank gegeben werden, wie die erste.

5. Für die zweite Hypothek wird derselbe Zins und keine höhere Entschädi-

gung für Geldbeschaffungskosten erhoben, wie sie die beteiligten Banken z. Zt. der Bewilligung für neue erststellige Hypothekendarlehen fordern.

Da bei den süddeutschen Banken der Pfandbriefumlauf in stärkerem Maße als bei den norddeutschen Pfandbriefe zu 3 1/2 bis 4 Prozent umfaßt, ist der hiernach anzuwendende Zinssatz in der Regel nicht höher als 4 1/2 Prozent.

6. Die zweite Hypothek wird nur als Tilgungshypothek ausgegeben. Die Tilgung auch der ersten Hypothek muß als Regel vorausgesetzt werden. Die Tilgung muß bei der nachstelligen Hypothek rascher vor sich gehen als bei der ersten. Der Tilgungssatz soll in der Regel mindestens 1 1/2 Prozent für die zweite und 1 1/4 Prozent für die erste Hypothek betragen.

7. Ist die erste Hypothek nicht Tilgungshypothek, so kann gleichwohl, falls die sonstigen Voraussetzungen erfüllt sind, eine zweite Hypothek gegeben werden, doch ist auch in diesem Falle für die erste Hypothek 1/4 Prozent jährlich an die Münchener Stadtverwaltung zur Ansammlung eines Tilgungsfonds solange zu zahlen, bis die erste Hypothek in eine Tilgungshypothek umgewandelt ist.

8. Wenn die zweite Hypothek notleidend wird und das Haus deshalb zur Zwangsversteigerung kommt, so darf die Bank, welche auch die erste Hypothek gegeben hat, diese nicht ohne weiteres wegen der erfolgten Versteigerung zurückfordern, sondern muß sie auf die Dauer des laufenden Darlehensvertrages zu den alten Bedingungen jedenfalls dann liegen lassen, wenn die Stadtgemeinde persönlich haftende Ansteigerin wird oder die selbstschuldnerische Bürgschaft dafür übernimmt.

9. Bei Gewährung der nachstelligen Hypothek wird jeder Fall für sich geprüft und behandelt. Auf Grund der getroffenen Vereinbarung sollen bei bereits beliehenen Grundstücken zweite Hypotheken zunächst in den Fällen gegeben werden, in denen der Krieg die Fälligkeit der vorhandenen zweiten Hypothek herbeigeführt hat und zugleich der Gläubiger nachweislich die Rückzahlung des Hypothekenbetrages oder einen Teilbetrag braucht, oder keine zweite Hypothek vorhanden ist und der Besitzer nachweislich durch den Krieg derart geschädigt wurde, daß er die Zinsen, Steuern und Umlagen nicht aufzubringen vermag.

10. Steht einer Vertragsbank, welche eine zweite Hypothek aus dem Fonds der drei Millionen gewährt hat, auch die erste Hypothek auf dem Objekte zu, so wird die Bank, solange sie Inhaberin der zweiten Hypothek ist, und keine sicherheitlichen Bedenken im Wege stehen, auf Wunsch die erste Hypothek, falls diese ein Zinsdarlehen ist, zu 4 1/2 Prozent Zins und höchstens 1 Prozent Provision auf je 10 Jahre verlängern oder auch in ein Annuitätendarlehen zu 4 1/2 Prozent Zins und 1/2 Prozent Tilgung gegen eine Provision von höchstens 2 Prozent umwandeln, welch letztere auch den Ersatz der Talonsteuer für die ganze Tilgungsperiode darstellt; hierbei kommen die Banken im allgemeinen weiters in dem Sinne entgegen,

daß diese 1 oder 2 Prozent innerhalb 1 oder 2 Jahren in zu vereinbarenden Raten bezahlt werden können.

11. Bei Zusammenrechnung der ersten und zweiten Hypothek sind für das gesamte Kapital nach dem Vorhergesagten durchschnittlich höchstens zu zahlen: $4^1/_2$ Prozent Zinsen und $^1/_2$ Prozent Tilgung jährlich und $^1/_4$ Prozent jährlich als Beitrag zu dem in Ziffer 2 erwähnten Sicherheitsfonds, im ganzen also $5^1/_4$ Prozent. Wenn Annuitätenkapitalien zu 4 Prozent und $^1/_2$ Prozent Tilgung bestehen, so bleiben dieselben zu dem alten Zinssatz.

12. Wo die Vertragsbank mit einem Tilgungssatz der ersten Hypothek unter $^1/_2$ Prozent einverstanden ist, wird in der Regel Veranlassung bestehen, mit dem Schuldner und der Vertragsbank eine Erhöhung dieses Tilgungssatzes auf 1 Prozent, eintretend mit der vollendeten Tilgung der zweiten Hypothek, zu vereinbaren.

13. Nach völliger Tilgung jeder Gruppe der gewährten Hypothek (Ziffer 2) wird von dem verbliebenen Bestande des für die Gruppe angesammelten Sicherheitsfonds die Hälfte des Betrages an die Stadtverwaltung und die andere Hälfte an den Münchener Grund- und Hausbesitzerverein, in beiden Fällen zur Förderung des Realkredits, überwiesen.

14. Mit den vorerst überwiesenen drei Millionen Mark wird lediglich beabsichtigt, aus dem Kriege unmittelbar hervorgegangene Schwierigkeiten abzuschwächen. Sind die drei Millionen erschöpft und werden weitere Mittel gebraucht, so werden entweder neue Barbeträge unter zu vereinbarenden Bedingungen bereitgestellt, oder den Gemeinden in dem erforderlichen Betrage Kommunaldarlehen behufs Gewährung nachstelliger Hypotheken unter näher zu vereinbarenden Bedingungen gegeben werden, in welchem Falle der etwaige Mindererlös vom Schuldner übernommen werden müßte, gegebenenfalls in Form eines Zusatzdarlehens, das besonders verzinst und getilgt wird.

15. Auch Neubauten können beliehen werden, wenn sich bei der vorzunehmenden Prüfung der Erbauer als solide und zuverlässig erweist.

* * *

Um den Wert und die Durchführung dieses Systems genauer zu zeigen, sind folgende Ausführungen dazu notwendig:

Ein Anwesen habe einen Wert von 100 000 Mark; dasselbe ist an erster Stelle belehnt mit 55 000 Mark und unter den vorher genannten Bedingungen an zweiter Stelle mit 20 000 Mark, beides zu 4 Prozent Zins und $^1/_2$ Prozent Annuität.

Die Tilgung (Annuität) kann auf verschiedene Arten erfolgen. Wird z. B. $^1/_2$ Prozent von der ganzen Hypothek, 55 000 Mark + 20 000 Mark, getilgt und der ganze Tilgungsbetrag à conto der zweiten Hypothek verrechnet, so erlischt

die zweite Post mit 20 000 Mark in 30 Jahren; bei einem Kapital von $4^1/_2$ Prozent und $^1/_2$ Prozent Tilgung in 28 Jahren. Man kann aber auch die erste Hypothek mit 55 000 Mark zu $^1/_4$ Prozent, die zweite mit 20 000 Mark zu $1^1/_2$ Prozent tilgen. Diese Art erreicht, im Durchschnitt gerechnet, ebenfalls $^1/_2$ Prozent Tilgung der ganzen Hypothek, nur wird gleichzeitig an der ersten und zweiten Hypothek abgetragen. In diesem Falle ist die zweite Hypothek mit 20 000 Mark in 34 Jahren getilgt.

In der Belastung des Hausbesitzers ist kein großer Unterschied, wie folgende Berechnungen zeigen:

1.	Mk. 75000.— (Mk. 55000.— + Mk. 20000.—) zu $4+{}^1/_2$%	= Mk.	3 375.—
	„ 75000.— zu $^1/_4$% — (Sicherheitsfonds)	= „	187.50
		Mk.	3 562.50
2.	Mk. 55000.— zu $4 + {}^1/_4$%	= Mk.	2 337.50
	„ 20000.— zu $4 + 1^1/_2$%	= „	1 100.—
	„ 75000.— zu $^1/_4$% (Sicherheitsfonds)	= „	187.50
		Mk.	3 625.—

Bei beiden Arten soll nach Tilgung der zweiten Hypothek von 20 000 Mark die erste Hypothek mit 1 Prozent getilgt werden, alle anderen Lasten fallen dann weg, so daß der Hausbesitzer nach Ablauf von 30 bezw. 34 Jahren zu zahlen hat:

1. Mk. 55000.— zu 4 + 1% . . . . = Mk. 2 750.—
   die gänzliche Tilgung dieser Mk. 55000.— erfolgt in 41 Jahren.
2. Mk. 55000.— zu 4 + 1% . . . . = Mk. 2 750.—
   die gänzliche Tilgung dieser Mk. 55000.— erfolgt in 28 Jahren, da schon vorher durch 34 Jahre je $^1/_4$% getilgt wurde.

Der Hausbesitzer kann demnach durch diese Art der Hypothekenregelung noch persönlich in den Genuß seiner Leistungen treten, da er keine Kündigung oder Zinssteigerung seines Kapitals zu befürchten braucht und in verhältnismäßig kurzer Zeit die zweite Hypothek gelöscht werden kann. Dadurch fällt ein großer Teil der Lasten fort, und es kann daher mit Recht behauptet werden, daß die auf diese Weise erzielten Ersparnisse durch Zahlung der Annuität dem Hausbesitzer selbst wieder zugute kommen.

Auch die Haftung der Stadtgemeinde und des Hausbesitzervereins erlischt nach 28 bezw. 30 oder 34 Jahren, je nachdem eines der hier angeführten Beispiele zur Anwendung kommt, vollständig; aber auch in der Zwischenzeit bildet die Übernahme der Haftung keinerlei Gefahr, denn in jedem Jahre verbessern sich die Grundlagen; auf der einen Seite wird durch Annuitätenzahlung die Schuld geringer, auf der anderen Seite wächst der Sicherheitsfonds, so daß schon nach 15 Jahren über die Hälfte der verbürgten Annuität gesichert ist. Folgende Tabelle möge eine Übersicht geben:

Berechnungen für ein Annuitätenkapital von 75 000 Mk. Die Verzinsung beträgt 4 Prozent, die Annuität $4^1/_2$ Prozent; außerdem wird ein Sicherheitszuschlag von $^1/_4$ Prozent erhoben, welcher einem Sicherheitsfond zufließt.

	Von der $4^1/_2$ %igen Annuität treffen auf Tilgung	Tilgung bis zum Ende des Jahres	Höhe des Sicherheitsfonds	Summe aus Darlehenstilgung und Höhe des Sicherheitsfonds
	ℳ	ℳ	ℳ	ℳ
1. Jahr	375.00	375.00	187.50	562.50
2. "	390.00	765.00	382.50	1 147.50
3. "	405.60	1 170.60	585.30	1 755.90
4. "	421.82	1 592.42	796.21	2 388.63
5. "	438.70	2 031.12	1 015.56	3 046.68
6. "	456.25	2 487.37	1 243.68	3 731.05
7. "	474.49	2 961.86	1 480.93	4 442.79
8. "	493.47	3 455.33	1 727.66	5 182.99
9. "	513.22	3 968.55	1 984.27	5 952.82
10. "	533.74	4 502.29	2 251.15	6 753.44
11. "	555.09	5 057.38	2 528.69	7 586.07
12. "	577.90	5 634.68	2 817.34	8 452.02
13. "	600.39	6 235.07	3 117.53	9 352.60
14. "	624.40	6 859.47	3 429.73	10 289.20
15. "	649.38	7 508.85	3 754.42	11 263.27
16. "	675.35	8 184.20	4 092.10	12 276.30
17. "	702.37	8 886.57	4 443.28	13 329.85
18. "	730.46	9 617.03	4 808.51	14 425.54
19. "	759.68	10 376.71	5 188.35	15 565.06
20. "	790.07	11 166.78	5 583.39	16 750.17
21. "	821.67	11 988.45	5 994.22	17 982.67
22. "	854.54	12 842.99	6 421.49	19 264.48
23. "	888.72	13 731.71	6 865.85	20 597.56
24. "	934.27	14 655.98	7 327.99	21 982.97
25. "	961.24	15 617.22	7 808.61	23 425.83
26. "	999.69	16 616.91	8 308.45	24 925.36
27. "	1 039.68	17 656.59	8 828.29	26 484.88
28. "	1 081.26	18 737.85	9 368.92	28 106.77
29. "	1 124.51	19 862.36	9 931.18	29 793.54
30. "	1 169.49	21 031.85	10 515.92	31 547.77

Diese Berechnung ist zunächst aufgestellt und hat Gültigkeit für ein Anwesen, das in der genannten Weise mit einer zweiten Hypothek zu belehnen ist. Es sollen aber gleichzeitig auf eine größere Anzahl von Anwesen zweite Hypotheken gegeben werden, für deren jede die Stadtgemeinde die Haftung übernehmen soll.

Hierbei erhöht sich die Summe der Kapitalien, für welche die Stadtgemeinde haftet, in gleichem Maße, aber das wirkliche Risiko der Stadtgemeinde vermindert sich. Für jedes belehnte Anwesen wird ein Sicherheitszuschlag von 1/4 Prozent erhoben, und die Summe aller Sicherheitsfonds bürgt der Stadtgemeinde für jedes einzelne Anwesen, das notleidend wird. Die Bürgschaft wird keineswegs für alle garantierten Hypothekendarlehen in Anspruch genommen werden, sondern nur für einen kleinen Teil derselben; nur für einen Bruchteil der belehnten Anwesen besteht die Gefahr der Subhastation; denn die Anwesenbesitzer haben selbst ein großes Interesse daran, den Besitz ihrer Anwesen zu erhalten.

Es sei angenommen, daß etwa 5 Prozent der mit zweiten Hypotheken belehnten Anwesen zwangsweise versteigert werden. Wenn hundert Anwesen gleichzeitig mit zweiten Hypotheken zu je 20 000 Mark in der oben dargelegten Weise belehnt werden, so haftet die Stadtgemeinde für ein Kapital von insgesamt 2 Millionen Mark. Wenn hiervon 5 Anwesen zur Versteigerung kommen, so ist ein garantierter Betrag von 100 000 Mark gefährdet. Es liegen aber für alle hundert Anwesen zusammen schon nach 5 Jahren 100 mal 1015,56 Mark = 101 556,— Mark im Sicherheitsfonds, außerdem sind nach 5 Jahren für die 5 subhastierten Anwesen schon 5 mal 2031,12 Mark = 10 155,—Mark getilgt, so daß sich die gefährdete Summe auf 89 845,— Mark erniedrigt. Bei dem angenommenen Zahlenverhältnis würde also schon nach 5 Jahren für die Stadtgemeinde aus ihrer Haftung kein Risiko mehr bestehen. Der Sicherheitsfonds wächst aber weiter an und bildet von Jahr zu Jahr für mehr garantierte zweite Hypotheken die Deckung.

Der Grund- und Hausbesitzerverein München bietet der haftenden Stadtgemeinde noch weitere Sicherheit. Zunächst ist derselbe bereit, außer der Errichtung eines Sicherheitsfonds sogleich bei Übernahme der Bürgschaft seitens der Stadtgemeinde einen Garantiefonds von 100 000 Mark zu hinterlegen. Ferner übernimmt der Verein die Kontrolle darüber, daß die Mieteingänge aus den belehnten Anwesen auch wirklich zur Bestreitung der Lasten verwendet werden. Der Verein würde sofort eingreifen, wenn er eine Verletzung dieses Grundsatzes wahrnehmen würde. Der Verein wird des weiteren ein Anwesen in Verwaltung nehmen, wenn eine Gefahr für dasselbe droht. Der Verein würde den Besitzer nicht fortwirtschaften lassen.

Die Stadtgemeinde übernimmt daher nur die Haftung gegenüber der Hypothekenbank als öffentlich-rechtliche Korporation. Die Rückdeckung, also die eigentliche Haftung gegenüber der Stadtgemeinde übernimmt der Hausbesitzerverein, die Stadtgemeinde darf kein Risiko haben und kann sich nicht um die einzelnen Anwesen kümmern, das ist Sache des Hausbesitzervereins, also der Organisation. Ebenso stellen alle Hypothekenschuldner zusammen die Garantiesumme zur gemeinsamen Haftung. Der Hausbesitzerverein übernimmt kostenlos bis auf die evtl. Verwaltung der Häuser die gesamte Durchführung, dafür steht ihm dann ein Teil

der freiwerdenden Sicherheitsfonds für weitere Haftungen oder wirtschaftliche Einrichtungen zur Verfügung.

Wie verhalten sich nun die gesamten Leistungen des Anwesensbesitzers, wenn er einerseits unter den obigen Bedingungen ein Darlehen aufnimmt, andererseits auf diese Bedingungen nicht eingeht, sondern zu den gegenwärtigen und jeweiligen Geldverhältnissen sich ein Hypothekenkapital verschafft?

Bei den obigen Darlehnsbedingungen hat der Schuldner für ein Gesamt-Hypothekkapital von 75 000 Mark, wenn der Zinsfuß 4 Prozent + 1/2 Prozent ist, in den ersten dreißig Jahren, während welcher die zweite Hypothek von 20 000 Mark weggefertigt wird, alljährlich zu entrichten 3375,— Mark + 187,50 Mark, also 30 mal 3562,50 Mark = 106 875,— Mark. Im Gegensatz sei angenommen, daß die erste Hypothek zu 55 000 Mark kein Annuitätenkapital, sondern eine Zinshypothek sei. Die erste Hypothek ist mit 4 1/2 Prozent, die zweite Hypothek von 20 000 Mark mit 6 Prozent zu verzinsen; außerdem muß das Darlehen zu 55 000 Mark alle 10 Jahre erneuert werden. Hierbei läuft der Anwesensbesitzer Gefahr, daß der Zinsfuß auf 4 3/4 Prozent oder noch mehr erhöht wird, oder daß er einen Teil der Hypothek heimbezahlen muß, weil der Anwesenswert infolge Unterlassung von zeitgemäßen Neuerungen oder aus sonstigen Gründen ein geringerer geworden ist. Die zweite Hypothek ist angenommen alle 5 Jahre gesondert zu beschaffen.

Bei diesen Darlehensverhältnissen zahlt der Hausbesitzer:

1.	Mk. 55 000.— zu 4 1/2 % in 30 Jahren . . . . =	Mk.	74 250.—
2.	„ 20 000.— zu 6 % in 30 Jahren . . . . =	„	36 000.—
	Umwandlung der Mk. 55 000.— 3mal in 30 Jahren mindestens je 2 %, also 6 % aus Mk. 55.000.— . . . =	„	3 300.—
3.	Unter normalen Verhältnissen ist die zweite Hypothek alle 5 Jahre fällig, der Durchschnittsverlust beträgt 10 %, demnach in 30 Jahren 60 % aus Mk. 20 000.— . . . =	„	12 000.—
		Mk.	125 550.—
	dagegen nach den Bedingungen des Hausbesitzer-Vereins	„	106 875.—
	somit Mehrleistung	Mk.	18 675.—
4.	Außerdem ist bei einer Hypothek nach dem System des Hausbesitzervereins die zweite Post mit Mk. 20 000.— nach diesen 30 Jahren gelöscht, im andern Falle besteht sie aber noch voll zu Recht, somit weitere Differenz	„	20 000.—
	der Hausbesitzer hat somit innerhalb dieser 30 Jahre einen Schaden von	Mk.	38 675.—

Hierbei hat der Anwesensbesitzer die weiteren Nachteile, daß er nach 30 Jahren jedes der zwei Kapitalien in dem vollen Umfange schuldet, daß er alle 10 bezw. 5 Jahre die Schuld erneuern muß, daß beide Hypotheken gleichzeitig fällig werden können, und daß er vielleicht bei Fälligkeit einer Hypothek einen Teil

derselben heimbezahlen muß. Dagegen hat der Hausbesitzer bei Darlehensaufnahme nach den hier vorgeschlagenen Bedingungen ein ruhiges Kapital, das ihm nicht gekündigt und nicht gesteigert werden kann.

Wohl kann zum Schluß die Frage aufgeworfen werden, was sind drei Millionen Mark für München, besonders in der jetzigen schweren Zeit des Weltkrieges? Gerade in der jetzigen Zeit sind drei Millionen Mark bares Geld mehr, als vielleicht in guten Zeiten 10 oder 20 Millionen Mark. Was nützen dem Hausbesitzer alle Beratungen über Gründungen von Reich, Staat und Gemeinde zu seinen Gunsten, wenn noch Jahre vergehen, bis irgendeine derartige Gründung in Kraft treten kann; gewiß, man kann ja an allen diesen Fragen weiter arbeiten, was wir aber heute brauchen, ist bares Geld, sofort bares Geld, um die notwendigsten Sorgen abwenden zu können.

Wir denken in München gar nicht daran, durch derartige Maßnahmen alle zweiten Hypotheken umzuwandeln, das wäre unmöglich und volkswirtschaftlich unpraktisch, das Privat-Kapital muß nach wie vor am Hypothekenmarkte in erster Linie beteiligt bleiben; hierfür eine gesunde und dauernde Organisation zu schaffen, wird eine weitere Aufgabe sein, an der zurzeit gearbeitet wird; der größte Teil der zweiten Hypotheken kann heute wohl als ruhende Anlage verzeichnet werden; er ist zunächst geschützt durch die bekannten Bundesratsbestimmungen, aber nach Beendigung des Krieges wird hier eingegriffen werden müssen. Jetzt ist der Teil zu behandeln, wo Gefahr besteht, auch hier muß man gerecht beurteilen und bedenken, daß auch ein Hypothekengläubiger in eine Zwangslage kommen kann und dadurch veranlaßt wird, sein Kapital zu kündigen und zu verwerten zur eigenen Rettung.

Hier kommen zwei Existenzen in Frage: der Hypothekenschuldner, der das Kapital schaffen soll, und der Gläubiger, der sein Geld haben muß. In solchen Fällen muß geholfen werden, da nützen alle noch so gut gemeinten Bundesratsverordnungen nichts.

Es ist auch nicht immer notwendig, daß die ganze bestehende Hypothek zur Auszahlung gelangt, sondern nur der Bruchteil, der unbedingt für den Gläubiger sich als notwendig erweist, und so kann wohl mit drei Millionen Mark mehr an Hilfe und Sicherheit für den Realkredit erreicht werden, als man vielleicht zuerst annimmt.

Ist in München diese Form der Belehnung durch Zustimmung des Stadtmagistrats eingeführt, so wird sofort ein großes Unternehmen für ganz Bayern ins Leben gerufen, um auch den Hausbesitzern in allen anderen bayerischen Städten Hilfe zu bringen.

Die Hausbesitzer Bayerns haben zu diesem Zwecke bereits einen Fonds von 100 000 Mark bei der Bank für Haus- und Grundbesitz in München hinterlegt, die bayerischen Hypothekenbanken

sind nicht abgeneigt, auch hier Mittel zur Verfügung zu stellen; der Vertrag der Stadt München mit den Banken und dem Hausbesitzerverein kann dann den anderen Städten als Grundlage dienen; die staatlichen Aufsichtsbehörden haben auch bereits ihre Bereitwilligkeit zu erkennen gegeben, und so hoffen wir, daß es uns gelingen wird, die Hausbesitzer in Bayern in den schweren Zeiten des Krieges zu stützen, in erster Linie durch Selbsthilfe unserer Organisation und durch Unterstützung der Gemeinden und Banken, denn eine Wirtschaftsgruppe von der Bedeutung der deutschen Hausbesitzer kann nur einen Anspruch auf Unterstützung des Staates und der Gemeinde erheben, wenn sie selbst sich stark genug zeigt, die mit ihr verbundenen wirtschaftlichen Probleme zu lösen.

Professor Adolf Weber, Breslau: Unser Wirtschaftsleben als Gegenstand des Universitätsunterrichts.

Schon vor dem Kriege waren alle Sachkundigen einig darin, daß ein vermehrtes und vertieftes Verstehen unseres Wirtschaftslebens und seiner Zusammenhänge für die leitenden Justiz- und Verwaltungsbeamten, aber auch für die volkswirtschaftlichen Beamten dringend erwünscht sei. Diese Erkenntnis ist durch die Erfahrungen des Krieges so gestärkt worden, daß sie zu einer der wichtigsten Tagesforderungen geworden ist.

Es ist anzuerkennen, daß gewisse Fachhochschulen, die Handelshochschulen, die Verwaltungshochschulen, auch einzelne von den Hochschulen losgelösten längeren oder kürzeren Unterrichtskurse innerhalb eines engen Raumes Ersprießliches für die wirtschaftliche Ausbildung und Fortbildung geleistet haben, aber nur ausnahmsweise konnten sie die Kreise beeinflussen, auf die es ganz vorzugsweise ankommt: die Universitätsstudenten, die Referendare und Assessoren. Für diese müssen im engen Anschluß an die Universitätseinrichtungen geeignete Vorlesungen und Übungen neu geschaffen werden. Der Universitätsunterricht darf sich zur Einführung in das Wirtschaftsleben, in das Verwaltungsrecht, in das Arbeitsrecht nicht mehr mit den wenigen Vorlesungen begnügen, die seit mehreren Menschenaltern gang und gäbe sind. An die Errichtung von neuen Lehrstühlen konnte man nun aber schon vor dem Kriege in der Regel kaum denken, weil weder die erforderlichen Mittel, noch die geeigneten Persönlichkeiten dafür vorhanden waren. Alles drängt daher darauf hin, daß man die Verbindung zwischen Theorie und Praxis in der Weise sucht, daß hervorragende Praktiker neben-

amtlich für das Gebiet ihrer praktischen Betätigung als Dozenten mit herangezogen werden.

In eigenartiger Weise will das vom nächsten Semester ab die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät der Universität Breslau unter Mitwirkung der Technischen Hochschule und des Landwirtschaftlichen Instituts organisieren. Es werden besondere Lehrgänge eingerichtet für eine ganze Reihe von Fachgebieten, im nächsten Semester bereits für Wirtschaft und Verwaltung der Kommunen, für soziale Versicherung und soziale Fürsorge, für Bankwirtschaft und für ländliche Verwaltung. Ähnliche Lehrgänge für Industrie- und Bergwirtschaft, für privates Versicherungswesen, für Verkehrswirtschaft, für Zeitungswesen, sowie zum Studium der Verhältnisse Rußlands und Polens, Österreichs und Ungarns sind für die Zukunft ins Auge gefaßt. Jeder Lehrgang besteht aus zwei Semesterkursen. Im Mittelpunkte stehen die eigentlichen Spezialvorlesungen, um die sich dann zahlreiche Vorlesungen und Übungen aus dem reichhaltigen Unterrichtsplan der Breslauer Hochschulen teils als „grundlegende", teils als „ergänzende" Vorlesungen gruppieren. Etwa vierzig hervorragende Praktiker werden zunächst Lehraufträge erhalten; von diesen sind manche durch ihre Wirksamkeit in weiteren Kreisen Deutschlands bekannt geworden; wir nennen den Bankherrn Dr. Kurt von Eichborn, den Direktor der Darmstädter Bank in Berlin Dr. jur. et phil. Fischer, Stadtverordnetenvorsteher Justizrat Dr. Heilberg, Generaldirektor Dr. Hölscher, Oberregierungsrat Koeppel, Direktor des Statistischen Amts der Stadt Breslau Professor Dr. Neefe, Wirklichen Geheimen Oberbergrat Berghauptmann Dr. Schmeißer, den Vorsitzenden des Bundes für Heimatpflege Professor Sohnrey, Oberlandesgerichtspräsident Exzellenz Dr. Vierhaus.

Um die Beziehungen zwischen den neuen Unterrichtseinrichtungen und dem Wirtschafts-, Rechts- und Verwaltungsleben aufrecht zu erhalten, ist ein „Beirat" gebildet worden, dem 27 führende Männer der Justiz-, der staatlichen und kommunalen Verwaltungspraxis, sowie der Wirtschaftspraxis neben Vertretern der Technischen Hochschule und der Universität angehören. Die ordentlichen Mitglieder der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät bilden den „Verwaltungsausschuß der Fachhochschulkurse".

Ziel des Unterrichts soll sein: möglichst klares Erfassen der wirtschaftlichen und rechtlichen Zusammenhänge; einem oberflächlichen Dilettantismus soll kein Vorschub geleistet werden.

Wie es an den deutschen Universitäten von jeher gute Sitte war, sollen auch die neuen Einrichtungen an der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität nicht nur dem Unterricht, sondern auch der Forschung dienen. Im Anschluß an die bestehenden juristischen und wirtschaftswissenschaftlichen Seminare ist deshalb die Schaffung eines „Instituts für Wirtschaft, Recht und Verwaltung" geplant,

dem u. a. auch ein Archiv eingegliedert wird. Die Einrichtung dieses Archivs, das sich die Sammlung von Urmaterial aus dem Gebiete der Wirtschafts- und der Verwaltungspraxis sowie von Zeitungsausschnitten zur Aufgabe stellt, ist bereits in Angriff genommen; vorläufig sind vier Abteilungen vorgesehen, je eine für Volkswirtschaft und Handelstechnik, für kommunale und soziale Verwaltung, für Kriegswirtschaft und für Lehr- und Anschauungsmaterial.

Die nicht unerheblichen Mittel für die neuen Einrichtungen konnten trotz des Krieges ohne Inanspruchnahme der Staatshilfe lediglich in der Provinz zusammengebracht werden, u. a. beteiligten sich die Stadt Breslau und die Provinzialverwaltung.

Im Auftrage der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät hat Professor Dr. Adolf Weber im Verlage von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen in diesen Tagen eine Schrift veröffentlicht, die unter dem Titel: „Unser Wirtschaftsleben als Gegenstand des Universitäts-Unterrichts" die neuen Einrichtungen eingehend beschreibt und begründet. Im Schlußwort dieser Schrift heißt es: „Theoretiker und Praktiker, Juristen, Techniker und Ökonomen, Staatsbeamten und Angehörige des freien Erwerbslebens, Männer konservativer und liberaler Weltanschauung vereinigen sich in dem Bemühen, der Wahrheit, zugleich aber auch dadurch dem wirtschaftlichen und sozialen Fortschritt zu dienen, daß sie so unbefangen wie möglich die Hörer lehren, die sozialen und wirtschaftlichen Geschehnisse zu sehen, wie sie wirklich sind. Wenn wir uns einmal über das Sein und seinen inneren Zusammenhang besser im klaren sind, als das jetzt gemeinhin der Fall ist, dann wird auch der Kampf um das Sollsein wieder mehr eine auf Wissenschaft gestützte Politik werden, die sich da nicht mit billigen Schlagworten begnügt, wo ernste, in gesundem Wirklichkeitssinne wurzelnde Gedankenarbeit wichtigste und dringlichste soziale Forderung unserer Zeit sein muß."

E. Hampe:
Deutscher Frühling.

Gedanken aus dem Felde.

Geleit:

In kürzester Form habe ich versucht, die mannigfachen inneren Erkenntnisse zusammenzufassen, die der große Lehrmeister Krieg in vielen schweren Stunden mir und manchem Kameraden schenkte. Mich führte dabei der Wunsch, diese von den Firnen des Krieges geschauten Wahrheiten festzuhalten, wenn dereinst im Frieden der Nebel des Alltags den freien Blick wieder verschleiert. Möchten dann diese lichten Blicke mithelfen, gleich Sonnenstrahlen, in den suchenden Herzen den knospenden Frühling des deutschen Wesens zu wecken, zum Heil und Segen unseres geliebten Vaterlandes!

Gipfel und Abgrund.

Je höher der Gipfel, um so tiefer ist auch der Abgrund, und je erhabener der Fels, um so steiler ist auch seine Wand, die in die Tiefe führt. Und so wächst in gleichem Maße mit der Höhe des Aufstieges die Gefahr des Absturzes. Der Ausgleich ist das oberste Gesetz der Natur, aus dem diese ihre Ewigkeit schöpft.

Die gleichen Gesetze der Natur gelten auch für das Leben des Menschen und der Völker, im Kleinen wie im Großen. Die äußeren sichtbaren Gesetze der Natur sind ja nur Gleichnis für ihr unsichtbares Walten.

Deshalb: Das Volk, das im Begriff steht, einen Gipfelpunkt seiner Bahn zu erreichen, sei sich bewußt, daß der Gipfel oft nur der letzte Punkt des Aufstieges ist. Wie den Wanderer nach hartem Klimmen am Ziel auf ragender Spitze plötzlich der Schwindel überfällt, so hüte dich, deutsches Volk, daß dich nicht auch auf deiner hohen Bahn der Schwindel packt. Nüchtern und klar behalte den Kopf, scharf und wach deine Augen, sei wahr! Dann wirst du erkennen, daß noch höhere Ziele deiner harren. Die Völker, die sich in der Mittagshöhe ihrer glänzenden Bahn wähnten, standen bereits im Sonnenuntergang.

Schwindel, Wahn, Eitelkeit sind die natürlichen Gefahren der Höhe. Es ist schon Täuschung, wenn wir wähnen, nicht davon befallen zu werden. Wer im täglichen Kampfe auf Leben und Tod hüllenlos die Wahrheit sah, muß bekennen: Nicht jeder Deutsche war ein Held in diesem Krieg, nicht jeder Deutsche tat restlos seine Pflicht, nicht fehlerlos war unser Handeln!

Seid still daheim mit eurem rauschenden Beifall und übertriebener Lobpreisung! Laßt sie denen gelten, die ihr Herzblut für ihre Pflicht dahingegeben

haben. Uns aber tut sie weh, denn wir sehen, wie unterschiedlos ihr dem Schein wie der Wahrheit zujubelt. Ihr lebt noch im blinden Wahn und falschen Vorstellungen, ihr lerntet noch nicht, unterscheiden und erkennen.

Wer aber ohne Prüfung und Unterscheidung nur nach dem äußeren Scheine lobt, preist mehr das Unverdiente, als das wirkliche Verdienst. Denn es liegt in der Natur des wahren Verdienstes, daß es bescheiden und sich selbst genug ist, in der des Unverdienten, daß es nach äußerem Schein und Zeichen hascht. So ziehet ihr selbst durch falsche Behandlung die giftige Pflanze des falschen Scheines und Wahnes hoch und übertraget die Krankheit von euch in das Mark des Volkes, das Heer. Herrscht dort erst einmal Scheinheldentum, so wird an dem Tage, da wieder in blutigem Krieg die Maskeraden fallen, unser Volk am Untergang stehen.

Wer wahr sein will, wird kargen müssen mit dem Lob. Denn ist der schon ein Held, der seine Pflicht tut? Sollte das nicht vielmehr selbstverständlich sein? Viele derer, denen als Helden Hymnen gesungen werden, taten nur ihre Pflicht — und hatten Glück! Wie undankbar ist deren Lobpreisung gegenüber Tausenden von denen, die auch ihre Pflicht taten, ohne auf Glück dabei jemals rechnen zu können.

Lassen wir darum das Lobpreisen, denn es führt zu leicht in den gefährlichen Wahn. Die, denen wirklich Lob gebührt, gieren nicht danach, weil jede Tat ihren schönsten Lohn in sich trägt. Wenden wir vielmehr unseren Blick ernst und scharf auf unsere Fehler. Dann werden wir erkennen, wie hoch wir erst noch steigen müssen, um den Gipfel wahr und wirklich zu erreichen, auf dem wir uns fast schon wähnten: Das Volk der Welt zu sein, an dessen Wesen die Welt genesen kann.

Denn unser Wesen ist's, woran wir weiter bauen müssen, wenn wir unsere äußeren Erfolge sichern wollen. Jeder Erdenstoff ist den Gesetzen der Natur untertan. Man mag eine Kugel werfen, so hoch man will, sie fällt zur Erde zurück; das ist Erdenschwere. Was Hände bauen, können Hände zerstören; das ist Menschenhändewerk. Wesen aber ist Inhalt der Form, ob diese sich auch wandelt. Es unterliegt nicht den Naturgesetzen, sondern richtet sich selbst nach eigenen Gesetzen.

Alles Werk aus Erdenstaub ist an sich Sisyphusarbeit. Nur das Wesen, von dem es geboren und getragen, hat Ewigkeitswert. Denn dieses allein unterliegt nicht den Gesetzen des ewigen Wandels und Ausgleichs in der Natur, sondern schafft sich neue Formen, wenn die alten brechen. Darum mehren wir unseren Besitz nur, wenn wir unser Wesen mehren. Die Arbeit an unserem Wesen allein ist ewig fruchtbar und nicht den Naturgesetzen des Werdens und Vergehens unterworfen. Und darum besteht das Wort mit Recht: Nicht durch Waffen, am Wesen allein kann die Welt genesen.

Wegweiser Pflicht.

Wenn wirklich die erste Eigenschaft des deutschen Charakters die Treue ist, dann ist unser Volk glücklich zu preisen. Wäre es nicht so, dann müßte unser erstes Bestreben dahin zielen, diese Eigenschaft zu erlangen. Denn sie allein ist der fruchtbare Boden, aus dem die Werte unseres Menschenlebens emporblühen können. Dies eine tut not; ohne dies eine ist kein Aufbauen, kein ewiges Blühen, Reifen und Fruchtspenden möglich.

In Einzelbegriffe freilich ist das herrliche Wesen der Treue mit der Zeit verkümmert. Man spricht von einer Soldatentreue, einer Diensttreue, einer Gattentreue, einer Glaubenstreue. In all diesen lebt wohl als Licht und Kraft das Wesen der Treue, aber doch sind sie nur Teile des Ganzen, der Pflichtentreue.

Treu jede Pflicht tun, die kleinste wie die höchste, nicht aus Zwang, sondern aus freiem Willen und bewußter Erkenntnis heraus, diese Zuverlässigkeit ist Grunderfordernis, um einen Menschen überhaupt ernst zu nehmen. Mag er die höchste Begabung, die größten Talente besitzen, ohne diesen einzigen Eckstein des Menschenlebens sind solche Güter nichts wie schillernde Seifenblasen, heute entstanden, morgen verweht; Blüten ohne Wurzel und Frucht!

Was nützet dem Staat der klügste Beamte, der nicht jede seiner kleinen Pflichten treulich erfüllt, was dem Heere der tollkühnste Soldat, der nicht in jeder Lage zuverlässig ist? Sie schaden mehr, denn sie nützen! Als Scheide, ob ein Menschenleben fruchtbar oder unfruchtbar ist, gilt die Gewissenhaftigkeit. Erst aufwärts dieser Scheidegrenze ist eine Fruchtbarkeit möglich.

Treu jede Pflicht tun, die kleinste wie die höchste, das ist es aber auch, was ein Menschenleben reich und ein Staatswesen blühend und unüberwindlich machen kann.

Fraget unsere Feinde, worauf die Kraft des deutschen Heeres in diesem Weltkriege beruht hat. Sie werden mit der ihnen eigenen Umschreibung des schlichten Ausdruckes antworten: „es war die unübertreffliche Organisation eures Heeres." Woraus aber besteht diese Organisation und wodurch tritt sie erst wirksam in die Wirklichkeit? Dadurch, daß jeder kleinste Teil an seiner Stelle treu seine Pflicht tut, bewußt auch mit der kleinsten Pflichtleistung ein notwendiges Glied in der Kette der Millionen Glieder zu sein. Oder schlichthin gesagt: daß jeder treu seine Pflicht tut, unbekümmert in seiner Pflichtentreue um Gewinn, Verlust oder Tod. Ein Volk in diesem Zeichen muß siegen, denn solche einheitliche Kraft läßt sich in der Welt nicht überbieten. Weil nun in unserem Volke diese Eigenschaft stärker verkörpert war, als bei unseren Feinden, vermochten wir, Erfolge zu erringen.

Und wie im Kriege nicht etwa Tollkühnheit, Verwegenheit oder körperliche Leistungsfähigkeit uns den Sieg verleihen, so sind es auch im Leben des Einzel-

nen nicht besondere Eigenschaften oder Besitztümer, die sein Leben reich und kraftvoll gestalten, sondern die schlichte Treue im Kleinsten. Denn ein Leben, auf solchem Boden erbaut, ist klar und rein wie köstlicher Kristall und stark wie ein festgewurzelter Stamm, der nicht zu stürzen ist. Es hat sein eigenes unwandelbares Gesetz in sich, das es sicher und aufrecht durch alle Stürme hindurchgeleitet. Ja, je höher der Bau steigt, um so breiter wird der Grund, denn das Maß der Pflichten im Leben wächst mit der höheren Lebensstellung des Einzelnen.

Daran kann man erkennen, ob einer hoch oder gering im Werte des Lebens steht, an dem Maß seiner Pflichten, und wie er sie erfüllt. Nur ein Leben voller Pflichten ist reich und inhaltsvoll, nur ein Leben, das jederzeit treu seinen Pflichtenkreis ausfüllt, wirkt Wert und Segen. Aber bedenke, daß es besser ist, einen kleinen Pflichtenkreis ganz auszufüllen, als in einer hohen Stellung nicht allen Pflichten nachzukommen. Denn Solcher säet Unsegen. Er wird zum Schädling am eigenen und fremden Leben. Denn wer nicht wirket und aufbauet in diesem Leben, der zerstört.

Aber — fraget ihr — was ist denn Pflicht? Und ist das Pflichtgefühl nicht verschieden? Ja und nein! Verschieden nämlich nur insofern, als die Menschen sich unterscheiden in solche, die sich Rechenschaft über ihr Leben geben, und solche, die es ohne eigenes Bewußtsein, den Tieren vergleichbar, hinleben. Für einen Menschen aber, der sich der Verantwortung seines Lebens bewußt ist, gilt als Pflicht: die Ausführung seines Willens zum Besten! Nicht ein hartes Muß, sondern der heilig-ernste Wille, das Beste zu tun in jedem Augenblick, in jeder Lage, in jeder Stellung und an jedem Platze, gegen jedes Ding und jedermann, ist der rechte Wegweiser der Pflicht, und die Umsetzung dieses Willens zum Besten durch die Tat die rechte Pflichterfüllung!

Wer den Begriff seiner Pflichten in diesem Sinne auffaßt, für den ist es klar, daß solche Pflichtentreue fruchtbar und segensreich sein muß. Sie segnet ihn und sein Werk.

Ein Vater, der mit solchem Pflichtgefühl gegen sein Kind beseelt ist, wird einen rechten Menschen erziehen, ein Soldat, der seinen Dienst in solchem Sinne tut, wird Taten vollbringen, die Frau, so gesinnt als Gattin und Mutter, wird tausendfachen Segen in ihrem Kreise säen. Und wie vielmal mehr wird erst der segensreich wirken können, der an die Spitze eines größeren Gemeinwesens gestellt ist, wenn er sich seiner Pflicht bewußt ist, seinen Willen zum Besten für alle ihm Anvertrauten auch wirklich in die Tat umzusetzen.

Wem dieser Wille zum Besten Wegweiser fürs Leben geworden ist, hat an ihm einen Kompaß gewonnen, der ihm in allen Lagen anzeigen wird, was er zu tun und zu lassen hat. Denn nicht nur seine Pflicht, auch das Gegenteil, die Sünde, lehrt er ihn erkennen. Denn wer seine Pflicht kennt, kennt auch die Sünde. Sie ist der Verstoß gegen die Pflichten oder deren Unterlassen.

Sünde ist, die Ausführung des Willens zum Besten zu unterlassen oder ihm zuwiderzuhandeln. Der sündigt an seinem Mitmenschen, der es unterläßt, ihm zum Besten zu verhelfen, obwohl er es weiß und könnte, oder gar, statt zu helfen, wehe tut und sein Los, anstatt zum Besten, zum Schlechteren wendet. Wie vielmal aber sündigt der, dem das Los Vieler anvertraut ist, ihre Besserung aber unterläßt, obwohl er es könnte, oder sie gar zum Schlechteren hinabgleiten läßt.

Pflichten, entsprungen aus dem freien Willen zum Besten, drücken nicht, sondern erheben. Sie veredeln unsere Alltagsarbeit und krönen unser tägliches Tun, sei es auch noch so gering. Sie machen unser Leben zu einem geschlossenen Werk, das Frucht ist und Same zugleich. Denn solch ein Werk ist kein totes, sondern ein lebendiges voll Inhalt, getragen und erfüllt vom Willen zum Besten. Nicht die Arbeit oder deren Gewinn, nicht das Leben oder seine äußeren Bedingungen sind Selbstzweck oder Ziel, sondern nur Mittel und Formen des Ausdruckes jenes uns als Geist von Gottes Geist erfüllenden Willens zum Besten.

So führt die Pflicht unser Leben aus Erdenschwere und Materialismus auf die lichten Höhen eines bewußten, tatkräftigen Idealismus. Treue Arbeit im Kleinsten, beseelt dabei von höchsten Zielen, das ist deutsche Pflichtentreue. Möchte sie Wegweiser werden für jedes Deutschen Leben!

Wunderblume Glück.

Wer suchet, darf nicht blind sein, sondern muß offene, blanke Augen haben. Wer das Glück suchen geht, muß gleichfalls zuerst erkennen und unterscheiden lernen. Denn Glück ist nicht jene Marktware, die öffentlich als solche angepriesen und käuflich zu erwerben ist; es ist ein in der Einsamkeit verborgener Schatz, den dir niemand zeigen, den du ganz allein finden mußt. Wie eine stolze Frau sich nicht gewinnen lassen wird durch Sporenklirren oder güldenen Glanz, sondern erst durch das restlose Opfer deines Herzens, so blüht dir auch die Wunderblume Glück erst auf nach der Entsagung aller anderen Güter.

Es gibt zwei Begriffe im Leben, die sich so ähnlich klingen, daß ein Blinder sie leicht verwechseln mag, und die doch so wesensverschieden sind, wie zwei entgegengesetzte Welten: das Scheinglück und das Glücklichsein. Beide scheiden sich aus, sie können nicht zusammenwohnen in einem Herzen.

Beide mußt du erst unterscheiden lernen, damit du nicht die zarte, seltene Wunderblume verwechselst mit jener ihr äußerlich ähnelnden Giftblume. Sie wirst du finden in Masse neben den breiten Wegen des Lebens, auf denen der Strom der Millionen zieht. Sie kannst du auch kaufen für blankes Geld oder kannst sie dir schenken lassen von reichen Freunden durch deren Gunst. Aber je mehr du von ihnen pflückest, um so stärker berauscht dich ihr giftiger Duft, umnebelt deine klaren Sinne und versteinert dein lebendiges, warmes Herz. Nicht köstliche Ruhe und selige Träume, aber wilde Fieberschauer und zuletzt eisigen Tod bringt dir solch Strauß an deiner Brust.

Zerpflücke mit klarem Blick diese giftige Pflanze Scheinglück, und du wirst erkennen, woher ihr Gifthauch stammt. Denn ihre Blätter sind toter Tand, nach außen gleißend, aber innen wässerig und faulig wie Sumpfblumen. Ehren, Titel, Orden, Macht und Reichtum sind die Blätter, die jene Blume Scheinglück ausmachen, und der Gifthauch aus solchem Blätterkelche ist Eitelkeit, Genußsucht und Hochmut.

Hänge dein Herz nicht an solche Blumen. Hasche nicht mit den Anderen danach, die ihnen nachjagen in tollem Taumel und ihres Lebens wahre Kostbarkeiten darüber vergessen. Bestaune auch nicht mit den Anderen Solche, die einhergehen, diese Sträuße auf geblähter Brust tragend, und falle nicht auf die Kniee vor denen, die solche Blumen auszuteilen vermögen. Denn du hast erkannt, wie nutzlos, ja gefährlich sie sind. Lerne lächeln über dieses Treiben der Menschen, das dem „Blindekuh"-Spiele der Kinder gleicht. Und hast du solches Lächeln gelernt und gern und freudig solche Blumen abgelegt, dann wirst du freilich dich plötzlich allein auf einsamem Pfade finden. Aber getrost! Das Samenkorn des wirklichen Glücks trägst du dann bereits im Herzen. Nun laß Gott in dir walten, daß es zur Blüte gedeihe.

Denn die Wunderblume Glück kannst du nicht pflücken und dir zur äußeren Zierde an die Brust stecken. Sie kann nur auf einem einzigen winzigen Fleckchen Boden entsprießen, deinem Herzen. Aber dort schlägt sie Wurzel, daß keine Menschenhand oder Sturmeswut sie knicken kann. Von dort aus verbreitet sie ihren köstlichen Duft, der dir Frieden gibt, inmitten wildester Stürme, Kraft, wenn Menschenkraft erschlafft, und Freude inmitten dunkelster Nacht.

Willst du darum, daß dieses Samenkorn zu solcher Blume wachse, so pflege fürsorglich den Boden, in dem es verborgen liegt, dein Herz.

Höre fortan bei allem Tun nur noch auf deines Herzens innerste Stimme, denn sie ist Gottes Ruf. Das Beste in uns ist Gott. Bei deinem Handeln sei dir der Wille zum Besten Geleit.

Dann wird dein Tun Segen wirken, dir, deinen Mitmenschen, deiner Sache. Denn es ist rein und voller Kraft. Immer reicher, glücklicher und stärker wirst du dich fühlen, je reiner dein Herz sich klärt, je mehr die schwarzen, zerfressenden Flecken der Schuld und Reue von deiner Seele schwinden. Und böte man dir alle Ehren und Reichtümer der Welt, du würdest sie jetzt nicht mehr tauschen gegen den Schatz in deiner Brust, dein reines, fröhliches, strahlendes Herz: deine Wunderblume Glück!

Aber nicht dir allein zur Freude wächst diese Blume in deiner Brust, sie sendet durch dich ihre Samenkörner hinaus in die weite Welt. Wem du gibst mit reinem Herzen, in den fällt ihr Samenkorn, wem du nahe bist, der spürt an deinem Wesen ihren beruhigenden, stärkenden Duft. Manch Samenkorn freilich mag verdorren, überwuchert von jenen feindlichen giftigen Blüten, und mancher Dufthauch erstickt werden von deren giftigem Atem. Aber manch

Samenkorn sprießt doch auf — dann denke, ein reines Herz ist kostbarer als eine ganze Welt voll Schein und Flitter.

Darum sollst du dich nicht verkriechen mit deinem Glück, sondern frei einhergehen in der Welt, rüstig wirken und arbeiten dein Teil. In alles Tun aber lege den heiligen Glanz deines reinen Herzens. Dann wird jede kleinste Tat ein köstlicher Gewinn und dir zur Freude. Dann ist deine Arbeit voll Willens zum wahren Besten deine Seligkeit, die Erfüllung deiner Pflichten dein Glück. Denn es gibt keine schönere Freude, als Freude zu bereiten, und kein höheres Glück, als Glück spenden zu können!

Frucht und Same.

Das aber ist Vorbedingung zu jeder wirklichen Hilfe, daß wir auch helfen können. Ein Blinder kann keinen Blinden führen, ein Armer keinen Bettler beschenken, ein Sünder keinem Frevler helfen. Wie will darum jemand eines Anderen Lage bessern, wenn er selbst nicht weiß, was das Bessere ist, wie jemand einem Anderen Glück spenden, der selbst nicht das wahre Glück kennt und besitzt? Statt eines Führers würde er leicht zum Verführer.

Denn die geben und bessern wollen mit blinden Augen, säen mehr Unglück als Segen. Einem Bettler, dem wir Geld in den Schoß werfen, verhelfen wir nur zu weiterem nichtswürdigen Leben, statt ihn der Not zu überantworten, die ihn arbeiten und beten lehren würde. Einen Frevler seiner gerechten Strafe zu entziehen, heißt ihn ermutigen zu neuer Missetat. Wer sein Kind oder seine Untergebenen nicht straft, wenn sie Schlechtes tun, macht sich mitschuldig an ihrem Verderb, denn er ist über sie gesetzt zu ihrer Erziehung und Besserung. Wie aber will er sie lehren, was recht und was schlecht ist, ohne zu loben und zu strafen?

Sorge darum ein Jeder zuerst für die eigene Erkenntnis des wahren Besten. Das ist notwendig. Alle Fragen, denen wir im Leben draußen entgegentreten, müssen wir zuvor im eigenen Herzen klären und lösen. Unser Herz muß zum Untergrund unserer Lebensarbeit werden. Erst wenn wir diese Grundlage haben, dürfen wir es wagen, mitzubauen an dem Lebensbau Anderer, erst wenn wir selbst erkannt haben, was das wahre Beste ist, dürfen wir Andere bessern wollen. Das Erkennen muß am Anfang jedes Tuns stehen, wenn es ersprießlich werden soll. Und wie vielmal erst mehr, wenn es sich um Anderer Lebensglück handelt.

Darum ist es nicht ein selbstisches Ziel, sondern deine erste Pflicht als Mensch, nach dem eigenen wahren Lebensglück zuerst zu streben. Dann erst, wenn dein Herz rein, zuverlässig und friedvoll ist, kannst du daran denken, andere Herzen lenken und führen zu wollen. Alle Güter, die du deinen Mitmenschen mitteilen willst, mußt du zunächst selbst besitzen. Aus diesem Grunde sollst du deine innere Persönlichkeit entwickeln und entfalten zu einer vollwertigen reifen Frucht. Denn erst die reife Frucht birgt Samen.

Und wenn du dann aussäest von den kostbaren Erkenntnissen deines Herzens, so streue diesen Wundersamen nicht wahllos in die Winde, sondern auf den Ackerboden, über den dich Gott als Sämann setzte und für dessen Fruchtbarkeit du ihm verantwortlich bist, deine Familie. Dort liegt das erste Feld deiner Nächstenliebe.

Dein Weib braucht deine Liebe zu ihrem Glück. Wie könnte sie auch sonst eine rechte Mutter werden! Je mehr der sonnigen Liebe du ihr schenkest, um so kostbarer wird die Frucht, die sie dir wiedergibt. Denn das sind die schönsten Früchte, denen die wärmste und innigste Sonne strahlte. Liebe von ganzem reinem Herzen dein Weib, so tust du das erste Werk praktischer Nächstenliebe, das auch in der Zukunft fortwirken wird.

Sei deinen Kindern ein Erzieher zum wahren Besten, so tust du das zweite Werk praktischer Nächstenliebe. Und wie deinen Kindern, so solltest du auch deinen Untergebenen ein Führer zum Besten werden. Denn mit solchen Pflichten hat dich Gott über sie gesetzt. Wenn du dieses dir von Gott gewiesene Arbeitsfeld mit ganzer Kraft und Inbrunst deines Herzens recht bestellest, erfüllst du deine Nächstenpflicht.

Denn du Einziger kannst eine ganze Welt nicht glücklich machen. Du würdest deines Herzens Kräfte in Atome zersplittern, die zu schwach wären, um fruchtbar zu sein. Darum sei weise und übe Beschränkung, denn auch im Kleinsten zeigt sich das Große. Bemesse dein Feld nicht weiter, als du es überschauen und bestellen kannst. Jeder nach dem Maß seiner Kraft! Denn füllest du auch nur den kleinsten Teil voll aus, so bist du für das Ganze mehr wert, als wenn du deine Kraft fruchtlos zersplitterst.

Denn was du an dir selbst tust, tust du deiner Familie, was du an deiner Familie tust, tust du deinem Volke, was du deinem Volke tust, tust du der Menschheit, was du dieser tust, tust du Gott.

Das ist die Bahn, auf der sich auch das kleinste, wahrhaft gute Werk segenspendend fortpflanzt, auf der ein Jeder durch Treue auch im Kleinsten das Höchste wirken kann.

Das aber auch sind die Sprossen, auf denen wir das Werk unseres Lebens aufwärts bewegen sollen, soweit unsere Kräfte reichen. Um so herrlicher und reicher gestalten wir es, je höher wir auf diesen Sprossen hinanklimmen und damit um so weiter Segen fruchtbringend spenden können. Um so näher aber rücken wir auch auf dieser Leiter der Ewigkeit an jenen Einzigen heran, der auf oberster Sprosse thront und uns die Hände reicht: der einer Menschheit Heiland ward!

Emil Zimmermann: Die deutsche Weltpolitik und Afrika.

I.

Unser großer Krieg hat ein doppeltes Gesicht. Er sieht nach Osten und Südosten in weite Landgebiete hinein und auf alte Verbindungen, die im Mittelalter stark begangen waren; nach Westen und Nordwesten hin blickt er aufs Meer und weit über die See. Unsere Politik der letzten Jahrzehnte finden wir darin wieder. Auf der einen Seite unsere Bemühungen um Erhaltung Österreich-Ungarns, die Sicherung des Weges zur Türkei, unsere stete Sorge, die vorderasiatische Türkei zu kräftigen und in einer sie umlauernden feindlichen Welt lebensfähig zu erhalten; auf der andern Seite Steigerung des Überseehandels, Förderung der Überseeschiffahrt, stetes Mühen um Vermehrung der überseeischen Absatzgebiete, und zur Sicherung dieser Weltwirtschaftspolitik Bau einer starken Flotte.

Unsere weltwirtschaftlichen Ziele lagen nicht in der Richtung unserer politischen Bestrebungen; das war die schwache Seite unserer Weltpolitik. Selbst Fürst Bülow, der konsequenteste Vertreter unserer weltwirtschaftlichen seewärts gerichteten Politik, vermerkte es sehr übel, daß ihm 1909 der Vorwurf gemacht wurde, er unterstütze Österreich-Ungarn nicht genügend, und er verwahrte sich dagegen in seiner Reichstagsrede vom 29. März 1909 unter Berufung auf den Fürsten Bismarck. Es ergab sich die merkwürdige Situation, daß unsere Politik auf Österreich-Ungarn und den nahen Orient eingestellt war, während uns die stärksten wirtschaftlichen Beziehungen mit den Gegnern einer solchen Politik, mit Rußland und England, verbanden. Unser Handel mit Österreich-Ungarn, dem Balkan und dem Türkischen Reiche wertete 1913 nur 2444 Millionen Mark, der mit Rußland und England und seinen Kolonien aber 6552,8 Millionen Mark. Dazu kam der Überseehandel mit den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika im Betrage von 4397,8 Millionen Mark. Unsere wirtschaftlichen Interessen wiesen also aufs Weltmeer und ab von jener Politik, die uns in Gegensatz zu Rußland und England brachte.

Wenn aber gleichwohl selbst Fürst von Bülow mit aller Entschiedenheit an Österreich-Ungarn festhielt und dem Eintreten für seine Balkaninteressen, wenn auch er die Orientpolitik weiter pflegte, so ist dies der schlagendste Beweis für das Vorhandensein stärkster Gründe für diese letzten Endes gegen unsere Weltwirtschaftsinteressen gerichtete Orientierung.

Schon Fürst Bismarck hatte immer wieder betont, daß das unveränderte Bestehenbleiben der Donau-Doppelmonarchie eine Lebensfrage für uns sei. Vom Balkan hielt er sich fern, wennschon er großen Wert auf beste Beziehungen zu

Rumänien legte. Aber die Balkan- und vorderasiatischen Fragen hatten zu Bismarcks Zeit noch lange nicht die Schärfe späterer Jahrzehnte angenommen. Die Türkei spielte damals immer noch eine große Rolle auf der Balkanhalbinsel; Ägypten fiel erst 1882 an England. Und die Besetzung der türkischen Nilprovinz durch die Engländer löste eine so heftige Erregung in Frankreich aus, daß die Bedrohung Vorderasiens, die ohne Zweifel in der Festsetzung Englands am Nil liegt, durch den englisch-französischen Gegensatz stark gemindert war. Es kam der deutsch-russische Rückversicherungsvertrag hinzu, durch welchen Bismarck in genialer Weise die große Gefahr österreichisch-ungarisch-russischer tödlicher Balkangegensätze verminderte. Ein weiteres Plus in der bismarckischen Rechnung nach 1882 war der Mahdistenaufstand und das durch ihn hervorgerufene Zugreifen der europäischen Mächte in Zentralafrika. Italien und Frankreich erschienen auf der Bildfläche; Leopold II. spann seine Pläne, und der erste Reichskanzler sicherte uns Kamerun und Ostafrika. Von einer Hegemonie Englands im östlichen Afrika konnte keine Rede sein, ebensowenig von einer Bedrohung Vorderasiens durch Ägypten.

Diese günstige Lage erfuhr in der Folge eine grundstürzende Veränderung. Der Draht von Berlin nach Petersburg wurde zerrissen, während die österreichisch-russischen Beziehungen sich verschärften und gleichzeitig die Türkei schwächer wurde. England aber beseitigte die in Frankreich durch Ägypten entstandenen Verstimmungen und schloß mit der Republik 1904 ein Übereinkommen, das ihm die Hände am Nil und im Orient freigab; die Mahdistenbewegung war niedergeschlagen. Und so stand auf einmal neben Vorderasien riesengroß die ägyptische Gefahr. Sie bedrohte Österreich-Ungarn aufs schärfste mit. England, von dem Wunsche getrieben, Ägypten und Indien miteinander in Verbindung zu bringen, war kein Rückanhalt mehr gegen weitausgreifende russische Pläne und die Treibereien des Panslawismus, welche die Donaumonarchie in ihren Lebensinteressen treffen wollten. Vom Gedanken der Teilung der Türkei war Rußland weitergegangen zum Spiel mit der Teilung Österreich-Ungarns; Deutschland war in Gefahr, den einzigen Schutz gegen die russische Hochflut zu verlieren. Dies war es, was unsere auswärtige Politik zwang, sich nach Südosten zu orientieren. Die Frage unseres Weiterbestehens als Großmacht belud uns mit den schweren, ungelösten Balkanproblemen, mit vorderasiatischen und afrikanischen Sorgen und dem Gegensatz zu Rußland; mit diesem Knäuel verwickelter Fragen im Rücken aber steuerten wir kühn aufs weite Weltmeer hinaus, betätigten wir uns in Ostasien und der weiten Südsee des Stillen Ozeans, trieben wir Weltwirtschaftspolitik, investierten wir in Südafrika, Mittel- und Südamerika, Ostasien Riesensummen und schufen damit ebenso viele Angriffspunkte für seegewaltige Gegner.

Das Gefährliche unserer Lage sahen wir ein, und wir bauten eine Flotte, suchten daneben mit England Verständigung; aber auch um die Wiederherstellung alter Vertrauensbeziehungen zu Rußland haben wir uns mit Eifer bemüht. Viel

wurde getan, nur eines nicht: die Herstellung einer klaren Linie in der äußeren Politik wurde unterlassen. Wenn es vor dem Kriege, namentlich in der Bülowzeit, einen klar ausgesprochenen Grundgedanken in unserer Politik gab, so war es dieser: Fortführung der Deutschland bereichernden Weltwirtschaftspolitik solange, als nur irgend möglich, unter Vermeidung äußerer Konflikte! Im übrigen sollte die mittlere Linie innegehalten werden. Man rechnete so: Deutschland vermehrt seine Bevölkerung jährlich um 800 000 bis 900 000 Köpfe, Frankreich um wenige Tausend. Wir sind Frankreich bereits um 26 Millionen Köpfe voraus; nach zehn bis fünfzehn Jahren wird es seine dauernde Unterlegenheit als unabwendbar erkannt haben, wird der Revanchetraum verflogen sein. Auch den deutsch-englischen Gegensatz sollte die Zeit heilen.

Da eine Ausnutzung der russischen Schwierigkeiten in Ostasien zur Regelung der Balkanfragen in deutsch-österreichischem Sinne unterblieb, stehen im heutigen Kriege die westlichen sowohl wie die östlichen Gegensätze zur Entscheidung; die Doppelseitigkeit unserer Politik ist uns bis in die Auseinandersetzung mit den Waffen gefolgt. Und während an allen Grenzen gerungen wird, haben wir im Lande den stillen Gegensatz zwischen denen, die endgültig nach Südosten alle Fragen lösen wollen, und jenen, welche von der Sicherung unserer Stellung an der Nordsee alles Heil kommen sehen. Diese Letzteren können die Größe unserer überseeischen Beziehungen mit Erfolg ins Feld führen. Nahezu viereinhalb Milliarden Mark wertete unser Handel mit Amerika, 800 Millionen unser Warenumsatz mit Ostasien (China, Japan, Niederländisch Indien, Philippinen, Siam usw.). Dieser Handel könne uns von England jederzeit abgeschnitten werden, sagt man, wenn uns die Freiheit des Meeres fehlt, und da Weltwirtschaft zu unserm Leben nötig ist, müsse die Freiheit der Meere errungen, Belgien behauptet werden.

Wie man sieht, ist es wieder die Frage der Weltwirtschaft, die ganz das Denken und die Debatte beherrscht; damit verknüpft sich aufs engste die Frage der Kolonialwirtschaft. Doch berühren sich Welt- und Kolonialwirtschaft viel inniger und steht diese in viel engeren Beziehungen zu den großen politischen Problemen, als die Anhänger des Gedankens der verbreiterten Nordseeküste ahnen, und vor allem liegen die Dinge heute gar nicht mehr so einfach, daß im Osten die slawischen Probleme vor uns stehen und in der Nordsee die englische Gefahr. Durch Englands ägyptische und vorderasiatische Politik, durch seine Einigung mit Rußland, die leider von uns nicht mehr hintertrieben werden konnte, greifen alle Fragen und Probleme so ineinander, daß die Lösung heute nicht mehr einfach im Osten oder im Westen zu suchen ist, sondern nur an der Stelle der Verschlingung des gordischen Knotens: in Ägypten und Vorderasien. Und für die endgültige und richtige Entwirrung aller unsere Politik hemmenden Verwickelungen ist der afrikanische Kontinent von höchster Wichtigkeit. Und so soll nachfolgend dargelegt werden, wie Afrika die größte Bedeutung für unsere Poli-

tik gewonnen hat, wie wir das in falscher Wertung des schwarzen Kontinents leider übersahen und Fehler begingen, die wir gutmachen müssen, soll unsere Entwicklung wirklich und endgültig in gesicherte und stetige Bahn einmünden.

II. Die Orientfrage und Europa.

Man darf wohl von einer arabisch-türkischen Weltherrschaftsperiode sprechen, die sich von etwa 1000 n. Chr. bis in die neueste Zeit über Vorderasien und Nord- und Ostafrika, sowie den Indischen Ozean erstreckte und den Gang der europäischen Entwickelung entscheidend beeinflußte. Besonders im Mittelalter war das Araber- und Türkentum eine große Weltmacht, deren Hilfsmittel zwar bei weitem nicht an die des heutigen großbritannischen Weltreiches heranreichten, aber in der damaligen Zeit bedeuteten sie ein Schwergewicht von entscheidendem Werte.

Araber aus Oman, Perser aus Schiras waren damals die Beherrscher der Schiffahrt des Indischen Ozeans. Sie gingen bis zu den malayischen Inseln, bis nach Hinterindien und China und besaßen an der afrikanischen Küste vom Äquator bis nach Mozambique hinunter blühende Fürstentümer. Von dort sind Produkte Zentralafrikas schon im Mittelalter nach Alexandrien und von da weiter nach Europa gelangt. Hervorragende Forschungsreisende brachte das Arabertum hervor; einer der bedeutendsten war Ibn Batuta (1304 zu Tanger geboren). Er kannte Afrika bis Timbuctu und zum Tschadsee, besuchte Indien und China. Seine Schriften werden heute noch von europäischen Gelehrten geschätzt.

Die direkte Verbindung Mitteleuropas mit der arabisch-türkischen Weltmacht — das Mittelländische war damals in der europäischen Vorstellung d a s Weltmeer, und die europäischen Westmächte waren Randländer — begründete im Mittelalter den Reichtum und die Kraft Oberitaliens, Süddeutschlands und der Hansa.

Es waren hauptsächlich die Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Indien, wodurch die europäischen Westmächte in den Vordergrund gerückt wurden, und nach und nach eine völlige Umgestaltung des Weltbildes erfolgte. Gleich die ersten Afrika-Umsegler, die Portugiesen, begannen mit Angriffen auf die arabisch-persische Herrschaft im Indischen Ozean; in Ostafrika wurden die Araber hart bedrängt, und es gab ein Jahrhunderte währendes Auf und Ab.

Die Hauptmächte des europäischen Westens richteten sich in den neu gewonnenen Erdteilen Amerika, Südasien, Australien häuslich ein und ließen die arabisch-türkische Welt unberührt; eine Änderung trat erst durch den Zug Napoleons nach Ägypten ein. Seitdem fühlte sich Frankreich gewissermaßen als Schutzmacht des Pharaonenlandes. Französische Offiziere, Kaufleute, Ingenieure, Künstler gingen nach 1820 zu Hunderten nach Ägypten; besonders begünstigte der Vize-

könig Mehemed Ali diese Einwanderung französischer Intelligenz. Aber nicht in Ägypten begann Frankreich mit afrikanischen Eroberungen, sondern in Algier; es wurde 1830 besetzt.

England zeigte in jenen Jahren wenig Interesse an Nordafrika; ihm genügte der Süden für seinen Seeweg nach Indien.

Da trat 1859 durch die Inangriffnahme des Suezkanals eine abermalige Umgestaltung der Lage ein; das Mittelländische Meer und seine Randländer erhielten erhöhte Bedeutung. In England war es besonders Lord Beaconsfield (Disraëli), der mit genialem Blick erkannte, daß sein Land unter allen Umständen den kürzesten Weg nach Indien in Händen haben müßte. Schon 1875 hatte er deshalb die Mehrheit der Suezkanal-Aktien in englischen Besitz gebracht, und 1882 mußte Gladstone, ganz gegen seinen Willen, Ägypten besetzen lassen.

Damit war der Kampf um das arabisch-türkische Erbe auf der ganzen Linie eröffnet, und die Initiative hatten die Westmächte Europas ergriffen, die durch ihre Stellungen in Amerika, West- und Südafrika, Südasien und Australien ohnehin schon ein großes Übergewicht über Mittel- und Südeuropa errungen hatten. Nur Rußland hielt ihnen durch seine Eroberungen in Asien die Wage, und es war auf dem Plane, den rechten Augenblick zur Verspeisung von Vorderasien zu erspähen.

Kamen die Absichten der großen Mächte zur Durchführung, dann wurden Österreich-Ungarn und Deutschland völlig eingekreist; aber Fürst Bismarck wußte der Gefahr zu begegnen. Italien hatte seit langem begehrliche Augen auf Tunis gerichtet; als Frankreich 1881 an die Eroberung dieses Gebietes ging, erhob sich ein Sturm jenseits der Alpen, und der Altreichskanzler nutzte dies geschickt aus; er zog Italien zum Dreibunde hinüber. *So nahm die Gründung des Dreibundes von einer afrikanischen Frage ihren Ausgang.* Die englischen Pläne in Ägypten begünstigte Fürst Bismarck, um den Riß zwischen England und Frankreich tiefer werden zu lassen; auch Rußland wußte er 1884 zum Dreibunde heranzuziehen; er brachte das Dreikaiserbündnis zustande, das bis 1887 dauerte. Ein weiterer Glücksfall war der Mahdistenaufstand im Sudan, der Italien Gelegenheit zu Kolonialerwerb gab, und auch Fürst Bismarck griff zu und sicherte dem Reiche die Schutzgebiete.

Sorge machten nach wie vor die russischen Balkanbestrebungen. Sie führten im Falle Alexander von Battenberg, trotz der sehr vorsichtigen Politik Bismarcks, Ende 1887 zu neuen schweren Verstimmungen und zur ernsten russisch-französischen Annäherung.

Trotzdem war die Lage glänzend, als der Altreichskanzler von seinem Posten schied. Rußland und Frankreich standen wegen Ägypten in schwerer Opposition gegen England; der französisch-englische Gegensatz, innerhalb dessen sich der ver-

wegene, langjährige Kampf Leopolds II. gegen die englischen Sudanpläne abspielte, bestand in unverminderter Stärke bis 1898; der Dreibund stand zwischen den feindlichen Erben der Türkei als der lachende Dritte.

Diese günstige Stellung wurde nach Bismarcks Abgang plötzlich durch das scharfe Abrücken von Rußland und den Vertrag mit England vom 1. Juli 1890 aufgegeben. Den größten Vorteil von diesem Vertrage hatte das Inselreich; es machte sich sofort daran, seine afrikanische Stellung auszubauen, wobei Deutschland als Rückendeckung dienen mußte. Die südafrikanische Gesellschaft unter Cecil Rhodes drang ins Matabeleland ein; Portugal wurde aus dem heutigen Nord-Rhodesien hinausgeworfen. In Westafrika stellte England durch Vertrag mit Frankreich vom Sommer 1890 seinen ausschließlichen Einfluß am unteren Niger sicher; in Ostafrika machte Großbritannien an der Somaliküste Eroberungen. Diese afrikanischen Ausdehnungen richteten sich so sehr gegen das deutsche Interesse, daß diese üble Nachwirkung des Helgoland-Sansibar-Vertrages gar nicht übersehen werden konnte. Die Cecil Rhodes'schen Kap-Kairo-Pläne nahmen in dem Pachtvertrag, den England mit dem Kongostaat über einen Landstreifen am Tanganjikasee abschloß, bald so bedrohliche Gestalt an, daß Deutschland mit Frankreich Einspruch erhob, und durch Beendigung des deutsch-russischen Zollkrieges 1894 wurden auch die deutsch-russischen Beziehungen wieder gebessert. Es begann nunmehr eine antienglische Arbeit der deutschen Diplomatie, deren Markstein das Kaisertelegramm an den Präsidenten Krüger war, und den stärksten Vorstoß unternahm Deutschland mit dem Sprunge nach Vorderasien, der durch die Reise des Kaiserpaares nach Konstantinopel und Damaskus eingeleitet wurde (Herbst 1898). Kurz zuvor hatte Kitchener die Macht der Mahdisten zertrümmert, und England forderte den ganzen Sudan bis zu den Nilquellen; Frankreich, das mit dem Zuge nach Faschoda noch einen großangelegten Versuch gemacht hatte, seinem Gegner in Ägypten die dortige Stellung zu erschweren, unterwarf sich. Der englisch-französische Gegensatz, auf den Mitteleuropa seine Hoffnung gesetzt hatte, zerflog in nichts; bereits bei Faschoda entschied sich das Schicksal der Türkei. Die Hauptanwärter auf ihren afrikanischen Besitz hatten sich geeinigt; daß nunmehr durch französische Vermittelung auch eine Einigung zwischen England und Rußland über Vorderasien versucht werden würde, war vorauszusehen.

Im Keim war die englisch-französisch-russische Verständigung über die Türkei fertig; die europäischen Mittelmächte hatten sie nicht verhindern können. Die Gefahr, daß Vorderasien unter westmächtlich-russischen Einfluß fiel und Rußland die Balkanfragen in seinem Sinne löste, war dringlich geworden; die Zukunft völliger Einengung Mitteleuropas zwischen dem Westen und dem russischen Weltreich lag greifbar nahe. Nach 1898 waren die Orientfragen Lebensfragen für Deutschland und Österreich-Ungarn geworden.

III. Die deutsche Weltwirtschaftspolitik.

Die deutsche nachbismarckische Politik wurde von etwa 1897 ab von Weltwirtschaftsideen beherrscht; sie nahm eine wesentlich andere Richtung, als die englische Politik. Während England den Sudan unterwarf und die Burenrepubliken einverleibte, seine Stellung in Afrika und am Indischen Ozean also ganz bedeutend festigte, gab sich Deutschland mit dem völlig bedeutungslosen Vertrag über die portugiesischen Kolonien zufrieden, dem Jangtse-Abkommen und dem Erwerb von Samoa. Nach 1897 wurde das Hauptgewicht auf Ostasien und die Südsee gelegt. In Afrika verloren wir an Boden, weil unsere früheren guten Beziehungen zu den Burenrepubliken durch Vernichtung ihrer Selbständigkeit erledigt wurden; Fortschritte machten wir (Erwerb Kiautschous, der Karolinen und Marianen, Samoas) nur im fernen Osten. Nach dem Falle der Mahdisten und Faschoda waren wir nach Vorderasien gegangen; die große neue Weltlinie Berlin-Bagdad-Persischer Meerbusen sollte aber nicht in Afrika ihren Endpunkt finden, sondern sie sollte aufs Meer weisen, vornehmlich nach Ostasien und insbesondere nach China, von dem Fürst Bülow in seinem Buche „Deutsche Politik" sagt:

> „Bei der Industrialisierung eines Riesenreiches von 400 Millionen Einwohnern — der fünfte Teil der Menschheit lebt in China — ist viel zu gewinnen. China ist durch seine Bodenschätze, Eisen und namentlich Kohle, wie durch seine Wasserstraßen eines der reichsten Länder der Welt; es bietet dem Einfuhrhandel ungewöhnliche Aussichten; es ist das größte, noch nicht vergebene Absatzgebiet der Erde."

Absatzgebiete für unsere Industrie, war die Losung der Bülowperiode, Weltwirtschaft, Verkehr mit den zukunftsreichen Ländern. Da die deutschen Afrikakolonien anscheinend keine Zukunft hatten, fanden sie wenig Beachtung.

Es mußte von vorneherein klar sein, daß Weltwirtschaftspolitik nur im Einvernehmen mit England und den großen Weltmächten getrieben werden konnte. England, Frankreich, Rußland und die Vereinigten Staaten beherrschen von den 131 Millionen Quadratkilometer der bewohnten Erde 75 Millionen, das sind über 57 Prozent. Zu ihrem Besitz gehören die reichsten Tropengebiete der Erde und die bedeutendsten Erzlagerstätten. Von der Goldgewinnung der Welt beherrschen diese Staaten sechs Siebentel, von der Silbergewinnung über die Hälfte. Sie sind die Hauptlieferanten für Kupfer und Blei, für Petroleum, Holz; allein Rußland und die Vereinigten Staaten gewannen 1912 über 82 Prozent der Rohölerzeugung der Welt. Die Vereinigten Staaten, das britische Weltreich und Rußland erzeugten 1913 von 29,3 Millionen Ballen Baumwolle Weltproduktion $22^2/_3$ Millionen Ballen. Diese drei erzeugen zwei Drittel der Weizenernte der Welt, sind die Lieferanten von Ölfrüchten, von Häuten und Wolle; ihr Rindvieh-

bestand beläuft sich auf 243 Millionen Stück, der Bestand an Schafen und Ziegen auf 309 Millionen Stück. Von der Bevölkerung der Welt beherrschen sie 818 Millionen Köpfe, ungefähr die Hälfte.

Dementsprechend wertete auch unser Handel mit England und Kolonien, Frankreich und Kolonien, Rußland und den Vereinigten Staaten 1913 in der Einfuhr 6015,1 Millionen Mark (56 Prozent unserer Gesamteinfuhr von 10 769,7 Millionen Mark), in der Ausfuhr 4294,3 Millionen Mark (nahezu 43 Prozent unserer Gesamtausfuhr von 10 097,2 Millionen).

Weltwirtschaftspolitik setzte also ein gutes Verhältnis zu den großen Weltmächten und großen Kolonialmächten voraus, und in der Tat war ja die ganze Bülowzeit erfüllt von Bestrebungen, zu Rußland, England (Journalisten-, Pastorenbesuche!) und den Vereinigten Staaten (Austauschprofessoren!) in ein besseres Verhältnis zu kommen.

Wir haben die Flotte gebaut. Sollte sie aber nicht viel mehr das Mittel sein, eine wirkliche deutsch-englische Verständigung auf dem Boden der Gleichberechtigung herbeizuführen als das Instrument des großen deutsch-englischen Entscheidungskampfes um die Herrschaft der Welt? War nicht vielleicht der Grundgedanke unserer Weltwirtschaftspolitik: Verständigung, namentlich mit England und Amerika, damit wir durch den Welthandel reich würden und auf dem europäischen Kontinent volkreicher und kräftiger?

Die Erfolge unserer Weltwirtschaftspolitik lassen sich gar nicht leugnen; sie drücken sich in unsern steigenden Außenhandelsziffern aus und in den gewaltigen Beträgen unserer Kriegsanleihen; aber bei näherem Eindringen in die Gestaltung unseres Außenhandels und unserer Volkswirtschaft erkennt man doch sehr bald die großen Mängel unserer sogenannten Weltwirtschaft.

Im Jahre 1891 hatten wir von den Vereinigten Staaten für 457 Millionen Mark bezogen und für 358 Millionen Mark nach dort ausgeführt. Unser Export war bis 1900 nur auf 440 Millionen Mark gestiegen, unsere Einfuhr aus den Vereinigten Staaten aber auf 1021 Millionen Mark. Im Jahre 1913 waren die entsprechenden Zahlen 713,2 und 1711,1 Millionen Mark. Ferner bezogen wir aus den englischen Kolonien 1891 für 220 Millionen Mark Waren und führten für 85 Millionen nach dort aus, 1900 waren die entsprechenden Ziffern 404 und 159 Millionen Mark, 1913 aber 1327,8 und 445,6 Millionen Mark. Im Falle der englischen Kolonien wirkte unser Handel mit ihrem Mutterlande als Ausgleich; England bezog 1913 von uns für 1438,2 Millionen Mark Waren, während wir ihm nur für 875,9 Millionen Mark abkauften; trotzdem lieferte das englische Weltreich uns 1913 für 317,6 Millionen Mark mehr, als es uns abnahm. Ganz allgemein war unser Handel mit unsern hauptsächlichsten Rohstofflieferanten sehr stark passiv. Wir bezogen aus Rußland 1913 für 1424,6

Millionen Mark und führten nur für 880,2 Millionen nach dort aus; für Niederländisch-Indien waren die entsprechenden Ziffern 227,6 und 98,7 Millionen, für Argentinien 494,6 und 265,9 Millionen, für Chile 199,8 und 97,9 Millionen, für Brasilien 247,9 und 199,8 Millionen Mark. Es gibt doch zu denken, daß unser Handel mit den großen Überseegebieten, den Absatzgebieten des Fürsten Bülow, steigend passiv gewesen ist. Befriedigend hat sich nur unser Handel mit Europa entwickelt. Während wir 1909 aus europäischen Ländern für 4961,2 Millionen Mark Waren bezogen und für 4992,1 Millionen Mark nach dort ausführten, belief sich 1913 die Einfuhr auf 5888 Millionen Mark, die Ausfuhr auf 7677,5 Millionen. Scheiden wir Rußland aus, das halb asiatisch ist, so stand 1909 und 1913 einer Einfuhr von 3597,3 und 4463,4 Millionen Mark eine Ausfuhr von 4547,6 und 6797,3 Millionen Mark gegenüber. Im Jahre 1909 war unser Europahandel (ohne Rußland) mit etwa einer Milliarde Mark aktiv, 1913 aber mit 2⅓ Milliarden Mark. Dagegen war in beiden Jahren unser Handel mit den außereuropäischen Erdteilen und Rußland mit drei Milliarden Mark passiv. Im Jahre 1909 stand einer Ausfuhr von 2029,2 Millionen Mark eine Einfuhr von 4922,6 Millionen Mark gegenüber, im Jahre 1913 einer Ausfuhr von 3289,3 Millionen Mark eine Einfuhr von 6293,6 Millionen Mark. Es war uns gelungen, unsere Ausfuhr nach Rußland und den fremden Erdteilen um 1260 Millionen Mark in einem vierjährigen Zeitraum zu steigern; unsere Einfuhr aber stieg gleichfalls um 1371 Millionen Mark. Unser Bedarf an Rohstoffen aus den Rohstoffländern stieg so gewaltig, daß wir gezwungen waren, um jeden Preis unsern Absatz dorthin zu vergrößern. Die Steigerung von 2029 auf 3289 Millionen in vier Jahren zeigt unsere scharfe Konkurrenz auf den fremden Märkten; aber die Unterbilanz von drei Milliarden Mark blieb.

Fremde Rohstoffgebiete sind eben, wie besonders die Entwickelung unseres Handels mit den Vereinigten Staaten und den englischen Kolonien zeigt, nicht die idealen Absatzmärkte, die unsere Weltwirtschaftspolitik in ihnen vermutete. Britisch-Indien, Britisch-Malakka und Ceylon bezogen 1909 von uns für 89,5 Millionen Mark Waren, 1913 für 170,4 Millionen Mark; unsere Einfuhr von dort belief sich in den beiden Jahren auf 363,4 und 608 Millionen Mark. Die Einfuhr aus den Ländern des Australischen Bundes hob sich von 233,1 auf 296,1 Millionen Mark, die Ausfuhr nach dort von 58,4 auf 88,5 Millionen Mark. Die Vereinigten Staaten sandten uns 1913 für 1711,1 Millionen Mark Waren gegen 1262,6 Millionen in 1909; unsere Ausfuhr war nur von 606,3 auf 713,2 Millionen Mark gestiegen.

Man kann auch gar nicht sagen, daß der außereuropäische Handel an Wichtigkeit gewachsen wäre; er machte (Rußland einbezogen) 1909 wie 1913 genau 46 Prozent unseres Gesamthandels aus. Die Erklärung dafür ist einfach diese, daß die fremden Erdteile als Rohstoffgebiete solche Produkte besitzen, die wir haben müssen, während sie ihren industriellen Bedarf in denjenigen Ländern

decken, unter deren Flagge sie stehen. Rußland und die Vereinigten Staaten aber haben selber Industrien entwickelt.

Die Weltwirtschaftspolitik ist also durchaus nicht das A und O aller Weisheit; England, das von seiner Ausfuhr 4102 Millionen Mark an seine eigenen Kolonien abgeben konnte und auf den übrigen Märkten nur mit 6403 Millionen Mark Warenangebot in 1913 auftrat, ist besser daran wie wir. Auch die Vereinigten Staaten sind in weit günstigerer Lage. In ihrer Ausfuhr im Werte von 10 199,7 Millionen Mark waren ganz überwiegend Rohstoffe enthalten; von unserer Ausfuhr des Jahres 1913 im Betrage von 10 097,2 Millionen Mark werteten die Fertigfabrikate 6786,7 Millionen Mark. Wir hatten erstens eine kleine Ausfuhr von Rohstoffen und zweitens geringen Absatz in eigenen Kolonien.

Auch für unsere Politik hat die Weltwirtschaft uns wenig Gutes gebracht. Wir ließen um ihretwillen den Engländern in Afrika freie Bahn und gaben ihnen damit das Mittel in die Hand, uns politisch einzukreisen.

Bismarck hatte Afrikafragen zur Schaffung des Dreibundes (Tunis) und zur Herstellung des Dreikaiserbündnisses benutzt. Die englische Festsetzung in Ägypten wollten die Russen mit einem Vorgehen in Zentralasien beantworten, und sie wandten sich zu diesem Zwecke 1884 an die europäischen Mittelmächte.

Von 1897 ab war England in der Lage, Afrikafragen gegen Deutschland auszubeuten. Faschoda führte folgerichtig zum englisch-französischen Vertrage vom April 1904, und nachdem diese beiden Mächte sich über den türkischen Besitz in Afrika geeinigt hatten, war Italien natürlich bereit, aus ihren Händen Tripolis zu empfangen. Das englisch-russische Abkommen über Persien und Vorderasien war die weitere Folge.

Die Bemühungen, zu den großen Kolonial- und Wirtschaftsmächten gute Beziehungen herzustellen, hatten wenig Erfolg; unser Streben nach mehr industriellem Absatz in den Überseegebieten wurde, namentlich von England und den Vereinigten Staaten, als unlautere Konkurrenz betrachtet. Und unsere heutigen Gegner erkannten schärfer als wir, daß unsere Weltwirtschaftspolitik zum kriegerischen Zusammenstoß führen mußte.

Insbesondere England waren wir in seinem Kolonialbesitz recht unbequem geworden. In den letzten Jahren wuchs unsere Ausfuhr nach den Überseegebieten prozentual stärker als die Einfuhr, und der englische Handel fühlte sich beunruhigt. Im Besitze der großen Kolonialgebiete strebte er nach ruhigem Geschäft; er wurde durch die deutsche Konkurrenz darin gestört. Bei uns in Deutschland hatte der Daseinskampf die schärfste Form angenommen; wir mußten mit Anspannung aller Kraft arbeiten, um die fremden Märkte billig beschicken und behaupten zu können; Organisation, Disziplin war bei uns die Losung. Diese Organisierung des ganzen menschlichen Lebens aber mit ihrer Vernichtung selb-

ständiger Existenzen lehnten die außenstehenden Völker ab; das ist's, was sie den deutschen Militarismus nennen.

England hat die uns feindseligen Stimmungen vorzüglich auszunutzen gewußt, und mit großem Geschick hat es uns an den beiden verwundbarsten Stellen gepackt, in der Nordsee, und im Südosten. Durch Abschnürung der Schiffahrtswege flog unsere gesamte Weltwirtschaft sofort nach Kriegsbeginn auf, und den Vereinigten Staaten ist das ebenso angenehm gewesen, wie England selber; weit gefährlicher war aber der Versuch, die Türkei von uns abzuschnüren und die Balkanvölker gegen uns ins Gefecht zu führen.

Daß England der Vorstoß gegen die Bagdadbahn nicht geglückt ist, haben wir der Vorsorge des Fürsten Bismarck zu verdanken, mit der er uns mit Afrikakolonien versah. Nur dieser so verachtete Besitz hat einen englischen Vormarsch von Ägypten aus durch Syrien gegen Obermesopotamien verhindert.

Gegen Südwestafrika hat England 50 000 Mann in Marsch setzen müssen, gegen Deutsch-Ostafrika nach und nach über 100 000 Mann; Kamerun hat 20 000—25 000 Engländer und Franzosen siebzehn Monate lang in Atem gehalten. Mit diesen gefährlichen Gegnern und den großen Aufstandsgefahren im Sudan im Rücken konnte England nicht vom Suezkanal aus gegen Syrien vorrücken oder Truppen in Arabien an der Mekkabahn landen. Es war gezwungen, Ägypten und den Sudan im Auge zu behalten und in Afrika so starke Kräfte anzusetzen, daß für Vorderasien keine genügenden Truppenmengen zur Verfügung waren. Im andern Falle wäre die Türkei sehr bald überwältigt gewesen und Österreich-Ungarn wäre vielleicht schon von der slawischen Flut verschlungen. Dadurch, daß unsere Afrikakolonien und die mit ihrer tapferen Verteidigung zusammenhängenden Aufstandsbewegungen im Sudan gut 300 000 Feinde in Afrika festgehalten haben, haben sie die Kriegslage auf dem Balkan zu unsern Gunsten beeinflußt und mitgeholfen, den Versuch, uns von Südosten her zu umfassen, niederzuschlagen.

IV. Weltpolitik und Kolonialpolitik.

Der Weltkrieg hat uns vor die Aufgabe gestellt, unsere Beziehungen zu den großen Weltmächten auf eine gesunde Basis zu stellen. Der nächste Gedanke ist wohl der, sie zu zwingen, daß sie unserer Weltwirtschaftspolitik keine Schwierigkeiten mehr machen. Also: freies Meer, freier Weltverkehr!

Wie wir gesehen haben, trägt aber unsere Weltwirtschaftspolitik ihre Schwierigkeiten in sich selber; sie hat uns zu dem einzigen Lande der Welt gemacht, dessen Ausfuhr überwiegend aus Fabrikaten besteht. Überall aber in der Welt drängen andere Völker in die Fabrikationsstufe nach, und die Fertigware ist heute nichts Begehrtes mehr. Die „materia prima" ist das Wertvollste geworden; Rohprodukte aber führen wir, an unserer Ausfuhr gemessen, nur in recht bescheidenem

Maße aus. Im Jahre 1913 versandten wir für 516,4 Millionen Mark Steinkohlen, 264,7 Millionen Mark Zucker, 132,9 Millionen Mark Roggen, 93,1 Millionen Mark Hafer, 63,7 Millionen Mark Kali- und Abraumsalze. Über zwei Drittel unserer Ausfuhr aber bestanden aus fertigen Waren.

Es wird außerordentlich schwierig sein, die Weltwirtschaft so nach unserm Willen zu lenken, daß unsere Rohstofflieferanten uns entsprechende Mengen Fertigfabrikate abnehmen; wir müssen durch den Krieg zu einer Verbesserung unserer Wirtschaft kommen. Sie erreichen wir nur durch große Kolonialgebiete, die Rohstoffe in größeren Mengen abgeben können. Wie die andern großen Welt- und Kolonialvölker müssen wir mehr als bisher im Besitz der „materia prima" sein.

Vieles werden wir trotzdem nach wie vor aus Amerika beziehen müssen und Übersee, wie Baumwolle und Kupfer (1913 für 462 Millionen Mark Baumwolle und für 294 Millionen Mark Kupfer) aus den Vereinigten Staaten, Kaffee aus Brasilien und Mittelamerika, Wolle aus Argentinien, Südafrika und Australien, Häute aus Argentinien, Brasilien und Indien; also brauchen wir ungehinderten Weltverkehr und eine freiere Stellung den Westmächten gegenüber, wie wir sie zu Bismarcks Zeiten besaßen. Unsere damalige glänzende Stellung ist uns durch die Vernachlässigung Afrikas verloren gegangen; also müssen wir sie uns in Afrika wieder holen. Freunde erwirbt man sich nur durch Zuweisung von Vorteilen, nicht durch Freundschaftsbeteuerungen. Bismarck gewann Rußland durch Deckung seiner zentralasiatischen Bestrebungen; England zog es durch Entgegenkommen in Vorderasien und Persien zu sich hinüber. Wir müssen den englischen Einfluß auf Persien und Vorderasien brechen; damit bricht gleichzeitig das englisch-russische Bündnis. Was Englands vorderasiatische Pläne am sichersten zertrümmert, zeigt deutlich genug der Krieg: ein deutsches Afrika. Es legt England in Afrika fest und löst sofort Freiheitsbestrebungen der sudanischen Völker aus und sichert die Freiheit Abessyniens. Ohne Deutschafrika wird England aber in Afrika so übermächtig, daß es auch die Geschicke Vorderasiens in Händen hält und damit die Macht, Rußland dauernd an sich zu binden. Deutschafrika aber, indem es diese Gefahren beseitigt, macht unsere Politik wahrhaft frei und erlaubt ihr, beruhigt in die Welt zu gehen. Ob nun Afrika die Fähigkeit hat, uns zu einem größeren Besitz von Rohstoffen zu verhelfen?

Zunächst sei darauf aufmerksam gemacht, daß das größte der auf der Welt vorhandenen Reservoire an für industrielle Zwecke brauchbaren tropischen Nutzhölzern der über West- und Zentralafrika sich erstreckende Urwaldgürtel ist.

Zum Zweiten ist ohne Zweifel Mittelafrika eines der bedeutendsten Viehzuchtgebiete der Zukunft, das sehr wohl einen Viehbestand wie Indien ernähren könnte, wo 1912 gegen 112 Millionen Stück Rindvieh gezählt wurden. Unser altes Kolonialreich in Afrika hatte etwa 6 Millionen Stück Großvieh; ein erweitertes

Kolonialreich könnte sofort 12 Millionen Stück haben, darunter acht Millionen weibliche Tiere, und eine jährliche Ausfuhr von vier bis fünf Millionen Stück Rindshäuten à 12 Kilogramm trocken = 48 000 bis 60 000 Tonnen. Eine schnelle Vermehrung des Großviehbestandes ist sehr wohl möglich. Der Bestand an Kleinvieh (Schafe, Ziegen) ist in Afrika sehr beträchtlich; die Ausfuhr von Talg, Butterschmalz kann sehr vermehrt werden. Mittelafrika ist außerordentlich reich an Ölpalmen, und der Anbau von Ölfrüchten wie Erdnüssen ist sehr steigerungsfähig.

Unser Kautschukbedarf könnte durch Mittelafrika sofort nahezu vollständig gedeckt werden; Sisalfaser würde Ostafrika allein heute für 18 Millionen Mark liefern. Es läßt sich sehr wohl ein afrikanisches Kolonialreich denken, das sofort eine Rohstoffausfuhr von 300 Millionen Mark hat und nach kurzer Zeit das Doppelte. Unsere Entwickelung könnte die folgende Richtung nehmen:

Der Balkan, Vorderasien, Persien und Österreich-Ungarn lieferten uns 1913 für zirka 716 Millionen Mark Rohstoffe, Lebensmittel und Getränke. Diese Zufuhr bis nach zehn Jahren nach dem Kriege auf eineinhalb Milliarden Mark zu steigern, müßte eine Kleinigkeit sein. Kommen dazu 500 Millionen Mark Lieferungen unseres Kolonialbesitzes, dann haben wir aus den uns verbündeten Gebieten und unsern Kolonien eine Rohstoffzufuhr im Werte von zwei Milliarden Mark, und unser Gesamthandel mit diesen Gebieten (vor dem Kriege zirka zweieinhalb Milliarden) könnte sich auf sechs Milliarden Mark belaufen.

Anschließen würde sich der Handel mit Belgien, Dänemark, Italien, den Niederlanden (ihre Kolonien können uns einen sehr großen Teil der indischen Einfuhr ersetzen), Norwegen, Schweden, der Schweiz, Spanien, Finland und auch Rußland; der Warenaustausch mit diesen Ländern stellte sich 1913 (Niederländisch-Indien eingerechnet) auf 7671,4 Millionen Mark, zusammen mit dem Vorherigen ergibt das bereits einen Handel von $13^1/_2$ bis 14 Milliarden Mark ohne England und Kolonien, Frankreich und Kolonialbesitz, Portugal, Ostasien und Amerika.

Eine tüchtige Bearbeitung der uns durch den Krieg gewordenen südöstlichen Möglichkeiten und eines großen deutschen Afrikabesitzes gibt uns eine wirtschaftlich sehr starke Stellung dem englischen Weltreich und Amerika gegenüber; *durch Afrika verbessern wir unsere Stellung wirtschaftlich und politisch. Wir gewinnen damit die Grundlage für eine gesicherte Weltpolitik.*

Dr. Paul Michaelis: Renans Verhältnis zu Deutschland nach 1870.

Das literarische Frankreich von heute nimmt eine feindliche Haltung zu Deutschland und seiner Kultur an. Französische Künstler und Gelehrte protestieren als die angeblichen Vertreter der wahren Kultur und Zivilisation gegen deutsche Barbarei. Zu den Unterzeichnern dieses Aufrufes zählen in Deutschland wohlbekannte französische Namen wie die Flammarions, Rostands, Saint-Saëns und vor allem Anatole Frances. Vor dem Kriege deutsche Kultur und deutsches Geistesleben anerkennend, nennen sie sich jetzt Verächter deutschen Wesens und preisen laut und eindringlich französische Kultur und französisches Geistesleben. Deutschlands Geistesgrößen haben es nicht nötig, sich gegen den Vorwurf „deutscher Barbarei" zu verteidigen, noch werden sie auf Frankreichs Provokation mit der gleichen Münze antworten. Was vom französischen Geistesleben und französischer Kultur wirklich zu bewundern ist, wird in Deutschland weiter geachtet und geschätzt — trotz des Krieges, während des Krieges und nach dem Kriege.

Zur Ehre Frankreichs sei hier ausgeführt, daß einer der großen französischen Geister während des deutsch-französischen Krieges 1870/71 und nach seiner Beendigung sich Deutschland gegenüber anders verhalten hat als die französischen geistigen Führer von heute. Das war Ernest Renan, der den Mut besessen hat, im Kriegsjahre 1871 seinen Landsleuten das Lob Deutschlands zu singen. Renan hatte vor dem Kriege in Deutschland seinen großen Lehrmeister bewundert, und er hat dem deutschen Lande nach dem Kriege, obwohl sein französisches Vaterland besiegt war, dieselbe Bewunderung gezollt.

Renan ist der bedeutendste Schüler der Frau von Staël, weil er in ihrem Sinne literarischen Kosmopolitismus lehrte und verbreitete. Frau von Staël hatte, was nur wenige Franzosen zu Beginn des 19. Jahrhunderts taten, deutsch gelernt, um das „Volk der Dichter und Denker" in seinen Schriftwerken (Goethe, Schiller) eingehend zu würdigen und zu verstehen. Sie war selbst nach Deutschland gereist (eine Seltenheit damals!), um das deutsche Volk bei seiner Arbeit kennen zu lernen. Sie war in Weimar gewesen und hatte dort Goethe und Schiller besucht. Nach ihrer Rückkehr legte sie das, was sie in Deutschland gehört und gesehen hatte, in ihrem Buche: „De l' Allemagne" nieder, das nach mannigfachen Schicksalen 1813 veröffentlicht wurde. Durch dieses Buch lernte Frankreich das Nachbarland Deutschland und sein Geistesleben kennen; und wer von den Franzosen sich nicht mit der Lektüre dieses Buches begnügte, sondern sich auch in das Studium deutscher Sprache und Literatur vertiefte, lernte Deutschland schätzen, vor allem: Renan.

Ernest Renan, im Jahre 1823 zu Tréguier in der Bretagne geboren, hatte sich dem Studium der Theologie gewidmet. In das von der Welt abgeschlossene Priesterseminar von Saint-Sulpice drangen heimlich deutsche Bücher, aus denen Renan Deutschlands Denker zuerst kennen lernte: Herder, Goethe, Kant. „Ich glaubte, in einen Tempel zu treten", lautet sein Glaubensbekenntnis, als er die Werke deutscher Dichter gelesen hatte. Nachdem er dem priesterlichen Berufe entsagt hatte, weist er, der inzwischen deutsch gelernt hatte, unaufhörlich auf Deutschland als nachahmenswertes Vorbild hin, träumt von einem Kulturbündnis zwischen seinem Vaterlande und Deutschland, dem sich England anschlösse, und vereint würden diese drei großen abendländischen Nationen tonangebend in der Welt sein.

Es war im Jahre 1870. Renan befand sich auf einer Erholungsreise in Tremsoe in Norwegen, als er die Nachricht von dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges erhielt. Es war nur natürlich, daß er, der von jenem geistigen Dreibunde geträumt hatte, durch die Kriegsnachricht tief erschüttert wurde. Er betrachtete den Krieg zwischen Deutschland und Frankreich als das größte Unglück, das der Zivilisation zustoßen konnte. Die Schuld am Kriegsausbruch schiebt er in der Hauptsache der „oberflächlichen französischen Demokratie" zu. Hatte er schon vor dem Kriege in den „Questions contemporaines" scharfe Worte gegen die Demokratie Frankreichs gebraucht, so verwandelt sich seine Schärfe nach dem Kriege in Anklagen. Er wirft der oberflächlichen Demokratie vor, militärische und politische Ohnmacht im Lande hervorgerufen zu haben. Die Demokratie hätte sich Reformen widersetzt; Frankreich hätte eine untätige und lässige Politik betrieben. Trotzdem verzweifelt Renan noch nicht. Ohne sich entmutigen zu lassen, schreibt er im Kriegsjahre 1871 seine „Réforme intellectuelle et morale de la France", ein Buch, in dem er ein neues sozial-pädagogisches Programm entwirft und dabei auf den — Sieger Deutschland als Vorbild hinweist. Dieses bedeutsame Buch stellt in seinem ersten Teile „das Übel" (le Mal) dar, an dem Frankreich krankt. Frankreich hätte seine alte Geschichte und Vergangenheit vergessen und wäre ins Vulgäre gesunken (enfoncée dans la vulgarité); es sei materialistisch geworden. Patriotismus, Begeisterung für das Schöne, Liebe zur alten „gloire" seien verschwunden und mit ihnen die vornehmen Gesellschaftsschichten, die einst die Seele Frankreichs ausmachten. Arbeiter und Bauern herrschten jetzt. Man spreche zum Bauern oder zu einem Anhänger der sozialistischen Internationale von Frankreich und seiner glorreichen Vergangenheit, er wird eine solche Sprache nicht verstehen! Dieser Abschied von der „gloire" und von Frankreichs großer Vergangenheit seien das „Finis Franciae". Und nun erst dieser unglückselige Krieg! Sah Napoleon denn nicht, daß ein Krieg mit Deutschland eine zu gewaltige Heimsuchung für ein so geschwächtes Land wie Frankreich sei? Die französische Demokratie löse die militärische Organisation, die auf Disziplin gegründet sei. Deutschland hat wohl auch seine demokratische Bewegung; aber sie habe sich der nationalen vaterländischen Begeisterung unter-

geordnet. Der Sieg Deutschlands konnte also nur vollständig sein; denn eine organisierte Macht schlägt stets eine nicht organisierte, selbst wenn diese zahlenmäßig überlegen ist. „Der Sieg Deutschlands war der Sieg des disziplinierten Menschen über denjenigen, der es nicht ist.“ Mit diesem Lobe Deutschlands geht Renan zum zweiten Teile seines Buches über, zu den „Heilmitteln“ (remèdes) gegen das „Übel“. Die Heilmittel sieht Renan trotz des Kriegsjahres 1871 in Deutschland. Frankreich solle seine Niederlage zum Ausgangspunkt einer Aera der Erneuerung machen, wie es das besiegte Preußen nach 1807 getan hätte.

Was tat Preußen nach dem Frieden von Tilsit? Es reorganisierte sich stillschweigend, scharte sich um das Herrscherhaus, um seinen König, besonders um die Königin Luise. Alle Geistesgrößen wurden zusammengerufen; Stein vollbrachte das große Reformwerk. Die Reform des Heeres war ein Meisterstück. Renan wiederholt also, was er in den „Zeitgemäßen Fragen“ von 1869 bereits ausgesprochen: „Was soll man nachahmen? Die deutschen Schulen, die deutschen Universitäten, die moralische Erziehung Deutschlands, die deutsche Art, religiöse Fragen zu behandeln. Als der Freiherr vom Stein 1808 die Regeneration Preußens unternahm, machte er Berlin zum intellektuellen Zentrum Norddeutschlands.“ Fünfzig Jahre lang hatte Preußen diese ernste Regenerationsarbeit getrieben, um dann als eine der ersten Nationen Europas hervorzutreten. Wenn Frankreich diesem Beispiele folgte, würde es in kurzer Zeit ebenso weit sein. Wenn es sich ähnlichen Reformbestrebungen unterzöge, würde es sehr schnell seine Stelle im europäischen Konzert wiedereinnehmen. Man ahme also das Verfahren Preußens nach Jena nach! — Nicht nur auf politischem und militärischem Gebiete sei Preußen nachzueifern, mehr vielleicht noch im Unterrichtswesen. Im Kriege 1870/71 hätte sich die Unterlegenheit Frankreichs erwiesen; das geistige Wesen Frankreichs sei geschwächt; man müsse es stärken; man blicke dabei auf Deutschland. Das französische Unterrichtswesen bedürfe gründlicher Reformen; das französische Elementarschulwesen müsse sich nach der deutschen Volksschule richten. Den Hochschulen sei Lehrfreiheit zu gewähren wie in Deutschland. Man schaue nur auf die kleinen deutschen Universitäten, wo sich echter Forschergeist entwickele! Niemand dürfe von nun an wegen seiner Ansichten von einem Lehrstuhle an der Universität ferngehalten werden. Man schaffe Privatdozenturen wie in Deutschland, damit junge Forscher sich auf wissenschaftlichen Gebieten betätigen könnten, die außerhalb des erhaltenen Lehrauftrages lägen. Das, was man in Deutschland „Fach“-Studium nennt, müsse in Frankreich gefördert werden. Wenn Frankreich sich durch solche Nachahmung auf sich selbst besänne, so schließt Renan sein Buch, dann wäre in diesem Falle der Krieg dem Besiegten nützlicher gewesen als dem Sieger. „Mit diesen ernsten Bemühungen wäre eine Renaissance möglich. Ich bin überzeugt, wenn Frankreich zehn Jahre hindurch den Weg verfolgte, den ich anzugeben versucht habe, wäre es aller Revanchegelüste enthoben.“

So schrieb Ernest Renan im Jahre 1871, als sein Vaterland einen demütigen-

den Frieden schließen mußte. Im selben Jahre schrieb er ein zweites Buch, die „Dialogues philosophiques“, die er jedoch nach seiner Vollendung noch nicht der Öffentlichkeit übergab. Er wollte zunächst abwarten, ob sein Mahnruf in der „Réforme intellectuelle“ Widerhall bei seinen Landesgenossen fände. Seine Mahnungen zu einer Reform wurden nicht gehört, und so entschließt er sich im Jahre 1876, seine „Dialogues philosophiques“ zu veröffentlichen. Das Buch enthält einen zweiten Mahnruf und einen zweiten Hinweis auf Deutschland: In einem Briefe (an seinen Freund Berthelot), der dem Vorwort vorangeht, entwickelt Renan für sein besiegtes Vaterland ein literarisches und philosophisches Zukunftsprogramm. Im Jahre 1871 sei Frankreich dem Abgrunde nahe gewesen; auch in den folgenden Jahren 1871—1876 sei es kaum besser geworden. Renan erhebt die bange Frage: „Werden wir endlich bessere Tage sehen?“ Der Optimist in ihm hofft. Er weiß ein Mittel für die Besserung: Verdoppeln wir die Arbeit! Zeigen wir der Welt, zeigen wir Deutschland, daß Frankreich noch etwas zu leisten vermag! Setzen wir die Welt durch etwas Außerordentliches in Erstaunen! Victor Hugo und George Sand mögen zeigen, daß ihr Geist noch nicht gealtert sei. Taine, About, Flaubert mögen sagen, daß ihre besten Werke noch nicht geschrieben sind. Claude Bernard und Balbiani sollen andere Geheimnisse des Lebens entdecken, und Berthelot, der Empfänger dieses Briefes, der berühmte Chemiker, solle der Wissenschaft eine neue Atomlehre schenken. Er selbst, Renan, schreibt in Versailles die „Dialogues philosophiques“, in denen die Lobpreisung Deutschlands zu hören ist in den Worten: Für die Beherrschung der Welt durch die Vernunft scheine ihm Deutschland das geeignete Land zu sein.

Das sind die Ansichten eines französischen Großen über Deutschland aus den Jahren 1871—76. Trotz der Enttäuschung, die ihm der Krieg bereitet hatte, kein Schmähwort, kein Wort des Hasses, kein Vorwurf der „Barbarei“!

Und heute! An der Spitze der Ankläger Deutschlands, die gegen angebliche deutsche Barbarei protestieren, marschiert Anatole France, der sich selbst einen Schüler und geistigen Nachkommen Ernest Renans nennt. Und doch trennt ihn vieles von seinem Lehrer Renan, vor allem eines: France kann nicht Deutsch. Das ist der Hauptgegensatz zwischen seiner Bildung und der Renans. Der Mangel deutscher Bildung läßt ihn und die Schar der mitunterzeichneten Protestler gegen „deutsche Barbarei“ blind werden. Sie alle haben nicht den weiten Blick Renans, der auch in der Zeit allgemeinen Hasses die nationale Duldsamkeit lehrte.

Alma von Hartmann: Ein wirklich Neutraler.

Aus der Schweiz, in der sich ja die verschiedenen politischen Richtungen scharf gegenüber stehen, ist neuerdings eine Stimme zu uns gedrungen, die in unserem Herzen starken Widerhall weckt. Ein Züricher Theologe, Dr. th. u. phil. Bolliger, Pfarrer am Neumünster, hat sich veranlaßt gesehen, das Sendschreiben der französischen Protestanten an die Protestanten der neutralen Staaten in einer kleinen „Tatsachen" betitelten Schrift (bei Carl Hirsch, Konstanz, 20 Pfg.) persönlich zu beantworten. Dadurch zog er sich eine Antwort des Vizepräsidenten Puaux vom protest. Verein für französische Propaganda im Ausland zu, der er in einer zweiten Schrift „Deutschlands Recht" eine kräftige Abwehr zuteil werden läßt. Beide Veröffentlichungen der Franzosen sind beigedruckt, eine dritte, in der Revue chrétienne erschienene, wird in ihren Kernpunkten herangezogen. Es handelt sich den Franzosen vor allem um die Schuldfrage an diesem „verruchten Krieg, dessen Verantwortung zurückfallen muß auf Österreich-Ungarn und besonders auf Deutschland, das seit vierzig Jahren alle Kräfte konzentrierte in Erwartung der Stunde, da es denselben entfesseln konnte." Von dem Ausgang dieses Krieges hängt das Schicksal der Neutralen ab, da im Fall des deutschen Sieges jedes kleine Volk sich umsonst auf seine Neutralität und die Achtung vor Verträgen berufen würde. Frankreich hat sich seit der Annexion Elsaß-Lothringens gegen den Willen von dessen Bürgern zum Protest gegen das barbarische Recht der Eroberung erhoben und kämpft jetzt für die Unabhängigkekit der Völker und für die Gerechtigkeit, die nach den Worten der Schrift allein die Völker erhöht.

Diese erhabenen Worte der Franzosen schrecken den streitbaren Schweizer nicht. Er bejaht die Frage, ob Frankreich, Rußland und England im allerengsten Sinne auf diesen Krieg hingearbeitet haben, ohne Abzug mit einem festen Ja. Die Pläne und Taten König Eduards, Poincarés und des Großfürsten Nicolai Nicolajewitsch sind ihm keine Erfindungen der Phantasie, ebensowenig der Dreiverband. Und wenn Frankreich den Gedanken der Revanche nie zur Ruhe legte, sondern sich mit einem Staate verbündete, in dessen Kerkern Hunderte der Besten, die dem Volke auch die Fackel der Freiheit vorantrugen, elend vermodern, so muß man es im vollsten Sinn für diesen Krieg verantwortlich machen. In Petersburg wirkte Delcassé, der am liebsten schon im Jahre 1905 den Krieg zum Ausbruch gebracht hätte. Damals war der Zeitpunkt für Frankreich aber nicht günstig genug, man ließ den Minister, der hinter dem Rücken seiner eigenen Regierung konspiriert hatte, für den Augenblick verschwinden, aber nicht aus allgemeiner Friedensliebe, sondern weil man gegen den furchtbaren Feind noch eines stär-

keren Bundesgenossen bedurfte, als Rußland gerade damals war. Dann aber schickte man ihn nach Petersburg, wo er natürlich nicht als Friedensfreund wirkte. Vielleicht, ja wahrscheinlich war die Mehrheit der Franzosen wie der Engländer und Russen gegen den Krieg, aber wenn sie den intrigierenden Männern das Regiment nicht zu entwinden vermochten, so trifft die Schuld auch sie. Daß England erst durch die Verletzung der belgischen Neutralität zum Mitgehen veranlaßt worden sei, glaube auf dem ganzen Erdenrund kein Mensch mehr, am wenigsten ein Engländer; es war aber ein herrlicher Vorwand, England mit der Aureole des Anwalts kleiner Nationen in den Krieg ziehen zu lassen. Der englische Vorschlag eines Kongresses bringt Volliger zu den Worten: „Solch ein Kongreß hätte freilich dem Dreiverband gepaßt. Denn die Zeit der Beratung hätte Rußland und Frankreich Raum gegeben, ihre Mobilisation zu vollenden. Es wäre nicht ein Friedens-, sondern ein Verzögerungskongreß geworden zum Schaden Deutschlands." Er sieht einen anderen Grund in dem Zaudern Englands. Es „mußte warten, weil eine f r ü h e Erklärung, daß es in jedem Fall von der Partie sein werde, vielleicht Deutschland zurückgeschreckt hätte. In diesem Fall unterblieb ja der Krieg. Er durfte aber nicht unterbleiben. England begehrte denselben mit heißer Seele, und gerade darum mußte es sich zurückhalten, bis Deutschland unwiderruflich in dem grimmen Strauß engagiert war." England wollte die Vernichtung Deutschlands von der See her besorgen; zur Besorgung der Blutarbeit auf dem Lande hatte es seine Festlandsblutknechte angestellt. Und zwar, weil es diesmal ganz große Arbeit gab, klugerweise gleich zwei überaus starke Völker, Frankreich und das an Menschen unerschöpfliche Rußland. Es meinte, deshalb nur eines kleinen eigenen Landheeres zu bedürfen; ein Beweis für seine friedliche Unvorbereitetheit ist darin nicht zu sehen.

So verwirft Volliger die Ansicht, daß es Deutschland sei, das auf diesen Krieg hingearbeitet habe, vollständig. Da Deutschland bei der stets offen zur Schau getragenen französischen Revanchelust den Bund mit Rußland, dessen Rüstungsanleihen in Paris begeistert finanziert wurden, als stete Bedrohung auffassen mußte, erfüllte es nur seine Pflicht, wenn es seine Vorbereitungen traf, umsomehr, als es auch Englands wachsenden Neid zu fühlen bekam und sich der Einkreisung durch den mächtigen Dreiverband immer klarer bewußt wurde. „Lauter defensive Bereitschaft, so klug als notwendig. Von einer Rüstung, um Frankreich zu überfallen und diesen ungeheuren Krieg zu entfesseln, ist für redliche Augen nichts zu sehen."

Noch ein anderer Schweizer, Professor Hermann Bächtold, Historiker an der Basler Universität, hat in seinem höchst lesenswerten Buch „Die nationalpolitische Krisis in der Schweiz" bei der Frage nach der Verantwortung für den Krieg ebenfalls auf die Urheber der vorangegangenen diplomatischen Aktion hingewiesen, die, wenn auch nicht zu dem Ende ins Werk gesetzt, um die Welt in Brand zu stecken, doch wesentlich zu diesem Brand geführt habe. „Wer war es,

der die politische Mächtekonstellation, mit der das 19. Jahrhundert geendet, umorganisierte? Etwa Deutschland, um jenen Widerstreit mit England zu seinen Gunsten auszufechten, oder umgekehrt England?" Die englische Politik ist sich ja auch des Gelingens der deutschen Einkreisung als eines diplomatischen Meisterstücks bewußt. Durch das Zusammenrücken der Engländer, Franzosen und Russen in Front gegen Deutschland mußte dieses bei seiner schwierigen geographischen Lage in immer steigende Unruhe geraten; und es ist kein Zweifel, daß die Taktik der Entente, alle diese Bündnisse als ganz harmlos hinzustellen, von ihrem Gegner richtiger gedeutet worden ist. Die Ausnahmestellung Englands, die „das freie ungehemmte Erfließen des Lebens anderer Völker über die Welt nicht zuließ", traf in Deutschland, das dem englischen Imperialismus das Prinzip der Koordinierung und freien individuellen Entwicklung gegenüber stellte, zum ersten Mal auf einen Gegner. Diese Interessencollision trat um die Jahrhundertwende in das politische Bewußtsein und führte zu der diplomatischen Umgruppierung der Mächte. Wer sich diese Ereignisse nicht in ihrer vollen Bedeutung vergegenwärtigt, wird nie richtig bewerten können, welche Partei schließlich die entscheidende Verschärfung der Gegensätze hauptsächlich bewirkt hat.

Bolliger drückt sich weniger verklausuliert aus. Wenn er aber auch Deutschland von der Schuld an diesem Kriege als einen lange vorher zu Eroberungszwecken beabsichtigten weit wegweist, so kommt er doch zu dem Resultat, daß die deutsche Regierung im Juli 1914 den Krieg in Übereinstimmung mit der österreichischen wollte. Und er fügt hinzu: „sie mußte den Krieg wollen. Das Nichtwollen wäre Verbrechen gewesen. Wieso? Nun, der Krieg gegen die drei verbündeten Großmächte war unvermeidlich. Das war längst ohne besonderen Scharfsinn zu erkennen. — Bei dieser Sachlage gebot die Klugheit unerbittlich, die relativ günstige Stunde zu wählen und die Wahl nicht dem übermächtigen Gegner zu überlassen. Alles in Ordnung, nach Regeln der Weisheit und Sittlichkeit in Ordnung. — Deutschland hat gehandelt, wie es bei der wesentlich durch Frankreich herbeigeführten Weltlage zu seiner Rettung handeln mußte." So nahm Deutschland, für welches das schreckliche Wagnis Pflicht geworden war, mutig das Odium der Kriegserklärung auf sich und begann die Offensive zum Zweck der Defensive, nicht in sittlicher Ruchlosigkeit, sondern zur Selbstverteidigung; verschuldet hat es den Krieg nicht, wohl aber verursacht, „nämlich durch seine Tüchtigkeit und seine großartige politische und wirtschaftliche Entwicklung. Das weckte Groll und Neid bei seinen Nachbarn, die so oft den Boden des ohnmächtigen Deutschlands zertreten und seine Städte und Dörfer verwüstet hatten."

Elsaß-Lothringen sind für den Schweizer zwei echt- und urdeutsche Provinzen, und wenn die französischen Protestanten gegen „das barbarische Recht der Eroberung" opponieren, das ihnen 1870 diese Länder genommen habe, so erinnert sie Bolliger ironisch daran, daß Frankreich „aus Versehen und Vergeßlichkeit ein Reich von einigen Millionen Quadratkilometern zusammenerobert

habe", und an ihren erlauchten Sonnenkönig, der mitten im Frieden dieselben Länder dem damals ohnmächtigen deutschen Reiche geraubt habe, und er findet es selbstverständlich, daß Deutschland die verlorenen Glieder wieder an sich zog. Er glaubt auch nicht, daß Deutschlands Sieg, der ihm gar nicht so fern zu liegen scheint, der Schweiz schaden würde. Freilich, jede Neutralitätsgrenze ist limitiert. „Die Garantie, mag ihr Wortlaut noch so überschwänglich lauten und mit Ewigkeiten um sich werfen, besagt tatsächlich nur: ich werde nicht aus Willkür, Machthunger oder einem ähnlichen Motiv euren Boden betreten." Aber wenn die Not drängt, die Selbsterhaltung des Staates auf dem Spiele steht, dann muß die Neutralität verletzt werden, wie Deutschland es Belgien gegenüber getan hat; vor der großen Not sind wohl schon ältere und heiligere Ordnungen als solch ein Staatsvertrag gewichen. In wenigen Worten ist hier der springende Punkt getroffen; keine bessere und gerechtere Beurteilung der Verletzung der belgischen Neutralität kann gefunden werden, als dieser Hinweis auf das höhere Recht gegenüber dem niederen. In bezug auf die Gültigkeit von Neutralitätsverträgen steht Bolliger ja nicht allein. Eduard von Hartmann spricht schon 1888 in einem hochpolitischen Aufsatz der „Gegenwart" von einer „wirkungslosen papiernen Neutralitätsgarantie" und weist auf die wiederholten Erklärungen der englischen Regierung hin, wonach die Neutralitätsgarantie die garantierenden Mächte nicht einseitig zu einem militärischen Schutze gegen Neutralitätsverletzungen verpflichte. Auch Frankreich würde, davon ist Bolliger fest überzeugt, im Fall der höchsten Not die schweizerische Neutralität nicht achten, wie England ja schon überall, wo es ihm vorteilhaft erschien, die Rechte der Neutralen verletzt hat.

Bolliger gehört zu der kleinen Zahl vorurteilsloser Neutralen, die sich durch das Lügengewebe unserer Feinde nicht haben einfangen lassen, sondern einsehen, daß der Kampf auf unserer Seite, und nur auf der unsrigen, ein verzweifeltes Ringen um die Existenz ist, in welchem man nicht mehr nach den alten Theorien fragen darf, weil es sich um Sein oder Nichtsein eines Staates handelt, der seine Daseinsberechtigung durch innere Größe mehr als hinreichend bewiesen hat. Der Schweizer Pfarrer weiß, daß unsere „Einschnürung entsetzlich war, die Prognose noch entsetzlicher." Er verzettelt sein Mitleid nicht mit den Serben und Montenegrinern, sondern wendet sie dem Nachbarlande zu, „in dem doch am Ende Völker wohnen mit soviel politischer Freiheit, wahrer Selbstbestimmung, mit so hoher sozialer Entwicklung und Fürsorge, wie man sie auf Erden kaum zum zweitenmal antrifft," weil seine Seele sich empörte, als das ganz vom Verkehr abgeschnittene Deutschland so unerhört verleumdet wurde und man es durch die vergiftete Waffe der Lüge in der öffentlichen Meinung der Völker zu vernichten suchte. „Gab's da für mich nichts zu tun? Mein Nachbar ist ein Ehrenmann, aber er wird von bösen Zungen entsetzlich verleumdet. Wenn ich nicht für ihn eintrete, bin ich ein Schuft. Hier geht's um mehr als einen Ehrenmann, um ein ganzes Volk sterblicher und unvollkommener Menschen. Aber bei allen menschlichen Mängeln ist's

ein grundtüchtiges und geistig hochstehendes Volk, also daß zurzeit sich schwerlich ein zweites auf dem Erdenrund mit ihm messen kann. — Laßt nur einmal den deutschen Herbst kommen, und Ihr werdet Euch verwundern, was aus diesem „geknechteten Barbarenvolk" geworden ist." Und er empfindet stark die Ironie der Geschichte, daß gerade die Franzosen das beste dazu beigetragen haben, die deutsche Einigung herbeizuführen und das deutsche Kaisertum aufzurichten, ist auch fest davon überzeugt, daß sie jetzt im Bunde mit den Engländern und Russen die deutschen Lande nur einer größeren Herrlichkeit entgegenführen. Die schlichten und doch so kräftigen Worte eines Mannes, der unsere gefährliche Lage nicht leichtherzig unterschätzt, soll uns eine Bürgschaft dafür sein, daß wir in dieser ernsten Zeit noch viele wertvolle Freunde besitzen, die sich trotz aller gegen uns vorgebrachten Anklagen treu und mutig zu uns bekennen, einerlei welchen Anfechtungen — an denen es dem streithaften Schweizer natürlich auch nicht gefehlt hat — sie selber dadurch ausgesetzt sind.

Dr. jur. Kurt Ed. Imberg: Ein Amerikaner zum Weltkrieg.

Nicht oft tönten Stimmen von jenseits des Ozeans zu uns herüber, die unseren Kampf gegen eine Welt von Feinden richtig verstehen, die begreifen, wofür der Deutsche nunmehr schon über zwei Jahre lang kämpft, und daß es große Fragen, große Werte sind, um die gerungen wird. Nur selten findet man einen Amerikaner, der all dem volles Verständnis entgegenbringt und der einsieht, daß die Fragen, die jetzt zur Entscheidung gelangen, nicht nur rein europäische sind, sondern daß auch der amerikanische Erdteil, d. h. vor allem die Vereinigten Staaten an der Lösung dieser Fragen in hohem Maße interessiert sind.

Abgesehen von der deutsch-amerikanischen Presse haben die amerikanischen Zeitungen mit geringen Ausnahmen herzlich wenig Verständnis für uns Deutsche und unsere Sache gezeigt. Um so erfreulicher ist es, daß eine so angesehene, absolut nicht als deutschfreundlich anzusprechende Zeitung wie der „Philadelphia Public Ledger" im Juli einen Artikel aus der Feder des früheren Gouverneurs von Pennsylvania Samuel W. Pennypacker veröffentlicht hat, der von amerikanischem Standpunkte aus die Frage zu beantworten sucht: Was bedeutet Deutschlands Sieg für die Menschheit und für die Vereinigten Staaten im besonderen?

Die Ausführungen dieses angesehenen Amerikaners, die auch nebenbei eine

scharfe Kritik der amerikanischen Politik enthalten, dürfen zweifellos auch bei uns auf Interesse rechnen; wir geben sie daher im folgenden in deutscher Übersetzung wieder.

* * *

„Es ist viel in Amerika über den europäischen Krieg geschrieben worden, aber leider sind die meisten Arbeiten über dieses Thema, wie die Bücher von James M. Beck in Newyork, Dr. J. William White in Philadelphia und die faden Erklärungen Theodor Roosevelts nur Äußerungen, die in der Hauptsache auf Einzelereignisse basieren wie das Überrennen Belgiens, die Versenkung der „Lusitania" und die Bestrafung der Miß Cavell, die den Feind unterstützte, während sie hinter den deutschen Linien als Krankenschwester zugelassen war. Es ist sehr einfach, solche Beispiele auszuwählen und auszuschlachten. Wer andererseits sein Urteil nach Tatsachen bilden wollte, wie z. B. daß die Alliierten den Krieg mit der Ermordung einer vertrauensvollen und harmlosen Frau begonnen, daß sie die Neutralität Chinas und Griechenlands verletzt, mindestens zwei Frauen wegen militärischer Vergehen hingerichtet und versucht haben, das kleine Griechenland zuerst durch Bestechung und dann durch Einschüchterung in einen Vernichtungskrieg zu stürzen, der hat auch nur leicht die Oberfläche berührt und die wahren Fragen und Kräfte, die diesem gewaltigsten Ringen der Weltgeschichte zu grunde liegen, vollkommen außer acht gelassen.

Amerikaner, die durch keinen Bindestrich erblich belastet, also keine Anglo-Amerikaner oder Deutsch-Amerikaner sind, sollten ernstlich zwei Grundfragen richtig zu lösen suchen und entscheiden, welches Ergebnis für die Zukunft der Menschheit am besten wäre, und wie sie sich verhalten sollten, um ihrem eigenen Lande am meisten zu nützen.

Anfangs liefen die militärischen Pläne der Alliierten, die bis heute keine allzu großen Erfolge aufzuweisen haben, darauf hinaus, daß England, Frankreich und Belgien Deutschland im Westen im Schach halten sollten, während Rußland die Aufgabe zufiel, mit seinen enormen Truppenmassen Berlin zu besetzen. Deutschland sollte zermalmt und durch die Gewalt und den Druck überwältigender Übermacht vollkommen zu Boden geworfen werden. Angenommen, dieser Plan hätte am Ende Erfolg, wie sollte der Welt die Zerschmetterung Deutschlands zur Wohltat gereichen?

Selbst Deutschlands Feinde geben zu, daß sein Volk zu den tüchtigsten, tatkräftigsten und kultiviertesten aller Völker der Erde gehört. Es hat seine Fähigkeiten im Laufe dieses Krieges gezeigt, wie früher auf dem Gebiete der Literatur, der Wissenschaft und des Handels. Ist es da denn nicht besser für die Menschheit, daß es erhalten bleibt, daß seine Methoden, die sich nützlich bewiesen haben verbreitet zu werden, und sein Einfluß erweitert werden?

Würden die Alliierten gewinnen, so würde dies das Vordringen Rußlands nach Westeuropa bedeuten. England hat ihm bereits den Besitz Konstantinopels als Weg zum Mittelländischen Meere versprochen. Wie soll das für Europa oder für die Welt von Nutzen sein! Rußland besitzt schon die Hälfte Europas und die Hälfte von Asien mit einem Gebiete, das größer ist, als es auszunutzen vermag, und mit einer Bevölkerung, die zu groß ist, als daß es für sie in dem erforderlichen Maße sorgen oder sie gar zivilisieren könnte. Würde es ein Fortschritt oder ein Rückschritt sein, wenn etwa Slawen und Kosaken an die Stelle des Deutschen träten?

Wahrhaftig, wenn man die Sache ganz allgemein und mit Rücksicht auf das Wohl der Menschheitsfragen ansieht, dann sollten sich alle Zweige der teutonischen Rasse, Deutschland, Holland, England, die Vereinigten Staaten, Schweden, Norwegen und Dänemark, vereinigen zur Förderung ihrer gemeinsamen Interessen und zum Schutz gegen das Eindringen der Slawen und später der Mongolen. Die Engländer sind nur ein Stamm der Deutschen, die im sechsten Jahrhundert den Weg über die Nordsee zu ihrer Inselheimat fanden.

Ihre größte Sünde in diesem Kriege ist es gewesen, daß sie Rassenverrat getrieben und sich mit Heiden und Fremden zusammengetan haben, um Hilfe zu haben in einem häuslichen Streite.

Die Sünden der Völker rächen sich stets ebenso wie die der Einzelmenschen, und bitter wird England den Tag bereuen, da es in der Hoffnung, seine Blutsverwandten, die mit seinem Handel in Konkurrenz standen, zu bekämpfen, sich bemühte, Rußlands Macht zu vermehren und Mongolen als Kampfgenossen aufzunehmen. Seine Staatsmänner handelten kurzsichtig, da sie nicht einsahen, daß Mitteleuropa im Besitz Deutschlands ihr eigener Schutz gegen das Vordrängen fremder Rassen aus dem Osten und das stärkste Bollwerk ist für die Wahrung ihrer eigenen Interessen und der der Menschheit überhaupt.

In keiner Krisis der Vergangenheit sind die amerikanischen Interessen mit so wenig richtigem Urteil wahrgenommen worden wie jetzt. Wir haben einen Mangel an Fähigkeit bewiesen, den Gang der Ereignisse zu übersehen und unsere eigenen Interessen richtig zu würdigen, ein Mangel, der — man kann wohl sagen — an dünkelhafte Dummheit grenzt. Amerikanische Staatsmänner sollten scharfsinnig genug sein, zu erkennen, daß, welche Höflichkeiten man uns auch erweisen möge, wie groß auch die Freundschaftsbezeugungen sein mögen und wie zahlreich die Millionäre unter uns, die mit ihren Lippen die Hand des Königs berühren dürfen, daß die Engländer notwendigerweise und unveränderlich stets unserem Emporkommen feindlich gegenüber stehen werden.

Spencer und Darwin haben vor langer Zeit ausgeführt, daß der Kampf Blut eng miteinander verbunden sind. England ist uns feindlich, weil es weiß, daß wir beide dasselbe Ziel erstreben. Es bewies diese Feindseligkeit, als es
daß wir beide dasselbe Ziel erstreben. Es bewies diese Feindseligkeit, als es

unser Kapitol niederbrannte*), als es die „Alabama" und die „Florida" auslaufen ließ**), um unseren Handel auszurauben, als es in Gemeinschaft mit Rußland Shuster***) aus Persien vertrieb, und als es Wilson und Elihu Root überredete, unsere Souveränität über den Panamakanal aufzugeben. Würden wir in diesem Kriege eine wahre Neutralität bewahren und eine angemessene Sympathie für ein starkes und tüchtiges Volk zeigen, das gegen eine scheinbar überwältigende Zahl von Engländern, Franzosen, Serben, Belgiern, Italienern, Russen, Algeriern, Japanern und Indern um seine Existenz kämpft, dann würden wir uns einen Freund unter den Völkern erworben haben. Man sollte meinen, daß die Unterstützung eines derartig gewaltigen Bündnisses von den Amerikanern übel aufgenommen werden würde. Statt dessen kann man sehen, wie wir durch unsere Handlungsweise einerseits die alte Nebenbuhlerschaft Englands gegen uns behalten und andererseits uns in Deutschland einen neuen Feind geschaffen haben.

Unter dem Vorwande der Furcht vor Deutschlands militärischem Geist, haben wir alles getan, was überhaupt nur möglich war, um den Zorn Deutschlands auf unser Haupt zu laden. Ungestüm haben wir Deutschland verurteilt. Wir haben die bei weitem schwereren Anklagen gegen England begraben und verziehen. In unserer ganzen Geschichte hat Deutschland niemals unseren Weg durchkreuzt. Niemals haben wir dagegen einen Schritt vorwärts getan, ohne daß England nicht versuchte, uns den Weg zu vertreten. Niemand sollte vergessen, daß in den Fragen, die uns angingen und wegen deren wir Deutschland in diesem Kriege Vorwürfe machen, seine Handlungen gegen seine Feinde gerichtet waren, und daß das uns angetane Unrecht nur eine zufällige Begleiterscheinung dieser Handlungen war, daß aber auf der anderen Seite das Unrecht, das England uns angetan hat, gegen uns selbst gerichtet war. Die Engländer haben die Nordsee unserem Handel verschlossen. Sie haben unsere Flagge benutzt, um ihre militärischen Handlungen zu decken, und haben hierdurch einen sichtbaren Rechtfertigungsgrund gegeben für die Angriffe auf Schiffe, die unter unserer

---

*) Während des Krieges mit England (1812—14) wurde Washington von den Engländern unter Admiral Cockburn erobert und das Kapitol sowie viele andere Regierungsgebäude niedergebrannt.

**) Die „Alabama" und „Florida" waren zwei von den Kaperschiffen, die während des Bürgerkrieges in England für die Konföderierten ausgerüstet worden waren. Wegen dieser nach Ansicht der Nordstaaten begangenen Neutralitätsverletzung machten die U. S. A. England verantwortlich. Es sind dies die unter dem Namen „Alabama Claims" bekannten Forderungen, die einem Schiedsgericht in Genf unterbreitet wurden, das 1872 den U. S. A. eine Entschädigungssumme von 15½ Millionen Dollar zusprach.

***) Morgan Shuster war Anfang 1911 als Generalschatzmeister und Steuerdirektor nach Persien berufen worden, um die Finanzen des Landes in Ordnung zu bringen. Seine Unparteilichkeit und Tätigkeit zu gunsten Persiens veranlaßten England und Rußland, von Persien seine Absetzung zu fordern, da nur ein finanziell und militärisch schwaches Persien den Plänen dieser beiden Staaten entsprach.

Flagge fuhren. Sie haben unsere Häfen blockiert, unsere Schiffe abgefangen und unsere Waren beschlagnahmt.

General Grant teilte seinerzeit Frankreich mit, daß wir das Kreuzen von Kriegsschiffen einer kriegführenden Macht vor unseren Häfen als einen „unfreundlichen Akt" betrachten würden; aber wir haben amerikanische Traditionen vergessen und sind wie der prahlerische Arzt im alten französischen Theaterstück geworden, der erklärte: „das Herz ist gewöhnlich auf der linken Seite, aber wir haben das alles geändert!" Die Engländer und ihre Verbündeten haben es gewagt, unsere Schiffe auf hoher See zu durchsuchen und Leute, die sie auf ihnen fanden, fortzuführen.

Wir führten den Krieg von 1812, um derartige Übergriffe zu verhindern, und einige von uns erinnern sich noch gut der Haltung Englands, als Wilkes die Abgesandten der Rebellen, Mason und Slidell, auf einem englischen Schiff festnahm, auf dem sie bei ihrem Botengang zwecks Zerstörung der amerikanischen Nationalität fuhren. Trotz dieser Tatsachen haben wir Deutschland in Zeiten seines Heldenkampfes die Zähne des Tigers gezeigt und unsere Einsprüche England gegenüber in den liebenswürdigsten Noten vorgebracht. Wir haben England mit den Mitteln versorgt, die es zur Kriegsführung braucht. Wir waren einfältig genug, ihm das Geld zu borgen, mit dem es die von uns gekaufte Munition bezahlt. Unsere Presse hat bei Gelegenheit von Ereignissen wie der Versenkung der „Lusitania" oder der Erschießung der verräterischen Krankenschwester nicht gezögert, törichterweise das häßliche Wort „Mörder" zu gebrauchen. Wilson hat den Amerikanern, die man nach Mexiko gelockt hatte, die dort ihr Vermögen angelegt und ihre Familien mitgenommen hatten, aufgefordert, das Land zu verlassen. Er fand kein Wort der Warnung für diejenigen Amerikaner, die unbesonnen an Bord der „Lusitania" gingen und auf dem Schiff einer kriegführenden Macht, das mit Kriegsmunition beladen war, untergingen. Man hätte vor dem Unglück warnen sollen und nicht nachher, und man hätte sie vor den Folgen ihrer Unbesonnenheit bewahrt; aber Wilson tat nicht seine Pflicht.

In seiner ersten Note an Deutschland hat Wilson erklärt, daß Unterseeboote nicht ohne Verletzung des Völkerrechts gegen Schiffe eines kriegführenden Staates, die Munition an Bord haben, gebraucht werden dürfen und daß man daher von dieser Waffe Abstand nehmen müsse. In seiner letzten Botschaft an den Kongreß empfahl er mit sonderbarer Inkonsequenz den Bau von Unterseebooten durch die Vereinigten Staaten. Was sollen diese nutzen, wenn unsere eventuellen Feinde ungestraft Kanonen und Munition zu unserer Vernichtung transportieren dürfen, indem sie zu dem einfachen Mittel greifen, irgendeinen Neutralen an Bord zu nehmen? Wir haben Deutschland zu laut verurteilt, weil es in den letzten 40 Jahren Vorbereitungen zu seiner Verteidigung getroffen hat. Wilson hat verständigerweise dem Kongreß empfohlen, Amerika solle seinem Beispiel folgen und genau dasselbe tun.

Wenn England in diesem Kriege gewinnt, so wird es seinen Einfluß auf der See noch verstärken, wo es schon jetzt Newyork und unsere ganze Küste bedroht. Der Kosacke wird in Konstantinopel und vielleicht in Berlin sein und der Japaner, Englands Verbündeter, der — wie ihm von England zugestanden — schon vor Friedensschluß zufriedengestellt sein muß, wird über den Stillen Ozean kommen. Was wird dies alles Amerika nützen, wenn auch Schwab, du Pont und Morgan reicher geworden sind?

Gewinnt Deutschland, dann wird aller Wahrscheinlichkeit nach Kanada mit den großen Seen, dem St. Lawrence-Strom und den Weizenfeldern von Manitoba, das die Engländer uns in den Tagen des Demokraten Polk entwunden haben, in die Union der Vereinigten Staaten eintreten. Kanada wird nicht imstande sein, sich in anderer Weise zu schützen und kann nicht anders handeln. Was Charles Carroll während der Revolution versucht hat und was ihm auch geglückt wäre, hätten die Kanadier nicht den Widerwillen gegen die Puritaner Neu Englands gehabt, das wird verwirklicht und die Hoffnung Washingtons und der Patrioten, die unseren Staat gegründet haben, wird erfüllt werden. Wenn diese Zeit kommt, und sie soll kommen, dann werden die Vereinigten Staaten von Amerika einen Erdteil umfassen und seine vorbildlichen Gesetze werden die Geschicke der Menschheit beherrschen. Sein Regierungssystem, das den Beweis der Überflüssigkeit eines Königtums liefert, das heute ein Anachronismus geworden ist, wird bald von Großbritannien angenommen werden. Und wir werden unsere Befreiung aus der Knechtschaft zur See und unsere Befreiung aus einer Gefahr, die uns oft im Norden bedroht hat, nicht unserer eigenen Klugheit und unseren eigenen Anstrengungen verdanken, sondern der Klugheit und den Anstrengungen Deutschlands."

Adolf Teutenberg:
Die neuflämische Bewegung.

Vor diesem Kriege, da man so manches anders las als heute, schrieb der wallonische Abgeordnete D e s t r é e, der gegen ein Abendhonorar von 500 Franken in Italien die bekannten kriegshetzerischen Vorträge hielt, eine „Lettre au Roi sur la séparation de la Wallonie et de la Flandre". Darin heißt es: „Du herrschest, König, über z w e i Völker. In Belgien gibt es Flamen und Wallonen. Aber Belgier gibt es mit nichten."

Als dann der Krieg ins Land fiel, schien der ungestüme Zusammenschluß der in Belgien wohnenden Volksstämme die Feststellung des Sozialisten Destrée Lügen zu strafen. Flamen und Wallonen gingen, zum ersten Male, in wirklicher Eins-

gesinntheit in den Krieg. Das belgische Volk schien eine Nation geworden, der belgische Staatsgedanke schien die belgische Seele geboren zu haben.

Aber es schien nur so. Der zeitliche Ablauf der Dinge hat bewiesen, daß es ein plötzliches Wunder nationaler Einswerdung nicht gibt, nicht geben kann in einem Staate, der auf eine so künstliche Weise aus zwei widerstrebenden und gegensätzlichen Volkselementen zusammengeklebt ist; in einem Volke, das kein Volk ist ... Heute heftiger als je tobt in Belgien, tobt um Belgien der Belgier alter Hader und Parteistreit. Und ist es nicht ein Hohn auf alle Staatskünstelei, daß gerade um den Grundsatz, der das Fundament des Staates Belgien sein sollte, eine Hauptschlacht geht?

Belgien soll neutral sein, sagen die einen, und neutral bleiben, ja es soll neutraler sein, als es vor dem Kriege tatsächlich gewesen. Aber das Belgien von heute, das durch die in Le Havre sitzende Regierung dargestellt wird, ist längst nicht mehr neutral! Während es, seinem neutralen Berufe getreu, sich nur verteidigungsweise gegen das (formell) neutralitätsverletzende Deutschland in diesem Kriege hätte verhalten dürfen, erklärte es der Türkei den Krieg, brach es die Beziehungen zu Bulgarien ab, unterstützte es das wankende Russenheer mit 4000 technisch geschulten Soldaten und schwerer Artillerie. Damit hat Belgien seinen neutralen Rechtsstandpunkt verlassen, ward der Verbündete der Entente und griff in die europäische Politik ein. Der Grundsatz der Neutralität ist, mag er formell noch immer betont werden von Le Havre aus, in diesem Kriege auch auf offener Bühne gefallen. (Während er vor dem Kriege nur hinter der Kulisse und in geheimen Kabinetten verletzt worden ist.) Aber die Neutralität soll fallen, sagen die Sprachrohre der belgischen Regierung! Denn man will etwas anderes als nur die Wiedereinrichtung eines „neutralen" Belgien: „Man findet es schlankweg selbstverständlich", so schreibt am 29. Januar das offizielle belgische Regierungsblatt „XX. Siècle", . . . „territoriale Kompensationen zu fordern" (beim Friedensschluß). Worin diese bestehen sollen, darüber belehrt ein gleichfalls in Le Havre ausgegebener „Kleiner Katechismus", worin für Belgien das ganze linke Rheinufer, soweit es in die niederdeutsche Ebene fällt, als Kriegspreis verlangt wird. Streiten wir nicht lange darüber, ob diese „Forderung" ernstgemeint ist, nach den schwer mißzuverstehenden militärischen Erfahrungen dieses Krieges; oder ob mit solchen Luftspiegelungen nicht vielmehr der längst gelähmten Hoffnungsseligkeit der Bevölkerung Belgiens aufgeholfen werden soll. Tatsache ist, daß dieser von der belgischen Presse mit vielem Geschrei verkündete neubelgische Imperialismus der Anlaß heftigen Gegeneinanderwirkens der belgischen Politiker geworden ist. Insbesondere finden die regierungsseitigen Eroberungspläne entschlossene Widersacher in der Gesamtheit des flämischen Volksteiles Belgiens. Sogar der katholische Parteiführer van Cauwelaert, der im übrigen sein Flamentum in dieser entscheidenden Stunde verraten hat, bekämpft die wallonischen „Rheinritter" in seinem in Holland erscheinenden Blättchen „Vry Belgie" mit

Erbitterung; worauf dann von Le Havre aus, wie zu erwarten, der große Bann auch gegen die von Cauwelaert repräsentierte Flamengruppe geschleudert wurde. Denn man ist in Le Havre, sei es unter dem Eindruck der unfreiwilligen Luftveränderung, sei es unter dem Eindruck der sehr bewegten Umgebung, die zur eigenen Angebundenheit in einem peinlich fühlbaren Gegensatz stehen mag — sehr wort- und gebärdenreich und im Wegdekretieren unliebsamer Tatsächlichkeiten nicht eben genant. (Auch hierin dem geliebten Franzosenideal getreu, dem „sans-gêne" ja immer einen Vorzug menschlichen Wesens bedeutete) ....

In der Parteischarung des also umstrittenen Neutralitätsgedankens, die auf der einen Seite die ganz von Frankreich erfüllten Wallonen, auf der andern die mählich wiedererwachenden Flamen sieht, liegt eigentlich schon ausgesprochen, daß der Kampf um die Neutralität im Grunde nur Symptom ist. Symptom eines andern, ungleich umfassenderen und folgenschwereren Kampfes. Des Kampfes um die belgische Nationalitätenfrage.

Was dieser Krieg an Ergebnissen und Umwälzungen auch zeitigen möge: soviel steht fest, daß er das einstige Belgien in einen von Grund aus gewandelten Zustand bringen wird. Das macht, der flandrische Löwe, der 85 Jahre lang geschlafen, oder träumend nur leise vor sich hin geschnurrt hat, ist im Donner der Kanonen aufgewacht und fordert mähneschüttelnd seine Freiheit.

Zum ersten Male seit den Tagen der Romantiker Arndt, Grimm und Hoffmann von Fallersleben, die nach der Trennung der Flamländer von den Holländern der Verselbständigung des kleinen niederdeutschen Stammes als einer „germanischen Welle" zujubelten, weckt das Schicksal des flandrischen Volkssplitters wieder unsere Aufmerksamkeit; ja man kann sagen, daß die Aufmerksamkeit für dieses Schicksal deutscherseits zum ersten Male überhaupt auftritt, insofern sie tätig-mitgestaltend ist.

Das deutsche Bewußtsein von der weittragenden Bedeutung des flämisch-belgischen Problems hat in einer umfangreichen Spezialliteratur bereits vielfachen Niederschlag gefunden. Die objektivste — weil vor Ausbruch des Krieges gefertigte — Darstellung des „Nationalitätenkampfes der Flamen und Wallonen" hat Dr. P. Oßwald geliefert (Georg Stilke Verlag, Berlin), eine Arbeit, die reich an dokumentarischen Belegen und in ihrer Erfassung der Kulturbedeutung des Problems übers rein Politische hinausgeht. Nicht minder wissenschaftlich-gründlich, aber aus objektiver Zurückhaltung heraustretend, behandelt Franz Fromme die Sache Flanderns in den Heften der „Deutschen Rundschau" (Januar und Dezember 1915 und Februar 1916 — Gebr. Paetel, Verlag, Berlin). Von katholischer Seite stammt das Büchlein „Die Flamen im Kampf um ihre Sprache und ihr Volkstum" (Borgmeyer u. Co., Münster i. Westfal.), dessen Herausgeber Franz Jostes es wohl hauptsächlich um eine reiche Materialsammlung von Geschichtsdokumenten zu tun war. Wie ein antiklerikaler deutscher Politiker die flämisch-belgischen Dinge sieht und gelöst sehen möchte, darüber belehrt Karl

Zimmermanns leichtflüssig geschriebenes Büchlein „Das Problem Belgien", während die „Tat"-Schrift von Hans Friedrich Blunck: „Belgien und die niederdeutsche Frage" (beide bei Eugen Diederichs, Jena) mehr die Rassen- und Sprachenfrage ins Auge faßt und die flämische Zukunft in einen kulturellen Zusammenhang mit dem Niederdeutschtum gebracht sehen möchte.

Das Schwergewicht aller dieser vortrefflichen Schriften liegt in der Darstellung und Deutung des Historischen; sie kommen deshalb für das Verständnis der Gegenwart nur insoweit in Betracht, als ein Wissen um die geschichtliche Vergangenheit für die Erfassung heftig brennender Zeitfragen überhaupt von nöten ist. Wer die neuflämische Bewegung in ihren vielfach gespitzten und gegeneinander gerichteten Tendenzen aus dem Wogen der Zeit und dem Rollen der Begebenheit ersehen will, muß sich an die in Holland, Frankreich und Belgien erscheinende belgische Presse halten; er muß die große holländische Zeitungs- und Broschürenliteratur hinzunehmen und ganz vor allem jenes in Monatsheften erscheinende Organ lesen, das unter dem Namen „Dietsche Stemmen" erscheint (in Utrecht, Oude Gracht T. Z. 23), und nicht nur flämische Politik und Kulturpolitik in durchdachtester Form und ausgeprägtester Gestalt betreibt, sondern auch ein wissenschaftlich geführtes Sammelwerk ist, das alle Strömungen und Gegenströmungen der unterm Krieg erwachsenen neuflämischen Bewegung wie in einem Brennspiegel auffängt und treulichst abzeichnet.

Welches sind nun die deutlichst sichtbaren Tendenzen und Zielrichtungen dieser neuen flämischen Bewegung?

Man muß, indem man dieser Frage nachgeht, den Untertitel der „Dietsche Stemmen" beachten, die sich eine „Tydschrift voor Nederlandsche Stambelange" nennen. „Zeitschrift für niederländische Stammesbelange": das will besagen, daß man sich, inmitten des Waffentumultes der europäischen Großmächte, zunächst und vor allem als ein eigenbeschaffenes, unabhängig für sich seiendes und sein wollendes Kulturvolk empfindet und einrichten will. Ohne gerade politische Unifizierungsabsichten zu hegen, faßt man den niederländischen Volksstamm, wie er in Flandern, in Holland, in Südafrika mit mehr als zwölf Millionen Seelen lebt, als eine Volkseinheit auf, deren sprachliche Gemeinsamkeit man pflegen deren kulturelle Eigenart man bewußt durchprägen, deren wirtschaftliche Kraft man, durch mannigfache Verbindung mit dem holländischen Stammlande, stärken will; das eigentliche politische Ziel der „groß-niederländischen" Bewegung läuft darauf hinaus, die freie Entfaltungsmöglichkeit der politisch zu Fremdstaaten gehörenden „Dietschen" auf alle Weise zu fördern und, wo sie behindert wird, sie kämpferisch durchzusetzen.

Hier liegt die Berührung der „groß-niederländischen" Bewegung mit der eigentlich flämischen; hier ist der Punkt, von dem aus die Bewegung in die Weltpolitik übergreift.

Im kochenden Schmelztiegel dieser Weltpolitik, der Kriegszustand heißt, muß sich zweier niederländischer Völker zukünftiges Schicksal endgültig formen: das der Völker Flanders und Südafrikas. Dadurch bestimmt sich das politische Verhalten der „Dietschen" in diesem Kriege.

Der gegebene Feind der flämischen Volkskultur ist Frankreich: jenes Frankreich, welches Belgien mit seinem Geiste, mit seiner Politik, mit seiner ganzen Kultur so intensiv durchdrang, daß sogar weite Kreise Flanderns „verfranschten" und daß die Minderheit der französisch sprechenden Wallonen im Staate Belgien die vollkommene Vorherrschaft bekommen konnte. — Der alte Feind der niederländischen Südafrikander ist England: jenes England, das die Burenrepubliken zertrat und der holländischen Bauernfreiheit nach einem unmenschlichen Kriege ein Ende machte.

Also, könnte man zu folgern geneigt sein, wird die groß-niederländische Bewegung nur vom Siege Deutschlands eine Erfüllung ihrer Ziele erwarten können, und deshalb diesen Sieg erwünschen und erwarten?

Es ist klar, daß eine mit der Front gegen England und Frankreich stehende Bewegung ihre Spitze nicht gegen Deutschland kehren kann; dies um so weniger, als die Deutschen den „Dietschen", wie schon der fast übereinstimmende Name sagt, stammesverwandt sind; auch wird der Dialekt der Klaus Groth und Fritz Reuter in den groß-niederländisch-niederdeutschen Sprachenkreis einbezogen, so daß der Dichter Gustaav Vermeersch die Zahl der „niederdeutsch sprechenden Menschen germanischer Abkunft" auf insgesamt 20 Millionen Köpfe beziffern kann.

Trotz alledem würde man falsch gehen, wenn man die Wortführer des groß-niederländischen Gedankens auch für Wortführer der deutschen Sache halten würde. Wohl wird man Deutschlands geschichtliche Linie und sein höheres moralisches Recht, das sich ja zum nicht geringen Teile von der Tüchtigkeit seiner germanisch-rassischen Eigenart herschreibt, durchweg erkannt finden, aber die verhaltene Hinneigung zum deutschen Bruder kommt doch eigentlich mehr negativ, d. h. in der sehr entschieden betonten Abkehr von England und Frankreich zum Ausdruck. England wird nicht nur um der Vergewaltigung des Burenvolkes wegen verabscheut, sondern auch als der große Seeräuber von Anbeginn, als systematischer Kriegserreger und typischer Landeroberer erkannt. Aber mehr noch steht unsern Großholländern Frankreich im Wege, jenes sich selbst überschätzende Frankreich, das der am stärksten national fühlende Staat Europas ist und doch keine einheitliche Nation, sondern ein Chaos, dem von einer kleinen Gruppe führender Leute: der Beamtenkaste, der regierenden Klasse, „l'âme française" eingeknetet wird. Die rücksichtslos romanisierenden Tendenzen der Pariser Zentrale, die die Idiome des Provençalischen, des Katalonischen, des Baskischen, des Bretonischen und des Französisch-Flämischen auszurotten streben, haben sich nach Belgien fortgepflanzt, wo sie den zahlenmäßig überwiegenden flämischen Volks-

teil auf der ganzen Linie zu unterdrücken verstanden. Hier, in Belgien, ist das Unglaubliche geschehen, daß ein geschichtliches Volk sich selbst und seiner alten Kultur entfremdet werden konnte, daß es sprachlich vollkommen entrechtet und unterdrückt ward, daß es politisch einer dem französischen Revanchegedanken ergebenen Minderheit im Staate vollständig unterworfen werden konnte. Hier in Belgien wollen Flamen und Großholländer deshalb die große Schlacht gewinnen, die ihnen beiden die Erfüllung ihrer engeren und weiteren nationalen Wünsche bringen soll.

Es geht den Flamländern um zwei Dinge: um Gleichsetzung der flämischen Sprache mit der französischen in Schule, Heer, Rechtspflege; und um „bestuurlyke scheiding", d. h. um Trennung der Verwaltung vom wallonischen Belgien, wodurch die sprachliche und völkische Wiedergeburt für immer gewährleistet werden soll.

In der Erstrebung des ersten Zieles sind alle Flamen einig. In der Frage der Verwaltungstrennung aber wird der Standpunkt der Gruppen und Führer von der Stellungnahme zur belgischen Regierung und zum Kriege im allgemeinen bestimmt.

Es gibt da abwartende Opportunisten, — und zu ihnen gehört vor allem jener bekannte Katholikenführer Frans van Cauwelaert, — die es weder mit dem flämischen Volke, noch mit der Regierung verschütten möchten. Sie lassen die Forderung der Verwaltungstrennung zwar nicht fallen, aber sie wollen sie ruhen lassen, solange „der Feind" im Lande stehe. Im Grunde haben sie mit den übrigen Flamen nur noch die Abneigung gegen die französische Überfremdung gemein, die bei den Katholiken wieder auf besondere Motive zurückgeht. Bedenkt man, daß gerade die Tatsache, daß „der Feind" im Lande steht, den Flamen die letzte Möglichkeit nationaler Verselbständigung bietet, so kann man es verstehen, daß Cauwelaert in den „Dietsche Stemmen" als Verräter an der flämischen Sache bezeichnet wird.

Die wirklichen Flamen begreifen denn auch sehr gut, daß ihr intimster Feind die belgische Regierung ist, die unter französischen Einflüssen steht und den von England gewollten „belgischen" Staatsgedanken wiederherstellen will, der das Flamentum nach solcher Wiederherstellung ersticken müßte. Naturgemäß stehen diese flämischen „Homeruler" zur belgischen Regierung in schärfster Opposition. Sie bekämpfen nicht nur die lateinische Kulturpolitik und den der Entente verbündeten Imperialismus dieser Regierung, sondern „die belgische Idee", d. h. das Streben nach Wiederherstellung eines belgischen Einheitsstaates überhaupt. So verficht der flämische Dichter und ausgezeichnete Journalist De Clercq in seinem in Holland erscheinenden Organ „De Vlaamsche Stem" den Grundsatz, daß nicht Belgien, sondern Flandern die Mutter der Flamen sei, die es wiederzufinden gelte; so hat vor noch nicht langer Zeit der bekannte Dichter

Gustaav Vermeersch in einem „Aufruf an die Flämen" offen ausgesprochen, daß der frühere belgische Staatsverband eine mißratene Schöpfung sei, in der die Flamländer nicht mehr als Opfer seien: „Die Fehler der belgischen Regierung haben dazu geführt," heißt es u. a. darin, „daß Flanderns Söhne jetzt an der Yser kämpfen müssen, um ihren eigenen Feinden zu helfen; nach 85 Jahren der Bedrückung und Verfolgung ist dies des Werkes Krönung, das Maß ist nun voll . . ." Und so rief endlich die in Gent erscheinende „Vlaamsche Post", die ein selbständiges Flandern in einem belgischen Staat mit Domela Nieuwenhuys-Nyegaard, dem unerschrockensten Vorkämpfer der flämischen Sache, für ein Ding der Unmöglichkeit hält, den Flamländern schon vor langer Zeit zu: „Auf die Barrikaden, Flämen, um das freie, unabhängige Flandern von Dünkirchen bis zur Maas zu gewinnen!" . . .

Die nationale Richtung, die in diesem Kampfruf zum Ausdruck kommt, ist unter den mannigfachen flämischen Parteischattierungen die entschiedenste, zugleich aber auch diejenige, die den realpolitischen Verhältnissen am meisten Rechnung trägt und daher am aussichtsreichsten ist.

Es scheint mir hiernach eine naturnotwendige Entwickelung der Dinge, daß das Flamenvolk in seiner Gesamtheit mit seiner belgisch-staatlichen Vergangenheit eines Tages entschlossen brechen wird, um sich in einem eigenen, von Grund aus neuerrichteten Hause in jedem Sinne wiederherzustellen. Denn einmal ist die Lebensunfähigkeit des Zwitterstaates Belgien durch diesen Krieg auch dem kurzsichtigsten Laienauge offenbar geworden. Sodann aber kann nicht zweifelhaft sein, welches Schicksal die „rebellierenden" Flamen in einem von der Entente etwa wiederhergestellten bezw. erweiterten und von Frankreichs Kultur überschatteten „Groß-Belgien" erwarten würde: die Maßregelung des obengenannten De Clercq, der seiner flämischen Gesinnung wegen als Schullehrer sozusagen cum infamia relegiert wurde, gibt davon einen verheißenden Vorgeschmack. Und drittens sind jene groß-niederländischen Ziele, auf die die weitestblickenden Männer niederdeutscher Zunge aus einem großen nationalen Idealismus hinarbeiten, auf flandrischer Erde nur nach einer Auslöschung jenes Belgien erreichbar, das nichts anderes war und sein wollte, als ein jedes ursprünglich schaffenden Eigenwillens beraubtes Anhängsel Frankreichs.

Wir Deutsche haben allen Grund, dem flämischen Verselbständigungswillen Vorschub zu leisten. Und zwar nicht nur aus dem naheliegenden politischen Motiv des „Divide et impera" — denn „herrschen" im Sinne Roms wollen wir ja gar nicht über die Flamen —, sondern vielmehr aus einem Gefühl verwandtschaftlicher Zuneigung, das ohne Zweifel in großen Teilen unseres deutschen Volkes für den flämisch-niederländischen Stammesbruder vorhanden ist. Von diesem Geiste ist denn auch die Politik der deutschen Verwaltung in Belgien sichtbarlich eingegeben: soeben erst hat sie, nachdem der Verflamung der Genter Hochschule

durch etatsmäßige Maßnahmen vorgearbeitet worden ist, das Recht auf muttersprachlichen Unterricht in den Volksschulen praktisch durchgeführt; und auch im Leben der Großen werden die sprachlichen Wünsche der flämischen Bevölkerung tunlichst berücksichtigt.

Kein besseres Mittel als dieser versöhnliche Geist brüderlichen Entgegenkommens, um die vielfach noch verhetzten, widerstrebenden und abgekehrten Flamen die Kriegstragik von 1914 vergessen zu machen und sie einer Zukunft zuzuführen, die ihnen die Erfüllung aller nationalen Wünsche und uns die Lösung des belgischen Problems bringen muß.

Otto Koester:
Die Gefahr der Mystik.

Als der Belgier Maurice Maeterlinck bei Kriegsbeginn zu einem leidenschaftlichen Ausbruch des Deutschenhasses hingerissen wurde, entdeckte man in Deutschland plötzlich seinen literarischen Unwert, bezichtigte man ihn, über Nacht wunderbar wissend geworden, des Diebstahls an fremdem Geisteseigentum, brandmarkte man ihn als geschäftskundigen Gaukler, der die mystischen Ekstasen eines Ruysbroek und Novalis nutzbringend nachahme. Seitdem gilt Maeterlinck, vormals einer der in Deutschland meistgelesenen, meistgespielten Autoren, bei uns als toter Mann.

Nur schade, daß er — nicht der Dichter, wohl aber der Philosoph und Moralist — das nicht schon eher und aus triftigerem Grunde war. Maeterlincks Dichtungen haben stille Schönheiten, die kein noch so völkisch gesinnter Professor der Literaturgeschichte je aus der Welt deuteln wird. Jeder Unbefangene ehrt in ihm einen Meister des Wortes; wennschon in seinen Dramen dieses Wort selten Fleisch ward, sondern zumeist Musik blieb und sich in einem Schattenreich geheimnisvoller, das Unsagbare umkreisender Symbolismen auswirkte. Wo er aber, wie im „Schatz der Armen" oder im „Doppelten Garten", mit einer verführerisch-schwermütigen Rhetorik zur Weltanschauung des Mystikers zu überreden suchte, da hätten die, die jetzt am lautesten sich als die Erben Kants, Goethes, Schillers gebärden, in aller Deutlichkeit ihn längst von ihrer Schwelle weisen sollen. Daß dies keineswegs geschah, kann den nicht überraschen, der um die heillose Zerfahrenheit unseres Zeitalters in Sachen der Philosophie weiß.

Es ist nicht leicht zu entscheiden, ob man die üppig wuchernden und gemeinhin unter dem vieldeutigen Namen des Monismus zusammengefaßten Bestrebungen Häckelscher und Ostwaldscher Provenienz oder die in bewußter Abkehr davon

erwachsene romantisch-mystische Gefühls- und Erlebensphilosophie eines Maeterlinck und Bergson für das gefährlichere Übel halten soll. Beide begegnen sich in derselben Wirkung: sie machen die Köpfe untauglich zur Aufnahme derjenigen Gedankenmassen, deren Durchdringung und Verarbeitung gleichbedeutend ist mit wahrhaftem sittlichen Fortschritt. Sie machen zunächst und vor allem die Geister unzugänglich für jene revolutionäre Denkmethode, „die sich nicht sowohl mit Gegenständen, sondern mit unserer Erkenntnisart von Gegenständen, sofern diese a priori möglich sein soll, überhaupt beschäftigt". Der philosophisch Interessierte weiß, daß hier von Kant die Rede ist.

Wenn nicht gerade in der Ethik Kants die Zuversicht unerschütterlich gründete, daß „das menschliche Geschlecht im beständigen Fortschritt zum Besseren sei", so wäre nicht einmal das Erlebnis dieses ungeheuerlichsten der Kriege vonnöten gewesen, um einem Verehrer des großen Königsbergers an der Wirklichkeit jener Besserung gelinde Zweifel einzuflößen: es genügte ein Blick auf die Tragikomödie der Irrungen, die sich Kantnachfolge nennt und deren letzter Akt noch lange nicht gekommen scheint, nachdem just in den Tagen des vorigen deutsch-französischen Krieges Hermann Cohen, der größte und echteste Kantianer unserer Zeit, daranging, das Werk des Neubegründers der Philosophie von allem Wust der Deutelei und aller falschen Übermalung zu befreien und in jahrzehntelanger strenger Gedankenarbeit seinem Volke und der Welt zum zweiten Mal zu schenken. Wenn aber schon das Zunftgelehrtentum diesem einzig möglichen, einzig wahren Kantianismus Cohens und der Marburger Schule noch heute zumeist diejenige verdächtige Art der Achtung zollt, die sich durch Schweigen äußert; wenn man noch heute munter fortfährt, Kants Kritizismus mit Psychologie zu verwechseln und seine Meinung über das berüchtigte „Ding an sich" als seinen gröbsten Schnitzer zu betrachten; wenn es in unsern Tagen einem bestellten Lehrer der Philosophie möglich war, Hume gegen Kant auszuspielen und solchermaßen sich in den Ruf eines philosophischen praeceptor Germaniae zu setzen; wenn dies und anderes geschehen durfte: kann es angesichts so trostlosen Wirrsals unter den zu Pfadfindern und Führern Berufenen selbst noch verwundern, daß der Fischzug, den Mystizismus und Romantik in der chaotischen Flut ratlos durcheinander treibender seelischer Volkskräfte unternahm, reiche Beute eintrug?

Die philosophiegeschichtliche Konstellation, die wir in jüngster Zeit erlebten, war schon einmal da: Damals, als der sonst so friedfertige Kant gegen die „philosophos per inspirationem", die Schlosser, Hamann, Herder, Jacobi, vom Leder zog, die — so schrieb der Kantianer Schiller zornentflammt an seinen Freund Goethe — „sich auch durch die Metaphysik hindurchriechen und -fühlen" wollten. Jenem Kreise schwärmender Gefühlsphilosophen war die straffe, nüchterne, reinliche Disziplin begrifflichen Denkens, die Kant von seinen Jüngern forderte, zuwider. Nach Art genialisch veranlagter Aristokraten des Geistes scheuten sie die harte und mühselige Arbeit eines ernsthaften Kantstudiums und suchten, wohl

nicht ohne ein dunkles Bewußtsein ihrer wissenschaftlichen Insuffizienz, mit den Schwingen der „unmittelbaren Anschauung“ und des „inneren Erlebnisses“ das unverrückbar und dräuend sich gen Himmel türmende Gebirge des transzendentalen Idealismus zu überfliegen. Der trockene Alte aus der Pregelstadt hat es ihnen damals in seiner Schrift vom „vornehmen Ton in der Philosophie“ nicht übel gegeben und den Versuch, „unter dem Aushängeschild der Philosophie in der Tat alle Philosophie zu verbannen“, mit scharfen Hieben pariert. Den Beschluß der Schrift aber — und hier hätte man sich gern eine noch kräftigere Tonart gewünscht — bildet der Hinweis auf die Gefahr, welche der verschwommene Subjektivismus dieser Mystagogen und Liebhaber des gedanklichen Helldunkels für die Entwicklung des ethischen Bewußtseins bildet: statt zur Erkenntnis seiner eigenen objektiven Gesetzlichkeit vorzudringen, muß es notwendig in der Sphäre des ahnenden Gefühls stecken bleiben und wird so zur „Stimme eines Orakels, welches allerlei Auslegungen ausgesetzt ist“.

„Allerlei Auslegungen“ — und je größer die rhetorisch-dichterische Gabe des Interpreten ist, um so kühner werden sie ausfallen. Ist der Mystiker zufällig ein Liebhaber ritterlichen Sports, so überrascht es nicht, wenn wir ihn im Lager derer finden, die das „Recht des Degens“ moralisch zu verteidigen suchen. Der Aristokrat der Philosophie wird zum Anwalt mittelalterlich-aristokratischer Standessitte. So steht es für den Mystiker, Juristen und Sportsmann Maeterlinck fest, daß der Zweikampf in gewissen Fällen unentbehrlich ist, da nämlich, wo der Rechtsschutz nicht ausreicht. Daß solche Fälle möglich sind — und sie scheinen ihm zahlreich —, hält er durchaus nicht etwa für einen Mißstand; denn: „nichts schläfert die Initiative und den Charakter mehr ein, als ein übereifriger und allzu beständiger Rechtsschutz. Vergessen wir nicht, daß wir vor allem kampf- und beutelustige Wesen sind und daß man sich hüten muß, diese Eigenschaften des Urmenschen vollständig in uns zu ersticken, denn die Natur hat sie nicht ohne Grund in uns gelegt.“ Kürzer: sehe jeder, daß Vernunft und Gesittung nicht allzu rasch um sich greifen. Allerdings heißt es dann auch wiederum ein anderes Mal: „Ich will nicht sagen, daß es in der Mehrzahl der Fälle nicht besser wäre, wenn die Gerichte eingriffen — doch müßten vorher unsere Gesetze einfacher, praktischer, weniger kostspielig und mehr volkstümlich werden.“ Was aber würde dann aus der Pflege unserer famosen Rauf- und Beutelust? Man sieht schon jetzt: die Moral des Mystikers ist nicht nach den Regeln gemeiner Logik zu messen. Vorläufig ist der Degen nach Maeterlinck jedenfalls als „Instrument der Gerechtigkeit“ unentbehrlich; und denen, die sich seiner bedienen, gebührt alles Lob, denn „sie unterhalten in uns ein außerrechtliches Gerechtigkeitsideal“.

Wie steht es nun aber um die immanente Gerechtigkeit des Degens? — „Es ist klar, daß seine Handhabung von jedem gesunden Manne erlernt werden kann.“ Also: der Schwache, Kranke, Nervöse ist von vornherein von dieser „Rechtsquelle“ ausgeschlossen. Und daß das Recht des Degens von jeher nur das Vorrecht

einer Kaste war, darauf geht der moralisierende Mystiker schon gar nicht ein. Er übersieht geflissentlich, daß dieses Rechtsmittel der vornehmsten Eigenschaft eines solchen ermangelt: der Allgemeingültigkeit. Doch weiter: wodurch ist uns die Richtigkeit des Rechtes verbürgt, das nach der Meinung Maeterlincks der Degen spricht? Man höre die Antwort des Mystikers. Im Zweikampf vertrauen wir unsere Sache dem „Unbewußten, Unerkennbaren und gleichsam Zukünftigen in uns selbst" an. Die Entscheidung ist „nicht mechanisch noch mathematisch vorherbestimmt"; es ist „weder unvermeidlich noch auch gewiß, daß der Stärkste und Geschickteste den Sieg davonträgt". Der Degen wird „zu einem Stück von uns selbst mit unsern Mängeln und Eigenschaften. Er ist unsere Festigkeit, unsere Hingebung, unser Wille, unsere Kühnheit, unsere Überzeugung, unsere Gerechtigkeit, unser Zaudern, unsere Ungeduld und unsere Furcht." Aber er ist noch mehr: „Er personifiziert einen unbekannten Teil unseres Lebens, und zwar unter den günstigsten und feierlichsten Umständen, die der Mensch sich ausdenken kann, um sein Geschick zu befragen, nämlich in dem Augenblick, wo die geheimnisvolle Wesenheit, die in ihm lebt, von allen dem Bewußtsein unterworfenen Fähigkeiten unmittelbar unterstützt wird." Es stellt also auch „zwei Zufälle, zwei Arten von Glück, zwei Mysterien und zwei Geschicke gegenüber". Der Zweikampf appelliert an das Urteil „unserer Zukunft, unseres Glücks oder Schicksals. Es wird im Namen unserer guten oder schlechten Möglichkeiten aufgefordert, zu erklären, ob wir vom Standpunkte des unerklärlichen Lebens Recht oder Unrecht haben." Die Klinge „vollzieht einen geheimnisvollen Beruf, und bevor sie ihren Spruch fällt, richtet sie uns, oder besser: dadurch, daß wir sie vor dem großen und furchtbaren Rätsel auf Tod und Leben führen, zwingt sie unser Schicksal, uns zu richten."

Man kann zu dem hier Angeführten auf verschiedene Art Stellung nehmen. Die literaturbeflissene Jungfrau wird seufzen: Mein Gott, wie tief — und Herr Klöterjahn wird sich auf das bündige Urteil „Flausen" beschränken. Der Philosoph hinwiederum wird fragen: kann Mystik das gesicherte Fundament einer wahrhaft sittlichen Lebensanschauung sein? Und er wird diese Frage mit einem einfachen, entschiedenen Nein beantworten. Mystik kann nie und nimmer sagen, was gut oder böse, richtig oder falsch ist. Es widerspricht ihrem Wesen, allgemeingültige Wahrheiten zu geben, weil ihr Quellgebiet das Subjektivste des Subjektiven, das persönliche Erleben ist. Sie verachtet das Wissen, um an seiner statt das Schauen und Ahnen zur Grundlage ihrer Lebensdeutung zu machen. Damit stellt sich aber sofort das große Dilemma des Mystikers ein; dem der Menschennatur innewohnenden Trieb, sich mitzuteilen, folgt wie sein Schatten die Erkenntnis: „Man kann von diesen Dingen nicht reden, denn man ist zu allein." Aber man redet dennoch und erst recht, schlimmstenfalls über die bedauerliche Tatsache, daß es da eigentlich nichts zu reden gibt. „Wir wähnen, eine Schatzgrube wunderbarer Schätze entdeckt zu haben, und wenn wir wieder ans Tageslicht

kommen, haben wir nur falsche Steine und Glasscherben mitgebracht; und trotzdem schimmert der Schatz im Finstern unverändert." — Als höflicher Mensch wird man die Echtheit des Schatzes nicht in Zweifel ziehen. Indessen schätzt man, wie auf andern Gebieten, so auch hier das „sofort Greifbare".

Dem Mystiker als Dichter soll sein Daseinsrecht nicht verkümmert werden. Man mag daher immerhin seine Kunst bewundern, seltsame Stimmungen zu erzeugen, die Atmosphäre mit Todesahnungen zu erfüllen und aus geheimnisvollen Grüften gruselige Schauer wehen zu lassen. Versucht er aber, im Gewand des Philosophen und mit den Mitteln gleißender Rhetorik uns ernstlich zum Gespensterglauben zu bekehren, insonderheit zum Glauben an dasjenige Gespenst, das Kant im Kapitel von den „Paralogismen" ein für allemal als ein von unserer eigenen Vernunft zurechtgemachtes Spukgebild entlarvt hat: an die „Seele" im alten ontologisch-metaphysischen Sinne — so lassen wir ihn stehen, um mit Voltaires ehrlichem Candide in den Garten zu gehen und zu arbeiten.

Maeterlinck der Philosoph verharrt in erkenntnistheoretischen Dingen durchaus auf dem Boden der von Aristoteles und den Neuplatonikern beeinflußten mittelalterlichen Scholastik und Mystik und teilt den Grundirrtum der alten vorkantischen „rationalen Psychologie", von der nur formalen Einheit des denkenden Ich auf die substantielle Einfachheit einer denkenden Seele zu schließen, die reine Gesetzlichkeit der transzendentalen Apperzeption zur „Sache" zu machen, sie, um mit Kant zu reden, zu „hypostasieren". Uns aber, sofern wir als Vorkämpfer für den kritischen Idealismus Kants zu gelten beanspruchen, liegt die Pflicht ob, das Kind beim rechten Namen zu nennen und jenen dichterisch verbrämten Okkultismus als das zu bezeichnen, was er ist: als Obskurantismus.

Dem Verehrer des belgischen Mystikers wird der Versuch, seinen Meister mit der kantischen Vernunftelle zu messen, vermutlich nur ein nachsichtiges Lächeln entlocken. Denn zugegeben, daß Kant ein Denker von erheblichen Ausmaßen war, so zählt er doch nach Maeterlinck zu den „Meistern der g e w ö h n l i c h e n Vernunft"; und wenn wir ihn lieben, so ist dies „kein Grund, die Meister einer anderen Vernunft zurückzuweisen . . . . , die vielleicht die Vernunft der Zukunft sein wird". In der Tat: wer so gelassen von mehreren Vernünften spricht und sich dabei etwas zu denken glaubt, der hat gut lachen, denn solche Weisheit entwaffnet selbst den zudringlichsten Rationalisten. Der darf getrost statt von Kants „einigem" Raum und „einiger" Zeit als den Formen unseres Anschauens von beliebig vielen andern Anschauungsmöglichkeiten reden, ohne eine Erwiderung fürchten zu müssen. Der bekennt sich als Adepten der vierten Dimension und treibt die Vernunft durch ihren eigenen Plural aus.

Freilich ist es bequem, mit Hermann Bahr Maeterlincks Essays „Gebete" zu nennen und zu sagen: „Daß man seine Sätze logisch anfechten kann, hat noch keinem Gebet geschadet; seine Sätze wollen gar nicht eine Kette von Beweisen schließen, sondern sie sind Stufen der Schwärmerei, auf ihnen steigt die Seele

empor." Gut — dann aber dürfen wir uns sehr ernsthaft ausbitten, daß der Mystiker es unterlasse, im Wege der Schwärmerei Probleme meistern zu wollen, die im eminenten Sinne Angelegenheiten des allgemeinen, öffentlichen, sozialen Bewußtseins sind. Sobald er in einer Frage, die aus menschlichem Gemeinschaftsleben herausgewachsen ist und ganz allein in diesem wurzelt, Partei ergreift, begibt er sich in die Niederungen des „gewöhnlichen" vernunftgemäßen Denkens, das allgemeingültige Grundsätze aufzustellen sucht. Die schwermütig-ironische Miene des Besser- und Tieferwissenden schützt ihn da nicht vor der Feststellung, daß seine Arbeit im Weinberge der Menschheitskultur schlecht und schädlich ist.

Mystizismus in der Ethik — eine schlimmere Hemmung menschlichen Fortschritts läßt sich kaum denken. Und den Ruin jedes sittlichen Bewußtseins bedeutet der Gedanke, der aus allem Nebel immer wieder als einziger klar hervorleuchtet: unsere Seele weiß nichts von unseren Sünden, sie haben sie nie erreicht. „Tausend Meilen von ihrem Throne sind sie begangen, und selbst die Seele des Sodomiten könnte mitten durch die Menge gehen, ohne etwas zu ahnen, und in ihren Augen läge das durchsichtige Lächeln des Kindes." Es zeigt sich die verhängnisvolle Folge jener „Hypostasierung" der Seele: ihr kann nichts geschehen, denn sie hat letzten Endes nichts zu schaffen mit den Handlungen des Menschen, ja nichts mit seinen innersten Gedanken. Sie lebt, außerhalb der Niederungen des „gewöhnlichen" Daseins, ein verschwiegenes, einsames Leben, und alle menschliche Gemeinschaft im wahren, hohen Sinne besteht darin, daß die Seelen sich nähern, indem sie „die lastende Bürde der Materie" mehr und mehr abzuschütteln suchen. So aber kann es geschehen, daß der Held oder Heilige den Schurken zum Freunde erwählt, und dennoch, dem Augenschein zum Trotz, sich nicht getäuscht hat. „Und wenn der Heilige von seinem Auserwählten verraten und verkauft wird, so bleibt doch etwas Unerschütterliches übrig, das ihm sagt, es läge kein Irrtum vor, und er hätte nichts zu bedauern. Die Seele wird nie vergessen, daß die andere Seele klar war." Im Bezirk dieser vornehmen Art von Sittlichkeit büßen die Begriffe Gut und Böse, Schuld und Sühne auch den letzten Rest an faßbarem Sinn ein. Und ein Äußerliches ist von symptomatischer Bedeutung: beinahe ein jeder Satz des Maeterlinck'schen Aufsatzes über „die Moral des Mystikers" schließt mit einem Fragezeichen. „Alles muß in der Luft stehen" — so sagt nicht Maeterlinck, sondern ein armer, von den Ärzten aufgegebener Nervenkranker in einer Novelle von Thomas Mann.

Es ist kein Zufall, daß in Deutschland von derselben Stelle, die seit mehr als anderthalb Jahrzehnten die romantisch-mystische Richtung in der schönen Literatur planmäßig fördert, zugleich die Philosophie Henry Bergsons importiert wurde. Was sich bei Maeterlinck unter den schweren Gewändern einer kostbaren und feierlichen Bildersprache nur hier und da zu deutlicherer Form hervorhebt, das hat bei Bergson die Gestalt eines wissenschaftlichen Systems angenommen. Und wenn der Seherblick des Dichters die Überwindung Kants,

dieses Meisters der gewöhnlichen Vernunft, durch eine andere, zukünftige Vernunft ahnend kündete, so stellt sich uns Bergson mit Anstand und Esprit selbst als diesen Überwinder vor. Den diskursiv arbeitenden Verstand, die Methode der begrifflichen Analysis, deren Kant und die anderen Rationalisten sich bedienen, hält er für ganz unangemessene und unbrauchbare Mittel, das „wahre Wesen des Lebens, den tiefen Sinn der Entwicklungsbewegung" zu erfassen. Die Deutung der Wirklichkeit kann nur von dem ausgehen, was der Mensch als sein eigentlichstes innerstes Sein unmittelbar empfindet, unmittelbar erlebt. Dies innerste Wesen aber ist nach Bergson der „élan vital", und seiner werden wir inne im Akte des Erlebens und der Intuition. Indem der wahre Philosoph die konventionellen, künstlichen Formen und Mittel, mit denen der Intellekt die Dinge einzufangen sucht, verschmäht und sich im Wege der Intuition ganz der Erlebniswirklichkeit hingibt, „wird er die Welt sich auflösen sehen in ein reines Fließen, in ein Werden . . .", dringt er „ins Innere des Lebens". Mit Recht sagt Arthur Liebert in seinem bedeutenden Buch „Das Problem der Geltung": „Bergsons Philosophie ist letzten Endes ein Sprößling des mystischen Geistes, wie denn seine außerordentlich nahe Verwandtschaft mit der romantischen Philosophie Deutschlands am Tage liegt." Und ein andrer Kantianer, Fritz Münch, schrieb im Jahre 1913: „Gerade die kritische Erkenntnistheorie ist es, die der Grenze zwischen Erkennen und Leben sich bewußt bleibt, jede Grenzverwischung vermeidet, weder das Leben durch das Erkennen, noch aber auch das Erkennen durch das Leben vergewaltigen läßt. Umgekehrt sind es gerade die sogenannten „Erlebnisphilosophen", die trotz Bilder und Pathos ein ganz dürftiges, blutarmes Surrogat an Stelle des wirklichen Lebens setzen, das Leben mit ihrem sogenannten Erkennen, das Erkennen mit dem Leben totschlagen."

Die inneren Beziehungen dieser irrationalistisch-ontologischen Metaphysik zur Schwärmerei der Hamann, Herder, Jacobi, aber auch zu den pantheistisch gefärbten Systemen Schellings und Schopenhauers, sind unverkennbar. Die Frage nach der Gewißheit der Mathematik und mathematischen Physik, die dem Newtonschüler Kant auf den Nägeln gebrannt hatte, schieben Schelling wie Schopenhauer vornehm beiseite. Beide suchen sie vielmehr das „innerste Wesen" der Natur zu ergründen, der eine mit Hilfe der „intellektuellen", der andre mit der „unmittelbaren" Anschauung. Und sie behaupten, es erfaßt zu haben, der eine als das „Absolute", der andere als den „Willen". Daß Schopenhauer selbst gelegentlich seine Philosophie vom Mystizismus strenge zu scheiden sucht, ändert nicht die Sachlage: der Philosoph des Pessimismus ist ein Mystiker. Man weiß, daß gerade Schopenhauers, den Kantischen Transzendentalismus gänzlich verballhornisierende Erkenntnistheorie den Tod aller echten idealistischen Ethik bedeuten mußte. Das Verhältnis von Kausalität und Willensfreiheit, dies Zentralproblem der Ethik, dessen Auflösung bei Kant durch gewisse vor-

kritische Einflüsse noch verdunkelt und erst durch Cohens tiefschürfende Kantbücher klar herausgearbeitet wurde, löst sich unter Schopenhauers Händen vollkommen in mystischen Dunst. Denn reinste, absoluteste Mystik ist es, wenn Schopenhauer sagt: „Das operari eines gegebenen Menschen ist von außen durch die Motive, von innen durch seinen Charakter notwendig bestimmt, daher alles, was er tut, notwendig eintritt. Aber in seinem esse, da liegt die Freiheit. Er hätte ein andrer sein können; und in dem, was er ist, liegt Schuld und Verdienst. Denn alles, was er tut, ergibt sich daraus von selbst als Korollarium." Im Sinne Cohens bemerkt dazu Cassirer: „Vom Standpunkt des empirischen Individuums ist es gleichgültig, ob es den Naturbedingungen oder einer unbekannten mythischen Macht, die ihm selbst fremd gegenübersteht, überantwortet wird: seine „Persönlichkeit" im ethischen Sinne ist in dem einen wie in dem andern Falle aufgehoben. Es hilft daher nichts, die Verantwortung dem phänomenalen Subjekt zu nehmen und sie einem „Adam aus transzendentaler Rippe" aufbürden zu wollen; das Problem wird dadurch nur in ein undurchdringliches Dunkel zurückgeschoben." Es ist nur folgerichtig, wenn Schopenhauer erklärt, Philosophie könne gar nicht „praktisch" werden. „Das Handeln zu leiten, den Charakter umzuschaffen, sind alte Ansprüche, die sie bei gereifter Einsicht endlich aufgeben sollte." Sie „kann nirgends mehr tun, als das Vorhandene deuten und erklären, das Wesen der Welt . . . zur deutlichsten abstrakten Kenntnis der Vernunft bringen". Denn dieses Weltwesen, der Dämon Wille, ist ja im zeitlichen Sinn ewig gleich und unwandelbar. Das Quietiv der Erkenntnis kann ihn nicht bessern, sondern höchstens „verneinen". Man ahnt, daß bei solcher „Indifferenz von Mythus, Poesie und Metaphysik" (Cohen) der kategorische Imperativ, das „Sein des Sollens", alsbald in die Brüche gehen muß.

Ein Opfer der neuerdings wieder aufblühenden Schopenhauerei sei hier genannt: Thomas Mann. Daß dieser Dichter, dessen strenger künstlerischer Selbstzucht wir so Großes wie „Buddenbrooks" oder „Tristan" verdanken, dem wahren weltgeschichtlichen Idealismus, der von Plato über Galilei, Kepler und Newton, Cusa, Descartes und Leibniz zu Kant und den „Marburgern" führt, verloren scheint, ist beklagenswert. Seit jenem erschütternden Nachtgesicht, das kurz vor seinem Tod der Konsul Thomas Buddenbrook erlebt, nachdem er tagsüber in einem gewissen Buche das Kapitel „Über den Tod und sein Verhältnis zur Unzerstörbarkeit unsres Wesens an sich" gelesen hat, war kein Zweifel mehr, wem Mann's philosophisches Herz zuneigt; und mancherlei andere Züge bestätigten diese Meinung. Daß daneben Tonio Krögers und seines Dichters verstohlen schmerzliche Sehnsucht nach den „Blonden und Blauäugigen, den hellen Lebendigen, den Glücklichen, Liebenswürdigen und Gewöhnlichen" bei dem über seine Schopenhauerperiode hinausgewachsenen Friedrich Nietzsche ihre philosophische Nahrung fand, kann hier beiseite bleiben. Nicht dagegen, was derselbe Nietzsche — dieser bösartigste, weil unkantischeste, aber geistreichste unter den großen

Seelenfängern des vorigen Jahrhunderts — einmal über die zerstörende Skepsis der zwischen den Rassen Geborenen — Thomas Mann gehört zu ihnen — gesagt hat: „Was aber in solchen Mischlingen am tiefsten krank wird und entartet, das ist der Wille: sie kennen das Unabhängige im Entschlusse, das tapfere Lustgefühl im Wollen gar nicht mehr, — sie zweifeln an der Freiheit des Willens auch noch in ihren Träumen . . . ."

Mann's (wie Nietzsche's) schwerster Mangel ist es, daß dem Übermaß an psychologischer Hellsicht, unter dem sie leiden und sich menschlich verarmen fühlen, kein Wissen um das „Sein des Sollens", um die Autonomie der sittlichen Persönlichkeit, um das Wesen und die Wirklichkeit der Willensfreiheit die Wage hält. Woher auch sollte jemandem dieses Wissen kommen, der durch die Schule des Kantverfälschers Schopenhauer gegangen ist und auf die Grunddogmen seiner Irrlehre schwört.

Die Irreführung und Trübung, die das reine ethische Bewußtsein durch die Schopenhauerei zu erleiden pflegt, wurde kürzlich im Falle Thomas Mann's vollends offenbar. Zum ersten Mal erschien er als kulturpolitischer Schriftsteller auf dem Plan, nahm Stellung zur gegenwärtigen Weltlage und warf dabei, in jeweils besonderem Zusammenhange, die Frage auf: hier, ob Friedrich der Große den siebenjährigen — dort, ob Deutschland den gegenwärtigen Krieg gewollt habe. Und beidesmal gibt er, offenbar von ihrer Unübertrefflichkeit überzeugt, die wörtlich gleichlautende Antwort: „Die Frage führt in die Schlünde des nie ausgedachten Problems von der Willensfreiheit." Nein, Thomas Mann, in die Schlünde dieses in einer völlig andern Ebene liegenden Problems führt eine solche Frage ganz und gar nicht, sondern allenfalls in ein Dickicht psychologischer Einzelheiten, das restlos zu entwirren wir weder vermögen noch brauchen. Jede menschliche Handlung — als geschichtliche Erscheinung — erwächst aus einer Unendlichkeit von Bedingungen; und, um mit Kant fortzufahren, „die eigentliche Moralität der Handlungen (Verdienst und Schuld) bleibt uns daher, selbst die unsres eignen Verhaltens, gänzlich verborgen". Die Kette der Ursachen können und — dürfen wir nie ganz zu Ende denken, das Freiheitsproblem dagegen ist vor mehr als einhundertdreißig Jahren in Königsberg i. Pr. ausgedacht worden . . . . .

Deutlicher noch wird der Pferdefuß der Schopenhauerschen Ethik sichtbar, wenn wir von Mann hören, daß der Preußenkönig von 1756 wie das deutsche Volk von 1914 „frei zu wollen sich entschlossen habe, was das Verhängnis ihm auferlegte". Das Verhängnis — das ist der blinde „Weltwillen", der sich in den „geschichtlichen Umständen" objektiviert. Aber auch in Friedrich offenbarte sich ja dieser Wille und richtete sich, statt auf „die süße Ruhe eines der Literatur gewidmeten Lebens", auf den Krieg. So kann denn Thomas Mann sich zu dem Wort versteigen: „Es ist durchaus eine deutsche Denkbarkeit, daß dieser geheime Instinkt, dies Element des Dämonischen in ihm überpersönlicher Art war: der

Drang des Schicksals, der Geist der Geschichte." Wir unsrerseits sind geneigt, dies nicht so sehr für eine deutsche Denkbarkeit zu halten, als für eine ins alte Indien zurückweisende Begriffsdichtung.

Übrigens macht Mann aus seiner Neigung zum Mystizismus kein Hehl und nennt beispielsweise alles Natürliche „mystischen Wesens" unter Berufung auf den „dämonischsten Deutschen", Goethe. Doch war es Goethe, der dem schwärmerischen Poeten Haller auf dessen sentimentalen Seufzer:

„Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist;
Glückselig, wem sie nur die äußre Schale weist,"

erwiderte:

„Natur hat weder Kern noch Schale,
Beides ist sie mit einem Male."

Und an die Adresse aller derartigen Liebhaber des vorsintflutlichen „Dinges an sich" — die Sintflut der Vernunftkritik machte ihm, was leider auch so mancher Fachphilosoph heute noch nicht einsieht, den Garaus — richten sich die Worte Kants: „Wenn die Klagen: Wir sehen das Innere der Dinge gar nicht ein, soviel bedeuten sollen, als: Wir begreifen nicht durch den reinen Verstand, was die Dinge, die uns erscheinen, an sich sein mögen, so sind sie ganz unbillig und unvernünftig . . . Ins Innre der Natur dringt Beobachtung und Zergliederung der Erscheinungen, und man kann nicht wissen, wie weit dies mit der Zeit gehen werde."

Auch Schopenhauer und sein Jünger Thomas Mann gehören zu diesen Liebhabern des Dinges an sich. Im „Willen" glauben sie es erfaßt zu haben, ohne zu merken, daß ein Phantom sie äfft und sie auf einen Pfad lockt, der von dem hellen Weg des echten Kantischen Idealismus wegführt in die Dunkelheit eines Begriffsnirwana. Wo, wie bei Schopenhauer, die Begriffe „Trieb" und „Wille" durcheinanderfließen, da kann es nicht verwundern, wenn den Fragen „was sollen wir tun?" und „können wir, was wir sollen?" der Mund mit Mystik gestopft wird. Oder versteht es ein mit „gewöhnlicher" Vernunft Begabter, was es heißt: etwas frei zu wollen, was einem das Verhängnis zu wollen auferlegt? Der trete vor.

Es scheint das Verhängnis jener ontologischen Metaphysik zu sein, die Freiheit des sittlichen Willens früher oder später einem mystischen „Verhängnis" opfern zu müssen. Wäre es da nicht einfacher, offen zu dem ungleich schlichteren und klareren hellenischen Mythos zurückzukehren, der im Begriffe der εἱμαρμένη kurzerhand Schuld und Schicksal identifiziert und den Schuldlosen schuldig spricht, weil er ein Enkel ist? — Wir halten es auch in diesem Punkt mit Hermann Cohen: das Schicksal, wie es der Mythos kennt, wurde „nicht nur die dunkle Macht, der man nicht entfliehen könne; sondern alle Fragen über das

Wesen des Menschen wurden auf diese auswärtige Quelle zurückgeführt. Das ist das Unsittliche in jenem Gedanken des Schicksals."

Schicksal, Verhängnis ist nichts anderes als das Wort, das sich zur rechten Zeit da einstellt, wo Lage und Sinn der Grenze, durch die Kant das Reich der Natur von dem der Freiheit schied, nicht erkannt worden sind. Und dies Verkennen, das die ärgste Sünde Schopenhauers wider den heiligen Geist des transzendentalen Idealismus bildet, rächt sich an seinem Schüler Thomas Mann, dessen Kriegsaufsätze sich so überaus unkantischen Geistes erweisen. Es rächt sich unter anderem so, daß dieser sonst auf peinlichste Akkuratesse bedachte Schriftsteller sich gelegentlich schlecht und recht verhaut: er hält Kants Begriff der „praktischen Vernunft" für einen „Gegensatz" zur „reinen". Und doch hätte ihn bereits der erste Satz der Vorrede zu Kants ethischer Hauptschrift darauf aufmerksam machen müssen, daß auch sie die „reine", nämlich die reine praktische Vernunft, zum Gegenstand hat.

Man halte dies nicht für philosophische Wortklauberei: es „korrespondiert auf tiefe und charakteristische Art" — um mit Thomas Mann zu reden — mit seiner aus jeder Zeile sprechenden abgründigen Verständnislosigkeit für das Problem des Pazifismus, dieses Gipfelproblem der Kantischen Ethik. Mann scheut sich nicht zu bekennen, daß die, die er „wir" nennt, „als sittliche Wesen" die Heimsuchung dieses Krieges „auf irgendeine Weise ersehnt" haben. Er sieht im Krieg Reinigung (von den gährenden und stinkenden „Zersetzungsstoffen der Zivilisation"), Befreiung (von dem „Ungeziefer des Geistes") und eine ungeheure Hoffnung (auf den Sieg des „deutschen Gedankens"). Er gießt ein großmächtiges Füllhorn vergifteter (und übrigens in erlesenem Geschmack stilisierter) Schmähungen über die englische und die französische Volksseele aus. Oder richtiger: über den britischen und welschen Geist; denn eine „Seele" kann, wie man begreift, allein dem deutschen Volke zugesprochen werden, eine Seele, der obendrein „etwas Tiefstes und Irrationales" eignet.

So sieht denn Thomas Mann in summa diesen Krieg als den Kampf des Rationalismus wider den Irrationalismus, des demokratischen Geistes der Aufklärung gegen den dämonischen Heroismus des zur Macht strebenden europäischen „Gewissens", als den Antagonismus — um schließlich denn doch auch dieser zu so schöner Volkstümlichkeit gelangten Antithese zu gedenken — von Zivilisation und Kultur. Kein Zweifel, daß solche Art, die Dinge zu betrachten, aus dem gleichen Geist geboren ist wie jene Mystik, die das Recht des Degens verteidigen möchte. Man kann nicht sagen, daß dies heißt, die Dinge zu genau betrachten. Der Epiker und Novellist Thomas Mann, dessen empfindliches Ohr die leisesten Nebentöne eines Wortes vernimmt, dessen schonungslosem Blick nicht die Tragikomik versteckteſter seelischer Mißbildungen oder die poröse Beschaffenheit einer Oberlippe entgeht, besitzt kein Organ für die großen Menschheitsleiden, für die in der Stille langsam, doch stetig wachsende Sehnsucht der Völker, für den leisen,

doch unbeirrbaren Schritt des Genius der Weltgeschichte. Und es fehlt ihm wohl der Stachel des philosophischen Erkenntnisdranges, der ihn über die Mystik Schopenhauers hinaus in die klare und reine Region des transzendentalen Idealismus triebe und ihn von den Schlacken des Ästhetentums befreite, dieses schlimmsten Feindes Kantischer Ethik und ihrer Anwendung: des Sozialismus.

Ernest Seillière hat kürzlich die letzte Entwicklungsphase Flauberts, auf dessen nahe seelische Verwandtschaft mit dem Lübecker Dichter man hingewiesen hat, als „ästhetischen Mystizismus" bezeichnet. Wird dieses Verdikt dereinst auch Thomas Mann treffen? Er ist nicht mehr einer von den Jüngsten. Zwar ist er unbefangen genug, um das Ästhetentum als ein „arges Teil seiner selbst" zu empfinden, und hat sich seinetwegen, wie wir durch die Verteidigungsschrift „Bilse und ich" erfuhren, in einer seiner Gestalten selbst „gezüchtigt". Indessen haben seine „Gedanken im Kriege" es an den Tag gebracht, daß er die Wurzel jenes argen Übels bislang keineswegs erkannt hat.

Wir, die wir sie kennen, sollten in diesem Kriege hart werden und allen denen, die uns auch heute noch mit alter und neuer Mystik, mit innern Erlebnissen und mit Kultur der Seele, mit Steigerungen des Lebensgefühls und mit der Dämonie des Irrationalen zu belästigen fortfahren, in aller Schärfe zu verstehen geben, daß wir im Kampfe um das neue Menschheitsideal im Zeichen Kants und keines andern zu siegen gedenken.

Richard Müller-Freienfels: Der Geist der deutschen Dichtung vor dem Kriege.

1. Gar oft im Verlauf des Krieges hat man die Äußerung hören und lesen können, daß unter die Aktiva des furchtbaren Schicksals sicherlich das zu buchen sei, daß die dekadente, schwächliche, rein ästhetische Kunst und Dichtung der letzten Zeit hinweggeräumt und daß damit Platz geschaffen würde für einen kraftvolleren, gesunderen, mit dem Leben in festerer Beziehung stehenden Stil.

Die so schrieben und redeten, hatten wohl in der Regel nur einen sehr allgemeinen Begriff von moderner Literatur und Kunst; sie hielten, wie das Laien meist tun, das Gestrige für das Heutige; sie bedachten nicht, daß der laute äußere Erfolg immer dann einzutreten pflegt, wenn die innere Jugendkraft lange vorbei ist, und daß man es darum keineswegs als zeittypisch für die jüngste Dichtergeneration ansehen darf, daß auf allen Bühnen blutleere Kostümstücke aus der Renaissance oder einer anderen historischen Garderobe aufgeführt wurden,

oder schmachtende, neuromantische Lyriker hohe Auflagen erreichten. Alles das ist bezeichnend höchstens für den Geschmack des Publikums, das aber in seiner Menge stets dem wahrhaft lebendigen Kunststil beträchtlich nachzuhinken pflegt. Daß längst ein neuer Stil im Werden, ja in Blüte war, der der dekadenten Neuromantik in gewissem Sinne diametral entgegengesetzt ist, das bemerkten die Ewig-Gestrigen nicht. —

Hier nun sei auf diese Tatsache hingewiesen, die in der breiten Öffentlichkeit vielleicht auch darum so wenig bemerkt worden ist, weil ein Name, ein bequemes Schlagwort für die Dichtung um 1910 fehlte. Für den Kunststil derer um 1900 hatte man ein solches in dem Begriffe „Neuromantik". Was man damit bezeichnen wollte, ist bekannt: die Kunst der Hoffmannsthal, Rilke, Eulenberg, Hardt und ihrer zahllosen Verwandten und Nachahmer, eine Kunst also des farbigen Kostüms, weltferner, etwas kränklicher Schönheit, sprachkunstgewerblicher Reize, einer nervösen, aber auf jeden Fall aller Kraft und alles starken Willens baren Psychologie. Hat es diese Kunst auch nicht zu starken, breite Schichten des Volkes erschütternden Werken gebracht, so doch zu mancher feinen Kleinarbeit, besonders auf lyrischem Gebiete, ist aber auf jeden Fall auf verhältnismäßig enge Kreise beschränkt geblieben. — Wenn man meinte, daß diese Kunst durch den Krieg aus dem Volksbewußtsein ausgelöscht werden würde, so ist dazu höchstens zu bemerken, daß nicht der Weltkrieg nötig war, um das zu erreichen. Diese Kunst ist immer eine Treibhauspflanze gewesen.

2. Indessen hat sich, um 1910 etwa, eine neue Entwicklung deutlich bemerkbar gemacht, die der Neuromantik fremd, ja ausgesprochen gegnerisch gegenüber steht. Eigentlich ist es nicht eine einheitliche Entwicklung; es sind zahlreiche, voneinander abweichende und doch in gewisser Hinsicht konvergierende Richtungen, die dennoch gewisse gemeinsame Kennzeichen haben, was immer deutlicher heraustritt. Noch ist kein Name gefunden, der diese neuen Entwicklungstendenzen, wenn auch nur in Schlagwortform, zusammenfaßte; dennoch zeigen sich schon heute gewisse, bei aller Verschiedenheit im Einzelnen durchgehende und wesensbildende Merkmale. Wir unternehmen es nun, nur einige der wichtigsten hervorzuheben, die aber wohl ausreichen zur Charakterisierung und auch zur Kontrastierung gegen die neuromantische Kunst.

Was will die neue Dichtung? Nun, an die Stelle der blutlosen Sensibilität der Neuromantik tritt die Verehrung der Kraft, des starken Willens, des leidenschaftlichen Tempos; an Stelle der weltfremden Distanziertheit neuromantischer Poeten tritt eine deutliche Hinwendung zum Leben, ja das Bedürfnis, dies Leben in seinen gesteigertsten, extremsten Formen zu erfassen; und letzthin, an Stelle des neuromantischen, äußer-

lichen Schönheitsbegriffs tritt das Streben nach einer neuen, organischen Form. —

Alles das zusammen dürfte ausreichen zur Kennzeichnung eines neuen Stils, so sehr die einzelnen Vertreter dieser Gedanken auch untereinander verschieden sind, ja, zuweilen sogar starke neuromantische Elemente beibehalten. Vielleicht wird es überraschen, wenn manche auf den ersten Blick so verschiedene Dichter wie Paul Ernst und Heinrich Mann, wie Stefan George und Kellermann (als Verfasser des „Tunnels"), wie Dauthendey und H. H. Ewers hier zusammengefaßt werden. Wenn das geschieht, so haben wir die Gesichtspunkte bereits angeführt, unter denen wir es tun. Es ist zu allen Zeiten so gewesen, daß das Gemeinsame eines Stils erst aus einer gewissen Entfernung bemerkt worden ist, daß die Nächststehenden mehr das Verschiedene, als den durchgehenden Zug bemerkt haben. Vielleicht ist in diesem Fall, wo es sich um Vertreter einer sehr späten, mit Elementen aller Zeiten und Räume gesättigten Kultur handelt, die Verschiedenheit sogar besonders groß: dennoch ist ihnen allen gemeinsam die Verehrung von Kraft und Willen, eine neue Haltung zum Leben, ein besonderer Formbegriff. Sollte ich ein Schlagwort finden für dies Gemeinsame, so würde ich es als das Dynamische bezeichnen, und würde vorschlagen, den neuen Stil als den dynamischen zu kennzeichnen. Indessen bleibt der Name nebensächlich; wir zeigen zunächst die Tatsachen auf.

3. Kraft, Wille, Bewegung sind die ersten Forderungen der neuen Kunst. Am extremsten formuliert sind sie in dem bekannten Programm der Futuristen, das neben der Dichtung auch die bildende Kunst im Auge hat und, wenn es auch in Italien entstanden ist, doch auch bei der jüngsten Generation in Deutschland ein lebhaftes Echo gefunden hat. Auch andere ausländische Künstler mit gleichen Tendenzen hat man herangezogen zur Patenschaft für heimische Bestrebungen: Walt Whitman, Verhaeren, Johannes V. Jensen. Aber auch in Deutschland selber sind Geister erwachsen, die in völliger Eigenart jene Tendenzen in ihren Werken gestalteten. Vor allem der erst jetzt in seiner Verehrung der Kraft und des starken Willens richtig verstandene Nietzsche wird neu lebendig, den die Neuromantiker ganz irrtümlich als müden Dekadent aufgefaßt hatten. Derjenige unter den lebenden Künstlern, den die jüngste Jugend vor allem als Meister verehrt, ist Heinrich Mann. Es mag sein, daß die in seinen Werken auflodernde Kraft und die leidenschaftliche Bewegung oft unnatürlichen, krampfigen, ja hysterischen Charakter tragen: vorhanden sind sie darum doch und haben Begeisterung und Nachahmung erweckt. Die Namen der Zeitschriften, in denen sich diese Jugend besonders austobt, sind an sich schon bezeichnend: „Der Sturm", „Die Aktion" und ähnlich nennen sie sich. Als typischer Vertreter dieser Nachfolgerschaft, selber wieder als Führer einer noch jüngeren Bewegung, erscheint René Schickele, dessen kraftgenialisches Gebaren und gesuchte Übersteigerung des Tempos an die Stürmer und Dränger

früherer Jahrhunderte gemahnt. Die breite Öffentlichkeit hat einen großen Erfolg, der sich in der Hunderttausendzahl der Auflage verkörpert, vor allem einem Werke beschert, das sehr bezeichnend ist: dem „Tunnel" des früher überzarten Neuromantikers Kellermann, der auf einmal das Banner der Kraft und der leidenschaftlichsten Bewegung entfaltet. In diesem Werke finden wir alle jene Symbole für die neue Kunstrichtung, die als typisch in einer ganzen Gattung von neueren Dichtungen wiederkehren: die Technik, die Großstadt, Amerika. In diesen Symbolen verkörpert sich für die junge Generation das dynamische Lebensgefühl am deutlichsten. Man findet sie wieder in den Romanen der J. V. Jensen, O. Soyka und anderen. Auch die Lyrik besingt mit Vorliebe die Großstadt, die als Symbol konzentrierter Kraft erscheint: die Gruppe um den frühverstorbenen Georg Heym ist in dieser Hinsicht bezeichnend.

In ganz anderer Weise, in eigentümlich theoretischer Art, kommt die Forderung des starken Willens und der bis zu tragischem Verhängnis sich steigernden Kraft zum Ausdruck in den Dramen des sogenannten Neuklassizismus, der mehr durch seine Theorie, als durch seine Werke in der breiteren Öffentlichkeit Beachtung gefunden hat. —

4. Alle bisher genannten Momente nun: Kraft, Bewegung, Wille, die in der Kunst der jungen Generation zum Ausdruck kommen, entquellen einer veränderten Haltung dem Leben gegenüber. Nicht mehr in vornehm-kühler Ablehnung, nicht mehr in müder Resignation zieht man sich vom Leben zurück: nein, man sucht es dort auf, wo man es am stärksten, gewaltigsten, ja furchtbarsten spürt. Man kopiert es nicht wie der selige Naturalismus, man steigert es, konzentriert es, berauscht sich daran. Statt in Märchenfarben, wie die Neuromantik, schwelgt man jetzt in den Erscheinungen der Wirklichkeit, aber einer erhöhten Wirklichkeit. Nicht ferne Vergangenheiten sucht man; nein Gegenwart, ja Zukunft! So spielen die Romane Heinrich Manns im modernen Berlin, dem modernen München, dem modernen Italien; aber alle diese Örtlichkeiten sind in phantastisch-übersteigerte Beleuchtung gerückt, wie im Rausche gesehen. Ja, man liebt erotische Fernen, die Tropen, und ganz primitive Kulturen, weil man dort das Leben am ungebrochensten, am stärksten, ja am brutalsten zu spüren glaubt. Dahin führen die Werke der Jensen, Ewers, Dauthendey. Man bejaht das Leben noch in seinen unerhörtesten Erscheinungen. Man sucht das Grausige, das Ungeheuerliche, alles aus diesem unersättlichen Lebensbedürfnis, aus dem Drang nach unerhörtester Übersteigerung des Daseins heraus, der die junge dynamische Kultur kennzeichnet. Es ist eine Überwirklichkeit, die man sucht, eine Welt, die bei aller Ähnlichkeit mit der wirklichen doch ins Phantastische gesteigert ist. —

5. Daneben aber tritt auch eine neue Form in Erscheinung, die wesentlich abweicht von der bunten, schillernden Sprachziselierung der Neuromantik, eine

Form, die kein äußerlich übergeworfenes schillerndes Gewand, sondern eine organische, aus der inneren Notwendigkeit des Dargestellten geborene Gestaltung sein will. Eine solche innere Form für die Tragödie sucht auf theoretischem Wege der Neuklassizismus. Anknüpfend an Hebbels dramatische Theorien erstrebt er straffste Komposition. Freilich verfällt man, indem man die Scylla des neuromantischen Wortprunks zu vermeiden strebt, wie Paul Ernst zuweilen der Charybde nüchterner Abstraktion. Für die Lyrik ist eine dem neuen Geist gemäße Form gefunden in der Kunst Stefan Georges. Dieser Künstler, der in den Anfängen mit der Neuromantik zusammenging, hat sich in ganz anderer Weise entwickelt. Er hat einen eigenen Monumentalstil des Verses geschaffen; wie schwere Quadern baut er seine Worte aufeinander und gelangt so zu einer ehernen Geschlossenheit, die weit abliegt von der spielerischen Schönheit der Neuromantik. Das Ringen um eine feste Form der Prosa wird am deutlichsten zum Ziele geführt durch Thomas Mann, der in einem Stil strengster Geschlossenheit des Periodenbaus in seinen besten Werken echte Größe erreicht, vielleicht am schönsten in seinen jüngsten Studien zum Kriege, wo er sich zu einer wahrhaft großen Gestaltung emporschwingt und dem dynamischen Lebenswillen seiner Zeit den tiefsten Ausdruck leiht. —

6. Wir haben nur wenige typische Züge typischer Künstlerpersönlichkeiten hier herausarbeiten können, und doch fügen sie sich vielleicht zusammen zu einem Bilde unserer neuesten Literatur, das wesentlich abweicht von dem, was die noch vor einem Jahrzehnt als zeittypisch anzusehende Neuromantik bot. Überblickt man die zukunftsträchtige Kunst dieser letzten Jahre vor dem großen Kriege, so wird man erkennen, daß sich, wenn auch nur in prophetischer Weise, darin die Züge jenes Deutschland offenbaren, das sich uns im Kriege enthüllt hat, so stark, so erdenfest, so geschlossen, daß wir selber nicht am wenigsten erstaunt waren. Was sich hier als die eigensten Eigenheiten des neuen Deutschland erwiesen hat, die ungeheure, willenstarke, lebendige Kraftentfaltung, diese Bejahung des Lebens in Tod und Grausen, diese eiserne Disziplin und Beherrschtheit, für die böswillige Gegner den Begriff des Militarismus geprägt haben, alles das findet sich vorgeformt in der Kunst (und nicht in der Poesie allein, am deutlichsten vielleicht in der Baukunst der Messel und Behrens z. B.) der letzten Jahre vor dem Kriege. Ohne daß vom Kriege geredet wird, spürt man in dem Schrifttum dennoch deutlich genug heraus den Willen zu solchen Eigenschaften, die gerade im Kriege zur reinsten Auswirkung kommen. Verquickt mit vielem andern, verhüllt oft durch Nebensächlichkeiten, ja durch Widersprüche und barocke Arabesken besteht als Grundtonart unverrückbar fest doch das Bekenntnis zum Leben, wo es am gewaltigsten ist, zur Kraft und Willensbehauptung und zur ehernen, beherrschten Form. — Gewiß hat der Krieg als solcher noch keinen eigenen Stil hervorgebracht. Die zahlreichen, bisher veröffentlichten Vers- und Prosaarbeiten sind mit wenigen Ausnahmen konventionell in Stimmung und Form. Das ist kein

Wunder: auch eine große Dichtung will wie alle edle Frucht langsam wachsen und reifen. Das Beste, was den Krieg von 1870 poetisch behandelt: Liliencrons Kriegslyrik, ist auch erst Jahrzehnte nachher geworden. Sicherlich aber findet eine solche kommende Kunst des starken Deutschland einen wohlvorbereiteten Boden, auf dem sie gedeihen kann.

Hans Friedrich: Patrouillenritt. Novelle.

Drei Dragoner ritten durch den Augustmorgen. Sie hatten Befehl, zu untersuchen, wie weit die Russen schon heran wären.

Seit gestern war Krieg. Aber die Landschaft lag noch genau so friedlich wie ehedem. Auf den Feldern klangen die Sensen. Man wollte noch hereinbringen, was möglich war. Alle Hände arbeiteten fieberhaft. Und die Gesichter waren todernst. Man wußte, was in der nächsten Zeit auf dem Spiele stand.

Die Dragoner waren Westpreußen. Ihre Pferde mit dem funkelnagelneuen Zaumzeug schnoben. Das Feldgrau der Uniformen war ihren Trägern noch neu. Wie verwandelt kamen sie sich vor.

Und wie verwandelt auch im Herzen. Ernster waren sie. Dies war kein Manöver mehr. Das fühlte nicht nur der einjährig-freiwillige Patrouillenführer, sondern auch seine Begleitung, Bauernsöhne.

Sie galoppierten durch das letzte deutsche Dorf. Kinder spielten auf der Straße wie immer. Sie ahnten nichts und waren fröhlich und guter Dinge. Die Erwachsenen aber sahen ihnen mit heißen Augen nach.

Im Krug tränkten sie ihre Pferde, fragten, ob Feinde gesehen wären. Nichts. Obwohl der halbwüchsige Sohn des Wirtes gut auf dem Posten und seit gestern immer auf den Beinen gewesen war. Auch der russische Grenzwächter wäre seit gestern nicht mehr sichtbar geworden.

Die Dragoner gönnten sich nur die allernotwendigste Rast. Dann saßen sie wieder auf. Sie mußten hinein in das feindliche Land.

Nachdem sie eine Strecke geritten waren, verließen sie die breite Straße und schlugen Feldwege ein. Am Schlagbaum wären sie doch vielleicht durch den russischen Grenzwächter aufgehalten worden. Sie hatten Wichtigeres zu tun, als ihn zu überwältigen. Und er konnte schießen, dann war ihre Anwesenheit verraten. Das aber durfte nicht sein. So im geheimen konnten sie viel weiter vor-

dringen, mehr sehen, näher an die feindlichen Stellungen herankommen und umfangreichere Meldung erstatten.

Die Hufe ihrer Pferde traten in einen Bach. Er war um diese Zeit fast trocken. Sie setzten hinüber. Nun waren sie über der Grenze.

Ein paar Weiden standen am anderen Ufer. Ein Dragoner kletterte auf einen der starken Äste, die so dicht belaubt waren, daß sie ihm ein Versteck boten, und hielt Umschau. Nach einer Weile meldete er, in ziemlicher Entfernung auf der Landstraße nähere sich feindliche Kavallerie.

„Wieviel Mann?"

„Fünf."

„Offizier dabei?"

„Einer trägt keine Lanze."

Auf Befehl verließ der Dragoner seinen luftigen Sitz und sprang wieder auf sein Pferd. Auch die übrigen setzten die ihrigen in Gang.

Mit den Fünfen auf der Straße galt es den ersten Strauß. Sie sollten keinen deutschen Boden treten!

Der Patrouillenführer Jungschmidt überlegte. Zuerst Feuerüberfall. Dann Attacke. Und möglichst den Offizier gefangen nehmen! Welch glücklicher Zufall! Womöglich der erste in diesem Krieg!

Sie ritten los.

Ihre Herzen klopften stürmisch. Sie fühlten die Bedeutung dieser Stunde. Sie trugen den Krieg ins russische Land.

Die Faust faßte fester die Lanze. Jetzt galt es. Jetzt wollten sie zeigen, daß sie etwas gelernt hatten in Drill und Manöver, wollten zeigen, was deutscher Zorn vermag.

Der Boden war weich. Ohne viel Geräusch kamen sie voran.

Als sie an einer geeigneten Stelle wieder Umschau hielten, waren die Russen bei einer Straßenbiegung verschwunden. Aber das tat nichts. Jungschmidt kannte hier die Wege. Er wußte, wo sie wieder auftauchen mußten. Dahin lenkte er in der kürzesten Richtung seine Patrouille.

Bald näherten sie sich der Straße. Die Russen waren noch weit. In aller Ruhe konnten sie ihre Pferde verschnaufen lassen.

Es war ein stiller Morgen. Nur die Grillen sangen und die Lerchen stiegen jubilierend in die Luft.

In langsamerem Ritt waren sie auf eine Wiese gekommen. Ziemlich große, halbverfaulte Heuhaufen lagen herum. Die hätten schon lange eingebracht sein müssen. Man merkte, man war in Rußland. Aber sie waren gut, um ein notdürftiges Versteck zu gewähren.

Da wurden die Russen sichtbar.

Sie trabten auf der Straße dahin, hielten öfter ihre Pferde an, sicherten. Sie waren sehr vorsichtig, vorsichtiger, als Jungschmidt lieb war. Sie schienen der Ruhe ringsum keineswegs zu trauen.

Ein Feldweg bog seitwärts ab. Der russische Offizier schien zu überlegen, ob er ihn weiterreiten solle. Nach kurzem Zögern folgten sie aber doch der Straße.

Jungschmidt hatte den Krimstecher vorm Auge. Seine Lippen waren aufeinandergepreßt. Jetzt kam das erste Gefecht. Etwas wie eine wilde Freude wallte in ihm auf.

Da wurde es plötzlich heiß vor seinen Augen. Er faßte den Krimstecher krampfhafter. Er täuschte sich doch nicht . . der Offizier . . war das nicht . . war das nicht . . Nikolaij Schichonoff . .?

Er sah angestrengt durch das Glas.

Ja — das war Nikolaij Schichonoff. Elegant, etwas nachlässig, mit anerzogener müder französischer Grazie saß er auf seinem Pferd. Und Jungschmidt kannte sogar den langschweifigen Rappen. Marfa hieß er. In sein Gesicht stieg eine zornige Röte.

O, er haßte Nikolaij Schichonoff!

Das war zu Anfang des vorletzten Frühjahrs gewesen. Russische Offiziere waren öfter in seine westpreußische Heimatstadt gekommen, in der sein Regiment lag, um sich mit den deutschen Kameraden zu amüsieren und die gähnende Langeweile ihrer kleinen, schmutzigen polnischen Garnison zu übertäuben. Sie waren gern gesehen, obwohl man oft mehr, als einem lieb war, trinken mußte. Denn das gehörte bei ihnen mit zum lustigen Leben, ebenso wie das Spiel. Aber sie brachten als Gastgeschenk stets einen vorzüglichen Tabak mit. Den konnte man brauchen. Und sie waren liebenswürdige Gesellschafter, meist Petersburger, einige auch Balten. Man unterhielt sich gut. Und an zuviel Zerstreuung war man ja in dem kleinen westpreußischen Nest auch nicht gewöhnt.

Da geschah es.

Jungschmidt hatte eine einzige Schwester, die braune Brigitte. Die war kaum achtzehn Jahre, hübsch, heißblütig, da sie auch einen Schuß slawischen Blutes in den Adern hatte.

Sie war abenteuerlustig. Sie war ja noch so jung und wußte nichts vom Leben. Ihres Vaters Gut war ihr langweilig geworden. Früher hatte sie sich nur um ihre Hühner und Tauben und Ferkel gekümmert. Und um die Blumen im Garten und das Spalierobst und die Gemüserabatten. Dann aber war ihr das alles zu enge geworden.

Leben — war das nicht etwas ganz anderes?

Leben — hieß das nicht vor allem Liebe?

Und stand es nicht so in allen Romanen?

O, diese Romane! Wieviel erlebten ihre Helden und Heldinnen! Sie weinte oft lange vor dem Einschlafen. Sie wollte werden wie sie. Denn war sie weniger? Sie wollte auch etwas erleben. Aber sie erlebte nichts. Und viel zu langsam kamen und gingen die Tage und Wochen für ihre Ungeduld.

Es war immer das gleiche. Die Zusammenkünfte mit den Freundinnen in der kleinen Stadt bei Kaffee und Kuchen und verbracht mit Toilettefragen und Stadtklatsch. Die Familiensonntagnachmittage mit viel Vorbereitungen vorher, großen Diners und den sich immer wiederholenden Verwandtengesprächen. An den hohen Festen nahm wohl die Zahl der Gänge, nicht aber die Unterhaltung zu. Zwischendurch einmal eine Sommerreise mit ihrer Mutter an die See und im vorigen Jahr das größte Ereignis, acht Tage in Berlin. Aber wenn sie allein gewesen wäre! Doch immer in Obhut, immer von Verwandten umgeben. Und die Riesenstadt schreckte sie. Das war zuviel stürmisches Wogen nach der Stille der ländlichen Einsamkeit. Sie war verschüchtert, kehrte ernüchtert zurück. Wenn sie etwas nach ihrem Wunsch erleben sollte, hätte es nicht in einer so fremden, betäubenden Umgebung geschehen sollen, sondern möglichst hübsch zu Hause oder nicht weit davon.

Und das große Erlebnis kam.

Nikolaij Schichonoff, der elegante, russische Kavallerieoffizier brachte es.

Er machte großen Eindruck auf sie. Denn er sah aus wie jemand, der viel erlebt hatte. Das lockte sie, weil man sie nicht dazu gelangen lassen wollte, etwas zu erleben.

Und er war leidenschaftlich. Seine Rede berauschte sie. Er hatte die feinste Uniform, das teuerste Parfüm, das schönste Rassepferd. O, sie verstand etwas von Pferden! Ihr Vater ließ selbst einige auf der Rennbahn laufen. Sie wußte, was solch ein Tier wie die langschweifige, schwarze Marfa kostete.

Und er liebte sie.

Sie war überzeugt, daß er sie liebte. Felsenfest überzeugt. Denn er sagte es doch immer wieder. Und er sagte es nicht nur. Das hätten leere Worte sein können. Aber er handelte sogar danach.

Zwei Tage nach dem Abend, wo sie sich auf einem Offiziersball kennen gelernt hatten, kam er wieder in die Stadt. Heimlich, in Zivil. Nur um ihretwillen, wie er ihr erzählte, und ohne der Gefahr zu achten, daß er sich einer strengen Strafe aussetzte, weil er vom Dienst fern blieb.

Das erste war richtig, das zweite nicht. Er hatte sich freigemacht. Und das ging leicht, denn er war reich und deshalb bei seinen Vorgesetzten sehr angesehen. Und er liebte sie, darin log er nicht. Aber anders als Brigitte ihn: ohne Reinheit, nur der begehrende Mann das junge, reizvolle Weib.

Ihn lockte das Abenteuer. Und sie ebenfalls. Darin trafen sich ihre Wege.

Er hatte schon seine Versetzung nach Petersburg in der Tasche. Dies hier war für ihn nur eine Episode in seinem episodenreichen Leben. Ein interessanter, sogar überraschend interessanter Abschluß der langweiligen polnischen Garnisonszeit. Und an seiner Entschlossenheit sollte es nicht fehlen. Er wollte diesen Abschluß genießen.

Fritz Jungschmidt liebte seine Schwester. Sie war die Jüngste. Darum verwöhnten er und sein drei Jahre älterer Bruder sie mit Geschenken und Zärtlichkeiten. Und Fritz wachte in Abwesenheit dieses Bruders über ihr wie über einer Braut.

Er merkte sofort, daß sich zwischen Brigitte und Schichonoff etwas anspann. Das machte ihn sehr unruhig. Er kannte Schichonoff, wußte, was er im Kreise der Offiziere für Geschichten erzählte, wie gering er über Frauen dachte! Er lebte nur seinem Vergnügen. Jedes Verantwortlichkeitsgefühl war ihm fremd. Seine Selbstliebe war Trumpf.

Und dieser Petersburger Lebemann sollte seine Schwester vergiften . . .?!

Seine unberührte Schwester, die keine Ahnung von einem solchen Menschen besaß. . . . Die in ihrer mädchenhaften Torheit all seinen schönen Worten glaubte! Und Fritz wußte, daß er schöne Worte zu machen verstand!

Das mußte verhindert werden. —

Schichonoff nützte seine Möglichkeiten aus. Er kam jetzt schon zu Jungschmidts ins Haus, auf das Gut. Er erfuhr durch Brigitte, wann ihr Vater draußen und ihre Mutter in der Stadt war. Danach richtete er seine Besuche ein.

Aber Fritz wachte.

Es war ein schöner Frühling. Sein Dienstjahr war um. Er war wieder mehr Herr über seine Zeit.

Eines Nachmittags schlenderte er durch den Gutspark. Der bestand aus einer wohlgepflegten Abteilung mit Rosen und Obstbäumen. Weiter fort vom Haus verwilderte er ein wenig, wurde dichter. Alte Buchen reckten sich auf. Gruppen von Birken ließen dazwischen ihr leichtes Laub im Winde spielen.

Wo die Felder begannen, am Rand des Parkes, lag eine Laube. Sie war von Pfeifenstrauch dicht überwachsen, ein wenig erhöht, sodaß man von ihr aus bis zum nächsten Vorwerk sehen konnte. Im Sommer wogte hier ein Meer von Ähren und dazwischen blühten Kartoffeln und grünten Zuckerrüben.

Jetzt trieb der Pfeifenstrauch sein erstes Grün. Auf den Feldern wehte die junge Saat. Von den Kartoffeln und Rüben war noch nicht viel zu sehen.

Aber die Wandergänse steuerten hoch in der Luft nach Norden. Und die Störche kreisten zum ersten Male wieder über dem altgewohnten Nest in dem Wagenrad auf dem Stall des Vorwerks.

Fritz Jungschmidt wußte es noch wie heute.

Er war aus dem Park herausgetreten und wollte den Weg über die Felder gehen. Aber eine dunkle und doch sehr bestimmte Ahnung zog ihn zurück in die Nähe der Laube.

Sein scharfes Auge erkannte bald ein blaues Kleid. Aber Brigitte war nicht allein. Es mußte jemand bei ihr sein. Sein Herz sagte ihm, wer es wäre.

Nikolaij redete von Liebe. Er malte Petersburg in den schönsten Farben. Und die glänzende Zukunft seiner militärischen Laufbahn stieg in jeder Minute höher.

Da trat Fritz dazwischen.

Die beiden hatten ihn nicht gehört. Sie zuckten auf. Brigitte wurde blutrot und fand nur mit Mühe Fassung genug, den Bruder zu begrüßen. Nikolaij ließ sich nichts merken. Er war an überraschende Situationen gewöhnt. So etwas kam öfter vor. Da galt es nur, kaltes Blut zu bewahren. Dann kam man schon wieder aus der Klemme.

„Serr erfreit, Sie zu sehen!"

Fritz hatte schon unterwegs überlegt. Diese Sache mußte heute zur Entscheidung kommen. Sie beunruhigte ihn jetzt lange genug. Und er wollte nicht gezwungen sein, wie ein Wachhund um seine Schwester herumzulaufen. Und das mußte er, wenn er sie vor einem Unglück bewahren wollte, das unter Umständen ihr ganzes Leben überschatten konnte.

Er beachtete Schichonoff kaum.

„Ist Papa zu Hause?" fragte er seine Schwester.

Sie schüttelte den Kopf. „Du weißt doch, er ist auf den Schnepfenstrich zu Markows."

„Und Mama?"

„Ist in die Stadt gefahren."

Fritz wußte genug. Mit einer plötzlichen Bewegung wandte er sich von der Schwester ab und dem Oberleutnant zu.

„Herr Oberleutnant, ich habe in Abwesenheit meines Vaters hier an seiner Statt zu handeln. Ich möchte Ihnen erklären, daß es nicht in seinem Sinne ist, wenn Sie seiner Tochter heimlich Besuche machen!"

Schichonoff biß sich auf die Lippen. Dieser Deutsche war unangenehm energisch! Schade, hier drohte ein so nett und verheißend begonnenes Abenteuer in die Brüche zu gehen!

„Ich mache keine heimlichen Visiten."

„Das zu beurteilen, müssen Sie mir überlassen."

„Herr Jungschmidt!"

Fritz beachtete nicht seine drohend rollenden Augen. Das waren ja doch nur Mätzchen. Er wandte sich zu seiner Schwester: „Und du, Gitta, gehst ins Haus!"

„Aber ich will nicht. Ich bin kein Kind! Du hast kein Recht dazu. . ."

„Ich habe ein Recht dazu", erwiderte er schnell. In seiner Stimme zitterte leise die Wärme seines Gefühls. Sie empfand dieses Zittern, da wußte sie, daß es keine Laune war, daß er es mit ihr gut meinte. Scheu schlug sie die Augen nieder, sie schämte sich in diesem Augenblick vor ihrem Bruder. Sie, die sonst so wahrheitsliebende Brigitte Jungschmidt, war unaufrichtig gewesen . . . unaufrichtig gegen ihn . . gegen ihre Eltern. . .

Mit einem kurzen Neigen des Kopfes vor Schichonoff stand sie auf und schlug den Weg zum Hause ein.

Fritz ging ihr ein paar Schritte nach. Er wollte sie so sich nicht entfernen lassen. Er verstand, wie es jetzt in ihr aussah. Es war ihre erste Liebe, aber er durfte nicht anders handeln. Er mußte an ihrer Stelle klug sein.

Als sie außer Hörweite waren, flüsterte er: „Du bist in Gefahr. Ich werde dir nachher alles erklären. Vertraue mir!"

Sie sah ihn aus feuchten Augen an. Mit tief gesenktem Kopf verschwand sie hinter den nächsten Büschen. Dann brach sie in Tränen aus. Sie war vollkommen außer Fassung. Wie von einem Wirbel fühlte sie sich hinabgezogen. Sie wußte gar nicht mehr, um was es sich eigentlich handelte. Nur das eine fühlte sie, es war ein Ende . . das Ende eines Traumes.

Die beiden Männer wurden schnell miteinander fertig.

„Meine Schwester ist zu gut für Sie, Herr Oberleutnant!"

Schichonoff fuhr auf. „Wenn ich mein Säbel hätte da . . wahrrhafftig!"

Fritz lächelte ironisch. „Sie haben uns im Kasino zu viel Liebesgeschichten erzählt. Suchen Sie in Rußland eine Fortsetzung . . nicht hier!"

Als sich Schichonoff so durchschaut sah, ging die Besinnung mit ihm durch.

„Deitsches Hund!" brüllte er.

Im nächsten Augenblick saß ihm die Faust des Beleidigten im Gesicht, sodaß es ihm schwarz vor den Augen wurde. Und er hörte nur die Worte, die sehr ruhig gesprochen wurden: „Wenn Sie etwas weiteres von mir wollen . . . schicken Sie mir Ihre Sekundanten!"

Schichonoff stand ein paar Schritte zurück. Die erste Überraschung über den Schlag war jetzt der vollen Wut gewichen. Es zuckte ihm in den Händen, aber auf einen Kampf Mann gegen Mann wollte er es doch nicht ankommen lassen. Er war zwar gewandt, aber klein. Mit diesem breitschultrigen Westpreußen anzubinden, versprach wenig Erfolg. Der hatte Fäuste, die einen zusammenzudrücken drohten wie eine Fliege.

Er zog sich immer weiter zurück. „Das zu viel Ehre wärre für ein deitsches Einjährrige", zischte er, „daß sich mit ihm schlagt russische Offizier! Aberr wirr sehen uns widderr! Für dich ist Knute bei uns . . Und deine Schwester . ."

Ein russisches Schimpfwort endete die Rede, schon aus ziemlicher Entfernung hingeworfen. Aber Fritz verstand.

Eine Handbewegung veranlaßte Schichonoff zu schnellerem Rückzug. —

Sie hatten sich nicht wieder gesehen.

Schichonoff ritt noch in derselben Stunde wieder über die Grenze. Fritz meldete den Vorfall dem kommandierenden Oberst, aber wider Erwarten ließ sich der Russe nicht mehr in der Stadt blicken. Er hatte ja immer von seiner Versetzung nach Petersburg gesprochen, vielleicht reiste er bald darauf dorthin ab.

Fritz haßte ihn noch immer. In dem Verkehr mit seiner Schwester war durch den Vorfall keine Trübung entstanden. Er hatte ihr gezeigt, in welcher Gefahr sie war — das half. Nun hatte sie fürs erste an Erlebnissen genug. Die Wirklichkeit war doch so ganz anders, als es in ihren Romanen stand. Mit erneutem Eifer widmete sie sich wieder ihrem Geflügel und den jungen Ferkeln, den Obstbäumen, Gartenbeeten und Gemüserabatten, was nützlicher und ungefährlicher war.

— — — — — — — — — — — —

Alles das war blitzschnell noch einmal vor Jungschmidt aufgetaucht, als er die herannahenden feindlichen Ulanen mit dem Krimstecher beobachtete.

Er machte seinen Plan. Dann flüsterte er seinen Leuten zu: „Feuerüberfall auf mein Kommando. Jeder nimmt einen Reiter aufs Korn. Aber keiner den Offizier! Der ist für mich. Verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Unteroffizier."

„Und dann mit Hurra drauf!"

„Zu Befehl, Herr Unteroffizier."

Ihre Augen blitzten.

Kommando.

Drei Schüsse krachen.

Ein russisches Ulanenpferd steigt verwundet auf und stürzt, seinen Reiter unter sich begrabend. Der vorderste auf dem Fuchs greift mit der Hand nach der linken Schulter. Die Pferde drängen durcheinander.

Ehe die Russen noch die Karabiner ziehen können, ein fürchterliches Hurra! Schrecken packt sie. Das ist auf einmal der Krieg. Und man hatte ihnen doch gesagt, als sie schon vor Monaten eingezogen wurden, es ginge nach Polen ins Manöver.

Hier ist Gefahr! Wie viele Feinde mögen das sein! —

Sie wenden, trotzdem der Offizier sie zurückhalten will. Wie ein Sturm sind die Dragoner da. Eine Lanze durchbohrt den Rücken des einen Ulanen. Der an der Schulter Verwundete und ein anderer fliehen . .

Der Oberleutnant hat den Säbel gezogen.

Fritz sprengt auf ihn zu. Kurz vor ihm pariert er sein Pferd. „Oberleutnant Schichonoff . . jetzt gilt's!"

„Verflucht!"

Die Dragoner folgen den Fliehenden. Die beiden Todfeinde sind allein.

Fritz reißt den Säbel heraus. Er will nicht mit der Lanze gegen ihn fechten. Will keinen Vorteil ihm gegenüber haben! „Ehrlicher Kampf . . so!"

Er dringt mit dem Säbel auf ihn ein.

Der andere deckt sich. Der Rappe steigt und stampft. Da trifft Schichonoff ein wuchtiger Hieb seines Gegners mitten über den Kopf, sodaß er vom Pferde sinkt.

Die Dragoner kehren heil zurück. Sie haben den einen der Verfolgten zum Gefangenen gemacht.

Nun ziehen sie den gestürzten Ulanen unter dem toten Pferd hervor. Zitternd steht er auf den Füßen und bittet um sein Leben.

Inzwischen untersucht Fritz die Brieftasche Schichonoffs nach Papieren und Karten. Er findet sie . . findet auch genaue Aufzeichnungen über sein väterliches Gut und den Park.

„Sehr geeignet zur Verteidigung", steht in russischen Schriftzeichen darauf. Und ein beigefügter Befehl des feindlichen Oberkommandos beschäftigt sich gerade angelegentlich mit diesem Gebiet.

„Also auch noch Spion!" knirscht der Deutsche. Dann gibt er seinen Dragonern einen kurzen Befehl. Der zweite Gefangene muß Schichonoffs Rappen besteigen. Sie nehmen die beiden Entwaffneten in die Mitte und jagen wieder der deutschen Grenze zu.

Meldung an die Oberleitung . . das eilt . .

Unbeachtet bleibt der Tote liegen.

Der Staub wirbelt unter den Hufen der Pferde. Die Dragoner hören nicht mehr die Grillen und Lerchen. In der Sommersonne rinnt ihnen und ihren Tieren der Schweiß herab. Sie achten es nicht.

Jetzt sind sie im Krieg . . ganz im Krieg . . mit allen Fibern ihres Körpers . . mit jedem Hauch ihrer Seele . . .

Hans von Hülsen:
Ein Solo. Novelle.

Fortsetzung.

Zweiter Teil.

Gabrielens grüner Sonnenschirm leuchtete wie ein Lampion und sie schwang ihn hin und her, indem sie voranschritt. Man ging durch den Garten, Doktor Grotjahn pflückte im Vorübergehen drei Trauben von den Johannisbeerbüschen und gab eine Inge und eine Fräulein Jonasson, die neben Barlösius ging. Barlösius schloß das Gartentor hinter ihnen zu; dabei sagte er plötzlich, er habe etwas vergessen, und er ging zurück.

Im Zimmer war es kühl. Auf dem Tische stand Inges Bild — eine Aufnahme, die er selber vor acht Tagen gemacht. Er nahm es und streichelte es und sah es voll Zärtlichkeit an.

Diem räumte auf der Terrasse den Teetisch ab und klapperte mit dem Geschirr. Drüben am anderen Ufer badeten Menschen. Der Kiesweg vor dem Fenster sah wie getigert aus von Sonnensprenkeln, die durch die Lindenzweige fielen.

Nun muß ich wohl wieder gehen, dachte Barlösius, und er wäre doch so gerne geblieben. Sein Herz und Hirn war beschäftigt, er fürchtete sich vor den lauten Menschen. Gabriele Doré lachte so laut — wie eine Ziege meckerte sie, wenn sie fröhlich war, und sie war immer fröhlich. Daß Inge grade heute diese Menschen einladen mußte! — Freilich, sie wußte ja von nichts . . .

Er schloß mechanisch den Mahagonikasten auf, der auf einem Tische an der Wand stand, und nahm einen Haufen Blätter heraus. Heute früh erst hatte er diese Seiten geschrieben, — die Tinte war hier noch viel heller, als auf den anderen. Er setzte sich in den Stuhl und begann zu lesen und sein Geist geriet in Tätigkeit. Das ist noch nicht gut, dachte er, langte nach der Feder und strich ein paar Sätze durch. Dann sann er darüber nach, wie er es besser machen könnte. Ihm fiel mancherlei ein, und er schrieb es hin und hatte neue Gedanken dabei und war so im Eifer des Sinnens, daß er durch den leisen Schlag der kleinen Pendeluhr auf dem Kamingesims wie durch einen Fanfarenstoß erschreckt wurde.

„Herrgott!" sagte er laut, „was tue ich! Ich muß ja gehen! Was wird Inge denken!" — Und er packte hastig alles weg und ging den anderen nach.

Schon als er durch das goldgelbe Kornfeld schritt, sah er sie. Sie saßen oben am Waldrand und warteten auf ihn.

Inge kam ihm entgegen, den Florentiner trug sie an einem Bande über dem Arm.

„Aber Heinrich", sagte sie mit leisem Vorwurf: „Was bedeutet das? Es ist doch nicht sehr liebenswürdig gegen unsere Gäste . . ."

Er sah ihr stumm ins Gesicht, in dem die blauen Augen unwillig blickten:

„Deine Gäste, Inge", sagte er langsam und sagte sonst nichts mehr. — Sie verstand ihn nicht und ging an seiner Seite.

Man wanderte durch den Wald, in dem die Vögel zwitscherten. Der Boden gab unter den Tritten nach und federte, so weich war er von Tannennadeln.

Inge ging zwischen Gabriele Doré und Doktor Grotjahn, und Gabriele lachte, daß es schallte.

Florizel sprach mit Lisbeth Verhuven über Brahms und Liszt — er sprach mit seiner weichen, ein wenig gebrochenen Stimme, die immer verriet, daß er ein Böhme war. Lisbeth Verhuven hielt sich sehr gerade beim Gehen.

Fräulein Jonasson sagte:

„Wir haben so auf Sie gewartet, Meister" — sie sagte noch immer „Meister" zu ihm, und dann hatten ihre Augen einen ganz eigentümlichen Glanz.

„Ja," antwortete er, „ich mußte noch einige Anordnungen treffen . . . . Aber nun gehen wir zur Glienicker Brücke, nicht wahr? Es ist ein herrlicher Weg, den ich oft gegen Abend mache . . ."

„Wir werden Gewitter bekommen."

„Meinen Sie?"

„Am Horizont stehen schwere Wolken, — und ich habe keinen Schirm."

„Aber ich habe einen, Fräulein Jonasson."

„Wie vorsichtig Sie sind. Dann beschirmen Sie mich, nicht wahr, Meister?"

„Ja, Fräulein Jonasson."

„Und nun, Florizel?" sagte Barlösius und holte die beiden ein: „wann reisen Sie?"

„In acht Tagen reise ich."

„Nach Prag?"

„Ja, nach Prag. Ich habe Sehnsucht nach Prag. Ich war so lange nicht in Prag", sagte Florizel, und es war, als habe alle seine Sehnsucht sich in seiner Stimme eingefangen.

„Ich habe meine Mutter in Prag", sagte er noch. „Mein Vater ist tot, aber er ist in Prag begraben. Und ich will auch in Prag begraben werden."

„Warum?"

„Ich will da liegen, wo meine Heimat ist."

„Ja," sagte Barlösius, „wenigstens im Tode will man doch eine Heimat haben, wenn man schon im Leben keine gehabt hat." Und seine Stimme klang bitter.

„Heimat," sagte Lisbeth Verhuven, „unsere Heimat ist überall da, wo wir gern sind und wo man uns versteht."

Barlösius lächelte:

„Wo ist das?!" Aber dann, nach einer Weile, setzte er hinzu:

„Unsere Heimat ist da, wo einer ist, der uns liebt. Unsere Heimat kann überall sein."

„Wie gut ich Sie verstehe", sagte Fräulein Jonasson, und sie ging wieder neben ihm. „Wir Fahrenden und Heimatlosen finden so selten einen, der uns liebt. Wenn wir aber einen finden, müssen wir ihn gut festhalten . . ."

„Was nützt das Festhalten? Ein Mensch gehört uns nur solange, wie er uns freiwillig gehört. Ihn festhalten zu wollen ist Selbstbetrug. Es gelingt uns doch nicht", sagte er, und Florizel sagte:

„Das Land ist treuer als Menschen. Das läßt uns nie los. Als ich ganz jung war, dachte ich immer, die ganze Welt ist meine Heimat, weil ich doch mit meiner Musik zu allen Menschen reden kann. Aber darauf kommt es gar nicht an, auf das Reden und Verstandenwerden. Sondern die Stelle, wo unsre Wiege stand, die ist unsre Heimat . . . ."

Barlösius schüttelte den Kopf.

„Wir sind alle irgendwie auf dem Ozean geboren und kennen die Stelle nicht," sagte er, „auch haben wir gar keine Heimat, sondern höchstens ein Heim."

„Ja", sprach Lisbeth Verhuven, und sie sprach es sehr leise: „Nach einem Heim sehnen wir uns alle . . ." Und Fräulein Jonasson sagte mit einem Blick ihrer fieberkranken Augen zu Barlösius:

„Wie gut sie es haben. Sie haben ein Heim. Aber wir andern, wir sind Vaganten, schweifende Gesellen, überall daheim und nirgends."

„Wenn ich mir ein Heim baue," sagte Florizel, „so muß es in Prag sein, mit dem Blick auf den Hradschin und die gelbe Moldau. — Aber ich werde es wohl niemals bauen . . ." fügte er hinzu und schwieg. —

„Wohin reisen Sie diesen Sommer?", fragte Barlösius, als er an der Seite von Doktor Grotjahn ging. Er hatte die drei zurückgelassen, weil er die Pflicht fühlte, sich um die anderen zu kümmern.

„Ich gehe in die Hohe Tatra", sagte Grotjahn, der unwillkürlich langsamer ging. „Ich sprach eben schon mit Ihrer Frau Gemahlin davon, sie kennt sie auch."

„Es ist sehr hübsch da. Ich bin einmal mit Papa dort gewesen — früher, als Mädchen."

„Wir können ja einmal hingehen", sagte Barlösius, der glaubte, einen Wunsch in Inges Augen zu lesen. „Wenn du willst? — Wir werden ja doch nicht jeden Sommer hier sein — obwohl es hier schön ist, nicht wahr?"

„Fabelhaft schön!" sagte Grotjahn, dem diese Frage galt.

„Ich beneide Sie aufrichtig um dies Dorado. Es ist ganz reizend . . ."

„Ja," mischte sich Gabriele Doré ins Gespräch, „hier möchte ich den Sommer schon zubringen . . ."

„Du mußt einmal für ein paar Tage herauskommen, Jella", sagte Inge,

und sie nahm ihre Hand: „Es wäre sehr hübsch . . . wir haben Fremdenzimmer . . .“

„Ach ja, du!“ rief Gabriele und klatschte in die Hände. „Das wäre ganz entzückend . . . Wenn dein Mann nichts dagegen hat?“

„Aber, — gnädiges Fräulein!“, sagte Barlösius, obgleich er eine Menge dagegen hatte.

„Recht bald mußt du kommen! Ich fürchte, das Wetter bleibt nicht so schön wie bisher, du mußt kommen, ehe es schlecht wird. — Seht nur die Wolken!“

Man war aus dem Walde hinausgetreten und stand auf dem Wege, der, schmal und ausgefahren, neben der Lisière herlief.

Drüben dehnte sich eine saftgrüne Wiese; und hinten, am Horizont, standen dunkel und schwer, wie geladen mit Gefahr, getürmte Wolken.

„Wollen wir es wagen, weiterzugehen, Inge?“ fragte Barlösius. „Wir haben nur einen Schirm . . .“

„Ach was!“ rief Gabriele Doré, indem sie ihn zaghaft am Ärmel faßte. „Naßwerden schadet nichts . . . und übrigens, wer weiß ob es regnen wird.“

„Gewiß wird es das, gnädiges Fräulein — ich kenne mich aus mit dem Wetter hier in unserm Winkel. — Was meinst du, Inge?“

„Doktor Grotjahn,“ sagte sie und sah lächelnd von einem zum andern, „Doktor Grotjahn soll entscheiden, er vertritt hier die völlige Interesselosigkeit.“

Grotjahn blickte ihr ins Auge, — eine halbe Sekunde lang.

„Ich bin dafür, noch weiterzugehen“, sagte er ruhig.

Inzwischen waren die Nachzügler näher gekommen.

„Weitergehen oder umkehren?“ rief Gabriele ihnen schon von weitem zu und schwenkte den grünen Sonnenschirm.

„Avanti, avanti!“ Florizel machte eine Bewegung mit der Hand. Auch Lisbeth Verhuven war für Weitergehen, und Fräulein Jonasson hielt mit ihrer Meinung zurück, weil sie die des Meisters nicht kannte.

„Übrigens haben wir noch meinen Schirm“, sagte Jella Doré und schwang ihn wie einen Tambourstab.

Man ging weiter. Man überquerte die Wiese — Fräulein Jonasson pflückte niederknieend eine Pustblume und blies aus Leibeskräften hinein, sodaß die Federchen zerstoben — dann bog man wieder in die Waldesdämmerung ein.

„Adler, welch starker Vogel bist du!
Grüß' mir mein Liebchen tausendmal!“

sang Florizel auf Böhmisch und brach dann schnell ab, eine sonderbare Bitterkeit um den Mund.

Inge und Doktor Grotjahn gingen vorn und sprachen nichts.

Zwischen dem Strauchwerk hing die Hitze. Dann und wann löste sich ein gelber Falter von einer Blume am Wegrande und taumelte durch die Luft.

Zweige sperrten den Weg, man mußte sie zur Seite biegen. Jella Doré lachte, wie eine Ziege meckert. Ganz allein ging Florizel hinter Barlösius. Wie gerade er sich hält, dachte er, und musterte seinen Körper. Dann dachte er an Jiri, den braunen Jiri aus Prag, und er preßte die Lippen aufeinander, ehe die Melodie geboren war, die in ihm lebte.

Barlösius ging neben Jella Doré, und während sie sprach, dachte er an das, was er vorhin verlassen. Da war noch längst nicht alles gut, so wie er es meinte und verstand. — „Gewiß doch, gnädiges Fräulein" — o, noch längst nicht! Das würde noch einen schweren Kampf kosten. — „Aber ich bitte Sie." — Dennoch, nicht verzagen! Wenn er nur Ruhe fände, Ruhe und Sammlung. — „Wir freuen uns natürlich sehr, daß Sie kommen, meine Frau und ich" — aber die fand er hier nicht. Wenn er verreiste? Auf ein paar Wochen fortginge, nach Venedig vielleicht, an den Lido? — Unsinn, daran zu denken! Was würde Inge sagen. — „Ja, Gott, der Ruhm hat natürlich seine Schattenseite . . . man ist manchem ausgesetzt." — Das ging natürlich nicht. War ja auch gar nicht nötig: Nur ein paar Tage tiefer Ruhe, die waren nötig. Und voll Sehnsucht dachte er an die Zeit zurück, da er noch in seinem „enthaltsamen Zimmer" in der ärmlichen Vorstadt der Residenz saß und kein Mensch ihn in Jahren besuchte . . . Einsamkeit! Einsamkeit! Wer sie innerlich besaß, sollte der sie nicht auch äußerlich fordern dürfen? — Ach, Fordern! — Wer mag fordern, dem du gehörst!?, dachte er und sah zu Inge hinüber, die vorn mit Doktor Grotjahn ging und nichts sprach. Die Einsamkeit ist Stärke, alles vermag der Einsame . . . so dachte er, und er dachte der vergangenen Jahre, da er Kraft besessen hatte, aus dem Nichts zu zeugen, Gestalten voll Leben und Wärme. Und jetzt, — jetzt mißlang es ihm, alles und immer! Jetzt, wo er im Lichte saß, in Glanz und Wohlleben, an der Seite einer schönen Frau, jetzt, wo er mit dem Glück auf du und du stand, — jetzt brachte er nichts zustande.

Jella Doré plauderte noch immer, und er antwortete zwischen seinen Gedanken hindurch, mechanisch, wie ein Pendel ein paar Minuten schwingt, wenn man es anstößt. — Plötzlich fiel ihm der sonderbare Blick ein, mit dem Katarina damals, in München, ihn angesehen, als er gesagt hatte: er habe keine Sehnsucht. . . . .

Ja, das — — das war es! Keine Sehnsucht hatte er! Sein Reichtum hatte ihn arm gemacht! Ärmer als das geringste Geschöpf, als den Vogel draußen im Walde, als die Nachtigall, die vor Sehnsucht schlägt . . . Mit Urgewalt empfand er plötzlich, daß alles dies ihn bedrückte und erstickte, und lohend flammte der Haß in ihm empor gegen sein Geld, seinen Ruhm, sein Haus, gegen den ganzen Glanz und Luxus, mit dem man ihn umgeben und gefesselt hatte, gegen die Leute, die ihm die Hände banden, gegen Inge. . . .

Er erschrack. Und dann riß er die Augen ganz weit auf, daß sie starr und verzweifelt blickten.

Er schämte sich vor sich selber, schämte sich bis zum Rotwerden. Er hatte sie verraten — vor sich selbst verraten — sie, die er liebte und haßte! Liebe und Haß! Wie dicht sie beieinander wohnten! Geschwisterlich dicht, und — waren sie nicht auch Geschwister? Aber wer, dem man das sagte, verstand es wohl? Daß man denselben Menschen, daß man das Teuerste auf Erden glühend lieben und zugleich glühend hassen konnte? Das war unverständlich für die vielen mit den einfachen Trieben, die vielen, die nicht gewohnt waren, mit der Goldwage zu wägen und auf der Peripherie zu wandeln . . .

Erschüttert spürte Barlösius aufs neue die Kluft, die ihn von den anderen trennte.

Ein Graben durchzog den Wald, und über ihn war ein alter Baum gestürzt, dem Wind und Wetter die Rinde genommen hatten; glatt und kahl lag er da, ein gefährlicher Steg.

„Der ist schon sehr alt," erklärte Inge „schon als Kind habe ich immer versucht, auf ihm entlangzugehen . . . ." und sie schickte sich an, es wieder zu versuchen, indem sie mit der Linken ein wenig ihr Kleid raffte. Schon nach drei Schritten schwankte sie und hielt furchtsam inne.

„Doktor, geben Sie mir die Hand, daß ich mich darauf stütze. Mit Ihrer Hilfe," lächelte sie, „komme ich sicher hinüber . . ."

Aber auch, als Doktor Grotjahn, sie stützend, nebenherging (denn der Graben war gar nicht tief) gelang es ihr nicht; auf der Mitte verlor sie das Gleichgewicht, ihr Fuß glitt aus auf dem glatten Holze, und Grotjahn mußte sie auffangen. Hochrot war sie in seinen Arm geschmiegt.

Nun wollten es auch die anderen Damen versuchen, und Doktor Grotjahn, vielleicht aus Galanterie?, unternahm es, sie zu geleiten. Nacheinander hielt er sie im Arm und alle lachten.

„Sie sind ja der reine Don Juan", sagte Barlösius mit einem Zucken um die Mundwinkel, und wies die Hand zurück, die Grotjahn ihm reichte, als die Reihe an ihm war.

„Danke, ich versuche es allein. Allein wird es besser gehen."

Und mit festem Schritte, ohne die andern anzusehen, ging er hinüber.

Alle klatschten Beifall, als er lächelnd drüben stand; sie stürmten durch den Graben und beglückwünschten ihn, und Lisbeth Verhuven schüttelte ihm die Hand mit einem Blick, als ob sie ihn begriffen hätte. Gleich darauf schüttelte auch Fräulein Jonasson ihm die Hand, und zwar reichlich lange, bis er sie ihr mit leisem Ruck entzog.

„Ja," sagte Lisbeth Verhuven, denn es machte sich, daß er neben ihr ging, „ja, allein kommt man am leichtesten über alles hinweg."

Er sah sie betroffen an. Erriet sie denn, was in ihm vorging? — Wie sollte sie es erraten! — Aber durch irgendetwas in seinem Herzen getrieben sagte er, und er sagte es ganz obenhin:

„Die Einsamkeit ist das Beste, was wir haben — — wir."

Sie sah ihn an, sie sah ihm von der Seite in's Gesicht und sprach:

„Haben Sie das auch schon erfahren, Sie Glücklicher? — Doch ich dachte es mir", setzte sie hinzu.

Der Klang ihrer Stimme berührte ihn sonderbar — er rückte plötzlich die Gestalt der Virtuosin in ein rätselhaftes Licht.

„Warum dachten Sie es sich?" fragte Barlösius leise.

„Ich kenne Ihre Bücher."

„Und?"

„Wer sie schrieb, ist für das Solo geeignet. Nicht für die Gemeinsamkeit, nicht für das Glück."

Er antwortete lange nichts, er kämpfte mit sich, ob er überhaupt antworten sollte. Er spürte, daß es gefährlich war, zu antworten und sich auf so zweischneidige Dinge einzulassen. — Sie gingen unter dem dichten Buchenlaubdach hin und merkten nicht, daß schon die ersten schweren Tropfen fielen. Sie waren tief im Waldesdüster und zertraten die schleimigen Schnecken am Wege, weil sie sie nicht sahen. Die Vögel hatten aufgehört zu singen und sich in ihren Nestern geborgen, sie spürten das Unwetter, das heraufzog. Stumm lag der weite Forst, nicht einmal das Geräusch ihrer Tritte war hörbar, nur dann und wann knackte ein dürrer Zweig unterm Schuh.

„Glauben Sie das?" sagte Barlösius endlich ganz, ganz leise: — „Ich habe das eine Zeitlang auch geglaubt. — Aber schweigen wir davon."

Lisbeth Verhuven sah ihm bestürzt in die Augen: so rauh und gepreßt hatten diese Worte geklungen.

Er senkte die Lider.

„Sie verstehen mich — vielleicht, Fräulein Verhuven, Sie verdienen Vertrauen. Darum hören Sie dies: Ich habe keine Lust, an Ihrem Herzen zu weinen."

Da nahm sie seine Hand und drückte sie und sagte nichts, und das tat ihm wohl. —

„Oh, oh! Wie es regnet!", rief Inge und hob ein wenig ihren weißen Rock, denn der Regen schnellte vom Boden empor wie von einem Trampolin.

Sie waren an den Waldrand gelangt und fanden sich durch einen breiten, aufgeweichten Platz von einem Restaurant getrennt, das den Namen „Etablissement Bürgergarten" auf knallgelbem Schilde über dem Eingang führte.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Volkswirtschaftliche Rundschau.

Von Arthur Neumann.

Internationale Teuerung nach dem Kriege?

Die gegenwärtige, durch den Krieg entstandene Teuerung aller Lebensmittel, Rohstoffe usw. ist, wie wir wissen, nicht auf Deutschland und die Länder unserer Verbündeten beschränkt, sondern auf dem gesamten Weltmarkt zu finden. Mehr oder weniger hat ja die internationale Teuerung ihre natürlichen Ursachen, ja, wir müssen wohl sagen, daß ein nicht unwesentlicher Teil, wenn nicht der größte, eine willkürliche, durch Spekulation entstandene Teuerung ist. Doch soll dieser Umstand für meine Betrachtung von untergeordneter Bedeutung sein, ich will hier nur mit der vorhandenen Tatsache, der internationalen Teuerung rechnen und die mir kommenden Schlüsse daraus ziehen.

Wird die gegenwärtige internationale Teuerung auch in die Friedenszeit mit übergehen? Dies ist wohl die nächstliegende Frage. Zwar ist ja die Teuerung durch den Krieg entstanden, doch braucht sie deshalb nicht mit dem Kriegsschluß verschwinden, denn in ihrem nächsten Fortbestand ist sie unabhängig von ihrem Erzeuger, der Frieden kann ihr schließlich noch einen günstigeren Boden bieten, als dies in seinem Endstadium der Krieg konnte. Doch dürfte, wenn auch die Möglichkeit absolut nicht ausgeschlossen ist, der letztere Fall wohl kaum eintreten. Begünstigt könnte diese Annahme hauptsächlich durch die Unübersehbarkeit der weltwirtschaftlichen Lage werden, und zweifellos wird gerade dieser Augenblick der Teuerung besonders günstig sein, wenn auch nach Klärung der tatsächlichen Verhältnisse die Spekulation von diesem Plan verschwinden wird, natürlich, um auf günstigerem Boden wieder hervorzuschießen. Dieser Übelstand wird ja nicht abzuwenden sein, doch in seinem kurzen Lebensbestand kann derselbe als besonders schwerwiegend für die tatsächliche Teuerung nicht in Betracht kommen, wenn seine ungünstige Einwirkung auch nicht zu unterschätzen ist. Wichtiger ist natürlich, welche Lebensdauer die wirtschaftlich bedingte Teuerung hat, überhaupt, welche Gestalt diese annehmen wird, ob sie sich steigern oder verringern wird.

Sehen wir uns nun die wirtschaftlichen Voraussetzungen für die Bedürfnisbefriedigung nach dem Kriege an, so ist ein Fortbestand der Teuerung gar nicht von der Hand zu weisen. Die Kriegsmilliardenschulden, wie alle Kriegsschäden in Kapital ausgedrückt, können, da wir ja einen Weltkrieg haben, auch die Weltwirtschaft nach dem Kriege nicht unbeeinträchtigt lassen. Der große Verbrauch und die angestrengte Ausnützung aller wirtschaftlichen Werte während der Kriegszeit wird nach dem Kriege nicht unwesentliche Mengen Wirtschaftskraft zur Wiederauffrischung beanspruchen. Kurz gesagt, die möglichst schnelle Heilung der Kriegswunden in der Weltwirtschaft wird ein Sinken oder wenigstens ein Niedrighalten der Kaufkraft des Geldes bewirken. Um die Konkurrenzfähigkeit zu erhal-

ten oder zu erzielen, wird die Arbeit als Erzeuger, soweit allgemein weltwirtschaftliche Verhältnisse in Betracht kommen, Einbußen erleiden. Besonders wird dieser Umschwung sich wohl in Amerika, wie in den andern neutralen Staaten geltend machen, die durch Kriegslieferungen an die Alliierten den Krieg weidlich ausnützen konnten. So werden also Industriemassenartikel durch die Konkurrenz auf niedrige Preisstufen gedrückt werden, ohne daß dabei auf die allgemeine Teuerung ein Einfluß ausgeübt wird, denn sie gerade bedingt diese Wirtschaftsweise, indem die Industrie, besonders die der Massenartikel, gezwungen ist, um Abnahme zu finden, möglichst billig ihre Waren abzusetzen. Vielfach sind auch in der Industrie durch den Krieg Neuanlagen entstanden. Kommen wieder geordnete Verhältnisse, dann wird sich auch hier zeigen, daß mancher Schritt in dieser Beziehung unwirtschaftlich war. Eine Ausnützung der Betriebsanlagen wird nicht immer möglich sein, und der Enderfolg ist schließlich ein Zusammenbruch solcher zu hoch hinausgebauten Gründungen. Die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse können dadurch ja keinesfalls gestärkt werden, die Teuerung erhält nur neue Nahrung, denn Kapitalentwertung auf der einen Seite bewirkt Kapitalverteuerung auf der anderen Seite.

So harret also der Weltwirtschaft in der ersten Friedenszeit unweigerlich eine Krisis; welche Tragweite sie nun haben wird, das läßt sich ja noch nicht abschätzen, aber so unbedeutend wird diese Tiefkonjunktur wohl auch nicht sein. Die allgemeine Teuerung wird eben dabei nicht vermieden werden können, denn alle Umstände drängen darauf hin: Verschuldung, Warenknappheit, teure Kredite, Entwertung vieler Betriebskapitalien ergeben schließlich teure Weltmarktpreise. Ich halte darum eine weitere Erörterung hier nicht vonnöten, obwohl eine vollständige Klarlegung höchst wichtig wäre. Doch soll zunächst unser Interesse mit diesen knappen Ausführungen, die ich selbst keineswegs als abgeschlossen bezeichnen will, sich begnügen lassen.

Von höherem Interesse ist nun die Frage, wie wird in dieser Weltmarktkrisis unser deutsches Wirtschaftsgebiet abschneiden. Zweifellos können wir von der weltwirtschaftlichen Ungunst nicht unberührt bleiben. Vor allen Dingen, nachdem wir selbst in diesem gewaltigen Weltkriege gestanden haben, ja, dieser ganze Krieg doch nur Deutschland galt, seine wirtschaftliche Vernichtung bringen sollte. Der Konsum ist während des Krieges erheblich teurer geworden. Die Umordnung der Kriegs- in die Friedenswirtschaft wird ja auch manche Schwierigkeiten bereiten: den heimkehrenden Kriegern werden die Frauen am gewerblichen Arbeitsmarkte die alten Plätze wieder einräumen müssen usw. Wichtige Konsumartikel werden, wie am internationalen, auch am deutschen Markte weiter knapp und teuer sein, ja, die Versorgung mit diesen wichtigen Waren wird sogar schwieriger sein, als für andere Wirtschaftsgebiete. Doch eine große Gunst ist es für unser Wirtschaftsleben, daß unsere Industrie reichliche Beschäftigung haben wird, ohne auf den Absatz am Weltmarkt zunächst angewiesen zu sein. Wird doch die Inanspruchnahme der Fabriken für die Wiederauffüllung des Heeresbedarfs von unterrichteten Seiten auf drei Jahre nach dem Kriege mit nicht zu gering angegeben. Weiter aber verbürgt der während der Kriegszeit außerordentlich große Verbrauch von Rohstoffen, Betriebsmitteln usw. eine durchgreifende Ausbesserung, da während des Krieges dies oft nicht möglich war. So sind für unsere gewerbliche Tätigkeit die Aussichten nicht schlecht; auf dieses Gebiet werden wir wohl einen guten Teil der Kriegsinten-

sität mit übernehmen. Auch unsere Ausfuhr wird sich gegen alle Machenschaften durchsetzen, denn der Bedarf an deutschen Waren im Auslande ist trotz des Krieges nicht gering geblieben. Doch unsere Stärke liegt eben darin, daß wir sofort nach Kriegsschluß, um leben zu können, nicht exportieren brauchen. Wir können die Krisis erst vorüberlassen, ja, ein allgemeiner Export wird uns wohl mit Rücksicht auf den Inlandbedarf auch nicht früher möglich sein. Weiter günstig aber ist es auch für uns, daß die vom Staat während des Krieges gemachten Schulden im Lande geblieben sind, während doch unsere Gegner ihre Kriegsanleihen in nennenswerten Summen im Auslande unterbringen mußten und auch durch den Warenbezug ohne Steigerung der eigenen Ausfuhr an das Ausland stark verschuldet sind. Unsere Kriegsschulden sind aktiv, die des Vierverbandes aber passiv.

Die größte Bedeutung hat für uns die normale Friedensversorgung mit Lebensmitteln. Nach dem Kriege muß unsere Landwirtschaft auch erst wieder Atem schöpfen. Wenn auch die angestrengte rationelle Ausnützung der Wirtschaft weiter geboten ist, so muß einer allzu großen Ausnützung doch Vorschub geleistet werden. Auch steht ja fest, daß die deutsche Landwirtschaft für die erste Zeit nach dem Kriege die selbständige normale Friedensversorgung mit Lebensmitteln nicht ermöglichen kann. Dazu waren die Kriegseinwirkungen zu stark. Bedacht muß nun aber werden, daß es ein national-wirtschaftliches Ziel sein muß, unsere Landwirtschaft derart zu stärken, daß sie ohne allzu große Einschränkungen die Lebensmittelversorgung gewährleisten kann. Kämen wir nicht zu der Einsicht, so müßten wir im und vom Kriege herzlich wenig gelernt haben. Nun zurück. Der Lebensmittelversorgung müssen alle unnötigen Schranken weggeräumt werden. Für die ersten Friedensjahre müssen die Zölle für Nahrungsmittel, Vieh, Futtermittel usw. in Fortfall kommen, hernach können sie wieder periodisch aufgebaut werden, bis sie schließlich den gegenwärtigen Tarifsatz erreicht haben. Daß die Zölle wieder eingesetzt werden müssen, brauche ich ja hier nicht weiter begründen. Durch die Zollfreiheit kommt dann auch eine willkommene Verbilligung des Konsums heraus, aber nicht nur dies, auch unsere Versorgung wird dadurch ungemein erleichtert.

Wie ich schon sagte, werden wir aus der Kriegswirtschaft in den Frieden manche Erfahrung mit hinübernehmen müssen. So besonders auf dem Gebiete der Lebensmittelversorgung. Denn mit dem Frieden stehen wir nicht gleich wieder in den Verhältnissen, wie wir sie von der alten Friedenszeit her kannten. Da ist es denn noch nötig, manche Verbrauchseinschränkung für die erste Zeit weiterbestehen zu lassen. Dadurch kann auch eine Überteuerung vermieden werden, denn sonst würde die Hamsterwut bald eine Warenknappheit herbeiführen, wodurch die Preise ungebührlich hoch gehen würden. Abgeschafft muß aber nach Kriegsschluß so schnell als möglich das Höchstpreissystem werden, denn dadurch würden sich die Preise auf die festgesetzten Sätze einstellen, und an eine Preissenkung, die die gesunde Konkurrenz hervorrufen könnte, wäre nicht zu denken. Auch die Qualitätsfrage würde weiter in Mitleidenschaft gezogen werden, wie ja die Höchstpreisübel auch genug bekannt sind.

Wenn wir also in Deutschland von der internationalen Teuerung nicht verschont bleiben werden, so sind ihre Wirkungen für uns doch leichter zu ertragen. Denn mit der Kaufkraft des Geldes braucht ja die Konsumkraft der Bevölkerung noch nicht zu sinken. Und die Voraussetzungen für eine Erhaltung der

Konsumkraft sind ja, wie ich schon ausführte, bei uns gegeben. Unser Inlandsmarkt wird durch seinen Bedarf uns über die Weltmarktkrisis leichter hinwegbringen, als dies anderen Wirtschaftsgebieten möglich sein wird. Wenn wir in dieser Konjunkturperiode stehen werden, dann wird uns die gesunde Kraft unserer Volkswirtschaft erst recht zur Gewißheit werden.

Völkische Rundschau.

Von Dr. Eduard Metis.

Religion und Politik im Judentum.

Im Oktoberheft habe ich vier Schriften angezeigt, die von zionistischer Seite ausgingen. Heute soll die Gegenseite zu Wort kommen. Ihr Vertreter ist Hermann Cohen. Unter dem Titel: „Religion und Zionismus. Ein Wort an meine Kommilitonen jüdischen Glaubens" hat er eine Broschüre erscheinen lassen (Crefeld 1916. Verlag der K. C.-Blätter), die einen Sonderabdruck aus der elften Kriegsausgabe der K. C.-Blätter darstellt. K. C. ist die Abkürzung für den „Kartellkonvent" schlagender Verbindungen „deutscher Studenten jüdischen Glaubens". Cohen weist gleich im ersten Satze seiner Abhandlung auf die merkwürdige Tatsache hin, daß er, der grundsätzliche Gegner des Duells und der schlagenden Verbindungen, gerade von den K. C.-ern die Aufforderung erhalten habe, in ihren Blättern über den Zionismus zu schreiben. Von den K. C.-ern war das nun freilich nichts Besonderes; eher könnte man es hoch anschlagen, daß Cohen der Aufforderung Folge geleistet hat. Aber über die Zeit der Engherzigkeit in dieser Beziehung sind wir glücklich im akademischen Leben hinaus. Ebenso wie in freistudentischen Versammlungen gelegentlich ein Professor spricht, der alter Corpsstudent ist, ebenso spricht hier Cohen als Lehrer zu Studenten, ohne sich im übrigen um ihre Sonderbestrebungen zu kümmern.

„Für geistige Fragen ist und bleibt das beste Kampfmittel die positive Darlegung des gedanklichen Gegensatzes." Das ist der Leitsatz, nach dem sich Cohens Polemik gegen den Zionismus richten will. Zunächst weist Cohen auf auf die Wechselwirkung zwischen Zionismus und Antisemitismus hin. Dann kommt er zu der einen Kernfrage: Wie verhalten sich Religion und Nationalität? Der Zionismus setzt sie gleich. Cohen und seine Gesinnungsgenossen „machen die Nationalität zu einem anthropologischen Mittel für die Fortpflanzung der Religion". Die zweite Kernfrage: Wie verhalten sich Staat und Nationalität? beantwortet Cohen dahin, daß der Staat in sich Nationalitäten vereine und erst zur Nation gestalte. So könne sich eine jüdische Nationalität sehr wohl einem Staate, z. B. dem deutschen, einfügen. Das hält er dem Zionismus entgegen; das ist seine Ansicht für die politische Seite der Angelegenheit. Des weiteren spricht er über ihre religiöse Seite. Wer es weiß, wie Cohen in seiner Weltanschauung den deutschen Idealismus mit dem altjüdischen Glauben an die fortschreitende Entwicklung der Menschheit zum Heile und zur Selbstvervollkommnung, zu immer größerer Gottähnlichkeit, verbindet, der wird nicht darüber erstaunen, daß auch an dieser Stelle Cohens „Messianismus" sich gegen Angriffe wendet, mit denen Zionisten ihn bedacht haben. Die Tatsache, daß solche Angriffe erfolgt sind, fiele freilich für die Sache, für Messianismus wie für Zionismus, kaum ins Gewicht. Nach Cohens Ansicht ist nun aber „die Abstoßung der messianischen Gottesidee . . . nur die Konsequenz des nationalistischen Grundirrtums". Gibt man das zu, dann ist

freilich klar, daß es hier keine Versöhnung geben kann. Eine Anerkennung der Leistungen des Zionismus liegt darin, wenn Cohen verlangt, man müsse in der Pflege des Hebräischen jener Partei „den Rang ablaufen". Freilich lehnt er es aus guten geschichtlichen Gründen ab, die „Sprache des Heiligtums" zur Umgangssprache zu machen. Sie bleibe die Sprache des Gebetes.

Was könnte nun ein Zionist entgegnen? Erstens würde er wohl darauf hinweisen, daß Cohen stets von „dem" Zionismus spricht; daß aber in Wirklichkeit — vielleicht erinnert sich der Leser der im Oktoberheft darüber gemachten Andeutungen — ein so einheitlicher Zionismus nicht besteht. Zweitens wird er sich, im Zusammenhang mit gewissen Strömungen im Zionismus, gegen die Ansicht wenden, Zionismus und Messianismus seien unverträglich. Kann denn ein Volk, und wenn es noch so national abgeschlossen ist, keine Menschheitsideale entwickeln, muß es denn in seinem Denken stets im eigenen Kreise bleiben? Ein Zionist würde natürlich auch die Sprachenfrage anders sehen und das Verhältnis von Staat und Nationalität anders darstellen; denn täte er das nicht, so entzöge er sich den Boden unter den Füßen. Wer aber nicht Zionist ist, für den bleiben nur die beiden ersten Einwände bestehen. Was Cohen über Nationalität und über Sprache sagt, ist ja nicht neu; vielleicht aber ist es dem ehrwürdigen Manne beschieden, daß seine Worte nachdrücklicher wirken als die anderer. Und wenn auch nicht: so wird die Broschüre mit ihrer innigen Liebe zur Sache ihren Wert behalten zur Würdigung der Persönlichkeit ihres Verfassers.

In Cohens Schrift tritt die Auffassung des Judentums als religiöser Angelegenheit den Kreisen entgegen, denen es eine politische bedeutet. Religiöses und politisches Judentum (man erlaube diese kurzen Bezeichnungen) zusammen werden unter politischen Gesichtspunkten betrachtet in einer auf alle Fälle hochinteressanten Arbeit von **Sigbert Feuchtwanger: „Die Judenfrage als wissenschaftliches und politisches Problem."** (Berlin 1916, Carl Heymanns Verlag. Sonderdruck aus der „Zeitschrift für Politik".) Dem jetzt so beliebten Schlagwort „Neuorientierung" stellt Feuchtwanger das Wort „Orientierung" entgegen; und wirklich: wie denkt man sich eine „Neuorientierung" auf Gebieten, auf denen man vorher gar nicht orientiert war und es zum Teil jetzt noch nicht ist? Zur Orientierung über die Judenfrage will der Verfasser verhelfen. Seine Anschauung erinnert wohl ein wenig an die des Sokrates. Wie dieser das Problem darin sieht, ob die Tugend lehrbar ist, und wie diesem die Ansicht, die Tugend sei ein Wissen, die Beruhigung gibt, daß alle Menschen Tugend lernen können, so erhofft auch Feuchtwanger vom Wissen, das doch allen zugänglich ist, die Lösung der Schwierigkeiten. Nun, er ist selbst zu sehr Politiker, um nicht die Hindernisse zu kennen, die auch nach erfolgter „Orientierung" zu überwinden sind. Gut jedenfalls, daß der orientierenden Werke immer mehr werden; die Böswilligen werden sich zwar nicht belehren lassen, aber eine Ausrede wird ihnen auf diese Weise genommen.

Kritische Behandlung des Tatbestandes der heutigen Judenpolitik ist das erste Ziel des Verfassers; auf diesem Wege will er „zu einer ‚Erkenntnistheorie der Judenfrage' (wenn dieser Ausdruck gestattet ist) vordringen". Den Ausdruck wollen wir ihm lieber nicht gestatten. Erkenntnistheorie habe ich in dem Buche nicht gefunden. Es wird sich noch zeigen, daß das Bestreben Feuchtwangers, sie hineinzubringen, gar nicht am Platze ist. Nur an einer Stelle hätte ich wirkliche erkenntnistheoretische Überlegung gewünscht: auf S. 18, wo es sich um die Frage handelt: „Was ist wissenschaftliche Wahrheit?"

Lassen wir es auf sich beruhen, was sie nun wirklich ist; auf keinen Fall ist sie das, was Feuchtwanger unter ihr versteht. Sein Satz: „Jede überzeugende Wahrheit ist wissenschaftliche Wahrheit" versetzt das Kriterium aus der logischen Sphäre, der es angehören muß, in die psychologische. —

Eine „Jüdische Chronik" leitet die Schrift zweckmäßig ein. Hier Einzelheiten zustimmend oder abweichend hervorzuheben, halte ich nicht für geboten; nur eine sei erwähnt, da sie sich dem Zusammenhang dieses Aufsatzes einfügt. Der „vornehmste Repräsentant" des liberalen Judentums ist für Feuchtwanger Hermann Cohen; das System dieser Richtung steht, wie er es ausdrückt, „dem modernen deutschen Protestantismus — bis auf einige Unterschiede in der Gottesidee — sehr nahe". Nun rückt aber Cohen in der eingangs besprochenen Schrift entschieden von dem modernen deutschen Protestantismus ab; für ihn sind eben die in der Parenthese erwähnten „Unterschiede in der Gottesidee" gar nicht so nebensächlich. Für das liberale Judentum mit seiner Assimilierungstendenz mag Feuchtwanger recht haben; Hermann Cohen aber darf in diese Auffassung nicht hineinbezogen werden. „Assimilantismus" ist für Feuchtwanger der Parteiname für das liberale Judentum; der Ausdruck klingt kraß, sagt aber doch wohl das Wesentliche. Im 7. Kapitel spricht Feuchtwanger von ihm wie von Orthodoxie und Zionismus, nachdem er den Antisemitismus behandelt hat. Überblickt man sein Buch im ganzen, dann wird man ihm Streben nach Objektivität zugestehen müssen; an einzelnen Stellen freilich schlägt er der Orthodoxie gegenüber einen gar zu unfreundlichen Ton an. Mißverständnisse, die Feuchtwanger bei seiner Besprechung der Orthodoxie untergelaufen sind, haben ihre Richtigstellung im Frankfurter „Israelit" (1916; Nr. 27, 28) gefunden; hier, wo eingehendere Behandlung intern jüdischer Dinge nicht am Platze ist, sei nur auf die dortige Besprechung verwiesen.

Noch einmal: Im ganzen hat der Verfasser seiner Schrift die Wissenschaftlichkeit dadurch gewahrt, daß er sich zu seinem Stoffe durchaus kritisch stellt, und daß er sein Urteil über einzelne Richtungen schließlich doch nicht durch Vorliebe und Abneigung bestimmen läßt. Trotzdem ist über die Wissenschaftlichkeit seines Buches noch zu reden. Denn ihm ist Wissenschaft Erkenntnistheorie. Nicht umsonst habe ich oben den Fehler in der für eine politische Schrift scheinbar so nebensächlichen Definition von „wissenschaftlicher Wahrheit" gerügt. Denn an demselben Psychologismus wie sie krankt die ganze Abhandlung. In Kapitel 3 wendet sich Feuchtwanger gegen die bislang allgemein übliche Art, jüdische Geschichte zu treiben. Nicht die Schicksale der Juden gelte es zu verfolgen; den Historiker, der das tut, vergleicht er einem Botaniker, der etwa nur Pflanzen mit blauen Blüten sammelt. Der Vergleich hinkt! Ein solcher Historiker ließe sich vielmehr mit einem Botaniker vergleichen, der eine Monographie über, nun sagen wir: die Schmetterlingsblütler, oder noch enger nur die Bohnenarten, verfaßt. Die Berechtigung wird man einem solchen Unternehmen doch nicht absprechen können. Daß die Forschung sich nicht aus Monographien zusammensetzen darf, daß der Überblick über das Ganze geboten werden muß, ist etwas anderes. Selbstverständlich hat Feuchtwanger recht mit seiner Forderung, man solle nicht so tun, als sei das Judentum aus dem Zusammenhang des übrigen Geschehens loszulösen. Aber wenn die von ihm abgelehnte Art der Geschichtsschreibung angibt, welcher Art das jüdische Geistesleben etwa unter der Maurenherrschaft in Spanien war und welcher Art unter der Inquisition, welcher Art in dem Deutschland der Aufklärung und welcher Art in dem Ruß-

land der Reaktion, dann kann man das doch keine isolierende Betrachtungsweise nennen! Hier ist doch wenigstens eine Seite des Verlangens erfüllt, das Feuchtwanger in den Worten ausspricht: „Jüdische Geschichte ist die Darstellung des Einflusses der Wirtsvölker auf das Leben der Juden und des Einflusses der Juden auf das Leben der Wirtsvölker." Den zweiten Teil dieses Verlangens zu erfüllen ist allerdings deshalb so unendlich schwer, weil es schlechterdings kein einwandfreies Kriterium für „jüdischen Geist" gibt. Man bezeichnet mit ihm gewöhnlich das, was einem paßt; der Antisemit das Wertlose, der Philosemit das Wertvolle. Subjektiv sind die Maßstäbe, die hier angelegt werden; eben darum sind sie nicht „wissenschaftlich". Darin, daß Feuchtwanger trotzdem bemüht ist, seine eigene Forderung zu erfüllen, und darin, daß er daher gezwungen ist, mit subjektiven Kriterien zu arbeiten, liegt der Psychologismus, der es unmöglich macht, seine Arbeit als auch erkenntnistheoretische anzuerkennen.

Im „Schluß" unterscheidet Feuchtwanger die objektive Judenfrage von der subjektiven; die objektive liege in „der unlöslichen Verquickung von Jüdischem mit Nichtjüdischem", die subjektive in dem zu geringen Wissen von dieser Verquickung. Nun heißt es im letzten Satz: „Diese subjektive Judenfrage aber kann gelöst werden — von der Wissenschaft." Wissenschaft — das muß hier dasselbe bedeuten wie die „Erkenntnistheorie der Judenfrage" im Vorwort. Mangels objektiver Kriterien, die sich zur Klärung der bewußten „Verquickung" verwenden ließen, ist die Erkenntnistheorie aber nicht zuständig. Die Geschichte in allen ihren Formen wird in die Bresche springen müssen. Aber sie wird die „subjektive Judenfrage" ebensowenig lösen können, wie sie irgend ein anderes Gegenwarts- und Zukunftsproblem lösen kann. Sein hochgestecktes Ziel hat Feuchtwanger also nicht erreicht. Aber darüber sei nicht vergessen, daß seine Schrift reich genug an feinen Bemerkungen und an überraschenden Gesichtspunkten ist (Ostjudenproblem! Deutschtum und Judentum!). Daher will ich wünschen, daß recht viele Leser sich entschließen, über die in ihr angeschnittenen Fragen nachzudenken.

Rundschau der Kriegsliteratur XVI.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Der bekannte nationalliberale Reichstagsabgeordnete Dr. Gustav Stresemann hat soeben im Reichsverlag (Berlin) unter dem Titel „Michel, horch, der Seewind pfeift" eine Reihe interessanter und lesenswerter Aufsätze und Vorträge erscheinen lassen, die die Grundgedanken der Notwendigkeit der deutschen Seegeltung, deutscher Wirtschaftsgeltung und deutscher weltpolitischer Geltung zusammenfassen, und in denen er immer wieder betont, daß es jetzt gilt, alle wirtschaftlichen, politischen und militärischen Kräfte zum Kampfe gegen England zusammenzuraffen.

Viele erfreuliche Gedanken birgt das Buch eines anderen Reichstagsabgeordneten, des Sozialdemokraten Dr. Paul Lensch, das sich „Die Sozialdemokratie, ihr Ende und ihr Glück" betitelt und im Verlage von S. Hirzel in Leipzig erschienen ist. Der frühere Chefredakteur der „Leipziger Volkszeitung" behandelt hier die entscheidenden Ereignisse in der Partei und zeigt die neuen Entwicklungslinien, die er und seine politischen Freunde erkannt haben. Den Zusammenbruch der Internationale erklärt er aus der Sonderstellung der englischen Sozialisten, die nur durch die englische Weltherrschaft ermöglicht wurde. Von hier aus gewinnt er den Standpunkt zu seiner Beurteilung der Gesamtlage des Sozialismus. In England erblickt er den Vertreter einer zur

Küste gehenden Gesellschaftsstruktur und in Deutschland den Vorkämpfer einer neuen, höheren Gesellschaftsform.

Der Verlag von Ullstein in Berlin hat wiederum einige neue bemerkenswerte Bücher herausgebracht. Das Buch des Kapitän Paul König „Die Fahrt der Deutschland" bedarf wohl kaum noch der Erwähnung. Die Tatsache, daß innerhalb weniger Wochen über 150 000 Exemplare verkauft werden konnten, gibt den besten Beweis für die verdiente gute Aufnahme, die der tapfere Führer unseres ersten Handelsunterseebootes mit seiner vortrefflichen und anregenden Schilderung beim Publikum gefunden hat.

Von der Sammlung „Männer und Völker" liegen wiederum zwei neue Bände vor. Auf Grund großer, durch eigene Anschauung erworbener Sachkenntnis gibt Dr. Th. Preyer in seinem Buche „Ägypten und Indien" Aufschluß über die britischen Hoffnungen auf ein zusammenhängendes asiatisch-australisch-afrikanisches Imperium, über die wahrhaft großartige Sicherung der Etappenpunkte und Zufahrtsstraßen, über die englischen Kolonisationsmethoden, über die wirtschaftliche Ausbeutung der beiden reichsten Kolonialgebiete und die despotisch straffe Verwaltung, die sie dauernd niederdrückt und besonders Indien an der Grenze der Existenzkraft hält. Besonders sei auf das interessante Kapitel über die Sinaihalbinsel aufmerksam gemacht, das viele bisher wenig beachtete Momente enthält.

Auch das zweite Buch dieser Sammlung, „Amerika" von E. A. Bratter, dürfte Beachtung verdienen, zumal der Verfasser des Ausführlichen die Fragen der amerikanischen Parteien und Wahlen schildert, die gerade jetzt in der Zeit der Präsidentenwahl von größtem Interesse sind.

Im Anschluß hieran sei das zweibändige, im Verlage von S. Fischer (Berlin) in deutscher Übersetzung erschienene Werk des jungen amerikanischen Gelehrten Gustavus Myers: „Geschichte der großen amerikanischen Vermögen" genannt, das in dankenswerter Weise eine längst schwer empfundene Lücke in unseren Kenntnissen über Amerika ausfüllt. In außerordentlich gründlicher und ausführlicher Form verfolgt Myers die Entwicklung von den ersten Anfängen der Kapitalbildung bis zu den höchsten Höhen des vertrusteten Kapitals, und es zeigt sich, daß das Minimum an staatlichem Zwange dem ökonomischen Egoismus der Einzelnen ein viel stärkeres Maß von Immoralismus beigemengt hat, als bei uns, daß dessen Schlammwellen bis tief in die Verwaltung und in das Rechtswesen eingedrungen sind, und daß nur die besonders günstigen Umstände der amerikanischen Entwicklung und Entwicklungsmöglichkeiten die menschlichen Spannkräfte nicht gelähmt, sondern im allgemeinen frisch erhalten haben. —

Als Ergänzung zu seinem Buche „Mitteleuropa" hat Friedrich Naumann nunmehr einen kleinen Nachtrag im Verlage von Georg Reimer in Berlin erscheinen lassen, in dem er das Thema „Bulgarien und Mitteleuropa" in kurzer, aber treffender Weise behandelt und einen guten Überblick gibt über die Geschichte, die Wirtschaft und Politik unseres neuesten Bundesgenossen.

Ein ausgezeichnetes Buch über „Politik und Moral" veröffentlicht Otto Baumgartner im Verlage von J. C. B. Mohr in Tübingen. Den ersten Teil dieser klaren, völlig objektiven Betrachtungen bildet ein kurzer Überblick über die Auffassung, die die Frage „Politik und Moral" im Wandel der Zeiten durchgemacht hat, während der zweite Teil die systematische Untersuchung bietet. Die äußerst interessanten Ausführungen sind einer sorgfältigen Beachtung wert.

Anschließend hieran sei auch ein Vortrag kurz erwähnt, den der bekannte Berliner Universitätsprofessor Alfred

Vierkandt in der Kantgesellschaft gehalten, und den er jetzt durch Herausgabe im Verlage von Reuther u. Reichard unter dem Titel „Machtverhältnis und Machtmoral" einem weiteren Kreise zugänglich gemacht hat.

Eine von Karl Weitzel verfaßte Schrift „Der deutsche Staatsgedanke — der Bürge unserer Zukunft" (Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin) verfolgt die erfreuliche Absicht, uns von einem Fehler frei zu machen in unserer politischen Auffassung, der uns vielfach gehindert hat, zu einer gedeihlichen Gestaltung unserer politischen Zustände zu gelangen. Viel zu lange sind wir fremden Vorbildern im politischen Leben nachgelaufen; erst Bismarck hat uns auf eigene Füße gestellt. Dem Verfasser ist der Gedanke des deutschen Staatsgedankens nach außen bestimmt durch den Gedanken der Führung und des gemeinsamen Zusammenarbeitens mit allen Nationen für gemeinsame Kulturziele, nach innen durch die Idee des Bundesstaates, deren Übertragung auf die Verhältnisse Europas er als ein Ideal der Zukunft hinstellt.

*

Ein geschichtliches Werk, das gerade für unsere Tage von größtem Interesse ist und das jedem aufs wärmste empfohlen werden kann, der zu dem großen Problem Mitteleuropa Stellung nehmen will, ist das Buch des Wiener Historikers Richard Charmatz über „Minister Freiherr von Bruck", das bei S. Hirzel in Leipzig verlegt ist. Zum ersten Male wird in diesem Buche eine lebenswarme Biographie des bedeutenden österreichischen Staatsmannes und begeisterten Vorkämpfers Mitteleuropas gegeben, ein Bild, dem ebensosehr das Studium in verschiedenen Archiven, wie die genaue Kenntnis der Literatur und der Zeitungen und die anziehende Darstellungsweise des Verfassers zustatten kommt. Sehr zu begrüßen ist es, daß der Verfasser im zweiten Teil seiner Arbeit die Denkschriften gibt, die Bruck über die mitteleuropäische Frage verfaßt hat.

„Die deutsch-türkischen Wirtschaftsbeziehungen" behandelt eine Reihe von Aufsätzen, die Reinhard Junge als erstes Heft der „Flugschriften der Auskunftsstelle für deutsch-türkische Wirtschaftsfragen" im Verlage von Gustav Kiepenheuer (Weimar) veröffentlicht. Man kann nur wünschen, daß recht bald weitere Hefte folgen werden, die weiten Kreisen Aufschluß geben über die wichtigen, aber keinesfalls leicht zu nehmenden Fragen, die unserer in der Türkei und dem Orient überhaupt harren.

Im 25. Heft der von Prof. Georg v. Schanz und Prof. Julius Wolf bei Ferdinand Enke in Stuttgart herausgegebenen Sammlung „Finanzwirtschaftliche Zeitfragen" gibt Prof. Julius Wolf unter dem Titel „Finanzwirtschaftliche Kriegsaufsätze" lesenswerte Äußerungen zu den Steuerfragen. Im Gegensatze zu vielen anderen Fachmännern bringt Wolf den direkten Reichssteuern, mit Ausnahme der Erbschaftssteuer, nur wenig Sympathie entgegen, da er befürchtet, „daß durch Überantwortung der direkten Steuergewalt an das Reich, welcher staatsrechtlich schon heute nichts im Wege steht, der bundesstaatliche Charakter des Reiches berührt, ja schwer getroffen werden würde. Die Selbständigkeit und Entwicklungsfähigkeit der Einzelstaaten und die Förderung der Kulturaufgaben durch sie wäre in Frage gestellt und die Wurzeln, aus denen das Reich seine Kraft gegenwärtig saugt, gelockert." Dies muß aber auf jeden Fall vermieden werden. Darum plädiert Wolf dafür, daß die erforderlichen Geldmittel in erster Linie durch indirekte Steuern aufgebracht werden müßten.

Mit einem äußerst wichtigen Thema, „Deutschlands Rohstoffversorgung" beschäftigt sich Walther Rathenau in einer kleinen, bei S. Fischer in Berlin

verlegten Abhandlung, in der er die Organisation der Rohstoffversorgung, die seiner Initiative und seiner Arbeit ihr Werden und ihre Leistungen verdankt, in kurzen Umrissen schildert.

Eine Biographie des Vaters des Vorgenannten hat A. Riedler im Verlage von Julius Springer veröffentlicht, in der er „Emil Rathenau und das Werden der Großwirtschaft", die beide eng miteinander verknüpft sind, beschreibt. Diese Lebensbeschreibung, die ein gutes Stück unserer wirtschaftlichen Entwicklung behandelt, dürfte vielen sehr willkommen sein. —

„Die Wahrheit" betitelt sich eine Schrift des Franzosen Joseph Bertourieux, die soeben im Verlage von Ferd. Wyß in Bern erschienen ist. In nüchterner Untersuchung entwirft der Verfasser ein Bild der Weltlage vor dem Kriege. Seine Ergebnisse sind in kurzen Worten vor allem die Hauptschuld Englands am Weltkriege, König Eduards verbrecherische Politik, Poincarés Rolle und die Haltung der Ententepresse. Das Ende ist Frankreichs große Täuschung, dieses selbst das Opfer des englischen Egoismus. Mit Entschiedenheit verlangt der Verfasser am Schluß seiner Betrachtungen einen sofortigen Frieden: das einzige, was Frankreich vor dem Abgrund retten kann. —

„Wir wollen keinen Waffenstillstand von Englands Gnaden, sondern einen wahren Gottesfrieden, der Dauer verspricht!" Das ist die Schlußfolgerung, die Leo Gottstein, dessen „Politische Betrachtungen eines Nichtpolitikers" wir erst kürzlich hervorzuheben Gelegenheit hatten, in einer neuen kleinen Broschüre „Wollt Ihr Waffenstillstand oder Frieden?" zieht, die er bei Otto Elsner in Berlin verlegt hat, und in der er sich in der Hauptsache an das große Publikum wendet. —

Einen schönen Beitrag zur Kriegsliteratur bilden die im Verlage von Paul Cassierer (Berlin) erschienenen „Feldpostbriefe eines Fahnenjunkers", in denen ein Neunzehnjähriger in frischem und lebendigem Tone, in einfach schlichter Herzlichkeit seinen Eltern von seinen Kriegsfahrten berichtet. Die Tatsache, daß dieses kleine Büchlein bereits in zweiter Auflage erscheinen durfte, was nur wenigen Veröffentlichungen ähnlichen Inhalts beschieden, ist das beste Zeichen, daß diese fesselnden Briefe die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich gezogen haben.

Von den „Frontberichten eines Neutralen", die bei August Scherl im Verlag erscheinen, liegt nunmehr der dritte Band vor, in dem uns der schweizerische Major Tanner zum Osten führt und uns in ebenso anregender Weise wie in den ersten beiden Bänden das Leben an der Ostfront schildert.

Im Verlage von S. Fischer in Berlin sind neuerdings zwei Schilderungen vom Kriege erschienen, die nicht ohne Interesse sind. — Unter dem Titel „Der Kampf auf dem Balkan" gibt Emil Ludwig das Ergebnis seiner Reisen, die ihn während 15 Kriegsmonaten durch den Balkan, Kleinasien und Syrien geführt haben. Ludwig stellt uns mit psychologischer Schärfe die Persönlichkeiten des Sultans und des Königs Konstantin nach seinen Audienzen, Männer wie Enver, Talaat, Goltz, Liman, Souchon und die Minister in Athen nach zahlreichen Aussprachen psychologisch vor. Er zeichnet nach vielen Beobachtungen die Kämpfe an den Dardanellen und auf Gallipoli; er schildert seine abenteuerliche Fahrt ins feindliche Lager vor Saloniki und in Mackensens Hauptquartier und läßt uns durch Serbien und auf heimlichen Wegen durch Thessalien reisen. — Das andere Buch stammt aus der Feder des ungarischen Dichters Franz Molnar, der auch in Deutschland nicht ganz unbekannt ist. Schlagfertig und scharf zeichnet er dem Leser die „Kriegsfahrten eines Ungarn", die Marschbilder und Kampfbilder, Taten und Stimmungen, Rührendes und Gewaltiges an unserem Auge vorüber-

ziehen lassen. Und alles dies fügt sich zu einem Gemälde von imponierender Deutlichkeit, Vielseitigkeit, Buntheit und Schärfe.

Eine objektive Schilderung des Lebens und Treibens der Internierten in England und eine anschauliche Darstellung der Lager von den ersten traurigen Zeiten bis zur Einführung menschenwürdigerer Zustände durch die eigene Organisation der Gefangenen gibt Hans Erich Bendix in seiner bei Friedrich Andreas Perthes in Gotha veröffentlichten Broschüre „In England interniert".

Ein Buch, dem sicherlich dauernder Wert zukommt, ist ein Tagebuch „1914 bis 1916", das Eduard Engel im Verlage von George Westermann in Braunschweig erscheinen läßt. Es liegen bis jetzt vier stattliche Bände dieses Werkes vor, die die Ereignisse des Weltkrieges bis zum 24. Mai 1916 behandeln. Der Verfasser gibt in diesem Tagebuche die Berichte der verbündeten und der feindlichen Heeresleitungen, sowie Auszüge aus den verschiedensten Zeitungen über die Ereignisse des Tages. Der Zusammenhalt wird hergestellt durch kurze, treffende Bemerkungen des Verfassers zu den einzelnen Geschehnissen. Da dies Tagebuch auch in einzelnen Heften erscheint, so wird die Anschaffung dieses Werkes dankenswerterweise auch einem größeren Leserkreise ermöglicht.

Mit glänzender Sachkenntnis und mit seiner bewährten Kunst anschaulicher und spannender Darstellung führt Adolf-Victor von Koerber in seinem neuen Buche „Luftkreuzer im Kampf" (C. F. Amelangs Verlag, Leipzig) den Leser in das Leben und Treiben an Bord eines Luftkreuzers ein. Wir lernen hier den Luftkrieg der Heeres- und Marine-Luftschiffe, vereinigt mit Flugzeugen, Kriegsschiffen und Unterseebooten in allen Phasen kennen. Der Verfasser versucht in diesem Buche, uns ein wenig von dem Seelenleben der Luftkämpfer zu erzählen und die Schönheit der Luftfahrt im Sturm, Sonnenschein, Gewitter und Wolkenmeer zu schildern.

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozza.

Julius Bab's erstes Gesamtwerk seiner Sammlung „1914. Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht"*) vereinigt unter dem gleichen Namen die sechs ersten Hefte, ordnet den Inhalt neu an und erweitert ihn nicht unwesentlich durch zahlreiche neue Gedichte und ganze Inhaltsabschnitte. So liegt eine neue Gabe vor, die kraft der von Julius Bab vertretenen Forderung eines Mindestmaßes künstlerischer Höhe eine gewisse künstlerische Befriedigung in jedem Fall sichert. Wie oft aber steigert sich diese zu wahrem Genuß. Denn es sind herrliche Gedichte da, Gedichte, in welchen sich der formale Ausdruck mit der Kraft und Herzensandacht des Inhalts zu einer ihrer selbst frohen künstlerischen Tat vereinigt, deren Wirkung ästhetische Freude und innerliche Erhebung ist. Zumal an Richard Dehmels „Deutschlands Fahnenlied" denke ich, an Gerhart Hauptmanns „O mein Vaterland", Hugo Zuckermanns „Österreichisches Reiterlied", Walter Heymanns „Ostpreußischen Landsturm"; ich denke an „Heilands Geburtstag" von Hermann Hesse, an „Kriegsweihnacht" von Frieda Schanz, an „Die Erde und der Krieg" von Alfons Petzold. Ich denke dankesvoll an Albrecht Schaeffer, Isolde Kurz, Heinrich Lersch, Will Vesper, Bruno Frank, Elinor von Hopffgarten. Die von Julius Bab getroffene Anordnung der Gedichte vermittelt eine eindrucksvolle Übersicht über

*) Morawe und Scheffelt Verlag, Berlin.

Geschehen und Seelenstimmung, wie sie im ersten Kriegsjahr neuartig und frisch waren. Ergreifend ist dieses Zeugnis einer Zeit. In ihren Quell hinabzutauchen, um den Staub grauer Gewöhnung von sich zu tun, die gegen das Erhabene 1916 sich vergehen läßt, das gleich dem von 1914 ist, doch gesteigert durch das Pathos der Dauer, das wäre dem Menschen zum Heil; der Gegenwart als Schuldigkeit wäre es dargebracht. Möchte vielen dieser Quell sein!

Das Können eines Dichters verraten die nach Ausdruck edlen, nach Rhythmus schwingenden Verse des dramatischen Gedichts „Der Flieger"*) von Edwin Krutina, verrät auch die wirkungsvolle Gegenüberstellung von Hauptfigur und Kontrastfiguren; die Seele eines Dichters verrät die Weisheit und Zartheit der Idee vom echten Menschentum, dem ewig leidenden, duldenden, kämpfenden. Hier ist die Tendenz von der Reinheit des Menschentums, die unbefleckt sich erhalten soll von der Blutschuld kalter Gedankenarbeit und der Erfolgsanbetung, zur Kunst geworden, weil der Prophet, der Eiferer, dieser junge Dichter, der sein Werk seinem Sohne widmet, Künstler ist. Feinheiten, die das Herz bewegen, weil es sie als Heimatsklänge erkennt, bieten sich auf jedem Blatt; durch den Mund der Mutter und des liebenden Weibes werden sie am ursprünglichsten vermittelt; aber auch die allegorischen Gestalten sind von echter Wirkung. Das kleine feine Werk sollte von vielen gekannt sein.

An Kurt von Oerthel's Gedichtband „Und laßt die lieben Toten sprechen"**) erinnert man gern bei Anlaß der zweiten Auflage. Man ruft sich gern diese feine deutsche Kunst wieder in die Seele. Sie hat die schönklingende Sprache, die reiche Phantasie, die warmen und schnurgeraden Gefühle. Sie öffnet die großen seligen Heimlichkeiten: das Muttertum, das Sterben, die Einheit des Kosmos. Sie besitzt es, die Realitäten des Krieges mit metaphysischen Schleiern zu umgeben, mit metaphysischem Glänzen zu erleuchten, und darum gibt sie das wahre Wirkliche. Dem ästhetischen Sinn eine Freude, dem Herzen ein Freund ist sie. Möchte sie vielen ihre Gaben spenden.

*) Felix Lehmann Verlag, Berlin-Charlottenburg.

**) Raben-Verlag, Charlottenburg.

Der Votivpsalm von Pater Ansgar Pöllmann „Maria vom deutschen Siege"*) gehört mit in den inneren Schrein, wo wir die Juwelen der Poesie andächtig bergen. In der Kraft und schönen Eigenart der Bilder, im gedrängten Stil erinnert er an die alte hebräische Poesie; in diesen Mantel, purpurn, von schwerem schleppenden Samt, ist der neue Inhalt gehüllt. Dieser neue Inhalt von Maria, der menschliche Innigkeit und lieblichste Kultur des katholischen Christentums ist, muß weit über seine Grenzen wirken. Sollten nicht alle jetzt mit dem Dichter ihre Herzen anzünden wollen vor Maria im Flehen um den deutschen Sieg? Das kleine, erlesene Kunstwerk kann draußen und drinnen viel Erhebung wirken.

Josefa Metz gibt einen Novellenband, in welchem ihre Liebe und Wehmut um rettungslos dem Leid und der Härte Anheimgegebene steht. Ihre „Wehrlosen"**) sind Kinder, sind Halberwachsene, sind die Gereiften. Kindern und Halberwachsenen die Seelen aufzuschließen, das scheint das Gebiet der Dichterin zu sein, wo sie am reinsten von durchaus starker Eigenart sich bewährt. Hier schenkt sie den vollen Eindruck einer Persönlichkeit. Ihre Erzäh-

*) Verlag von Jos. C. Huber, Diessen vor München.

**) Felix Lehmann Verlag, Berlin-Charlottenburg.

lungen aus Kinderland, das arme Geschick des kleinen Jo der „Pension Hall", das schmerzvolle Erwachen des Halbkindes „Edna", die heimlichen heimatlichen Beziehungen zwischen der jungen Doris und dem Hotelboy, dem „Siegellack-Boy", die Lebensfurcht der kleinen Eva vom „Ferienheim", die bittere Weltkenntnis des Pikkolo Alois in der „Kleinen Tragödie" und in der „Dünenvilla" der beiden Mädchen leidvolles Irrewerden am Heiligen, an der Mutter, das alles ist schluchzendes Kinderleben, ist jene heilige Provinz, die der Fuß sehnend und mit Andacht betritt. Ganz voll Eigenart und wie eine Melodie verklingend sind auch die Novellen der Erwachsenen „Andreas Krog", „Frühlingsfest", ist auch die Novelle der Erwachsenen mit dem kleinen musizierenden Mädchen als Mittelpunkt „Schwüle Nacht". Weniger selbständig muten die Signe und die Mutter des kleinen Jo in „Pension Hall" an. Diese Künstlerin zeichnet meist ein starker Sinn und eine glückliche Hand für das Stoffliche aus; sie ist also begnadete Erzählerin. Die Psychologie, die ihre Erzählungen vertieft, ist fein und köstlich. Mit ihr schenkt sie Silberblicke und tanzendes Sonnengold. Sehr kultiviert ist die Sprache.

Zwei Köstlichkeiten umschließt Band 14 der Sammlung „Langens Markbücher", zwei Novellen von Björnstjerne Björnson. Nach der ersten führt der Band den Namen „Mutters Hände"*). Es sind Hände, welche die Arbeit lieben, und denen man die Arbeit ansieht. Sie mahnen auch die Tochter, sich zum Glauben an die Arbeit und zur Liebe zur Arbeit zu entscheiden. Wie der große Dichter diese Humanitätsidee einkleidet, das ist er ganz. Aus dem Abschiednehmen der Offiziere vor dem Coupéfenster und dem Gegengrüßen des jungen Weibes empfängt man die volle Erkenntnis seiner edlen, aber noch zwischen der großen Welt und dem echten Wirklichen schwankenden Seele. Die Mutter, die die Flamme und die Sehnsucht dahin richten will, wo sie selbst steht, wo vor allem der Gatte und Vater stand, der ein Liebender der Wirkenden und der Herold einer neuen Zeit war, ruft Natur und alte Heimatsstätte sich zu Bundeshelfern. Hatte der erste Teil die Kargheit der Situation unglaublich reich und gewandt ausgenützt zu einer vollen Orientierung über äußere Lebensumstände und inneres Erleben der Tochter, so fließt hier im zweiten Teil die Auferstehung des verstorbenen Gatten und Vaters, wie die Mutter sie mit der Ausgabe ihres ganzen Seins, im Angesicht des vertrauten Waldes und Stromes, zum Heil der Tochter bewirkt, wie ein Fluß in seinem vielfachen Licht und Duft voll dahin.

Die große Gabe des Dichters, aus dem Gesicht eines Menschen, seinen Augen, seinen Händen, seinen Bewegungen etwas Inneres zu lesen, in wenigen und einfachen Worten Tiefen, Reichtum und Rätselvolles zu geben, was ja überhaupt die Meisterschaft der nordischen Dichter zu sein scheint, entfaltet sich auch in der zweiten Novelle des Bandes: „Eisenbahn und Kirchhof". Ebenso leuchtet und wärmt hier wieder ein sittliches Zentrum. Ehe Knut und Lars, die beiden um die Gemeinde wohlverdienten Männer, zur Höhe sozialer Arbeit und bewährter Freundschaft gelangen, müssen sie durch Leiden und Selbsteinkehr und Selbstüberwindung; Lars' praktischer Sinn ergibt erst dann die reinen Werte für die Allgemeinheit, wenn er sich mit Knuts Geist und prächtigem Gemüt vereint.

Als ein hohes soziales Werk sind „Langens Markbücher" zu begrüßen. Nichts Geringeres vollbringen sie, als ins Volk beste Kunst zu tragen.

*) Albert Langen Verlag, München.

Theater-Rundschau.

Von Assaf Ciffrin.

Ach, wenn in unsrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unserm Busen helle,
Im Herzen, das sich selber kennt.

Draußen ist tiefe Nacht. Die Menschheit durchlebt — oder durchstirbt — ihre dunkelsten Stunden, und die Erde bebt in ihren Wehen. Rudel von schwarzen Pudeln, der dunklen Sache verdungen, vollführen ihre schwarzen Künste, toben, reißen hernieder, martern und zerbrechen die Sache der weißen Menschheit. — Allein, während die physische Größe, die Menschlichkeit ins Dunkel hineintappt und der Welt verloren geht, entzündet sich hier innen das liebliche Licht des Menschentums — die Lampe der Kunst brennt freundlich wieder. Unsere Seele wird wach und blickt verwundert auf dieses Licht, das das Kostbarste, Innigste der Menschheit bedeutet, und staunt ob des Phänomens, daß dieses Licht trotz der rasenden Stürme und Orkane nicht verlosch.

In allen Häusern des Menschentums, in den Tempeln der Bühnenkunst, wo Menschen heute weinen, morgen lachen, bald jauchzen, bald tief betrübt an ihre schmerzende Brust sich fassen, da atmet dieses Licht Luft des Menschentums; brennt hier hell, dort matt, gestern kaum dem Auge sichtbar — und heute lichterloh, sich zum sehrenden Brand entzündend und auf das Menschenbeste übergreifend, das sich zu dem Quell der Schönheit echter Kunst hinsehnt und die wahre Kunst in ihrer höchsten Reinheit, von Ferne ahnend, sichtet. Und in alle Gäßchen und Straßen der Erdgeschichte und Weltenwandlung leuchtet diese Flamme. In die Welt des Mittelalters und der Moderne, in das Reich der Mystik und des Naturalismus, glüht im rauhen und sentimentalen Deutschland, im liebekalten, menscheneisigen Strindbergnorden und im heißen, religiös-fiebernden Indien. Es umspannt und durchglüht in dieser engen Zelle die ganze Welt. Wir sind froh, daß die Kunst in ihrer wahren Gestalt — allein dem echt Großen gehorcht und nicht den Irrlichtern der Zeitläufte untertan ward, und haben damit fast den schönsten Sieg errungen, ehe ihn uns die Nacht des Weltgeschehens da draußen entreißen konnte.

Treten wir ein in die Tempel und verweilen wir bei ihren Priestern und ihrem Kunstgebet.

Da ist der innigste und stärkste Diener der Kunst, Reinhardt, dessen ausgeprägte Persönlichkeit uns bei aller oft überreizt dünkenden Farben- und Tondifferenzierung seiner Welt als der naivste und schaffensfreudigste Künstler erscheint.

Im Deutschen Theater erstand das uns von Brahm her bekannte Drama Hauptmanns „Rose Bernd". Das in seinen Bann mit unerhörter Stärke zwingende Schauspiel hat hier ein neues Gewand zum alten Inhalt erhalten und die uns längst geläufigen Gestalten sind zu einem so lebendigen Dasein voll Blut und Atem erwacht, daß man kaum Gestalt von Inhalt trennen kann. Zu den bereits starken Leistungen fügt Frau Höflich eine ungewöhnlich gute, ergreifende hinzu. Die Tragik des armen Bauernmädchens, ihre erdgebundene Scham vor der staatsräsonnierenden öffentlichen Meinung, die in dem Satze gipfelt: „man sollte doch vielleicht eine Mutter haben!" ist so gewaltig, eruptiv offenbart, psychologisch-dichterisch ungemein präcis, daß all die Fälle innerer Haltlosigkeit von solchen Mädchen mitleiderweckend jäh vor die Erinnerung treten. Die immerfort naiv gesponnene Lüge treibt das Opfer Schritt für Schritt vor sich her in die seelische Hölle, — für die Frau Höflich die stärkste Kunst besitzt —

aus der sie nur mit dem überlegenen Gefühl der tief Gemarterten und Leidenden, schließlich doch Erlösten sich herausrettet. Die übrigen Gestalten, die Tropfen nur — gegen die großen Mengen der Dulderin — aus dem Kelch des Erdenleids genossen, haben lebensgetreue Züge in Frau Bertens' duldender, ergebener Frau Flamm, im derben, liebebedürftigen Flamm Wintersteins und in Jannings' erotischem Erpresser Streckmann erhalten. Felix Holländers Regie war Kunst und echt.

In der damals neuartigen, für die Bühnenreform einflußreichen Einrichtung von Richard Vallentin ist Gorkis Nachtasyl in der „Volksbühne" wiedererstanden. Es sind Szenen nur; und wenn an sich auch so stark geprägte Gestalten wie den Baron (von Waßmann wie einst mit leider vom Publikum mißverstandenem Humor ergreifend dargestellt), wie der Tolstojapostel, wie der Schauspieler, dem Ferdinand Bonn sein großes Können unverfälscht, eindringlich lieh, die Hexenalte (Bertens), die kleine, bei der Lüge Trost suchende Schwärmerin — alle in ihrer Wahrheitsgrausamkeit die „Tiefe" füllen, so bleiben es an sich getrennte, aneinandergekittete Szenen, denen das Geschlossene des Ganzen fehlt. Nur durch Addition der Vorstellungen in der intensiven Richtung, nicht in der Ausdehnung wird der wahre Eindruck erzielt. In der Continuität (was die „Soldaten" so glänzend beweisen) liegt die Kraft, nicht in der Extensität, Aneinanderreihung selbst edelster Perlen, die wohl die Meisterschaft, nennen wir es das Talent, einmal sich aufbäumende Genialität Gorkis — aber kein Genie beweisen. Um so dankbarer müssen wir derselben Bühne sein, daß sie hingegen den Versuch nicht scheute, ein Werk aufzuführen, das den jungen Mitteln einer starken Genialität entquoll, den „Meister Olaf" des dreiundzwanzigjährigen Strindberg, ein Drama, das vielkantig, zerrissen und bizarr kaum eine ganze Form besaß. Es ist die Uraufführung und als solche bedeutend; der Versuch ist zum größten Teil gelungen, obwohl der Regisseur Gregori, ganz in den Stil des Hauses sich findend, manches Starke stärker, manche uncontinuierliche Dissonanz hätte mildern können. Olaf Pedersen ist der Reformator des Nordens, eine den Skandinaviern wohlvertraute Gestalt; allein uns ist er ein Fremder. Was ist uns Olaf? — Nur durch Strindberg gewinnt er Leben, seinem Schöpfer ähnelnd, und packt uns bis ins Innerste. Da Olaf später seine Anklagen widerruft, entgeht er dem Tode. Er ist kein Held, da er die letzte Konsequenz geistiger Denkungsart nicht physisch auszutragen vermag, weil er die Dulderreife nicht besitzt. Der Schluß ist gewaltsam abgebogen, daß man fast vermutet, der Dramatiker Strindberg habe auf die wahre Historie Rücksicht nehmen müssen. Eine unnötige Verbeugung, die der Jugendliche kennt, die der Alte grundsätzlich streicht. In diesem Jugendwerk erkennen wir schon den künftigen Meister, unter dem verwachsenen Moos rauscht schon der Quell, der in den düsteren Strom des Erkenners und Enttäuschten später mündet. In dem Wust, in dem viel Staub und Geräusch aufgewirbelt wird, ist so vieles, das die eigene Sprache nicht spricht, die später die leblosen Stühle und Tische, Türen und Lampen reden. Wir kennen ihn sonst als den Dichter der Fülle in der Knappheit — hier ist Knappheit in der Fülle; dies bedeutet genug. Wir haben hier sein Jugendbildnis: den Bilderstürmer, der polternd, schlagend kaum ein Ding verrückt oder gar zerstört, aus dem der unerbittliche, ruhige Abbauer angeborener, ererbter Spinnwebmoral sich entwickelt. Darum

ist die Aufführung — nicht als dramatisches Gefüge im ganzen, sondern eher als Ausschnitt der Strindbergentwickelung — hoch zu werten. Die Szene, in der die Mutter (Rosa Bertens verkörperte sie ausgezeichnet) den Sohn zur Rückkehr, zur Reue zu überreden sucht, gemahnen eindringlich an die Ermahnungsszene in „Nach Damaskus". Die Darstellung war „wohlanständig", allein es fehlte an Wärme, die den damals katholischen Norden sicherlich durchflutete. Decarli gab den Olaf kalt und ohne echten Impuls (man denkt an Kayßler), Maria Fein hat starke Momente. Bonn hat, als Bester, getollt, geflucht und gestürmt: er gab den irrsinnigen oder den Wahnsinn vorschützenden Buchdrucker, der als der Held des heldenlosen Dramas für seine Überzeugung auf dem Schafott endet.

Wie ärmlich und dünn dagegen ist das in den „Kammerspielen" aufgeführte Lustspiel des Amerikaners Langdon Mitchell „Jonathans Töchter". Daß man sich in Newyork so leicht verheiraten, so leicht scheiden lassen und schließlich wieder heiraten kann, ist lobenswert und geeignet, unseren Richtern auf dem Gebiet der Ehescheidungen ein humaneres Herz zu verleihen, allein . . literarisch?, künstlerisch? Dank der hervorragenden Darstellung, an deren Spitze Werner Krauß geradezu erstaunlich Komisches leistete, gelang es, den literarisch verlorenen Abend theatralisch zu gewinnen. — Und nun bricht Helle ein: wir erlebten im „Deutschen Theater" eine der innigsten, schönsten Aufführungen, die je in diesem Hause, somit in Berlin überhaupt, erstanden. Es war die Uraufführung von Lenz' „Komödie": „Die Soldaten". Damit eröffnete Reinhardt den „Deutschen Cyclus". Mehr als literarischer Wert steckt in dieser Neubelebung; nicht das Buch, sondern der Mensch jener Zeit ward wieder lebendig. Über hundert Jahre sind es her, daß der Straßburger Jugendfreund Goethes, der hochbegabte Livländer auf einer Straße in Moskau elend umkam. Heute ist er auferstanden, er spricht zu uns in so glühenden Worten, mit so heißem Lebensatem, daß wir uns wundern, wie er uns gestorben scheinen konnte. Ihm ward nicht der Atem eingehaucht, denn den besaß er — sondern nur der Mund geliehen, durch den er sich zu unseren Herzen fand. Darum sei Reinhard gedankt. Wär' Lenz Symbolist gewesen und reichte er in unsere deutelnde Welt herein, er hätte keinen innigeren Schluß gefunden, als den, den ihm Reinhardt — gegen seinen Willen und Geist — gegeben. Das tiefe Unglück des Vaters mit der Fassungslosigkeit der ins Dirnentum hineingetänzelten Bürgerstochter begegnen sich auf einer Brücke, die zwei Gassen wie zwei verschiedene Welten miteinander verbindet, unter der ein lustiges Flüßlein dahinrauscht. Glück und Unglück, Trennen und Wiederfinden, die sich in allen Variationen wie Perlengekette zu beiden Seiten des Lebensstromes, der ewig fließt, täglich sein Antlitz ändernd, reihen und durch zahllose Brücken sich finden, ineinander übergreifen und sich durch die Hemmung zur Flamme des Lebens, zum Brande der Liebe entzünden. Die Idee war schön, weil sie unserem, symbolistisch irrlichternden Zeitgeist entsprach — sie war nicht legitim, weil Lenz über diese reine Äußerlichkeit hinweg vorwärts zum Schlußbekenntnis seines Inneren drängt: Rettet die Frauen vor den Soldaten. Es forderte somit der Zeitgeist Lenzscher Welt das Testament der Rettung, das ihm der moderne Reinhardt versagte, das er uns allen nicht verbergen durfte. — Dem schnell dahinhuschenden, hell aufleuchtenden, niederreißenden und sich aufbäumenden, wieder verglimmenden, typisierenden Lebeu im Stück entsprach die congeniale,

meisterhaft in Bild und Darstellung gehaltene, bis ins einzelne wohl mit größter Liebe durchgeführte Tat auf der Bühne, und fast möchte es einem dünken, daß es das Lieblingskind des Regisseurs ist. Wie die Gräfin das Bürgermädel einen Baum nennt, der mit jedem Hauch sein Antlitz ändert, so sind die vielgestaltigen, über zwanzig zählenden Bilder echte Ausschnitte des Lebens, bald polternd, bald sentimental, erschütternde und schöne Seiten jener Welt — keine Theaterlarven. Und diesen Antlitzen liehen die Besten der Reinhardtbühnen ihre Kräfte. Frau Eibenschütz, eine der wenigen, man ist geneigt zu sagen, die einzige, die lachen und weinen kann, ist in ihrer Darstellung des Bürgermädchens und Soldatenbraut — bis auf ihr etwas forciertes Spiel am Schluß — unerreichbar. Diegelmann ist in der Rolle des gutmütigsten aller Väter besonders zu loben. Mit diesem unbestreitbaren Erfolg, mit dem der „Deutsche Cyclus" geboren wurde, harren wir der ebenbürtigen anderen Kinder!

Auch im „Lessing-Theater", dem sonst den Großen nur geweihten Hause, wurde die Ausgrabung einer Komödie vorgenommen, die im Gegensatz zu den „Soldaten" weniger literarisch, dafür um so kassenfähiger ist. „Die beiden Klingsbergs", von Kotzebue, der sich auf das Theaterhandwerk mehr denn irgend einer verstand, um so weniger von der Theaterkunst begriff, beleben die Bühne und machen sie zu einem übermütig lustigen Haus. Albert Bassermann, der Alleskönner, zeigt auch hier wiederum seine ungemein starke Charakterisierungsgabe, und Friedrich Haase, zu dessen Glanzleistungen die Rolle des alten Klingsberg einst gehörte, hätte gelächelt über den künstlerischen Erben, den er auch mit dem Symbol der Schauspielergröße, dem Ifflandring, bedachte! — Die Neueinstudierung der „Wildente", die eine abgerundete Aufführung ergab, der alten Väter — Brahms, Ibsen — würdig, zeigte das Gebiet Bassermanns, wo er wirklich persönlich, groß ist, und das ihm keiner streitig machen kann. Frau Grünning zeigte ihre vielseitige Kunst in beiden Stücken. Ibsens Dramen erwachen zu neuem Dasein, und in dieser Neubelebung liegt das Hauptverdienst der Barnowskischen Bühne, die anderseits, zum Spaß der Vielen, Konzessionen an die Mengenlust machen muß.

Auf einer Schulter ruht die Kraft des „Kleinen Theaters", aus dem ehemals das „Nachtasyl" mit unendlich vielgestaltigen Armen, vielen Könnern, die Kunst ergriff. Es ist schade, daß in diesem intimen Raum nicht mehr Kräfte — künstlerischer wie darstellerischer Natur — sich entfalten können, wo doch „Lottchens Geburtstag" beweist, daß man doch manches wählen und auch können kann. Der feinciselierte Doppeldialog Wassermanns: „Gentz und Fanny Elßler" ist zerbrechlich wie Glas, Eulenbergs lustiges, zynisches Spiel „Paul und Paula" derber und amüsant, Thomas „Lottchens Geburtstag" außerordentlich haltbar und komisch, vor allem durch Abels glänzende Figur des Simplizissimus-Geheimrats. Einen anderen Teil seiner Kraft bewies er in „Warren Hastings", den er nicht herauszuretten vermochte, da das Geschichtskolleg von dem Verfasser Feuchtwanger ausging und kein Drama in der Seele des Gouverneurs von Indien lag. Geschichte spricht auf Kosten der Kunst. Der Napoleon Indiens ist in einem Hörsaal für Geschichte geboren. Die Verkettung und der Konflikt von Sein und Seinsollen liegt nicht in der Natur selbst, sondern in des Künstlers Auge, das die Natur betrachtet. Das unterscheidet ja den Dramatiker vom Geschichtsprofessor, daß der eine aus dem Perlenschatz des

andern das Sonnengespiele machen kann, sobald er die Kunst des Wendens, Spiegelns, des Auffindens des Ursächlichen mit seinem Explosivstoff besitzt. Das schöne Bild, das Georg Altmann hervorzauberte, war das schöne Gewand des Regisseurs für den leblosen Körper, dem keiner Atem einzuhauchen vermag.

Und nun zu einem der edelsten Werke — im Theater der Königgrätzerstraße —, das, kaum auf der Bühne, schon ins Herz der Lauscher niederstieg und sie ergreifend packte. Björnsons „Paul Lange und Tora Parsberg" — im Namen einfachste Prosa, im Inneren tiefste Poesie — wurden lebendig durch die Gestalten Kayßler und Fehdmer. Die Politik im Drama ist nur ein fadenscheiniges Gewand für den heißen Körper des Menschentums. Alles war Gewand außer dem Körper, den Kayßler-Fehdmer fest ineinander geschlungen bildeten, und wo sie standen, spürte man das gewaltige Innere, wenn sie gingen, sah man das leere Äußerliche der Welt. Es sind drei Aufzüge. Zwischen zwei mächtigen, hochragenden Granitblöcken edelster Menschlichkeit liegt ein Tal — das fast zerdrückt, wie Unkönnen, Leere, eine gutgemeinte Pause erscheint. Ganz auf dem Darstellerpaar ruhend, ward es wieder offenbar, was Mimenkunst bedeuten kann. Kayßler, erst verhalten, die Stacheln nach innen gekehrt, höflich, allmählich auftauend wie Eis, endlich geschmolzen, in den reinen Quell keuscher Liebe mündend. Die Leistung wird mir unvergeßlich bleiben. Sie, Fehdmer, reif, überquellend geben wollend, um einzugehen in seine Persönlichkeit: Die erste Liebe alternder, keuscher Menschen, die der übertriebene Ehrbegriff, weil Lange mehr Mensch als Politiker ist, jäh zur Zerstörung, zum Selbstzerfall führt. Das rein Menschliche, das uns tief ergriff, redete hier seine Sprache — inmitten des Krieges, der sie draußen verstummen, innen um so geläuterter auflodern läßt.

Mitteilung.

Wir wollen nicht unterlassen, unsere Leser darauf aufmerksam zu machen, daß, wie wir erst jetzt bemerken, der Aufsatz „Oberschlesien und Irland" von Dr Arthur Friedrich im Juliheft von „Nord und Süd" (S. 65—72) zum großen Teil aus dem Werke „Schlesien. Eine Landeskunde für das deutsche Volk" von Geh.-Reg.-Rat Prof. Dr Joseph Partsch (Band II. S. 14—22, 27—29, 50, 57—60 und 68) entnommen ist.

Die Redaktion.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

Oktober 1916.

Inhalt.

Die MmaKIchrM „Rord und SSd» «rlcheint am I. jeb« M°n«^
Vni« ?r» Suortal lZ Hefte) S Mark, Bnzelh^te L Mart.
AUe Suchhandlungen und Poftmistatten nehmen jederzeit BiNtgiuig» an.

MeöeuHeMmatWch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Hundertneunundfünfzigster Band
41. Jahrgang : 1916 . Oktober - Dezember

Schleiche Buchdruckerei,as^ Kunst- und Verlagsanstall
v. S. Schot tlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagkn
«. ff. «eIna««. «««hold Sutter. VrM1cheK.I,.S«fbuchh<mdl. «r»le» Laslelbalch
Stockholm Christiania Konst«ntinopcl
C.«. Fritz«, l.ldr»lrle »or^I». Sacod Dvbwad Buchhdlg. Inlernat. Buchhandl, Ott« Keil.
lir «Ie Provinzen In Schweden und w Dänemark,: «eorg Ehr. Urflnö «achsol«er, KovenKaaen.
ftr die Schwel,: «lad««, «ntta«. ». vuchhandlu»« Her«. Vaur» JSrich l.
«eneralvertrekn, sür Holland: ».H>. van«tock«m und «,!,«, Haag, vuitenbnsZ6,

Inhalt des 159. Bandes:

Oktober/November Dezember 1916

S«ite

Schleiche Buchdnickerei v. S. Schottlaender, Breslau.

Bildnis und eigenhÃ¤ndige Unterschrift des frÃ¼heren ungarischen MinisterprÃ¤sideiÃ¼en Exzellenz Ladislaus v. Luk5cs.

Professor Dr. Ludwig Stein:

Hindenburg und der Autoritatsbegriss.

Seit Jahrzehnten beschäftigt mich das Problem der Autorität unausgesetzt. Die Autorität gehört, wie ich längst eingesehen habe, zu jenen stillen, ver» schwiegenen Voraussetzungen, welche ungeprüft von Mund zu Mund gehen, durch Überlieferung Gewähr und Geltung bekamen, bis ei« unruhiger Fragesteller dahinterkommt, daß das Problem der Autorität erst dort recht eigentlich einsetzt, wo andere Lösungen sehen. Sobald nämlich Menschen aller Zonen und Zeiten sich zu einem Aggregat von mehr als hundert Personen etwa zusammenschließen, kommen sie ohne soziale Differenzierung, ohne hierarchische Abstufung, kurz ohne System der Unter» und Überordnung schlechterdings nicht mehr miteinander aus. Die höchste Form der Autorität ist die militärische. Sie kennt kein Wenn und Aber. Sie duldet kein Fragezeichen. Sie steht und fällt mit einem von jedem Skeptizismus unangekränkelten: doc sie zude». In diesem Weltkrieg hat sich jene straffe Form der Autorität, die unsere Gegner als Militarismus ver-schreien, aber notgedrungen, wenn auch unbeholfen nachahmen, als sicherstes Schutzmittel der staatlichen wie nationalen Selbstbehauptung bewährt. Hinden» burgs Ernennung zum Generalissimus bedeutet den Triumph des Autoritäts» begriffs. Man jubelte wie befreit auf, weil man endlich eine Autorität auf der ganzen Front von Lille bis Bagdad hatte. Wie kommt ein solches Autoritäts-zentrum zustande?

Unter „Autorität" verstehen wir, wie ich einmal an anderer Stelle dargetan habe, das „ungeprüfte Fürwahrhalten eines fremden Urteils". Einer Autorität sich unterwerfen, bedeutet die Preisgabe des eigenen Urteils zu Gunsten eines anderen, den Verzicht auf persönliche Urteilsabgabe mit Rücksicht auf das uns bindende Urteil der von uns als Träger der Autorität anerkannten Personen, Bücher oder Institutionen. Der Glaube an die Überlegenheit der uns als Autori-täten geltenden Instanzen, seien diese physische oder hyperphysische Personen, Werke oder Einrichtungen, liegt allem Autoritätsbedürfnis seelisch zu Grunde. Wenn wir unser Denken und dementsprechend unser Handeln so einrichten, wie die von uns eingesetzten oder gebilligten Autoritäten uns befehlen oder raten, so verwandeln sich die Autoritäten in Motivquellen unseres Handelns. Man ordnet

in diesem Falle den eigenen Willen einem fremden unter, heiße dieser fremde
Wille nun Gott oder König, religiöse Offenbarung oder Rechtsgesetz. Jedes
Handeln nach Autoritätsvorschriften ist, wie Kant und nach ihm besonders Fichte
uns eingeschärft haben, heteronom und nicht autonom. Was die Autoritäten vor»
empfunden, haben wir nachzuempfinden, was sie vorgedacht, haben wir nachzu»
denken, was sie endlich vorgewollt, das haben wir nur nachzuwollen. Dort Befehl,
hier Gehorsam. Die Autoritäten stellen die Regeln, Normen und Gesetze des
Denkens, Fühlens und Handelns fest, während diejenigen, die sich diesen Autori»
täten oder ihren Trägern unterwerfen, nur Vollziehungsorgane sind, gleichsam
die Exekutive dort darstellen, wo die Autoritäten die Legislative repräsentieren.
Die Autoritäten sind, je nachdem, Hemmungs' oder Beschleunigungeorgane unseres
Willens. Sie schaffen die allgemeingültigen Werte; sie prägen die Münze, wäh-
rend die ihnen seelisch Unterworfenen sie nur in Kurs setzen.
Woher rührt nun diese freiwillige Unterordnung und selbst auferlegte Bevor-
mundung des ganzen Menschengeschlechtes? Seit Anbeginn der beglaubigten
Geschichte kennt man kein Volk, in dem sich nicht ein Oben und Unten, eine Über»
und Unterordnung, eine Spaltung in Befehlende und Gehorchende, in Herrschende
und Dienende, kurz eine soziale Differenzierung in Klassen und Stände durchgesetzt
hätte. Sollte das bloßer Zufall sein, daß die Anarchie des Urzustandes mit vor»
schreitender Gesittung allüberall äußerlich geregelter Konvention und Legalität,
einem mehr oder minder komplizierten, meist abgestuften System der Über» und
Unterordnung gewichen ist? Weswegen sind zwar die Formen der Autori-
täten genau so nach Zone und Bodenbeschaffenheit verschieden, wie die Sprachen
und Kulte, während das Prinzip der Autorität auf dem ganzen Erdenrund
ebenso notwendig und unaufhebbar zu sein scheint, wie alle Sprachen eine gemein»
same Logik, oder wie alle Zeremonielle und Kulte einen gemeinsamen religiösen
Kern in sich bergen.
Wäre das Autoritäts» oder Anlehnungsbedürfnis der Menschennatur nur
eine historische Kategorie, d. h. zeitlich und örtlich bedingt, also etwas Relatives
— ein Willkürprodukt, das auch anders hätte ausfallen können, so bliebe
jener oollsensu« omniuiu, der bei allen Völkern, in allen Zonen und zu allen
Zeiten Autoritäten gezeitigt hat, ein soziologisches Rätsel. Beispiele solcher
AutoritätenFnd die Unterwerfung der Kinder unter die Eltern (xMria potesta«),
der Schüler unter die Lehrer, der Bürger unter den Staat, der Gläubigen unter
ihre Kirche, der Laien unter die Fachmänner, der Gemeinen unter die Offiziere,
der Stadtgenossen unter ihre Behörden, der politischen Parteien unter ihre Führer.
Ohne eine Unterordnung des Einzelnen unter eine Gesamtheit wäre das gesellschaft»
liche Gleichgewicht so sensibler und reizsamer Persönlichkeiten, wie wir Kultur»
menschen nun einmal sind, auf die Dauer unmöglich zu behaupten. Ist doch das
5«j>ov MXmx^v, Mensch genannt, bei seinerGeburt das unbeholfenste allerLebewesen,
wie schon Anaximander im Altertum richtig beobachtet hat. Der menschliche Säugling

ist auf elterliche Fürsorge länger, dringender und unabweislicher angewiesen, als
irgendeine Tiergattung. Und darum ist denn auch die patria potestks als Kor-
relat der unaufhebbaren elterlichen Fürsorge die Urform aller Autorität. Wer
ohne elterlichen Schutz oder ausgiebige Hilfe von Erwachsenen zur Welt kommt,
geht unrettbar unter, es sei denn, daß eine gefällige Wölfin aus der Romulussage
die Mutterschaft ersetzt. Bis zum Erwachen der Selbständigkeit im Denken,
Fühlen und Handeln ist es ein unabweisliches Gebot der Selbsterhaltung eines
jeden menschlichen Wesens, der elterlichen Autorität überantwortet zu sein, zumal
ein Fehlen oder Versagen dieser Autorität die schwersten Schäden für das betref»
fende Individuum selbst mit sich bringt. Ja, es hat fast den Anschein, als ob das
Prinzip der Autorität eines jener unterirdischen Mittel wäre, deren sich der
„Hegel'sche Weltgeist" in der stufenweisen Erziehung des Menschengeschlechtes
von der Bestialität zur Humanität bedient. Jedenfalls spielt das Prinzip der
Autorität im Haushaltungsplan der Menschheitsgeschichte die Rolle des jeweiligen
sozialen Regulators. In diesem Sinne habe ich Autorität und Anarchie als die
beiden äußersten Enden menschlichen Zusammenlebens bezeichnet (Sinn des Daseins
S. 240, vorher in Schmollers „Jahrbüchern" erschienen). Dort stellte ich fol»
gende Begriffsbestimmung auf: Autorität ist das einigende, zusammenschließende,
arterhaltende, Anarchie das auflösende, zersetzende, artschädigende Prinzip. Dort
Altruismus, hier Egoismus; dort Allgemeininteresse der Gattung, hier Spezial»
interesse des Individuums.

Der fundamentale Konflikt der Weltgeschichte ist der perennierende Wider»
streit von Individuum und Gattung, von Persönlichkeit und Gemeinschaft. Der
aufsaugenden und nivellierenden Wirkung der Autoritäten stemmt sich die Persön-
lichkeit je länger, desto trotziger und selbstsicherer entgegen. Das Thema der
neueren Geschichte seit der Renaissance, dem Humanismus und der Reformation
ist der Kampf um die Persönlichkeit, um Autonomie gegen Heteronomie, um
Individualität gegen Autorität.

Dem politischen Schlachtruf Stahls: „Autorität, nicht Majorität", steht schroff
und unversöhnlich das Fichte'sche: „Sei Person", der Stirner'sche „Einzige", der
Nietzsche'sche „Übermensch" gegenüber. Dort werden die Interessen der Gattung
ebenso einseitig auf Kosten des Individuums verfochten, wie hier umgekehrt die
Interessen des Individuums ganz losgelöst von denen der Gattung in den Vorder»
grund gestellt werden. Die Gegensätze von Autorität und Anarchie, von Kom»
munismus und Individualismus, von Gattungsinteresse und Individualinteresse
sind von den starren Vertretern der betreffenden Weltanschauungen immer auf ein
aut — »ut gestellt. Entweder Autorität, oder Anarchie. I'ertlum nun Satur.

Die philosophische Behandlung des Problems der Autorität wird die Einseitigkeit
von rechts ebenso wenig gelten lassen, wie die von links. Wo die grundsätzlichen
Gegenfüßler nur ein hitziges aut — aut sehen, da wittert der philosophische Be»
trachter ein kühleres et — et. Das Problem der Autorität birgt daher ein

„Sowohl — Als auch" in sich. Das krasse Herausstellen einseitiger Standpunkte,
wie das rückhaltlose Verfechten der Autorität seitens Stahl's und Haller's, und
das draufgängerische Vertreten der Rechte der Persönlichkeit von seiten Stirner's
und Nietzsche s, hat den Vorzug durchsichtiger Klarheit und schlupfwinkellosen
Zuendedenkens. Aber nichts schädigt einen Standpunkt mit der Zeit sicherer als
seine eigene Karikatur. Das starre Autoritätsprinzip, dem Augustin (Gegen die
Manichäer Kap. 6) einmal die Fassung gegeben hat: Lgo vero evan^eliu non
creöerera, nisi me catdolicae eeclesiae coivraoveret auctorita«, hat ange»
sichts der geschichtlichen Tatsachen seit der großen französischen Revolution ebenso
Schiffbruch gelitten, wie die von den Anarchisten verkündete unantastbare Souve-
ränität oder Selbstherrlichkeit des Individuums. Ohne alle Autorität ist das
Menschengeschlecht ebensowenig zu erziehen und zu lenken, wie vermittels einer
alle Persönlichkeit erstickenden und verflachenden Autorität. Bei Extremen kann
sich das Menschengeschlecht niemals auf die Dauer beruhigen; denn jedes auf die
Spitze getriebene Gesellschaftsprinzip stört das Gleichgewicht und geht zuletzt an
seiner blutleeren Einseitigkeit zugrunde. So schreibt einmal der kommunistische
Historiker Hippolyte Castille: Das Prinzip der Autorität ist eine ewige Schutz-
wehr der menschlichen Gesellschaft. Robespierre sei ein bedeutender Mann, nicht
seiner Talente und Tugenden halber, sondern wegen seines Sinnes für Autorität.
Und in der Tat sehen sich selbst Raubstaaten, wie die Flibustier, gezwungen,
Autoritäten einzusetzen und zu respektieren. So sehnt sich Stirner nach einem
„Verein von Egoisten" — ein drolliges Gegenstück zum Verein prinzipieller Ver-
einsgegner — und Nietzsche sucht wie hypnotisiert nach einer neuen Autorität, nach
einem Führer oder vielmehr nach einer Edelrasse von Übermenschen. Ähnlich tun
sich auf benachbartem Gebiete die Atheisten oder „Freien" zu freireligiösen Gemein-
den zusammen. Dieser seelische Zwang zum Zusammenschluß, der mit elementarer
Gewalt auch dort hervorbricht, wo die Persönlichkeit gegen jede wie immer geartete
Autorität innerlich revoltiert, zeigt uns mit unverkennbarer Deutlichkeit, daß es
sich beim Problem des Glaubens, seiner Zwillingsschwester, nicht um historische,
sondern um psychologische Kategorien handelt.

Unter psychologischer Kategorie verstehen wir eine seelisch begründete, tief
in der Menschennatur verwurzelte Notwendigkeit. Nie und nirgends hat sich die
Nützlichkeit nicht bloß, sondern die Unentbehrlichkeit des Autoritätsprinzips so
bewährt, wie in diesem Weltkriege. Der einzige Hindenburg wiegt ganze Armee-
korps auf. Wie einst vor Napoleon ganz Europa erzitterte, so atmeten die Ange-
hörigen unserer polnischen Gruppe wie von einem Alpdruck befreit auf, als man
vernahm, daß Hindenburg zum Generalissimus ernannt wurde. Worin liegt
die zwingende Macht eines solchen Autoritätszentrums? Warum vermag die
bloße Nennung des Namens Hindenburg unsere Soldaten ebenso anzufeuern und
zu beflügeln, wie er den feindlichen einen panischen Schrecken einjagt? Woher
rührt der blinde Glaube an die strategische Allgewalt eines solchen nationalen
S

Heros? Weil alle Denkfähigen sich sagten, daß der bloße Name Hindenburg genügt, auf unserer Seite die Einbildungskraft zu entzünden und zu vorbehalt-losem Vertrauen in die Führung der erprobten Helden zu festigen, während auf der feindlichen Seite lähmende Niedergeschlagenheit sich einstellt. Hindenburg gilt nun einmal als erste strategische Autorität dieses Krieges — bei Freund und Feind. Man glaubt an seinen „Stern": das ist nur eine mythische Umschreibung der Tatsache, daß man seinem Feldherrngenie, wie einst dem Napoleons, unbedingtes Vertrauen entgegenbringt. Hat sich der General»Feldmarschall, der nichts mehr an Kriegsruhm zu gewinnen, wohl aber das Errungene auf's Spiel zu setzen hat, zurübernahme dieser gewaltigen Aufgabe entschlossen, so glaubt man dieser Autoritär rückhaltlos, daß er sie einem siegreichen Ende entgegenführen wird. Welchen Segen stiftet nun dieser Autoritätsglaube an den Namen Hindenburg — durch sein bloßes Vorhandensein. Wäre die Autorität im Kriege nicht vorhanden, so müßte man sie erfinden. Zum Glück besitzen wir den Autoritätsglauben an unsere militärische Führung — und darauf beruht letzten und tiefsten Endes unsere Zuversicht.

Karl Gras Khuen-Hederväry,
Wirkl. Geh. Rat, Ministerpräsident a. D.:

Wege der Annäherung.*)

Die Wahrheit, daß die Großmachtstellung der österreich-ungarischen Mon-archie im Weltkriege sich befestigt hat, ist so sehr in das allgemeine Bewußtsein übergegangen, daß sie heute vielleicht schon für einen Gemeinplatz gilt. Aber auch damit ist es so bestellt, wie mit vielen anderen Wahrheiten, die Gemein-plätzen gleichen. Untersuchen wir, welchen Sinn und welche Bedeutung die öffentliche Meinung dieser Tatsache beilegt, so stoßen wir auf ein buntes Durch» einander falscher und phantastischer Anschauungen. Wir wissen ja, wie sehr die Ansichten, die sich die einzelnen Gruppen, Parteien, Interessensphären und andere Vereinigungen von den Kriegszielen bildeten, voneinander verschieden sind. Die Folge davon ist ein scharfer Unterschied auch bezüglich der Kriterien, auf deren Grund diese verschiedenen Klassen die Lage, die bisherigen Ergebnisse und voraussichtlich aus ihnen hervorgehenden Zukunftsgestaltungen beurteilen. Ein ernster Staatsmann und Publizist kann es aber heute wirklich nicht unter» nehmen, von der anzunehmenden Gestaltung der Zukunft auch nur ein an»

*) Die beiden hier folgenden Aufsätze erscheinen in ungarischer Sprache in der neuen ungari-schen Halbmonatsschrift „ä, Klonsrodia" in Budapest. Mit Genehmigung des Herausgebers Abge-ordneten vr Lukäcs György veröffentlichen wir hier den deutschen Text. Die Redaktion.

nähernd richtiges ausführliches Bild zu entwerfen. Wohin wir unsere Blicke
auch wenden, von Norden, Osten und Süden starren uns große Fragezeichen
entgegen, die die Fülle der mit ihnen zusammenhängenden und einzeln unlös-
baren Fragen mit einem dichten Schleier verhüllen. Vor dem kritiklosen Opti»
mismus müssen wir uns ebenso hüten, als vor den mit der außerordentlichen
Kompliziertheit der wirkenden Faktoren nicht rechnenden Prophezeiungen, die hier
so oft zu Wort kommen. Indessen glaube ich, in keinen dieser Fehler zu ver»
fallen, wenn ich auf die grundlegenden Zusammenhänge zwischen dem Kriege
und der Großmachtstellung der Monarchie, und auf deren Bedeutung im Allge»
meinen hinzuweisen versuche.
Diese Zusammenhänge erblicke ich in folgenden Punkten: Erstens halte
ich es für außer Zweifel liegend, daß die Monarchie nach dem Kriege in der
Weltpolitik keine geringere, wahrscheinlich aber eine noch viel bedeutendere
Stellung einnehmen wird als vorher. Ferner erscheint es mir als eine unzweifel-
hafte Wahrheit, daß die Monarchie auf Grund der Kriegsergebnisse ungestört
an der Lösung jener wirtschaftlichen und kulturellen Aufgaben wird fortarbeiten
können, zu denen sie im nahen Osten schon kraft ihrer geographischen Lage
berufen ist.
Die Sicherstellung der Lebenskraft und Geltung der Monarchie wird jeden-
falls ein dauerndes Ergebnis des Weltkrieges bleiben, das ist nns schon heute
klar. Doch, was sollen wir dazu vom ungarischen Standpunkt aus sagen? Ist
die Erstarkung der Großmachtstellung der Monarchie auch vom Gesichtspunkte
unserer eigenen nationalen Entwicklung und Interessen aus betrachtet wünschens»
wert? Versetzen wir uns auf einen Augenblick in die nebelige Atmosphäre der
alten chauvinistischen Ideenwelt und versuchen wir, die Perspektiven, die sich aus
der Befestigung unserer Großmachtstellung ergeben, aus diesem Gesichtswinkel zu
betrachten. Zwischen Österreich und Ungarn besteht keine Interessengemeinschaft,
sondern ein Interessengegensatz; was Österreich nützlich ist, das gereicht — ipso
facto — Ungarn zum Schaden. So werden die Sätze lauten, die wir als Aus»
gangspunkte vor uns finden. Jene, die in dieser Ideenwelt leben und eine von
der besonnenen, denkenden Mehrheit der Nation abweichende Orientierung
unserer auswärtigen Politik anstreben, werden von der Erhebung der Monarchie
vielleicht nicht viel Gutes erwarten.
Aber es scheint mir, daß die, die sich zu dieser Auffassung bekennen, an den
Umstand vergessen, daß die Zeiten und die Verhältnisse tiefgreifende Veränderun»
gen durchmachten. Heute liegt die Periode, in der vielleicht noch mit Recht
behauptet werden konnte, Ungarn wäre eine Österreich politisch ausgelieferte und
von ihr wirtschaftlich ausgebeutete Kolonie, weit hinter uns. An Stelle der
Untergeordnetheit trat schon vor langer Zeit das auf Nebengeordnetheit beruhende
Zusammenwirken der Kräfte. Österreich ist heute schon ein ebenso guter Markt
für Ungarn, als Ungarn für Österreich. Wenn wir noch immer ein überwiegend

agrarisches Land mit unvollständig entwickelter Industrie sind, so müssen die Ursachen dieser Tatsache in erster Linie den Natur» und Bodenverhältnissen und uns selbst, nicht aber Österreich zugeschrieben werden. Was unsere politische Unabhängigkeit betrifft, glaube ich, es gibt in Österreich kaum noch einen ernsten Staatsmann, der sich an die Chimäre der Gesamtmonarchie klammert, und wenn das politische Übergewicht in Frage kommt, so kann heute nur noch von Ungarns Übergewicht die Rede sein. Daß aber unsere Interessen nach außen, dem Aus-land gegenüber gemeinsam und wir aufeinander angewiesen sind, das muß ich heute, an der Schwelle des dritten Jahres dieses Schulter an Schulter durch» gekämpften Weltkrieges wohl nicht ausführlich erörtern. Die russische Invasion und die Verteidigung gegen die panslavistischen Fluten, diese wenigen Worte genügen, um die Bedeutung der Interessengemeinschaft vor der Gesamtheit aller besonnen Denkenden handgreiflich zu machen.

Die veraltete, unzeitgemäß gewordene, um nicht zu sagen atavistische Theorie und Phraseologie des Chauvinismus kann heute kein ernster Politiker zur Nicht» schnur nehmen. Die dramatische Wucht der jüngsten Ereignisse hat jenes Gewirr von falschen Vorstellungen, auf dem sich diese Ideenwelt aufbaute, in ein beson-ders helles Licht gerückt. Damit will ich aber nicht behaupten, daß man sich diese Denkweise, die sich durch unsere ganze Staats» und Verfassungsgeschichte zieht, bloß mit den falschen Vorstellungen genügsam erklären könnte. Dazu ist mehr nötig. Namentlich muß dargelegt werden, was hinter diesen Vorstellungen stand und zum Teil noch heute steht, wo die Gefühle und die Stimmungen wurzeln, die den Geist des gegenseitigen Mißtrauens und der Zwistigkeiten in beiden Staaten der Monarchie Jahrzehnte hindurch nährten. Diese Frage versuche ich noch in allgemeinen Zügen zu behandeln.

Die zwischen Österreich und Ungarn bisher zum Ausdruck gekommenen Gegen-sätze sind meiner Ansicht nach in letzter Analyse auf die r e la t i v e S ch w ä ch e beider Teile zurückzuführen. Wie ist das zu verstehen? Die zu verhältnismäßig nicht hoher Entwicklungsstufe gebrachte wirtschaftliche Kraft Ungarns befand sich derjenigen des wirtschaftlich viel stärkeren Österreichs gegenüber. Es ist nicht überraschend, daß diese in den tatsächlichen Verhältnissen liegende Disparität zu ständigen Reibungen führte. , Die wirtschaftlich schwächere Partei, Ungarn, befürchtete einfach, die wirtschaftlich stärkere Partei, Österreich, werde diese Gestaltung der tatsächlichen Kräfteverhältnisse zum Schaden der gesetzlich gesicher-ten Parität und zum Schaden Ungarns ausnützen. Aus diesem Grunde sehe ich in dem ungarischen Cha u v inismus eine Schwäche, den Widerschein unserer wirtschaftlichen Rückständig» keit und glaube, daß unsere voraussichtliche wirtschaftliche Erstarkung dem unga-rischen Chauvinismus diesen ihren einzigen Daseinsgrund entziehen wird.

Aber wo sollen wir die relative Schwäche Österreichs suchen? In der politi» schen Organisationslosigkeit, die tatsächlich den Schein der mangels

Kohäsion eintretenden Desorganisation erweckte. Dies ist der Grund, warum Österreich das stetig wachsende politische Übergewicht Ungarns mit nicht zu leugnender Angst verfolgte und sich dagegen, soweit es konnte, zu wehren suchte. Es scheint mir unbezweifelbar, daß, wenn sich in Österreich das zur geordneten staatlichen Organisation erforderliche gesunde politische Leben entwickelt, damit auch die von der heutigen Schwäche hervorgerufene Eifersucht verschwinden muß.

Nachdem wir so die hauptsächliche Ursache der zwischen Österreich und Ungarn schwebenden Gegensätze dargelegt haben, wird auch die Feststellung unserer Auf» gaben leichter sein. Wir haben gesehen, daß die Gegensätze zwischen Österreich und Ungarn hauptsächlich daher rühren, daß der Gleichgewichtszustand weder auf wirtschaftlichem, noch auf politischem Gebiete vorhanden ist. Die erste Aufgabe ist daher die Herstellung des Gleichgewichtszustandes. Aber auf welchem Wege? Der Weg der Lösung ergibt sich, ebenso wie die Aufgabe, von selbst.

Die Stärkung der verhältnismäßig schwächeren wirtschaftlichen Organisation Ungarns, sie ist die wichtigste Aufgabe, die wir diesseits der Leitha lösen müssen. Alles, was dazu beiträgt, also die innere Konsolidierung und die positive, schöpferische wirtschaftliche Tätigkeit stärkt unsere wirtschaftliche Position Österreich gegenüber in hundertfach höherem Maße, als noch so viele chauvinistische Auslassungen und Kämpfe gegen Windmühlen.

Die Aufgabe der Österreicher erblicke ich im folgenden: Es ist notwendig, daß in Österreich jenes staatliche Selbstbewußtsein sich entwickle, das die Vorbedingung einer gesunden politischen Situation bildet. Auch Ungarn wird darin die Gewähr finden, daß der Bund mit Österreich nicht nur im Kriege, sondern auch im Frieden eine Kraft bedeute, die es in der Zukunft unmöglich machen wird, daß das Ausland, wie bisher, auf den Zerfall der Monarchie rechne. Andererseits wird auch von österreichischer Seite die aus der politischen Schwäche entstehende Eifersucht verschwinden.

In Ungarn nehmen wir auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Erstarkung und in der Hebung des Selbstbewußtseins wesentliche Fortschritte wahr. Der Welt» krieg zeigt diesen Prozeß noch handgreiflicher.

Was hingegen Österreichs politische Wiedergeburt betnfft, ist ihre Trag» weite allen führenden österreichischen Staatsmännern klar. Die neue deutsche Arbeltspartei, deren Richtungslinien sich jetzt entfalten, erscheint von diesem Gesichtspunkte als ein erfreuliches Symptom. Aber auch sonst ist zu hoffen, daß die Neugestaltung der Verhältnisse nach dem Kriege die politische Konsolidierung Österreichs erleichtern wird.

Ungarns wirtschaftliche und Österreichs politische Wiedergeburt — darin erblicke ich die Zukunft der Monarchie.

Wirtschaftskrieg und Friedenswirtschaft Leo Lanczy
Exzellenz Leo Lanczy, Wirkt. Geheimer Rat:
Wirtschaftskrieg und Friedenswirtschaft.
Obwohl die Dimensionen der in diesen Tagen auf sämtlichen Kriegsschau»
platzen tobenden gigantischen Kämpfe darauf hinweisen, daß der Weltkrieg erst
jetzt seinen Gipfelpunkt erreicht habe, halten unsere Feinde schon die Zeit für
gekommen, um über den neuen Krieg zu beratschlagen, der nach dem Kampf der
Waffen entbrennen soll. Es ist ein in seinen Wesenszügen weiwerzweigtes, auf
lange Zeit zu stabilisierendes, schonungsloses Boykottsystem, das uns die Pariser
Wirtschaftskonferenz der Ententemächte als Zukunftsmusik darbringt. Anstatt
die grundlegenden Bedingungen der Weltwirtschaft, des internationalen Ver-
kehrs und der auf ihnen aufgebauten allgemeinen wirtschaftlichen und kulturellen
Entwicklung neu zu schaffen und zu sichern, wollen unsere Feinde ein ewiges
Wüten der fortschritt» und freiheitsfeindlichen Kräfte der Isolierung, der Aus»
und Abschließung und des Hasses herbeiführen, für ewige Zeiten die europäische
Kulturgemeinschaft stören und dem intensiven wirtschaftlichen und Austauschver»
kehr mit den Zentralmächten eine starre und unübersteigbare chinesische Mauer
als Hindernis entgegenstellen. Sie wollen ein wirtschaftliches Anathema über
die aus den Zentralmächten kommenden Waren sprechen, auch will die Pariser
Konferenz sämtliche Roh» und Ganzprodukte auf den Inder setzen. Der Zustand
enger Aufeinandergewiesenheit, der die Verhältnisse vor dem Kriege charakteri-
sierte, soll von strenger Abschließung abgelöst, die Zollschranken, die bisher bloß
dem gesteigerten Schutz der Industrie und der Volkswirtschaft der betreffenden
Staaten dienstbar waren, sollen zu Verbotschranken umgewandelt werden.
Unsere Feinde möchten die militärische Machtgruppe der Ententestaaten zu
einer positiveren Einheit für ewige Zeiten verstärken und dem ziemlich lockeren
Bande mit dem wirtschaftlichen Inhalt der Interessengemeinschaft größere Festig»
keit verleihen; doch lassen sie hiebei die gebieterische Sprache der Wirtschafts»
Interessen unbeachtet. Wie rein und in welch blendendem Glanze heben sich
von diesem Hintergrunde die Kriegs» und Friedensprogramme der Zentralmächte
ab. Es ist, als tönte aus dem Pulsschlag des Wirtschaftslebens der Zentralmächte
uns bloß ein einziges Wort entgegen: Kooperation. Wir wollen uns nicht mehr
abschließen, als unsere staatlichen und wirtschaftlichen Interessen es erfordern,
und vollends steht uns der Gedanke einer wirtschaftlichen Vendetta fern. Wir
wollen bloß schaffen, den fallengelassenen Faden mit neuen Erfahrungen gekräf»
tigt wieder aufnehmen, uns festigen, neue Muskeln ansetzen. Das ist in Kürze
das Friedensprogramm der Zentralmächte.
Indessen finde ich, daß man die Aussprüche der Staatsmänner unserer Gegner
nicht gar zu tragisch nehmen soll. Erwägen wir die Perspektiven der wirtschaft-

lichen Situation ruhigen Geistes, so haben wir nicht zu verzweifeln. Jene Staats-
männer wollen ja mit ihren Erklärungen und Beschlüssen einerseits den eigenen
müden und verzweifelnden Ländern Mut einflößen; doch andererseits richten sie
das Wort vielleicht noch eindringlicher an uns. So können wir uns nicht ver»
wundern, wenn in diesen Aussprüchen weniger ein mit den Tatsachen rechnender,
logisch funktionierender, wirtschaftlicher Gedankengang sich kundgibt, als vielmehr
die Verstiegenheit der „<Aoire" und der unbändige Hochmut des Beherrschers der
Meere den Sieg über die gewissenhafte Wertung der bestehenden Kräfteverhält»
nisse davontragen. Ich glaube jedoch, John Bull werde sich, wenn die Reihe an
die definitive Regelung dieser Fragen in der Form von Handelsverträgen kommr,
durch jene Glücksritter nicht zur Seite schieben lassen, sondern das Steuer
ergreifen, um die ernsten Interessen in einen ruhigen Hafen zu leiten.

Die Machtgruppe der Entente bildet keine wirtschaftliche Interesseneinheit.
Es genügt, auf Rußland zu verweisen, das vor dem Kriege einen viel lebhafteren
und bedeutenderen Handelsverkehr mit den Zentralmächten unterhielt, als mit
seinen heutigen Verbündeten. Den Schlüssel zur wirtschaftlichen Placierung
Rußlands geben seine geographische Lage und seine innere Wirtschaftsstruktur, und
schon ein oberflächlicher Blick auf die Landkarte läßt überzeugend die Richtungs-
linien erkennen, die es einschlagen muß, wenn es seinen Wirtschaftsinteressen
folgen will. Doch auch der jüngste Verbündete der Entente kann sich nicht frei
machen von den Einschränkungen, die seine ökonomische Zwangslage ihm diktiert.
Er muß mit Deutschland nach dem Kriege eng verbunden bleiben. Nichts zeigt
klarer seine Abhängigkeit, als der Umstand, daß er es nicht für zweckmäßig erachtete,
die Kriegserklärung an Deutschland zu riskieren. Es ist wohl überflüssig, den
Interessengegensatz zwischen ihm und Frankreich — insbesondere Südfrankreich —
auf industriellem Gebiet, sowie in bezug auf die französische Kolonialpolitik hier
näher zu erörtern.

Wenn wir aber in Betracht ziehen, daß die führenden Ententepolitiker Ratio»
nalökonomen sind, die mit der Lage wohl zu rechnen wissen — das ist die einzige
Tugend, die man ihnen nicht streitig machen kann, — so lassen sich aus dieser
Tatsache weitgehende Folgerungen ableiten. Sie müssen nämlich in diesem Falle
der Schwierigkeiten einer grundlegenden Umgruppierung der Produktion bewußt,
müssen eingedenk sein, daß es sich hier nicht um Fragen handelt, die mittelst
rascher und leichtfertiger Verfügungen zu lösen, sondern daß hier grundlegende
und tief in die Existenzbedingungen der Industrie eingreifende organische Ver»
änderungen notwendig sind. Das Nützlichkeitsmoment spricht aber auch für den
Fall gegen Retorsionsmaßnahmen, wenn diese in der Praris zu verwirklichen
wären. Angesichts dieser wirtschaftlichen Zwangsvorstellungen der Ententestaaten
läßt sich eher der Spruch zitieren: „Der Wunsch ist des Gedankens Vater." Hat
sich ja die deutsche industrielle Einsickerung, die auch in Frankreich sehr intensiv
in die Erscheinung trat, nicht dank den Gefühlsmomenten gegenseitiger Sym-

pathie entwickelt, sondern es kam hier eben die sieghafte Superiorität der deut-
schen Industrie in den niedrigen Preisen bei guter Qualität zum Ausdruck. Und
wenn wir die Dinge von einem etwas höheren Gesichtspunkte betrachten, fallen
uns auch sofort die Lücken der wirtschaftlichen Kriegsführung ins Auge. Der
Völker Europas harren nach dem Kriege gesteigerte öffentliche und persönliche
Lasten, die wir nur paralysieren können, wenn wir die Produktivität der Arbeit
erhöhen und diese ökonomischer gestalten. Nicht vergessen sei, daß nach dem
Kriege auch ein Mangel an Arbeitern sich unbedingt zeigen wird. Nun folgt
aus diesen Feststellungen von selbst, daß wir der ökonomischen Arbeitsorganisierung
alle Hindernisse aus dem Wege räumen müssen, nicht aber die Schwierigkeiten
zielbewußt und künstlich steigern dürfen. Und so wenig es einem Zweifel unter-
liegen kann, daß der gewaltsame Boykott und die wirtschaftliche Isoliertheit hem»
mende Hindernisse sind, so gewiß ist es, daß sie eben infolge der angeführten
Ursachen nicht zur Grundlage einer Wirtschaftspolitik gemacht werden können,
die mit den Bedürfnissen der kommenden Epoche logisch rechnet. Alle diese Ent»
würfe und Folgerungen scheinen so leicht zu sein, wie die Luft, und sie sind es
auch. Doch wo ist ein ernster Staatsmann, der sich heute mit der Frage der
wirtschaftlichen Erneuerung nach dem Kriege noch nicht auf bloß hypothetischer
Basis beschäftigt? Hat doch der entscheidende Kampf der Kräfte noch kein end-
gültiges Ergebnis aufzuweisen, und noch liegt keiner der Streiter besiegt im
Staube. Allein, wie rasch unsere Pläne auch vorwärts stürmen mögen, sicher ist,
daß nur wohldurchdachte Verhandlungen, nicht aber mit eisernem Zwang wir-
kende Katastrophen die Friedensfrage zur Entscheidung bringen werden. So
wird sich denn die Lösung des Problems der Ausgleichung der Gegensätze nicht
den Extremen zuneigen, sondern durch die wohlaufgefaßte und von leidenschaft-
licher Befangenheit nicht beeinflußte Sachlichkeit, auf Grund des gesunden Prin-
zips >,So ut Ses" bewerkstelligt werden.

Nach dem Frieden wird die Neuorientierung des Wirtschaftslebens das
Hauptproblem sein. In erster Reihe wird ein günstiger Modus zur Lösung der
Finanzfragen ein organischer Teil dieser Neuorientierung sein müssen; doch nicht
nur die Kriegslasten werden durch praktische Reformen und Verfügungen Be-
deckung finden müssen, sondern man wird auch den schon im Frieden aufgetauchten
und dringende Lösung heischenden Wünschen des Wirtschaftslebens mit der
erforderlichen hingebungsvollen Sorgfalt die Basis der Erfüllung zu schaffen haben.
Die günstigen Wirkungen des Krieges haben in der von höherer und zielbewußterer
Energie bestimmten Durchführung der im Frieden vernachlässigten schöpferischen
Tätigkeit zum Ausdruck zu gelangen. Der Friede befreit die gewerbliche Pro-
duktion und den Handelsverkehr von den Einschränkungen des Krieges, doch ent-
halten gleich jeder Ubergangszeit auch die dem Kriege unmittelbar folgenden

Jahre die Keime großer Schwierigkeiten. Um bloß auf eines hinzuweisen, mussen wir für Mittel und Wege sorgen, um die gemeinsame Beschaffung der Rohstoffe und die gerechte Verteilung des Schiffsraumes zu ermöglichen. Die Einfuhr aus dem Auslande und die Deckung der Bedürfnisse in gemäßigterem Tempo erfor» dern eine vermittelnde Lösung. Um der Hindernisse Herr werden zu können, werden wir bei diesen Verfügungen einer zentralen und vereinheitlichten Lenkung innerhalb festgezogener Grenzen bedürfen. Dies bezieht sich jedoch bloß auf die Anfangsstadien, denn jede Überschreitung der in diesem Belange zweckmäßig er» scheinenden Schranken erweist sich bloß als überflüssige Last. Damit der wirt» schaftliche Aufschwung und die kommerzielle Anpassungsfähigkeit des Landes gesichert seien, bedarf es unbedingt der klugen, vorsichtigen, wohlinformierten, erfahrenen und energischen Arbeit der ungarischen Kaufleute; die Wirksamkeit dieser Fähigkeiten könnte aber eine zu weitgehende behördliche Einmengung bloß verringern. Unser Verhältnis zu Österreich und Deutschland muß, bei Aufrecht- erhaltung aller unserer wirtschaftlichen Schutzinstitutionen, inniger und intensiver werden. Wir müssen den Austauschverkehr der wirtschaftlichen und geistigen Güter nachdrücklicher pflegen und bestrebt sein, das gute Verhältnis dem Wohle aller Vertragsteile fruchtbringender zu machen. Keiner der Vertragsteile darf natürlich aus all dem die Folgerung ableiten, die Konkurrenzfähigkeit von Ungarns Handel und Industrie auf dem Auslands» und Inlandsmarkte müsse verringert werden, wenn dieses gute Verhältnis eine realere Grundlage erhalten soll. Ja, eben diese Neugestaltung der Verhältnisse wird uns in die Lage versetzen, die Kon» kurrenzfähigkeit unseres Gewerbes und Handels nicht durch gewaltsame Maß» nahmen, sondern durch natürliche wirtschaftliche Kräftigung zu stabilisieren.
Erst die Untersuchung der Orientfrage zeigt die Bedeutung des Problem« von Industrie und Handel in ihrem vollen Umfange. Der Balkan wird die Feuer» probe unserer gewerblichen und kommerziellen Lebensfähigkeit bilden; dort wird sie, denke ich, im Schmelzofen des scharfen Wettbewerbs zu hartem Stahl erglühen. Bei der Gestaltung unserer Balkan- und Orientlage fällt den ewig geschmähten Kartellen eine große Rolle zu; sie werden dort mit der Kraft einheitlicher indu- strieller Stellungnahme den Weg unserer wirtschaftlichen Möglichkeiten ebnen können. In diesem Kampfe, den ich einen Kampf um unser gewerbliches und kommerzielles Dasein zu nennen versucht bin, sprechen schon heute sehr viel Momente dafür, daß wir uns zur Geltung bringen werden. Unsere geographische Nähe, unsere günstigen Verkehrsverbindungen zu Wasser und zu Lande, die ein» gehende und genaue Kenntnis der Volksbräuche und der in Frage kommenden Gebiete sind ebenso viele Argumente für Berechtigung und Zukunft unserer wirtschaftlichen Ausbreitung. Auch vertilgt die Rassenverwandtschaft die Gefühls» bande, erleichtert die Entwicklung persönlicher und geschäftlicher Sympathien und ist daher ein nicht zu vernachlässigendes Element unserer wirtschaftlichen Erpansion auf den Balkanmärkten. Doch neben den ungarischen Handelsschichten

darf auch die ungarische Intelligenz den Blick nicht abwenden von den sich hier bietenden Möglichkeiten. Sie muß die Bahn der Aktion betreten, um die geistigen und wirtschaftlichen Bande zu stärken und intensiver zu machen. Die ungarische Intelligenz muß sich berufen fühlen zu dieser schweren und große Umsicht erfor- dernden, doch auch reiche Früchte bergenden Arbeit, muß sie als Kulturmission auffassen. Denn hier sind nicht kleine Sympathiefragen im Spiele, sondern schicksalsschwere Entschließungen, die der Wirtschaftsentwicklung Ungarns gebie- terisch die Richtung weisen und eine schönere, von dem fieberhaften, doch metho' dischen Lärm schöpferischer Arbeit erfüllte Zukunft verheißen.

Irene Thirring-Waisbecker in Budapest:

Die Deutschen in Ungarn.

Wie ein roter Faden zieht sich durch die Politik und Geschichte Ungarns die Mahnung des ersten Königs Stephan des Heiligen an seinen Sohn Emmerich:
Die fremden Ansiedler und Gäste sind uns nützlich und wert. Achte und schütze sie, mein Sohn, versehe sie sorgsam, damit sie sich lieber bei uns aufhalten, als in an» deren Ländern.

Und da waren es vor allem deutsche Ritter, die mit der bayerischen Gisella, der ersten Königin, gekommen oder ihrem Rufe später gefolgt sind, deren An» wesenheit Stephan eine Zierde des Hofes nannte.

Diese deutschen Ritter waren in deutscher Treue ihrem Herrn und König er» geben, fügten sich vollkommen in die ungarischen Verhältnisse und wurden zu Gründern alter Adelsgrschlechter.

Die nicht umsonst gerühmte Gastfreundschaft der Ungarn kettete die fremden Gäste und Ansiedler so fest an die ungarische Erde, daß sie sich bald eins fühlten mit dem Volke, dem sie sich angegliedert hatten.

Ein deutscher Kaiserssvhn lernt in jungen Jahren die ungarische Sprache gleich seiner Muttersprache, und derselbe König von Ungarn, später Kaiser Sigis- mund von Deutschland, sehnt sich im Tode in seine ihm so teuer gewordene unga» rische Heimat.

Unter dem aus dem heldenhaften Ungarntum entsprossenen König Matthias standen die Deutschen, die als Industrielle und Kaufleute die angesehensten Bür» ger der ungarischen Städte waren, in hoher Achtung. Das Städtebauen und das Gründen fester Gemeinden lernten die Ungarn hauptsächlich von den Deutschen, und gar manche echt ungarische Stadt und Gemeinde auch mitten im ungarischen

Alföld trägt zur Erinnerung darum den Beinamen „N6met" (Deutsch): so zum Beispiel Szatmiir-N^meti und andere.
Obwohl es sich in Zahlen schwer nachweisen läßt, dürfte das deutsche Element im Verhältnis zu allen übrigen Nationalitäten sich im Laufe der Jahrhun» derte ziemlich gleich geblieben sein. In der jüngsten Zeit haben die Deutschen in Siebenbürgen vielleicht den Rumänen gegenüber an Raum verloren, da die Sach» sen in Siebenbürgen bekanntlich nicht der allgemeinen Sitte Deutschlands folgen, kinderreiche Familien zu gründen.
Die größten deutschen Kolonisationen vollzogen sich in den ersten Jahr» hunderten unter den Königen aus dem Hause Arpüd, füllten die Lücken nach den Verwüstungen der Mongolen, um später wieder das verwüstete Ungarn nach den Türkenkriegen neu beleben zu helfen.
Die in größeren Gruppen angesiedelten Deutschen behielten ihre Eigenart, auch wenn sie pflichtgemäß die ungarische Sprache erlernten und sich mit allen Kämpfen und Leiden ihres ungarischen Vaterlandes einig fühlten. Nach den letz» ten Zählungen beläuft sich die Zahl der Deutschen ungefähr auf ein Zehntel der Gesamtbewohner Ungarns. Die Zahl der Rumänen steht viel höher, und auch die der Slovaken ist etwas größer als die der Deutschen. Jedoch sind es die Deutschen, die auch heute sich dem Ungarntum am festesten angeschlossen haben, die sozusagen mit den Ungarn vereint und unter der Führung der an Zahl allen Nationalitäten zusammen überlegenen Magyaren an den Kulturwerken des Vaterlandes gemein» sam arbeiten.
Die gemeinsame Arbeit beginnt schon in den Schulen. Eine jede Staats» schule legt großes Gewicht auf das Erlernen der deutschen Sprache und Schrift; die Schüler und Schülerinnen der höheren Klassen lernen die deutsche Literatur und die deutsche Geschichte so eingehend kennen, daß die fremden Sprachen, wie Französisch und Englisch, mehr und mehr in den Hintergrund treten müssen. Die Unterrichtssprache muß in den Staatsschulen selbstverständlich die ungarische Staatssprache sein. Aber wenn ich mich zurückerinnere, wie meine ganz ungarischen Schulgenossen sich eingehend mit den deutschen Dichterheroen befaßten, während die deutschen Schülerinnen sich in den ungarischen Stunden für die feurigen Lieder Petöfis begeisterten, so würde ich die Sprachenfrage für alle Teile als glücklich gelöst betrachten. Wo mit ungemeiner Umsicht, mit großem Takt die oft übermäßi» gen Anforderungen verschiedener Nationalitäten niedergehalten werden müssen, da muß gewiß das Recht der Staatssprache in jeder Beziehung betont werden.
Ein Drittel der Deutschen in Ungarn bekennt sich zum lutheranischen Glan» ben und ist dadurch mit der deutschen Kultur besonders innig verknüpft. Fast jeder Theologe geht auf einige Zeit nach Deutschland, besonders gern nach Wittenberg und Jena. Zurückgekehrt widmen sie ihr Leben, ihre Arbeit dem geliebten unga»

rischen Vaterland, behalten aber die Fühlung mit der deutschen Kultur stets auf» recht. Sie müssen jetzt im höheren Sinne des Wortes Bindeglieder sein zwischen den sich schon als Waffenbrüder freundschaftlich einander anschließenden Ele» menten.

Wer mit echten Ungarn in engere Berührung kommt, kann sich dem Reiz ihrer Liebenswürdigkeit und den Anregungen ihres lebhaften Temperamentes nicht entziehen. Aus jener Völkerfamilie, der die Ungarn angehören, zeichnen sich be- kanntlich nur die Finnen und die Ungarn durch höhere Kultur aus.

Ganz kulturlos waren die Ungarn auch damals nicht mehr, als sie sich zwischen slawische Stämme einkeilend, durch Raubzüge ihre Nachbaren einschüch» tern, um ihre junge Niederlassung in Ungarn damit zu schützen. Gewiß war es ein Volk von rauhen Gewohnheiten, aber auch mit nachweisbaren reinen sittlichen Begriffen. Der Begriff der Ehe, der Gattin, hat sich schon früh gefestigt; alte Ehrbegriffe kristallisierten sich in der späteren schönen Gesetzgebung. Die ersten be- kannten Gesetze gibt Stephan der Heilige, der erste König, ein Jahrhundert später, «ls sich die Ungarn in dem jetzigen Vaterlande niedergelassen haben, und diese Ge» setze zeugen von einer hohen Entwicklung; Stephan muß zum Beispiel mit keinem Gesetz sich gegen die Polygamie wenden; die monogamistischen Sitten brachte den Ungarn nicht das Christentum, wie bei vielen anderen Völkern; dieselben gehörten schon zu den Sitten der heidnischen Magyaren.

Otto von Freisingen, der um das Jahr 1146 Ungarn bereiste, lobt die poli» tische Reife dieses Volkes; er schreibt: wenn sie auch noch in elenden Hütten wohnen, so hat doch ein jeder seinen Sitz bei seinem König, um eifrig die Lage des Landes zu beraten; auch zuhause in ihren einfachen Wohnungen kommen sie hau» fig zusammen, um über alle öffentlichen Angelegenheiten Rat zu pflegen. Sie sind darin den Griechen ähnlich.

Der König Ladislaus, der Heilige genannt, weiß bei aller Frömmigkeit seine Selbständigkeit auch dem Papste gegenüber zu bewahren; die Päpste trugen Rech- nung der Eigenart der Ungarn und vermieden, ihre Empfindlichkeit zu verletzen. Seltene Weisheit strahlt aus den schönen Gesetzen des gelehrten Ungarnkönigs Koloman, der schon 1095 ein Gesetz erließ gegen die Verurteilung der Heren. Er betont, Heren seien nicht zu verurteilen, weil es keine Hexen gebe. „De «tri^is vero^uae von »unt, ve ulla liuaestio kiat." Ungarn hatten unter den Arpüden tüchtige Könige. Ungefähr zu gleicher Zeit, als England seine Magna-Charta, er» hält Ungarn seine goldene Bulle, die Grundlage seiner Verfassung.

Eben infolge der politischen Reife wachen die Ungarn eifersüchtig auf die Einhaltung ihrer Verfassung. Durch die Anhänglichkeit an seine politischen, ge» schichtlichen Traditionen wurde es diesem kleinen Volke möglich, inmitten vieler Feinde seine Selbständigkeit zu sichern, und zwar in dem Maße, daß sich die Ratio»

nalitäten, die sich dem ungarischen Staate angliederten, dieser Verfassung ein-
fügten.
Aber eben das Festhalten an den alten Traditionen führte auch zu Konflikten
in den späteren Jahrhunderten, aus welchen aber Ungarn, wohl auch weise maß-
haltend, siegreich hervorging.
Der ungarische Adel führte die Waffen, verfaßte, verteidigte das Gesetz, ver-
waltete, bearbeitete das Land mit seinen Untergebenen. An Industrie und Handel
beteiligten sich die Ungarn wenig, und auch heute bezeugen sie verhältnismäßig
wenig Interesse dafür. Gelehrte, Dichter, Künstler sind vielleicht schon mehr den
altungarischen Familien entsprossen, als Kaufleute und Unternehmer. In neuerer
Zeit widmen sie sich gerne und mit Begabung den technischen Studien, und da
dürfte sich die Zahl jener, die sich der Industrie zuwenden, immer mehren.
Der Grundzug der Magyaren ist Sittlichkeit und Ehrlichkeit; aber auch viel
Ehrgefühl und Stolz finden wir im Charakter des echten Magyaren. Auch Gast»
freundschaft und Ritterlichkeit sind nicht leere Worte, die mit dem Magyarentum
in Verbindung gebracht werden.
Das Bauernvolk birgt Schätze von Begabung im Zeichnen, im Formen, in
der Hausindustrie, die gewiß auch im Auslande mit Interesse verfolgt werden kön»
nen. Aus den ungarischen Liedern und Weisen faßten Brahms, Liszt und andere
edle Perlen in ihre Kunstschöpfungen ein.
Mögen die Berührungen mit dem Deutschtum dazu beitragen, daß dieses be-
gabte Volk seine ganze Kraft der höchsten Kulturarbeit widmen könne bei Bewah»
rung seines selbständigen nationalen Charakters.
Alle Kräfte, welche das in Polen und in Galizien so mächtig geschlagene Ruß-
land noch hat zusammenraffen können, hat es nach Wolhynien und an die bessara»
bische Grenze geworfen, um dort um jeden Preis den weiteren Vormarsch der
siegreichen Heere der Deutschen und Oesterreicher aufzuhalten und zum Stehen
zu bringen. Warum dieser Kräfteaufwand gerade an dieser Stelle? Ein Blick
auf die Karte gibt uns die Antwort! Die Heere der verbündeten Zentralmächte
bedrohen mit einem weiteren Vordringen die Ukraine, und dieses Landgebiet ist
für das Zarenreich mehr wert, ist für Rußland von weit größerer Bedeutung als
Polen und die Ostseeprovinzen.
Ein Besetzen der Ukraine durch feindliche Heere würde Rußland in erster

Linie ein Fortführen des Krieges kaum möglich machen. Denn hier befinden
sich die großen Eisen» und Kohlenbergwerke, die Rußland augenblicklich fast
allein noch zur Verfügung stehen und ihm die zum Kriegführen so notwendigen
Rohmaterialien liefern. Vom Ausland ist es ja durch den Einmarsch unserer
Truppen in Serbien nun fast völlig abgeschnitten. Die sibirische Bahn, die ja
als eingleisige Bahn auf die weite Strecke hin kaum nennenswerte Zufuhren
bringen kann, ist die einzige Verbindung, die Rußland noch zur Verfügung steht.
Der Bahnverkehr über Schweden hängt einmal von diesem Lande ab und zwei-
tens ist auch dieser Weg umständlich und unzulänglich.
Welche Bedeutung die Eisenerz» und Kohlengewinnung in der Ukraine für
Rußland hat, das beleuchten die folgenden Zahlen: Im Jahre 1906 wurden,
hauptsächlich im Gouvernement Jekaterinoslaw, über 219 Millionen Pud
(1 Pud — 16,8 Kilogramm) Eisenerz oder 68 v. H. der gesamten Eisengewin»
nung Rußlands gewonnen. An Manganerz liefert Podolien über 11 Millionen
Pud. Die in der westlichen Ukraine konzentrierte Gußeisenfabrikation betrug
in demselben Jahre in der Ukraine über 102 Millionen Pud oder 62 v. H. der
gesamten russischen Produktion; die Eisenproduktion betrug fast 6 Millionen
Pud oder 38 v. H., die Stahlproduktion über 80 Millionen Pud, die Hälfte der
gesamten russischen Stahlproduktion.
An Stein» und Braunkohle, Anthrazit und anderen mineralischen Brenn»
stoffen wurden im Jahre 1906 in der Ukraine, vornehmlich im Donetzgebiete, über
860 Millionen Pud gewonnen; das sind 70 v. H. der gesamten Kohlengewinnung
Rußlands.
Auch in bezug auf die landwirtschaftliche Rohproduktion wäre der Verlust
der Ukraine für Rußland ein schwerer Schlag. Die Ukraine ist ein äußerst frucht»
barer Landstrich, daher auch ihr Name „die schwarze Erde". Für die Land-
wirtschaft stehen Daten aus dem Jahre 1908 zur Verfügung. Danach lieferte die
Ukraine an Wintersaatgut 22 v. H., an Frühjahrssaatgut 50 v. H., an Hafer
20 v. H., an Kartoffeln 26 v. H., im Durchschnitt 33 v. H. des gesamten Ernte-
ertrages Rußlands. Diese Bedeutung der Ukraine auf dem Getreidemarkt Ruß»
lands wird noch dadurch erhöht, daß im Getreidebau der Ukraine die Weizen»
produktion die erste Stelle einnimmt und 60 v. H. der gesamten Weizenprodnk-
tion Rußlands darstellt. Der Viehstand für das Jahr 1908 wird durch folgende
Ziffern deutlich: 23 v. H. Hornvieh, 28 v. H. Pferde, 20 v. H. Schafe, 33 v. H.
Schweine des gesamten russischen Viehstandes besitzt die Ukraine. Die Ukraine ist
dann auch das Land des Zuckerrübenanbaus; sie liefert 88 v. H. der gesamten
Zuckerrübenproduktion Rußlands.
Doch noch um viel mehr kämpfen die Russen in Wolhynien und am Sereth,
als um die Sicherung von Rohstoffen zur Möglichkeit eines Weiterführens des
Krieges, der für sie ja doch schon als verloren zu gelten hat. Es gilt mit
diesen Tausenden von Blutopfern den Todesstoß für Rußland überhaupt abzu-

wehren. Denn mit dem Einmarsch der Truppen der Zentralmächte in die
Ukraine würde auch die ukrainische Bewegung, die auf ein Losreißen dieses
Landes von Rußland zielt, die Oberhand gewinnen. Die Ukraine würde dem
Zarenreiche für immer verloren gehen, und damit wäre es vom Meere im Süden
überhaupt abgeschnürt.
Die ukrainische Bewegung und ihre Ziele werden uns nur klar durch die
Geschichte. Es handelt sich hier nicht um ein Land, das wie Finnland oder
Polen mit Gewalt für Rußland erobert worden ist, sondern die Ukraine ist vielmehr
das Geburtsland des heutigen Rußland. Als die finnischen und slawischen
Stämme um 850 aus Schweden drei „russische" Brüder zum Schutz einluden, be»
mächtigte sich der älteste von ihnen, Rurik, Nowgorods, während zwei seiner
Mannen das Gebiet von Kiew, also die Ukraine, für sich eroberten. Der Nach»
folger Ruriks, Oleg, machte Kiew dann zur Hauptstadt. Von Kiew aus wurden
Verbindungen mit Konstantinopel angeknüpft, und von hier aus fand dann auch
das Christentum seinen Eingang. Kiew wurde zum kirchlichen und geistigen
Mittelpunkt des Reiches. Von diesem Ukrainergebiet, das also politisch, wirtschaft-
lich und kirchlich der Zentralpunkt des alten russischen Reiches war, ging nun die
Kolonisation der nördlich von ihm gelegenen Gebiete aus. Moskovien ist also
das Tochterland der Ukraine, doch hat es das dem Mutterland wenig gedankt.
Seine Fürsten rissen die Oberherrschaft im 12. Jahrhundert an sich. Andreas
von Moskovien machte das östlich von Moskau gelegene Wladimir zu seiner
Hauptstadt, eroberte Kiew 1169 und ließ es völlig ausplündern. Der größte
Teil der Stadt wurde auch ein Raub der Flammen. Fortan lag das Schwergewicht
in Großrußland, — Kleinrußland und die Ukraine hatten ausgespielt.
Diese Tatsachen legten nun aber den Grund des Gegensatzes zwischen den
Großrussen und den Ukrainern. Man konnte in dem Gebiet von Kiew die Bergan»
genheit nicht vergessen. Dazu kam die weitere verschiedene geschichtliche Entwick»
lung beider Gebiete, die eine Versöhnung schwer möglich werden ließ. Als die
Tataren im 13. Jahrhundert einbrachen, traf dieser furchtbare Schlag zwar
Großrußland wie auch die Ukraine. Kiew wurde 1240 fast ganz zerstört. Doch
hielten sich die Tataren im Süden weniger lange als im Norden, und die
Ukraine hatte infolgedessen die Tartarenherrschaft viel kürzere Zeit zu ertragen als
Moskovien. Die Ukraine wurde vielmehr schon im Anfang des 14. Jahrhunderts
von Kasimir, dem König von Polen, zu seinem Reiche hinzuerworben. Jahr-
hunderte hindurch gehörte dann auch die Ukraine zu Polen, und der Einfluß der
polnischen Kultur machte sich auch bedeutend mit der Zeit bemerkbar. Zwar blieben
die Ukrainer Anhänger der griechisch»katholischen Kirche, aber ihre Sprache und
ihre Literatur wurden stark durch die Polen beeinflußt. Sie kamen durch die Ver-
bindung mit Polen viel früher und in ganz anderer Weise mit der westeuropäischen
Kultur in Berührung wie die Moskowiter und Großrussen. Die Hauptaufgabe,
welche die Ukrainer in der Zeit der polnischen Herrschaft für dieses Reich zu leisten

hatten, war die Verteidigung dieses „Grenzlandes" — das bedeutet Ukraine — gegen die Tataren. Sie haben auch geleistet, was man von ihnen forderte, doch wenig Anerkennung dafür geerntet. Die Polen bemühten sich nämlich eifrigst, alles fruchtbare Land in ihre Hand zu bekommen, so daß die Ukrainer selbst zu Tagelöhnern herabsanken. Das gab den Anlaß zu häufigen Empörungen gegen die polnische Herrschaft. Die größte brach im Jahre 1648 aus, unter Führung eines polnischen Edelmanns Chmielnicki, der unzufrieden war mit den heimischen ' Zuständen. Die Ukrainer unterlagen und baten den Zaren um Hilfe. Alerei ließ sich nicht zweimal auffordern, und das Ergebnis war, daß nach einem weiteren langen Kriege zwischen Moskau und Polen die Ukraine geteilt wurde. Das öst» liche Ufer des Dniepr mit Kiew fiel an Rußland, während der westliche Teil bei Polen blieb. Der Zar beschwor die Verfassung der ukrainischen Kosaken, so daß sie im russischen Reiche eine Sonderstellung einnahmen. Erst durch die polnischen Teilungen 1793 fiel dann auch das übrige Gebiet der Ukraine an das Zarenreich. Um die gleiche Zeit hörten aber auch die Privilegien der Ukrainer auf; das Land wurde völlig dem Reich einverleibt; und es begann die auch aus anderen unter- worfenen Ländern bekannte Russifizierung. Besonders ging man in den letzten 50 Jahren sehr scharf gegen das nationale Fühlen und Denken der Ukrainer vor. 1863 wurde nämlich die ukrainische Bewegung mit dem Polenaufstand in Verbin» dung gebracht, und so wurden jetzt systematische Unterdrückungsmaßnahmen der Ukrainer von der russischen Regierung in die Hand genommen. Die ukrainische Presse wurde verboten, ebenso das ukrainische Gebetbuch; wissenschaftliche Bücher durften in ukrainischer Sprache nicht mehr veröffentlicht werden. 1876 wurde dann durch einen Ukas der Gebrauch der ukrainischen Sprache für alle Literatur» zwecke überhaupt verboten; selbst in der Kirche war die ukrainische Sprache ver» bannt.

Die schärfsten Mittel gebrauchte die russische Regierung gegen die ukraini- schen Nationalisten und ihre politischen Organisationen. Einer der ersten Opfer war Taras Schewtschenko, der noch heute als ihr größter Nationaldichter von den Ukrainern hoch gefeiert wird. Schewtschenko ist es auch gewesen, der die nationa» listische Bewegung der Ukrainer wieder neu entfachte. Seine Verehrer werden des» halb heute von der russischen Regierung scharf verfolgt. Als die Ukrainer 1914 den hundertsten Geburtstag dieses Dichters begehen wollten, wurde die Feier ver- boten und als Staatsverrat bezeichnet. »

So ist es ja denn auch der russischen Regierung gelungen, die ukrainische Be- wegung im großen und ganzen niederzuhalten. Aber heimlich besteht sie doch fort, und heimlich ersehnen die Ukrainer eine Loslösung von dem despotischen Regiment. Mit Neid blicken sie auf die 4 Millionen ukrainischer Brüder unter der Habsbur- gischen Herrschaft, die in ihrem Nationalempfinden so frei dastehen, die sich als Ukrainer fühlen dürfen, ohne einer harten Strafe gewärtig sein zu müssen. Da man weiß, daß Rußland nie diesen nationalen Wünschen entgegenkommen wird,

so gibt es nur ein Mittel zur Rettung: das ist die Aufrichtung eines neuen selb-
ständigen ukrainischen Staates, und zwar in Anlehnung an das loyale Oesterreich»
Ungarn. Man träumt von einem Reiche, das 850 000 Quadratkilometer um-
fassen, das von Popper bis an die Kuma reichen würde. Würde es Wirklichkeit, so
hätte Rußland als europäische Macht seinen Todesstoß erhalten. Eine russische
Gefahr für Europa gäbe es nicht mehr.

In diesem Licht gesehen, erhalten die Kämpfe in Wvlhynien und am Sereth
eine weltgeschichtliche Bedeutung. An der Rettung der Ukraine, an dem Verhin»
dern des Akutwerdens der ukrainischen Frage hängt Rußlands Schicksal.

Deutschland und die Pariser Wirtschafts-
konserenz.

Seit einem Jahre finden mit Unterbrechungen in Paris Zusammenkünfte
der Handels» und Industriegewaltigen unserer Feinde statt, um über die Fort-
setzung der Feindseligkeit auf wirtschaftlichem Gebiete nach dem Kriege und die
Isolierung Deutschlands vom Weltmarkte zu beraten. Es dürfte an der Zeit sein,
auch von deutscher Seite in eine Besprechung hierüber einzutreten und ent-
sprechende Gegenmaßregeln vorzubereiten.

Zunächst können wir mit Genugtuung feststellen, daß alle auf Deutschlands
wirtschaftliche Vernichtung abzielenden Pläne unserer Feinde zunichte geworden
sind, daß Deutschlands Kriegswirtschaft himmelhoch über diejenige seiner Feinde
die Feuerprobe bestanden hat, und, je länger der Krieg dauert, dies umso mehr
auch den Feinden offenbar werden wird.

In einer im Verlage I. F. Lehmann, München, erschienenen Broschüre:
„Deutschland", Tatsachen und Ziffern. Eine statistische
He^zstärkung von D. Trietsch, wird nachgewiesen, wie Kultur, Bevölkerung,
Landwirtschaft, Bergbau, Handel und Industrie, Verkehrswesen und wie der
Volkswohlstand Deutschlands überhaupt, gemessen an Englands und Frankreichs
Volkswohlstand, eine Höhe erreicht hat, die uns mit Stolz erfüllen muß. Das
kleine Büchlein sollte in den Lehrplan sämtlicher Schulen Deutschlands aufgenom-
men werden. Der „herzstärkende" Inhalt wäre geeignet, das Selbstbewußtsein
unserer Kinder gegenüber der Überhebung unserer Feinde für den künftigen Lebens-
kampf zu stärken; in dieser Richtung kann nicht genug geschehen, denn darüber

herrscht kein Zweifel, der künftige Kampf um die Weltgeltung der Nationen wird
weit höhere Anforderungen an unsere Nachkommen stellen, als wir sie seither erlebt
haben.
Deutschlands Staatsschulden und Steuern betrugen nach Trietsch auf den
Kopf der Bevölkerung vor dem Kriege etwa die Hälfte derjenigen in England
und Frankreich. Wir können für Kriegsanleihen vierzig Milliarden ausgeben,
erst dann haben wir die Verschuldung, wie sie Frankreich vor dem Kriege schon
hatte; es ist aber anzunehmen, daß Frankreich aus seinen verflossenen Geschäften
als „Weltbankier" nach dem Kriege nicht viel weniger verliert, als der Krieg
dem Lande kostet, und daß es so dem wirtschaftlichen Zusammenbruch« zutreibt.
Aber auch England, das in Verbindung mit seinen Kolonien während des
Krieges die Geschäfte der Verbündeten besorgt, macht trotz der daraus errechneten
Gewinne, die vielleicht nie zu realisieren sein werden, recht schlechte Geschäfte. Es
sucht zwar mit allen Mitteln den Weltwirtschaftsverkehr aufrecht zu erhalten,
kauft und verkauft (letzteres an seine schuldigbleibenden Verbündeten), wo und
soviel es nur kann, aber seine Handelsbilanz zeigt, was es an das Ausland
hierfür zu zahlen hat. Die Bereicherung der Neutralen, hauptsächlich Amerikas,
das inzwischen England auf dem Weltmarkte in bezug auf den Geldverkehr schon
abgelöst hat, ist das Resultat seiner passiven Kriegswirtschaft. Während unsere
Feinde (von Rußland und Italien, deren wirtschaftliche Impotenz notorisch ist,
zu schweigen) der Ausbeutung durch das neutrale Ausland preisgegeben sind und
zur Aufrechterhaltung ihrer Valuta in Amerika Anleihen (Rußland gar in Japan)
kontrahieren oder durch befristete Schatzwechsel Geld beschaffen, haben sie uns
vor solchen Schäden beschützt.
Deutschland ist durch Englands Übermacht zur See vom Welthandel abge»
schnitten. Unsere Feinde glaubten uns damit auf die Kmee zwingen zu können,
sie hatten, an unserem Überseehandel gemessen, gehofft, durch Hunger und
Mangel an Rohstoffen uns ins Mark zu treffen, und wie so oft im Leben:
„W er andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinei n."
Womit man uns vernichten wollte, gerade das hat uns stark gemacht. Schlecht
und recht haben wir uns in das zum Teil völlig veränderte Wirtschaftsleben hinein-
gefunden; liebe, alte Gewohnheiten mußten geopfert werden, aber freudig haben
wir das getan, zu Ehr' und Wehr fürs Vaterland. War uns doch stets gegen-
wärtig, daß unsere tapferen Söhne und Brüder mit ihrem Leben für die Größe
des Vaterlandes einstanden, was bedeuteten dagegen die materiellen Einbußen
einzelner und die Entbehrung an sich überflüssiger Dinge. An dem Notwendigsten
hat's nirgends gefehlt, und wer daran zweifeln will, sehe nach unseren Fronten
zu Lande und zu Wasser. Was, je länger der Krieg währt, um so klarer erkennt-
lich wird, ist die fortschreitende Verschuldung und der endliche wirtschaftliche Zu»

sammenbruch unserer Feinde und die völlige Ausgeglichenheit unserer Kriegs»
wirtschaft.
Schon vor dem Kriege waren deutsche Staatsanleihen fast ausschließlich auf
den deutschen Geldmarkt allein angewiesen, nur ganz geringe Beträge übernahm
das Ausland. Von unseren Ersparnissen wanderten dagegen alljährlich gewal»
tige Summen in das Ausland. Anleihen und Industriepapiere der ganzen Welt
hatten bei uns einen gesuchten Markt. Es mag das für den Überseehandel von
Vorteil gewesen sein, indes müssen wir jetzt auf Grund der mit dem feindlichen
und neutralen Auslande gemachten Erfahrungen feststellen, daß die vorsorglichen
Bestrebungen der Reichsbank, die auf die Eindämmung der Auslandsanlagen hin-
arbeiteten, noch viel strenger hätten gehandhabt werden sollen. Die Abwanderung
deutschen Geldes in das Ausland muß nach dem Kriege, soweit dies infolge des
Boykotts unserer Feinde nicht schon von selbst aufhört, von Staats wegen nach
Möglichkeit eingedämmt werden.
Die geldlichen Anforderungen des Krieges sind so gewaltig, wie man sie vor-
her kaum auszudenken gewagt hat, aber dank der Fürsorge unserer Feinde, die
uns zur rationellen Binnenwirtschaft zwangen, erleben wir es, daß die Beschaf»
fung der Kriegsgelder sich in unserem Lande ohne Schwierigkeit vollzieht. Wäh-
rend unsere Feinde in der ganzen Welt, besonders in Amerika, Darlehen suchen,
bedeutet die Vermehrung der deutschen Reichsschulden durch die Aufnahme unserer
Kriegsanleihen im eigenen Lande nichts weiter als eine Wertverschiebung in uns
selbst. Der Staat wird seinen Bürgern schuldig, und da die Gesamtheit der Bür»
ger wieder der Staat ist, also sich selbst. In Konsequenz dieser Tatsache läge,
soweit nicht neue Werte geschaffen werden, eine Verwässerung des inneren Wertes,
aber dies trifft nur zu, wenn der Wert der vernichteten Kriegsmittel die Erspar»
nisse aus der Volkswirtschaft übersteigt. Aus dem Anwachsen der Geldmittel,
insbesondere der Sparkasseneinlagen, geht aber hervor, daß die Ersparnisse wäh-
rend des Krieges diejenigen in Friedenszeiten noch weit übertreffen. Und so
steht denn fest, daß der Volkswohlstand während des Krieges trotz der vernichteten
Kriegswerte gewachsen ist, und von einer Verarmung unseres Landes durch den
Krieg nicht die Rede sein kann.
Deutschlands Volkseinkommen betrug vor dem Kriege jährlich 43 Milliarden
Mark, das Einkommen aus dem Außenhandel im Betrage von rund zwanzig
Milliarden dürfte mit 40 Prozent des Wertes desselben, gleich acht Milliarden,
richtig eingeschätzt sein, gleich etwa ein Fünftel des deutschen Volkseinkommens;
somit bleiben 35 Milliarden durch den Ausfall des Außenhandels gänzlich unbe»
rührt, wenn die Kriegswirtschaft denselben Umfang und die gleichen Einkommen-
verhältnisse aufweisen würde als die Friedenswirtschaft. .
Wir wissen alle, wie sich die Kriegswirtschaft bei uns vollzog, wie in Handel,
Industrie und der Landwirtschaft an Stelle des Mannes die Frau eintrat, und

wie überall die notwendigen Leistungen erzielt worden sind. Der Ausfall des Außenhandels hat Deutschlands Wirtschaftskraft in seiner Gesamtheit während des Krieges nicht geschwächt, wie unsere Feinde sich und den Neutralen jetzt noch vorreden. Wir haben schnell gelernt, unsere Volkswirtschaft auf den Krieg ein» zustellen; überflüssige Dinge, für die gewaltige Summen ins Ausland flossen, haben wir entbehren gelernt. Unentbehrliches haben wir, teils durch Streckung vorhandener Lagerreste, die übrigens ungeheuer groß waren, oder durch geeignete Ersatzstoffe, beschafft. Man kann sagen, daß derjenige Betrag, der seither für Einfuhrgüter bezahlt worden ist, zum weitaus größten Teile anstatt unseren Fein» den, unseren eigenen Volksgenossen zugute gekommen ist. Unsere für den Außen- handel arbeitenden Handelshäuser, Reedereien, Industrieen usw. haben sich nütz» lich gemacht bei der Beschaffung der Kriegsnotwendigkeiten, und das Resultat ist, daß der Nutzen aus dieser Betätigung vielfach die Friedensgewinne erheblich übersteigt. Man lese in den Börsenberichten nur einmal nach, wie viele Industrie» zweige, um die man bei Kriegsbeginn am meisten besorgt war, jetzt im Kriege gewaltige höhere Gewinne ausweisen, als je in Friedenszeiten.

Haben wir gesehen, wie die Absicht unserer Feinde, uns durch die Absperrung vom Außenhandel zu vernichten, trotz nicht abzuleugnender Unbequemlichkeiten für uns, zu unserem Segen sich wendete, so erübrigt sich jetzt, zu untersuchen, welche Folgen der von unseren Feinden in Paris vorbereitete Weltboykott Deutsch» lands zeitigen wird.

Der Weltboykott gegen Deutschland und die ihm verbündeten Länder ist an sich schwer durchführbar; es müßten die neutralgebliebenen Länder sich dem Boy- kott anschließen, um den sonst möglichen indirekten Handel mit uns zu unterbinden. Nehmen wir einmal an, Englands Macht reichte nach dem Kriege aus, die jetzt in den neutralen Staaten schon geübte Kontrolle durch schwarze Listen so zu ver- schärfen, daß die ganze Schiffahrt unter der Botmäßigkeit Englands stünde, daß an Deutschlands und seiner Verbündeten Grenzen und in den Häfen der Waren» übergang völlig abgeschnitten werden könnte, und wir damit tatsächlich auf den Wirtschaftsbetrieb in uns und mit unseren Verbündeten angewiesen wären, würde dadurch der von unseren Feinden verfolgte Zweck, uns wirtschaftlich zur Ohnmacht zu verdammen, erreicht? Ganz im Gegenteil!

Allerdings wird eine Anzahl Erwerbszweige, die auf den Bezug von Aus» landsprodukten angewiesen sind, ohne anderweitigen Ersatz oder Umstellung der Betriebsweisen lahm gelegt. Hier ist es die Aufgabe des Staates, einzugreifen und, soweit Ersatz oder die Umstellung nicht gleich ausführbar, die Betriebe solange zu stützen, bis Ersatz geschaffen ist. War es möglich, während des Krieges ohne die Anslandswaren auszukommen, wird es auch noch ein paar Jährchen so weiter gehen, gilt es doch, unsere Feinde am eigenen Leibe verspüren zu lassen, was es heißt, ein Land wie Deutschland boykottieren zu wollen; an unseren Wirtschafts»

erfolgen während des Boykotts werden sie spüren, daß nicht wir, sondern sie selbst den Schaden zu tragen haben, wenn Deutschlands Kraft und Tüchtigkeit vom Weltmarkte ausgeschaltet werden sollte.

Die Vermögenszunahme in Deutschland berechnete unser seitheriger Reichs» finanzminister, jetzt Reichsminister des Innern, Helfferich, auf jährlich zehn Milliarden; ein Fünftel, entsprechend der Verhältniszahl der Außen» zur Innen» wirtschaft, wurde davon aus unserem Außenhandel gewonnen; aber einen gleich hohen Betrag verdiente auch das feindliche Ausland bezw. die Neutralen, besonders Amerika, daran. Auf diesen Gewinn aus den Geschäften mit nns will man ver» zichten, wohlan, vergelten wir das, indem wir den aus unserem Außenhandel, also aus Deutschlands Wirtschaftskraft dem feindlichen Auslande zugewendeten Gewinn künftig unseren Verbündeten zuweisen, suchen wir sie zu kräftigen, indem wir sie soweit als möglich instand setzen, die seither von dem uns abgeneigten Auslande bezogenen Rohprodukte zu produzieren und sie an uns zu liefern, während wir dafür unseren Verbündeten die seither den Feinden gelieferten Produkte verkaufen.

Der Bestand der verbündeten Länder, von der Nordsee bis zum Persischen Golf, hängt von der militärischen Stärke ab; diese ist wieder abhängig von dem Ausbau strategisch brauchbarer, auch für den Wirtschaftsverkehr auskömmlich leistungsfähiger Eisenbahnen, ohne dieselben werden wir auf die Dauer gegenüber der Übermacht unserer Feinde nicht durchkommen. Der Weltkrieg hat uns die Innenwirtschaft aufgezwungen, die uns jetzt den Volkswohlstand erhält, aber auch der Krieg nach dem Kriege, der Boykott Deutschlands, so wie ihn die Pariser Wirtschaftskonferenz will, wird uns und unsere Verbündeten, wenn wir von den unserem Lande innewohnenden Kräften den rechten Gebrauch machen, nicht mürbe machen. Die seither dem feindlichen und feindlich»neutralen Auslande zur Verfügung gestellten gewaltigen Ersparnisse aus Deutschlands Volkswirtschaft finden viel nützlichere Verwendung bei unseren Verbündeten. Unsere heimkehren» den Kämpfer stehen uns dann zur Erschließung neuer Wirtschaftsquellen wieder zur Verfügung; Neuland in Ost und West und im Orient stellen uns in der Land» wirtschaft sowohl, als im Bergbau, Handel, Industrie und Verkehrswesen, vor gewaltige Arbeitsaufgaben.

Unendliches kann dann geleistet werden von unserem in Technik und Wirtschaft hochentwickelten Volke für unsere treuen Verbündeten, ihnen und uns zu Schutz und Trutz, zum Segen für Gegenwart und Zukunft. An dem wirtschaftlichen Zusammenschluß der Verbündeten, fest gegründet auf ein gemeinschaftlich verwaltetes und betriebenes, strategisch wertvolles Eisenbahnsystem von größter Leistungsfähigkeit, wird jede feindliche Koalition kriegerischer oder wirtschaftlicher Art zerschellen. Die Hetzer der Pariser Wirtschaftskonferenz beißen auf Granit, wenn Deutschland und seine Verbündeten wie im Kriege, so im Frieden, von ihren ungeheuren Wirtschaftskräften den rechten Gebrauch machen. Notwendig

ist aber, daß man die Vorarbeiten für ein brauchbares Eisenbahnnetz von der
Nordsee bis zum Persischen Golf mit allen zu Gebote stehenden Mitteln so schnell
als nur möglich in Angriff nimmt. Mit Sicherheit ist auf einen unerbittlichen
Kampf im Welthandel nach dem Kriege zu rechnen. Das Fehlen einer auskomm»
lichen Wirtschaftsmobilmachung für den Krieg hat uns schon recht unbequeme
Überraschungen und viel Geld gekostet, jetzt ist es an der Zeit, Vorsorge für die
Zeit nach dem Kriege zu treffen, die gewaltige Zahl heimkehrender Soldaten
will versorgt sein mit Arbeitsmöglichkeiten. Die Frage ist sehr ernst!!!

Ernst vom Heydt:

Warum haßt uns Frankreich?

ii.

In einem früheren Artikel (Maiheft) haben wir versucht, die Gründe politischer
Natur zu erörtern, welche uns den Haß des französischen Volkes zugezogen haben;
aber neben diesen politischen Motiven spielte der Neid eine große Rolle, den das
unglaublich mächtig sich entwickelnde Wirtschaftsleben Deutschlands bei allen
handeltreibenden Völkern hervorgebracht hatte. Speziell die Franzosen sahen
seit Siebzig mit staunenden Augen die wirtschaftliche Entwicklung des neugegrün»
deten Deutschlands, mit welcher sie trotz aller Anstrengungen nicht Schritt halten
konnten.

Der verjüngenden Energie, welche dem deutschen Volke sein siegreicher
Krieg eingeimpft hatte, begegnete auf französischer Seite in den ersten Jahren
nach Siebzig ein gewisses apathisches Gefühl, das hauptsächlich darauf zurück»
geführt werden konnte, daß die Franzosen eingesehen hatten, daß ihre bisherigen
Methoden, sowohl in militärischer Beziehung, als auch im geschäftlichen Leben,
Schiffbruch gelitten hatten. Es hieß für sie plötzlich „umlernen auf der ganzen
Linie" — und das wurde ihnen nach hundertjähriger Herrschaft anfangs sehr
schwer. Das Wort vom deutschen Schulmeister, der die Siege errungen hätte,
ließ sie nicht schlafen, und die Regierungskreise gingen kräftig ans Werk, um auch
in ihren Schulen und Erziehungsanstalten allen modernen Anforderungen gerecht
zu werden; die französische Schule, speziell die höheren Anstalten, haben in den
letzten zwanzig Jahren entschiedene Fortschritte gemacht und können sich zweifels»
ohne unseren entsprechenden Anstalten gleichwertig zur Seite stellen. In der
pol^tecdniqu« besitzen die Franzosen eine einzig dastehende Institution,
welche neben der allgemeinen Bildung den Schülern eine äußerst gründliche tech-
nische Ausbildung gibt und Frankreich eine große Anzahl tüchtiger Ingenien«
und Artillerieoffiziere geliefert hat; die Beziehungen zwischen den Schülern setzen
sich auch im späteren Leben auf der Basis gegenseitiger Unterstützung weiter fort.

Einer der berühmtesten Zöglinge dieser Spezialschule war der Präsident Carnot,
der unter dem Dolche eines italienischen Meuchelmörders sein Leben aushauchte. —
Aus dem Bedürfnis heraus, der Welt zu zeigen, daß sie an Lebenskraft nichts
verloren hatten, erstand bei den Franzosen die Idee der ersten Weltausstellung —
acht Jahre nur nach dem großen Krieg — im Jahre 1878, und diese WeltkirmeH
zeugte allerdings von einer erstaunlichen Vitalität Frankreichs; der Erfolg war
ein solch befriedigender, daß die jeweiligen Regierungen in Abständen von elf
Jahren — 1889 und 1900 — eine Erneuerung dieser Ausstellungen veranstalteten.
Aber die letzte von 1900 entsprach nicht den Erwartungen, und Schuld daran
trugen nicht innere, sondern äußere Verhältnisse, und Frankreich verdankte diesen
Mißerfolg hauptsächlich seinem jetzigen Bundesgenossen — England!
Inzwischen hatte sich ein reger wirtschaftlicher Austausch zwischen Frank»
reich und Deutschland auf Grund des Frankfurter Vertrages entwickelt; dieser
in den letzten Jahren von französisch nationalistischer Seite heftig bekämpfte
Vertrag fand in seinen Kinderjahren in Frankreich allgemeine Anerkennung, das
heißt, solange der französische Export den deutschen Import überstieg. Als sich
aber im Laufe der Zeit — infolge des monumentalen Aufschwungs der industriellen
Tätigkeit in Deutschland — das Verhältnis drehte und der Import deutscher
Erzeugnisse nach Frankreich den französischen Export zu übersteigen begann, fehlte
es nicht an französischen Stimmen, welche die Kündigung des leidigen Vertrages
forderten. Das war ja nun nicht möglich, aber es stand der französischen Zoll»
verwaltung frei, durch dauernde Schikanen an der Grenze im Kleinen der dent»
schen Einfuhr sich zu erwehren, und hierüber sind seit Jahren mannigfache Be-
schwerden beim Auswärtigen Amt und bei der deutschen Botschaft in Paris seitens
geschädigter deutscher Kaufleute eingelaufen. —
Wenn dem deutschen Schulmeister die Erfolge auf den Schlachtfeldern zuzu-
schreiben sein sollen, so muß man dem deutschen Geschäftsreifenden, welchen die
Franzosen mit einem leichten Anflug von Geringschätzung Oornnii» voxa^enr
nennen, die Ehre zuteil werden lassen, ihn als Sieger auf dem Felde des Handels
und der wirtschaftlichen Ausdehnung zu bekennen. Vorbereitet hat aber diesen
Geschäftsreisenden anch wieder der deutsche Schulmeister, der jedem jungen Deut»
schen neben der allgemeinen Bildung eine gründliche Kenntnis fremder Sprachen
beigebracht hat. Den unermeßlichen Wert dieser Sprachenkenntnis kann nur
derjenige beurteilen, der selber im Auslande gelebt hat; jeder Deutsche bringt
es ja nicht fertig, die Nationalsprache Voltaires oder Byrons so vollkommen sich
anzueignen, daß man ihn für einen Eingeborenen der uns momentan feindlichen
Länder halten könnte — aber jeder Deutsche versteht es, nach relativ kurzer Zeit
die Sprache so zu erlernen, daß er sich verständlich machen und besonders die
industriellen Erzeugnisse seines Landes bei dem fremden Käufer selbst anpreisen
und unterbringen kann.
Den Geschäftsreisenden macht uns keiner nach; in den europäischen Staaten

ist sein Handwerk wohl nicht zu schwer, und wenn die Ware gut und geschmackvoll
präsentiert erscheint, wird er sein Geschäft ohne Mühe abschließen. Aber dieser
Pionier des deutschen Handels zeigt sich nicht nur in Frankreich, England oder
Rußland — wir finden ihn neben Nordamerika in den entferntesten Provinzen
Mexikos; in den sämtlichen Südstaaten der neuen Welt ist er heimisch — Indien,
China und Japan haben für ihn keine Geheimnisse, und er eignet sich unverdrossen
die schwierigsten Idiome der ganzen Welt an. Mit dieser, ihm fast allein zur
Verfügung stehenden Gabe, die er durch Fleiß vervollkommnet, macht der Deutsche
in allen Ländern sein Geschäft, und hierin ist er speziell dem Franzosen voraus,
der den fremden Sprachen absolut kein Verständnis entgegenbringt und den fixen
Gedanken hat, daß jeder Gebildete seine schöne Sprache zu erlernen habe. Wie
selten findet sich ein französischer Lumiuis - voM^eur bereit, in fernen Gegenden
Kundschaft für die heimischen Erzeugnisse zu suchen; wie schwer entschließt sich
der junge Franzose, überhaupt im Auslande sprachliche und geschäftliche Kennt»
nisse zu sammeln, die ihm im eigenen Betriebe von Nutzen sein könnten. Wie
kann es da Wunder nehmen, daß deutsche Industrie und deutscher Handel fran»
zösische, selbst gleichwertige, Erzeugnisse übertrumpfen, dem Franzosen den aus»
ländischen Markt streitig machen und des öfteren es erreichen, ihn vollständig aus-
zuschalten. Zudem hat es dem Deutschen nie an Unternehmungsgeist und Wage»
mut gefehlt, um den kommerziellen Nebenbuhler am eigenen Herde zu bekämpfen,
und unzählig sind die industriellen Gründungen, welche — meist unter französi»
scher Flagge — von unseren deutschen Landsleuten in Frankreich bis zum Kriege
ein blühendes Leben führten. Vernünftige Franzosen hatten an dieser ihnen
im eigenen Lande erwachsenen Konkurrenz nichts auszusetzen — eine gewisse Anzahl
sreidenkender Franzosen akzeptierte es sogar, im Aufsichtsrat deutscher Gründungen
neben Urdeutschen zu sitzen, um auf diese Weise ihre Arbeitsmethoden kennen zu
lernen und schließlich ihr eigenes Land davon profitieren zu lassen. —
Einer unserer ersten rheinischen Großindustriellen erkannte schon vor Jahren mit
weitem Blick die Notwendigkeit, der heimischen Industrie neue Erzgruben zu sichern,
um den deutschen Hochöfen die nötigen Mittel zu ihrer Lebensfähigkeit zu verschaffen.
Seinem geübten Auge entging es nicht, daß an der normannischen Küste und ihrem
Hinterlande Erzgruben nur ihres Aufschlusses harrten, aber französisches Kapital
nie das Risiko eines Mißerfolges laufen würde; er zögerte nicht, seine Kapitals»
kraft einzusetzen, und die von den Franzosen bis dahin unbekannten Methoden
der Erzverarbeitung sicherten ihm einen Erfolg, den die Voreigentümer sich nie
hätten träumen lassen. Aber französischer Neid hinderte ihn dauernd in dem voll»
ständigen Ausbau seines Werkes, und er war schließlich genötigt, einen großen
Teil des investierten Kapitals französischen Unternehmungen abzutreten, um die
geschaffenen Werke lebensfähig zu erhalten, da ein gewisser Beamtenkreis diese
Ausbreitung eines deutschen Großindustriellen im französischen Lande nur mit
neidischem Auge sah und, wo es nur anging, ihr Steine in den Weg legte.

Der Krieg hat dieses Riesenunternehmen, welches sich bei friedlicher Fort-
arbeit zu einem Modellwerke deutsch»französischen Zusammenarbeitens hätte aus»
bilden lassen, bis auf weiteres brachgelegt; es hängt von den Bedingungen des
Friedens ab, ob und auf welcher Basis es weiter bestehen kann.
Neben den politischen Motiven, auf welche wir in unserem ersten Artikel
hinwiesen, sind es also kommerzieller Neid, industrielle Eifersucht gewesen, welche
uns bei den Franzosen unbeliebt und schließlich verhaßt gemacht haben. Nur ein
kleiner Teil der Vertreter des Handels und der Industrie jenseits der Vogesen
hat es begriffen, wie vorteilhaft es für beide Teile gewesen wäre, deutsche Unter»
nehmungslust mit franzosischer Unternehmungsmöglichkeit, oder genauer gesagt,
Kapitalskraft zu paaren; die große Masse hat in dem Deutschen nur den lästigen
Konkurrenten gesehen, der den französischen Kaufmann hinderte, wie bis vor
Siebzig auf leichte Weise, durch die einfache Macht der Überlieferung,
seine Artikel im Auslande abzusetzen. Noch viel tiefer sitzt dieses Gefühl beim
englischen Kaufmann, und es ist nicht zu verwundern, daß neben den politischen
Motiven einfacher Konkurrenzneid, Unmöglichkeit, sich den Anforderungen des
modernen Geschäftsbetriebes anzupassen, Unwillen über den frechen Eindringling,
der in (wie man glaubte) auf ewige Zeiten gepachtete Pfründe durch seine geschickten
(üomiüi» - vo?»Aeur« erobernd eindrang, — Franzosen und Engländer schließlich
sich gegenseitig in die Arme trieben.
Wie auf militärischem Gebiet der Deutsche es gelernt hat, sich auch gegen
mehrere Feinde erfolgreich zu verteidigen, so zweifeln wir nicht, daß auch auf
wirtschaftlichem und kommerziellem Gebiet es ihm gelingen wird, die Meute der
ihn bekämpfenden Konkurrenten definitiv von sich abzuschütteln, und daß auch
in der Zukunft Deutschland seinen Titel als erste industrielle Macht der Welt
siegreich zu behaupten verstehen wird.

Professor Rudolf Goette:

Der Weltkrieg als Führer zur Grundlegung eines Völkerrechtes.

Daß, gleich Rußland und Frankreich, auch England vornehmlich durch Be»
weggründe politischer Natur zum Angriff auf das Deutsche Reich geführt wurde,
hat gründlich und knapp Friedrich Lenz in einer kleinen Schrift dargetan: „Ist
Deutschlands Krieg ein Wirtschaftskrieg?" (Berlin 1915, Paetel.)
In einem Punkte fordert das Buch zur Betonung einer anderen Auffassung
heraus. Der Verfasser scheint mir den geschichtlichen Beruf der bloßen Macht zu

überschätzen, wenn er auch in der Forderung nach einer „Ausmündung und Um-
setzung des Machtgewinnes aus Krieg und Sieg in dauerhafte Formen der Staats»
kunst" auf etwas Übergeordnetes hindeutet. Daß im Leben der Volker die Macht
allerwege nach einem sittlichen Inhalte ringt, der ihr erst Berechtigung im höheren
Sinne verleiht, mag dieser Inhalt nun als Gottesstaat, europäisches Gleichgewicht
oder heilige Alliance erscheinen, habe ich in einem kurzen Aufsatz unter dem Titel:
„Politik, Krieg und Sittengesetz" (Neue Jahrbücher für Pädagogik, 1916, 2. Heft)
darzulegen versucht. Sehr schön faßt R. Kjellön sein Urteil in dieser Frage zu»
sammen („Großmächte der Gegenwart", 11. Aufl., Lpg. 1916, S. 207): „Macht
ist überhaupt nicht das letzte Wort der Geschichte, sondern Kultur." Ein sonst
inhaltleeres Streben nach Macht an sich hat nirgends vor dem Gericht der Nach»
weit bestanden. Davon empfinden auch die leitenden Gewalten im Bunde unserer
Gegner etwas, wenn sie ihre Schuld am Kriege und ihre Verantwortlichkeit vor
den Völkern mit Redensarten wie: „Kampf gegen den Militarismus" (oder
„gegen die preußische Militärkaste", Asquith), „Kampf für das europäische Gleich»
gewicht" oder „für die kleineren Völker", „für Freiheit, Recht, Kultur oder Zivili-
sation", oder auch „für wahre Kultur" (russische Kundgebung) zu verschleiern
trachten.

Der jetzige Krieg wird nicht nur durch die ungeheure Ausdehnung des Schau»
platzes, durch die Riesenmassen der Kämpfer, durch die Furchtbarkeit und Neuheit
der Kampfmittel in der Erinnerung später Zeiten leben. Der Einsatz, um den
es geht, muß durch Jahrtausende hindurch den Blick auf die weitgestreckten Schlacht»
selder richten, wo gestritten wurde und gestritten wird. Die zum Angriff gegen
uns Verschworenen haben die Geister der Tiefe entfesselt. Machtgier hat zu
einem Ringen der „Individuen gegen Individuen, Völker gegen Völker, Rassen
gegen Rassen, Weltteile gegen Weltteile geführt", wie es Eucken (Wahrheitsgehalt
der Religion, 3. Aufl., S. 76) schon vor dem Weltbrande kennzeichnete; „die soge-
nannte öffentliche Meinung hat vielfach Echtes und Unechtes nicht unterschieden,
sie ist «ehrlos nicht bloß dem Starken, sondern auch dem Kecken, ja Frechen zum
Opfer gefallen, so daß wir jetzt über die vermeintliche Summierung der Vernunft
minder zuversichtlich denken dürfen". Man wird durch Erscheinungen der Gegen»
wart auch an das Zukunftsbild erinnert, das einst Roch oll in dem phantastisch
gehaltenen, zweiten Bande seiner (veralteten) Geschichtsphilosophie entwarf, wo
er die Selbstauflösung der Kultur schildert, wo in einer Zeit der Gottentfremdung
auch das Menschliche ausgelöscht erscheint, die Leidenschaft in den Formen grau»
siger Mischgestalten zwischen Mensch und Tier gegen den Geist der Wahrheit
streitet. Wir sind bei einem entfesselten Individualismus des rücksichtslosen
Machtverlangens angekommen, der sich in gleißende, lügnerische Hüllen zu kleiden
versucht.

Gegen die deutsche Politik seit 1890 sind bei uns und anderswo vielerlei
Anklagen erhoben worden. Man hat ihr, im Inlande besonders, Vertrauens»

sellgkeit und Mangel an State, im Auslande Rauheit und grobes Dreinfahren
vorgeworfen. Ein sicheres Urteil über diese Dinge wird sich erst viel später gewin-
nen lassen. Ein Grundsatz ist jedenfalls von uns seit der Entstehung des Nord»
deutschen Bundes unabänderlich festgehalten worden: zu den Waffen nur dann
zu greifen, wenn es das Dasein, die Unabhängigkeit, die Ehre des Volkes und
Staates gebieterisch verlangen, d. h. nur einen gerechten Krieg zu führen. Diesen
Grundsatz auch in schwieriger Lage nicht verleugnet zu haben, ist ein außerordent-
liches Verdienst unseres Kaisers. Wir haben aber mit unserer friedfertigen Ge-
sinnung das vielfache Mißtrauen, womit man uns beehrte, bekanntlich nicht bannen
können.

' „Diu welt ist allenthalben ungenÄden vol." — — — —

Die Lauterkeit, mit der die Reichsregierung ihr Amt verwaltet hat, wird jedoch
in Zukunft ihren Lohn finden; es wird sich zeigen, daß wir vor anderen berufen
sind, der Welt zur Gesundung zu verhelfen.

Es gibt nur einen Weg, der zunächst einmal über die Verbrecherpolitik der
Gegenwart hinwegführen kann: die Aufrichtung eines starken, mitteleuropäischen
Staatenbundes. „Europa ist unter einen Druck geraten, der möglicherweise einmal
stark genug sein wird, die mächtigen Tatsachen und Traditionen, welche es noch
in rein souveräne Teilchen zersplittern, zu überwinden. In einem solchen Zusam-
menschluß erscheint aber Deutschland als der geographisch und kulturell natürliche
Führer. Für Deutschland selbst würde das bedeuten, daß es als Verwalter des
Erstgeburtsrechtes Europas den Weltherrscherberuf anträte und also die unermeß»
liche Kraftquelle ausnützte, die ihm bis heute zu fehlen scheint, den Glauben an
eine solche Mission." (R. Kjell«Zn, „Die Großmächte der Gegenwart", S. 204.)

Der Verfasser des urteilstiefen Buches wirft uns also in Übereinstimmung mit
deutschen Kritikern unserer Staatskunst Mangel an Selbstgefühl vor, mit dessen
Erwachen er aber rechnet. Unsere Feinde überbieten sich jedoch in Warnungen
vor Deutschlands tyrannischen Neigungen und finden hierin bei den Neutralen
vielfach Zustimmung. Zur Entkräftung dieser Vorwürfe genügt es, auf allbe-
kannte und unbestreitbare Tatsachen zu verweisen: auf die Haltung Preußens
gegenüber den andern Bundesstaaten und die Haltung Deutschlands gegenüber
den andern Dreibundmächten und der Türkei. Unsere Eignung zu föderalistischer
Gestaltung muß sich in Zukunft auf weiterem Felde bewähren; wir sind befähigt
und berufen, Grundsätze der Gerechtigkeit in der Politik zu verwirklichen. Vor-
nehmlich die Besorgnis, daß ein starkes Deutschland schließlich der Ausbeuterpolitik
Schranken entgegensetzen könnte, führte unsere Gegner zusammen; sie kämpfen
gegen eine neue Ordnung in der Welt.

Das Recht des bloßen Buchstabens ist freilich in der Welt keineswegs sieg-
reich gewesen, und nur unbelehrbare Toren faseln über den Trümmern des Ver»

gangenen von Sühne und Wiederherstellung. Wir streiten für etwas Höheres:
für das Recht des Starken, Gesunden, sittlich Reinen, und das ist nach aller
Erfahrung unbestreitbar, daß die schöpferischen, von einheitlichem Geist regierten
Kräfte den Sieg gewinnen müssen über rohe Horden, Parasiten und entartete
Geschlechter. Es gehört zum Beruf des deutschen Volkes, wie es ihn jetzt zu
erkennen beginnt, der Selbstbestimmung reifgewordener Stämme und Nationen
Förderung zu gewähren.

Nach dem Verbrausen der Kriegsstürme wird sich zweifellos ein Kampf um
die Rechtfertigung der einzelnen Regierungen entspinnen; man darf einer großen
schmutzigen Wäsche entgegensehen, die ja hier und dort schon begonnen hat, aber
auch einem heftigen Streite um Fragen des öffentlichen Rechtes und der Kultur.
Auch wird man, was bereits angekündigt wurde, nach einer besseren Sicherung
des Friedens verlangen. Im Haag haben Vertreter der Regierungen ja schon
mehrmals über solche Dinge beraten, sind aber nicht merkbar von der Stelle gekom-
men; die Freigabe des Meeres für friedlichen Verkehr im Kriege scheiterte an
dem englischen Widerspruch, der Abrüstungsplan an seiner Undurchführbarkeit
angesichts der politischen Lage. Wenn Regierungen und Völker aufrichtig nach
einer Entspannung streben, werden sie auf den letzteren Plan in der nächsten Zeit
nicht wieder zurückkommen dürfen; er setzt gegenseitiges Vertrauen voraus, das
jedenfalls fürs erste nach den Erfahrungen des Weltkrieges nicht vorausgesetzt
werden darf, und würde den Vorteil der größeren Masse zur stärksten Geltung
bringen.

Die bisherigen völkerrechtlichen Abmachungen, die das überstaatliche Gewohn-
heitsrecht ergänzen sollten, enthielten immerhin für den Krieg Vorschriften im Sinne
der Menschlichkeit; aber einmal schafft die Technik immer neue Hilfsmittel, mit
denen nicht gerechnet wurde, dann aber setzt sich Leidenschaft über solche Ver-
einbarungen leicht hinweg (Dumdumgeschosse). Bevor ein weiterer Ausbau des
Völkerrechtes in nennenswertem Umfange ersprießlich wirken kann, müßten
bestimmte Bedingungen erfüllt sein: zunächst, wie schon hervorgehoben wurde,
die Herstellung einer gewissen Ordnung im europäischen Staatensystem; dann aber
müßte die deutsche Anschauung Gemeingut werden, die dem Kriege nur als einer
Maßnahme politischer Notwehr Berechtigung zuspricht. Erfahrung und Selbst-
kritik werden sicher einmal die Erkenntnis zur unantastbaren, allgemeinen Über-
zeugung erheben, daß ein Staatsmann die denkbar schwerste Schuld auf sich lädt,
der einem Eroberungskriege vorarbeitet oder ihn entfesselt, ebenso derjenige, der
einen sogenannten Präventivkrieg unternimmt, einen Krieg, mit dem er zukünf-
tigen Übeln bei scheinbar günstiger Gelegenheit begegnen will. Andererseits muß
man sich darüber einigen, in welchen Fällen ein Staat von Gottes und Rechts
wegen die Entscheidung der Waffen anrufen darf. Diesem äußersten Falle sollte
aber künftig die Berufung eines Schiedsgerichtes vorhergehen. Ein überstaatlicher
Gerichtshof, dem Einsicht in die Akten zustände, hätte außerdem nach Beendigung

eines Krieges festzustellen, ob und in welchem Maße willkürliche Eingriffe in das
Recht anderer Staaten, Hintergehung, Wühlerei, Herausforderung oder Gewalt
zum Bruche des Friedens geführt haben; er hätte zu untersuchen und kundzugeben,
welche verantwortlichen Persönlichkeiten in dieser Beziehung eine Schuld trifft,
und worin ihre Schuld besteht.
Die Bestrebungen, einen bedingungslosen Friedenszustand herzustellen, zielen
jedenfalls über das gegenwärtig Erreichbare hinaus und sind zurzeit nicht geeignet,
dem Fortschritt im öffentlichen Leben zu dienen. Wir wissen auch nicht, ob ein
ewiger Völkerfriede überhaupt mit der menschlichen Anlage vereinbar ist. Die
Erfahrung scheint eher gegen diese Annahme zu sprechen. Kant sagt einmal: „Der
Mensch will Eintracht; aber die Natur weiß besser, was für seine Gattung gut
ist; sie will Zwietracht." (Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher
Absicht. Vierter Satz.) Ein Weltfrieden ist doch nur als Ergebnis einer Wand»
lung unserer Art denkbar. Die Fähigkeit zu einer solchen Änderung seinerNatur wird
jedoch dem Menschen meist bestritten. (Vgl. Jul. Wolf, „Sozialismus und kapita-
listische Gesellschaftsordnung", S. 11 ff.) Viele sind auch im Zweifel darüber,
ob unter der zwangsweisen Erhaltung äußeren Friedenszustandes, ihre Möglichkeit
vorausgesetzt, die Menschen innerlich gewinnen würden. Die Einengung des Hel-
dentums und des Opfergeistes könnten die Art herabdrücken, das Große und Er-
habene im Menschengeschlecht mindern.
Von diesen grundsätzlichen Fragen darf man aber einstweilen absehen. Die
angedeuteten Bedenken sind zweifellos angebracht gegenüber einer krankhaften Scheu
vor dem Einsatz des Lebens, wie gegenüber der zu hohen Einschätzung äußerer
Güter. Doch ist die Berechtigung des echten Mitleids sicherlich unantastbar.
Auch wird die sittliche Forderung, die Beziehungen unter den Staaten und Völkern
soweit als möglich nach Grundsätzen der Gerechtigkeit zu regeln, anderen Rück»
sichten vorangehen müssen.
Ein an Erlebnissen unserer Zeit geübtes Augenmaß wird erkennen helfen,
daß man auf dem Boden praktischer Bestrebungen in den nächsten Zeiten auf
keinen Fall über die von mir angedeuteten Ziele hinausgehen kann. Sie werden
nur dann erreichbar sein, wenn ein lauterer Wille die Herrschaft führt.

Ausflüge in das Innere Griechenlands
Jentzsch
Legationsrat Dr. Jenßsch:
Ausflüge in das Innere Griechenlands.
Bei der kurzen Schilderung meiner Reisen in das Innere Griechenlands,
wo ich mehrere Jahre als Generalkonsul dienstlich tätig war, beginne ich mit
einem Ausfluge von Athen zur Insel „Angina" — nicht Aegina —. Bei der
Fahrt mit einem griechischen Dampfer von Piräus aus fällt der Blick in die Bucht
von Salamis, in der die griechischen Schiffe in der Nacht vor der ewig denk-
würdigen Seeschlacht lagen, in welcher die persische Flotte vernichtet wurde.
„Aeschylos", der selbst bei Salamis mitkämpfte, beschrieb die Schlacht und
brachte sein Werk auf die Bühne. A6gina hatte in der Blütezeit etwa eine halbe
Million Einwohner, daneben 4—500 000 Sklaven; nur Korinth wetteiferte mit
ihm. Es handelte seine Erzeugnisse, Erzgeräte, Tonwaren, bis ins Schwarze Meer,
nach Aegypten und in andere ferne Länder. Weit verbreitet waren seine Münzen;
das äginetische Maß und Gewicht bildete die Grundlage des griechischen bis zur
Zeit der Römer. Noch jetzt sind in Griechenland die Vasen in der Form gebrauch»
lich, wie sie im alten Aegina hergestellt wurden. Die Stadt erstreckt sich vom Kai
aus in die felsige Insel hinein. Zu Pferde erreicht man in mehrstündigem Ritt
eine gut erhaltene Tempelruine, nach Herodot ein „Tempel der Athene", in dori»
schein Stil. Der Blick von diesem Tempel über das Meer hinaus ist herrlich. Das
reiche Aegina und seine Flotte — ein aeginetisches Schiff erhielt nach der
Schlacht bei Salamis den höchsten Preis der Tapferkeit — waren den Athenern
ein Dorn im Auge; ohne Bezwingung Aeginas war die Ausbreitung der Seemacht
Athens unmöglich. Die Athener fanden einen Anlaß zu Streitigkeiten, zerstörten
die Stadt, und Aegina mußte seine Kriegsschiffe ausliefern. Das Land wurde
an attische Bürger verteilt.
Einen weiteren Ausflug von Athen aus unternahm ich über „Kloster
Daphni", das im griechischen Freiheitskriege zerstört wurde, auf der „Heiligen
Straße" entlang, von der noch Spuren vorhanden sind, nach Eleusis — die
Griechen sagen „El^vsis". Auf der „Heiligen Straße" bewegten sich zur Zeit
der Eleusinien die zu Ehren der Göttin Demeter, der Spenderin des Saatkorns
und Lehrerin des Ackerbaues, veranstalteten Festzüge in nächtlichem Dunkel von
der Athener Akropolis nach Eleusis. Eleusis ist eine der ältesten Ortschaften
Attikas und war Hauptplatz des Demeterkultus. Ueberreste eines großen Tem»
pels sind noch erhalten, über welchem die eleusinische Akropolis liegt, die in der
Geschichte der dreißig Tyrannen eine Rolle spielte.
Die Fahrt nach „Akrokorinth" geht mit der Bahn vorbei bei dem alten
M^gara über den Isthmus von Korinth und mit Wagen nach Alt»Korinth. Das
alte Korinth war einst die glänzendste Handelsstadt Griechenlands; sie wurde von

den Römern zerstört und später durch Erdbeben völlig vernichtet. Jetzt sind von der antiken Stadt, die sich weit am Golf hinzog, nur einige Ausgrabungsstellen mit Straßen und Mauerresten vorhanden. Die amerikanische archäologische Schule hat dort gearbeitet. Von der unteren Stadt wendet sich der Weg hinauf zu Fuß oder mit Reittier nach der Burg „Akrokorinth", die noch Reste eines Heiligtums der Aphrodite aufweist. Gut erhalten sind die sich im Zickzack den Berg hinaufwindenden venezianischen Festungsmauern aus dem Mittelalter, mit einem Umfang von etwa 2 Kilometer. Vom Gipfel schaut das Auge nach Osten hinüber zur Insel Salamis und nach Aegina, bei klarem Wetter auch bis Athen und zur Akropolis. In anderer Richtung tritt der hohe „Parnaß" hervor, jenseits des Golfs, mit seinem schneebedeckten Haupte.

Auf der Fahrt von Korinth nach Patras halten wir an der Station „Dhiükophto" und fahren von dort mit der Zahnradbahn durch enge Schluchten und viele Tunnel zu einem Haltepunkt, von dem man zu Fuß oder mit Reittier hinauf gelangt zum „Kloster Megaspilion"; letzteres gilt als das bedeutendste Kloster Griechenlands. Es ist in eine tiefe, weite Höhlung hineingebaut, an einer schroffen Felswand. Seine Gründung wird in das vierte Jahrhundert verlegt.

Ein in der Klosterkapelle befindliches Wachsbild der heiligen Jungfrau wird dem Evangelisten Lukas zugeschrieben. Nach einer Legende ist das Bild von einer Hirtin in der Klosterhöhle gefunden worden. Das Kloster wird von mehr als hundert Mönchen bewohnt. Auf der Höhe desselben liegt ein Hotel mit erträg» licher Unterkunft. Wegen der erfrischenden Höhenluft halten sich Gäste dort auch längere Zeit auf.

Von Patras, wo ich die Besitzung „Gutland" der Deutschen Weinbau»Gesell» schaft „Achaja" besuchte und mehrere Weine, wie „Mavrodaphni" und andere, ausprobierte, fuhr ich mit der Peloponnesbahn über Pyrgos nach „Olympia".

Ohne Olympia und Delphi gesehen zu haben, sollte man von Griechenland nicht scheiden. Meine ersten Schritte in Olympia lenkten sich dem Museum zu, wo ich den „Hermes des Prariteles" bewunderte. Der Marmor dieses Kunstwerks in bläulicher Farbe ist von wunderbarer Klarheit und Durchsichtigkeit, die Arbeit bis ins kleinste ausgeführt; hervorragend schön ist der Kopf, mit dem Ausdruck vollendetster männlicher Schönheit. Ich bin nicht Kunstkritiker genug, um das Kunstwerk in allen Richtungen und in vollgiltiger Weise beschreiben zu können. Alle Beschreibung bleibt weit zurück hinter dem bezaubernden Eindruck, den die Statue bei persönlichem Anschauen hinterläßt. Zu erwähnen ist ferner eine Statue der „Nike", der Körper in kühner Schwingung. Außerdem enthält das Mnseum eine große Anzahl von Kunstgegenständen, die in den Tempelruinen gefunden wurden. In der Eingangshalle sehen wir eine Büste von Ernst Surtius, der sich um die Ausgrabungen in Olympia hohe Verdienste erworben hat. Olympia war ein heiliger Bezirk mit Tempeln, öffentlichen Gebäuden und nur wenigen Wohnhäusern. Während eines mehr als tausendjährigen Zeitraums standen die

hier von den Griechen aller Staaten und Stämme zu Ehren des Zeus abgehaltenen
Spiele in allgemeinem Ansehen. Die Spiele galten als Nationalfest und brachten
die Zusammengehörigkeit des Hellenentums zum Ausdruck; sie bestanden in Wett-
lanf, Diskuswurf, Ringkampf, Faustkampf, Wagenrennen usw. In größter
Blüte waren die olympischen Spiele nach der Zeit der Perserkriege. Von dem
Kronoshügel, den ich erstieg, sieht man hinab auf den Flußlauf des „Alpheios"
und auf das weite Ruinenfeld von Olympia. Von den dortigen Ausgrabungen
ist besonders zu erwähnen der Tempel des Zeus, der das berühmte 40 Fuß hohe
Gvldelfenbeinbild des Zeus von Phidias enthielt; ferner das „Heraeon", angeb»
lich der älteste Tempel, der auf griechischem Boden gefunden wurde; er wird von
Pausanias, dem Bädeker der alten Zeit, erwähnt, der Olympia um die Mitte des
zweiten Jahrhunderts n. Chr. besuchte. Im Heraeon wurde der Hermes entdeckt.
Von den Ausgrabungsstellen sind noch besonders bemerkenswert: das „Stadion",
das nur zu einem Teile aufgedeckt ist, und das große „Gymnasien", welches als
Uebungsplatz für die Ringer, Läufer, Faustkämpfer usw. diente. Pausanias führt
ferner eine Anzahl von Schatzhäusern auf, die zur Aufbewahrung von Weihe»
geschenken einzelner Städte und Staaten, von Ehrenwaffen usw. dienten.
Von Olympia fuhr ich mit der Bahn eine Strecke am Meere entlang, durch
das fruchtbare, an Feigen» und Olivenbäumen reiche Messenien nach Kalamüta.
Ja, der Reichtum und die Fruchtbarkeit Messeniens hat die Spartaner zu den
Kriegs- und Raubzügen veranlaßt, die zur Vernichtung und Unterwerfung des
Landes unter das spartanische Szepter führten.
Die Bahn von Kalamata zurück nach Athen durch das steinige Arkadien be»
wegt sich auf großen Anhöhen und läßt in der Ferne den hohen „Taygetos"
durchblicken; sie berührt Tripolitza, das alte Argos und Korinth.
Die Fahrt nach Delphi geht von Athen bezw. von Piräus zwischen Salamis
und Aegina hindurch mit dem Dampfer nach dem Hafenplatz Jt6a am Golf von
Korinth; dann hinauf zu Fuß oder mit Wagen durch dichte Oelwaldungen und
Weinberge nach dem Dorfe Kastri, das neben der Ruinenstätte von Delphi liegt.
Schon von ferne tritt die tiefe Schlucht mit der kastalischen Quelle hervor, in der
die Pilger sich vor der Orakelbefragung waschen mußten. Delphi war der Haupt»
sitz des Apollokultus und Mittelpunkt der ältesten Vereinigung griechischer Staa-
ten, der sogen, „delphischen Amphiktyonie". Mit dem Heiligtum war ein Orakel
verbunden, das bei Gesetzgebungen, vor Beginn eines Krieges sowie bei allen
größeren Unternehmungen befragt wurde. Die Ausgrabungen haben einen be-
trächtlichen Teil der Gebäude und Denkmäler freigelegt. Der von mir eingesehene
Pausanias führt sie zahlreich auf; wenn er auch vieles bringt, was kaum von
Interesse ist, so bleibt Pausanias doch eine wertvolle Quelle für die griechische
Altertumsforschung, aus der auch unsere Archäologen schöpfen. Stundenlang
kann man umherwandern auf dem Trümmerfeld von Delphi, auf der dortigen

„Heiligen Straße", deren Pflaster noch gut erhalten ist, vorbei an den verschie» denen Schatzhäusern, die viele alte Inschriften aufweisen. In der Halle des Apollotempels stand der goldene Dreifuß mit dem Sitz der weissagenden Jung» frau, deren nur dem Eingeweihten verständliche Laute von den Priestern in Hera» metrischer Form wiedergegeben wurden. Das Theater, das Stadion in Delphi sind gleichfalls gut erhalten. Auf einem Stein im Stadion ist noch eine In- schrift eingegraben, mit dem Verbot, Wein in den Bezirk des Stadions zu brin- gen. In dem mit der Ruinenstätte verbundenen Museum sind Ausgrabungsstücke von größtem Wert aufbewahrt; so der „Wagenlenker", eine gut erhaltene Er;' statue, die in der Nähe des Theaters gefunden wurde. Jeder, der Griechen- land bereist, um sich an antiken Kunstschätzen zu ergötzen, wird das herrliche, das großartige Delphi aufsuchen. Den Rückweg nach Jt6a nahmen wir zu Fuß über Gestrüpp und Gestein. Zu achten ist auf bösartige Hirtenhunde, die viel auf freiem Felde in Griechenland umherlaufen. Der Dampfer fährt von Jt6a nickt direkt nach Athen zurück; es ist vielmehr ein Dampfer nach Patras zu benutzen, von wo aus man dann zu Schiff oder mit der Peloponnesbahn nach Piräus bezw. Athen zurückkehrt.

Von meinen Ausflügen nach dem Peloponnes ist mir besonders derjenige nach Mykenae, Tiryns und Nauplia in bester Erinnerung. Mykenae, der Herr» schersitz des Agamemnon, bestand aus der Burg mit einer ausgedehnten Unter» stadt. Die Burg mit dem Löwentor, dem Grab des Agamemnon und der Klvtem» nestra, ist gut erhalten; von der Burg aus schweift der Blick weit über die nach Homer rossereiche argivische Ebene; noch jetzt kann man sich von Mykenae und seiner Lage aus der trojanischen Zeit ein deutliches Bild machen. Schliemann bat erfolgreiche Ausgrabungen in Mykenae unternommen; die in den Gemächern enthaltenen Goldbekleidungen von Wänden sind mit goldenen Bechern und anderen Fundstücken im Athener Nationalmuseum aufbewahrt. Die Burg ist kyklopischer Bauart, die großen Quadern sind aber schon behauen. Noch älter als die Burg des Agamemnon ist die Burg Tiryns, in der Nähe von Nauplia, in zweistündiger Wagenfahrt von Mykenae zu erreichen. Tiryns gehört der vor» trojanischen Zeit an; die Gänge, Galerien, Mauern, durch Aufschichten großer Felssteine hergerichtet, sind gut erhalten; sie sind gleichfalls kyklopischer Bauart, doch sind die Steine noch unbearbeitet, nicht geglättet, wie in Mykenae. In Tiryns arbeitet das Athener deutsche archäologische Institut; noch vor einiger Zeit wurde ein wohlerhaltenes menschliches Skelett dort aufgefunden.

Das nahe Nauplia, am Golf von Nauplia gelegen, wird von der Feste Palamldes beherrscht, zu der man auf etwa 900 Stufen, vom Winde umbraust, hinaufklimmt. Palamldes, von den Venezianern erbaut, dann im Besitz der Türken und später von den Griechen erobert, ist jetzt Gefängnis für die schwer» sten Verbrecher; oben auf ebenem Platze wird im Gebrauchsfalle die Guillotine aufgestellt. Unweit vom Gestade Nauplias liegt eine kleine Insel „Burzi", zu

der ein Erlaubnisschein der Kommandantur Zugang verschafft. Ich fuhr mit meinem Dragoman im Boot in 20 Minuten hinüber; wir wurden schon aus der Ferne mit Ferngläsern von Soldaten beobachtet. Auf der kleinen felsigen Insel befinden sich 2 Mörder, die als Scharfrichter dienen; Blutrache soll sie zum Morde veranlaßt haben. Der eine stammte aus Sparta, der andere aus Tripo» litza. Sie erhalten vom Staat, wie mir erzählt wurde, monatlich 240 Frcs.; einer stattete mit seinen Ersparnissen arme Mädchen zur Heirat aus. Jeder hatte ein gut eingerichtetes Zimmer. Bei Hinrichtungen werden sie hinübergeschafft unter starker militärischer Bewachung nach der Feste Palamides, wo sie ihres Amtes walten, in schwarzen Umhang gehüllt, mit zwei Einschnitten für die Augen. Der eine der Morder sollte demnächst entlassen werden; dabei wird er aber für vogelfrei erklärt und kann von jedermann erschlagen werden.

In Nordgriechenland besuchte ich wiederholt Volo, am Golf von Volo, mit dem Dampfer von Piräus bei Laurion vorbei, mit den schon aus dem Altertum bekannten Silberbergwerken. Weithin sichtbar ist auf der Fahrt der Tempel des Poseidon beim Kap Sunion. Zu erwähnen ist der Hafen von Volo, der sehr leb-haft und für den Handel nach Thessalien von Bedeutung ist. Im übrigen bietet Volo außer einigen Ausgrabungsstücken mit Fresken, deren Farben, besonders das Rot, wunderbar erhalten sind, nichts bemerkenswertes. Abwechselung, mit reichen Ausblicken auf das Meer und die thessalische Ebene, gewährt die 1 bis 2ftündige Fahrt hinauf nach „PortariK", einem Flecken, den die Griechen als klimatischen Kurort zur Sommerzeit benutzen. Es gibt dort einen gut geleiteten Gasthof, und das Wasser auf Portariü ist das wohlschmeckendste, was ich von Griechenland kenne. Die Griechen sind große Wasserfreunde; zu jeder kleinen Schale Kaffee wird eine große Flasche Wasser gereicht.

Von Volo machte ich einen Abstecher in das Tal Tempe, eine Gebirgsschlucht zwischen den hohen Bergen „Ossa" und „Olympos"; durch die Schlucht fließt der „Peneios", mit üppiger Vegetation von Platanen, wilden Feigenbäumen und an Felsen hochkletterndem Efeu.

Einen weiteren Ausflug unternahm ich von Volo nach Larissa, der Haupt» stadt Thessaliens, der Fruchtkammer von Griechenland. Larissa hat völlig orien-talischen Charakter. In lebhafter Erinnerung ist mir der Blick von einem er-höhten Platze aus nach dem Gebirgszuge des Olympos, der damaligen türkischen Grenze, wo türkische weiße Blockhäuser zu erkennen waren. Das ist die Gebirgs-gegend, in welcher der deutsche Ingenieur Richter von Räubern, unbekannt ob türkischen oder griechischen, lange Zeit gefangen gehalten wurde. Eine Hitze von 30—40 Grad Maumur und die peinliche Moskitoplage, durch welche ich mir Malaria zuzog, veranlaßten mich, in direkter, mehr als zwölfstündiger Fahrt nach Athen zurückzukehren. Diese Strecke geht durch schöne waldreiche Gegenden und vorbei an vielen althistorischen Plätzen, wie die Thermopylen, Chaeronea — mit

dem kolossalen Denkmal des „Löwen von Chaeronea" —, vorbei an Theben, der Stadt des Epaminondas.

Schließlich erwähne ich noch meinen Ausflug nach Corfu, dem alten „Kerkyra", der Insel der Phäaken, .auf der Odysseus bei seiner Heimreise nach Jthaka ans Land geworfen wurde, und wo er die Bekanntschaft der lieblichen Königstochter Nausikaa machte.

Ich weilte einige Tage auf Corfu in seinem warmen wohltuenden Klima, in seinen Waldungen südlicher Vegetation mit erfrischender Seeluft; auch die Kaiservilla „Achilleion", die steil am Meere in üppiger Blumenpracht gelegen ist und herrlichste Fernsichten bietet, besuchte ich. Die vor dem Schloß aufgestellte Broncestarue des „Achilleus" ist schon weithin vom Schiffe aus sichtbar. Corfu ist durch so vielfache Beschreibungen und Schaustellungen bekannt geworden, daß ich von näherer Schilderung dieses' zauberhaften Inseleilands absehen kann.

Professor P. Sickel:

Die Tragik des menschlichen Erkennens.

Bezeichnend für den Geist unserer gegenwärtigen Kultur ist eine scheinbar höchst widerspruchsvolle Bewertung des Wissens. Für die Ausbildung zu den bürgerlichen Lebensberufen, auch den rein praktischen, verlangt man eine immer umfangreichere theoretische Begründung. In der Entstehung von Schulen, die der Vorbereitung auf praktische Fächer jeglicher Art dienen, findet dieses Streben seinen Ausdruck, und die Bereitwilligkeit, mit der die große Masse des Volkes die gebotenen Dildungsmittel benutzt, deutet auf eine allgemeine Neigung zum theo» retischen Wissen hin. Diese in der breiten Ebene der Menschheit deutlich hervor» tretende Bewertung des Wissens verliert aber an Sicherheit, jemehr man sich den Höhen philosophischer Forschung nähert. Hier zeigen sich seltsame Schwan» kungen in der Beurteilung des menschlichen Erkennens. Während nämlich der Nutzen des Wissens für die praktische Bewältigung des Lebens kaum einem Zweifel ausgesetzt ist, stellen sich schwere Bedenken ein, sobald man nach dem Werte unserer Wissenschaft für eine wirkliche Erkenntnis von Welt und Leben fragt.

Daß eine Zeit, in welcher der technische und wirtschaftliche Aufschwung vor» züglich den Blick der Menschen auf sich lenkt, dazu geneigt sein wird, alles Denken unter den Gesichtspunkt des Nutzens zu stellen, ist begreiflich. Aber die teilweise Berechtigung einer solchen Anschauung kann doch niemals das tiefere Bewußt-

sein auslöschen, daß dem Geiste ein ursprünglicher Erkenntnisdrang innewohnt, der, unbekümmert um Nutzen oder Schaden, sich nach eigenen Gesetzen betätigen muß. Auch zeigt die Geschichte, daß kaum eine menschliche Anlage einer solchen fortschreitenden Vervollkommnung fähig ist, wie der Intellekt. Wenn trotzdem der Wert der Wissenschaft für das Leben so oft in Zweifel gezogen wird, so kann der Grund dafür nicht allein in utilitaristischen Strömungen liegen, sondern muß in eigenartigen Verhältnissen des Erkenntnisvorganges selbst zu suchen sein. Ihre Darstellung stößt auf mannigfache Schwierigkeiten, da gerade das Wesen der Erkenntnis einen der wichtigsten Streitpunkte des heutigen philosophischen Den» kens bildet.

Zwar über den nächsten, gewissermaßen empirischen Zweck unseres Erken» nens dürfte ziemliche Übereinstimmung herrschen. Die verschiedensten Richtungen werden zugeben, daß wir uns durch unsere Erkenntnis zunächst in dem Chaos der auf uns eindrängenden sinnlichen Eindrücke zurechtfinden wollen; und dies geschieht dadurch, daß unser Geist die mannigfaltigen Empfindungen der Sinne sofort in eine bestimmte Ordnung bringt. Er vereinigt die Sinneseindrücke des Grünen, der halbrunden Form, des Glatten, Harten usw. zur Einheit eines Gegenstandes, nämlich eines Blattes. Die Sinne allein leisten überhaupt nichts, sondern arbeiten nur in Verbindung mit dem Verstand. Selbst solche Wahrneh» mungsfetzen, wie sie auf futuristischen Gemälden aus einer irrtümlichen psychologi» schen Auffassung dargestellt worden sind, gibt es nicht. Der Verstand prägt sein eigenes Wesen allem Äußeren auf; er benutzt zweifellos Anregungen der Außen- welt, kann auch aus ihnen nichts machen, was ihnen ganz wesensfremd wäre; aber eine Auffassung oder „Erfahrung" von Dingen ist nur dadurch möglich, daß er die unendliche Vielheit der Sinneseindrücke nach seinem eigenen Wesen formt und ordnet; und dieses eigene Wesen besteht in der E i n h e i t. Wir „schaffen" aus dem zufällig Vielen, das uns die Sinne bieten, den in sich notwendig zusam- menhängenden einen Gegenstand. Am Anfange des Erkenntnisvorganges steht also schon dieser alles Sein und Denken durchwallende Gegensatz von Vielheit und Einheit, dieses tiefste aller Lebensrätsel. Es liegt darin die ursprünglichste Fähigkeit unseres Geistes, daß wir nämlich das Mehrere, Unterschiedliche, Ge» trennte zu einer Einheit zusammenfassen können, und zwar nicht zur zahlenmäßi» gen Einheit, sondern zur Einheit als innerer Übereinstimmung und Gesetzlichkeit. Auf diese synthetische Tätigkeit des Geistes nachdrücklich hingewiesen zu haben, ist Kants unsterbliches Verdienst. Sie ist tatsächlich die grundlegende Betätigung unseres Verstandes, die vom niedrigsten Denkakte an bis zu den höchsten wissen» schaftlichen und künstlerischen Schöpfungen wirksam ist.

Es läßt sich eine dreifache Synthese unterscheiden. — Schon auf der vor- wissenschaftlichen Stufe der Erkenntnis bleibt das synthetische Verfahren nicht bei der Bildung von einheitlichen Gegenständen stehen, sondern schreitet weiter dazu, mit Hilfe der Vergleichung und Abstraktion ähnliche Gegenstände zu Grup»

pen zusammenzufassen: viele Wesen mit teilweise übereinstimmenden Merkmalen werden als „Tier" bezeichnet. Es bilden sich die Allgemeinbegriffe, bei deren Entstehung bekanntlich die Sprache eine wesentliche Rolle spielt. Auch in der Mannigfaltigkeit der Dinge vermag sich unser Verstand nur zurechtzufinden, indem er sie unter gewisse Einheiten ordnet. Wenn bei Allgemeinbegriffen wie Tier, Mensch usw. der Nutzen und die praktischen Bedürfnisse des Lebens wesent» lich mitsprechen, so verdanken andere höchste Begriffe ihre Entstehung mehr mythologischen Vorstellungen, so die Begriffe der Welt, des Alls, Gottes, die sich ja schon bei Völkern niedrigster Kultur vorfinden.
Diese eigenartige Veranlagung unseres Geistes, die Wirklichkeit der Dinge gewissermaßen mit einem Gebäude von Gedankenbegriffen zu überbauen, die aus dem Gegebenen abgelesen und doch wieder von ihm ganz getrennt zu sein scheinen, hat einen gewaltigen Eindruck auf die emporstrebende Philosophie der Griechen gemacht. Denn der sinnlichen Wirklichkeit war damit eine selbständige höhere Welt gegenübergestellt, in der eine Ordnung und Gesetzmäßigkeit herrschte, die man in der Welt der Sinnendinge vergebens suchte. Hier stand an der Spitze ein höchster Begriff: das Sein; und ihm waren in bestimmter Stufenfolge alle übrigen untergeordnet, bis hinab zu den Einzelbegriffen. Eine doppelte beden» tnngsvolle Wendung war mit dieser Anschauung, die wir gewöhnlich Platonis» mus nennen, getan. Einmal war der Gedanke der Realität und damit des Wert- vollen von der unmittelbar gegebenen und gegenwärtigen Wirklichkeit auf jene Idealwelt der Begriffe übertragen: ihr gegenüber galt das endliche und ver- änderliche Dasein als bloße Scheinwelt und daher als wertlos; und ferner wurde die Begriffspyramide nicht mehr von unten nach oben aufgebaut, sondern von oben nach unten konstruiert: der höchste Begriff war zugleich der sicherste; von ihm aus ließen sich erst die niederen Begriffe verstehen. Damit war das „Jen» seits" der Welt — nicht geschaffen, denn es ist eine ewige Vorstellung des Geistes — wohl aber verdinglicht. Die Synthese alles Seins war vollendet, zugleich aber die Begriffswelt von der Wirklichkeit getrennt. Hier liegen die Grundrichtungen des griechischen sowie des mittelalterlichen Denkens.
Gegenüber dieser zweiten Form, nämlich der spekulativen Synthese, bezeich» nete die neuere naturwissenschaftliche wiederum eine vollständige Wendung, inso» fern sie von unten aufbaute. Man ging von der einzelnen Erscheinung aus, vom Fall der Körper. Galilei fand, daß alle verschiedenen Fallerscheinungen sich ein und demselben Gesetze unterordneten. Kepler konnte dieses Gesetz auf die Bewegung der Himmelskörper ausdehnen; und Newtons Hypothese unter- warf ihm auch das Wirken der kleinsten Körperteilchen. So wurde die Synthese immer umfassender. Ja, man versuchte schließlich alles Geschehen, selbst das geistige, als Bewegung materieller Teile zu erklären. Ähnlich wies Ampere nach, daß magnetische Erscheinungen als elektrische anzusehen seien, und Maxwell und Hertz stellten wieder die Synthese zwischen elektromagnetischen und optischen

Vorgängen her. Und auf diesem Wege, die verschiedenen Formen des physikali» schen Geschehens zur Einheit derselben Gesetze zu vereinigen, schreitet die moderne Wissenschaft beständig weiter.

Aus dem Gesagten wird es klar, daß der Grundtrieb alles Denkens, sowohl des auf praktische Zwecke gerichteten, wie des rein wissenschaftlichen, darauf hin- ausgeht, eine Mehrheit von Einzelheiten unter allgemeine Gesichtspunkte zu brin' gen, d. h. zu umfassenden Begriffen zu gelangen. Denn der Begriff bedeutet Herrschaft und Macht über die Dinge. In jedem Einzelnen ist er wie ein Merk» mal enthalten und schwebt doch in ruhender Selbstgenugsamkeit über den Niede- rungen der Wirklichkeit. In ihm besitzen wir ein Mittel, uns in die Dinge zu versetzen und zugleich uns über sie zu erheben. .

Es fragt sich nur, was die Begriffswelt für die Erkenntnis von Welt und Leben eigentlich leistet. Stellt man sich das System der Begriffe als Pyramide vor, so gipfelt es sich von der breiten Grundlage der Einzeldinge allmählich zu immer höheren, allgemeineren Ideen empor und endigt schließlich mit dem all» gemeinsten Begriffe, der alle andern umfaßt, mit dem Begriffe des „Sein".

Nicht in langsamem, vorsichtigen Emporklimmen ist das menschliche Denken zu ihm gelangt; sondern schon die frühe griechische Spekulation erhob sich in kühnem Schwunge zu der schwindelnden Spitze der Pyramide und stellte die Frage: Was ist das „Sein"? Nun überlege man, auf welche Weise man solche Fragen nach dem „Was" eines Dinges beantworten kann. Entweder gibt man eine wissenschaftliche Definition, in der man den niederen Begriff durch einen höheren mit Hinzufügung der unterscheidenden Merkmale erklärt, z. B. das Tier ist ein organisches Wesen mit diesen und jenen Eigenschaften. Offenbar ist eine solche Definition beim Begriffe des Seins unmöglich, da wir ja an der Spitze der Pyramide stehen und nicht höher emporsteigen können. Oder aber wir geben zur Erklärung eines Begriffes seine Unterarten an. Dies ist die kindliche Weise, Begriffe zu erläutern. Auf die Frage: Was ist ein Tier? wird das Kind meist antworten: Eine Katze, ein Hund, ein Pferd. Und diese Art ist die einzige, die uns beim Begriffe des Seins noch zur Verfügung steht. Wir können eben von der Spitze der Pyramide nur wieder hinabsteigen, um uns hier an irgendeinen Begriff zu halten, der zur Deutung des Weltalls besonders geeignet erscheint. So lehrte der älteste jonische Naturphilosoph, alles sei aus dem Wasser entstanden, und die neuere Philosophie gibt uns Antworten wie: Das Sein ist Denken, das Sein ist Wollen, oder: Das Sein ist Entwickelung.

Wir erkennen hier deutlich eine doppelte Richtung des Denkens: durch inne» ren Einheitsdrang wird es zu immer höheren Ideen emporgetrieben; aber eine entgegengesetzte Kraft zieht es wieder nach unten. Auf das, was wir überwinden wollten, werden wir immer wieder zurückgeschleudert.

Aber noch von einer anderen Seite läßt sich die Eigenart des begrifflichen Denkens betrachten. Was sollten doch die Allgemeinbegriffe letzthin leisten?

Nichts anderes als Erkenntnis der Wirklichkeit, des Lebens. Wie stehen sie aber hierzu? Nur Individualbegriffe wie Vorrates, Athen, Olymp bezeichnen etwas relativ Bestimmtes. Je höher wir in den Begriffen emporsteigen, desto allgemeiner, inhaltsärmer werden sie. Gerade die höchsten Begriffe, wie etwa Kraft, Pflicht, Schönheit, Güte, Liebe, schwimmen in einem Nebel von Unbestimmtheit. Die Physik, die von allen Wissenschaften in der Neuzeit die gewaltigsten Fortschritte gemacht hat, sucht zu immer allgemeineren Formeln zu gelangen, durch die sie die Wirklichkeit des Geschehens erklären will. Aber je weiter sie damit kommt, desto mehr entfernt sie sich von dem, was sie eigentlich begreifen wollte, von der Natur. Schließlich bleibt auch hier nur die allgemeingültige, aber auch gleichgültige Formel, eine neue platonische Idee, die in einem Jenseits der Natur ihr Gedankendasein hat. Wo bleibt alle qualitative, individuelle Verschiedenheit des physischen Geschehens? Je tiefer wir auf mathematischem Wege in die Natur einzudringen suchen, desto weiter weicht sie vor uns zurück. Der Begriff verdünnt und verflüchtigt die Wirklichkeit, statt sie zu ergreifen. „Es gibt keinen Weg zur Natur der Dinge, der nicht von ihnen zu entfernen schiene." (Hebbel.) Wenn wir die Welt durch allgemeine Begriffe zu erkennen streben, so gleichen wir einem Luftschiffer, der die Oberfläche der Erde erforschen will. Ihm entfaltet sich bald eine große Menge von Dingen, die er mit einem Blicke zu umfassen vermag. In dem Wunsche, weitere Umschau zu halten und durch den Reiz des freien Schwebens verlockt, erhebt er sich immer höher, wird aber bald gewahr, daß sich alle Einzelheiten verwischen und schließlich ganz aus seinen Augen verschwinden. Um aber seine Forschung wirklich zu fördern, muß er sich zur Erde herablassen, um hier mit mühsamer Kleinarbeit zu beginnen.

Das Gefühl, einer verstiegenen Spekulation gegenüber wieder der nüchternen Bettachtung der Wirklichkeit, von einer weltfremden Wissenschaft sich wieder dem Leben zuwenden zu müssen, hat die Menschheit wiederholt ergriffen. Der mittel» alterlichen Weltanschauung gegenüber trat diese Richtung besonders stark in Bacon hervor, der seinen ganzen Spott über die idealistischen Hirngespinste ergoß und Plato einen tdeoloAu» mente csptu» nannte. Man dürfe die Welt nicht in die engen Fesseln des Verstandes einzwängen, sondern umgekehrt müsse der Verstand in die Weiten und Tiefen des Lebens hineingeführt werden. Ganz ähnlich« Gedanken sind im heutigen Pragmatismus wirksam, der bezeichnenderweise wieder eine Schöpfung des angelsächsischen Geistes ist. Unmittelbar das Leben selbst in all seinen Äußerungen will man hier erfassen, statt eine Gedankenkonstruktion zu entwerfen, die bestenfalls ein perspektivisch verschobenes und farbloses Bild des Lebens geben kann. Daß solche Bestrebungen in vielen Gemütern lauten Widerhall finden, ist nicht verwunderlich. Der reine Erkennrnisttieb aber wird durch diese Lehre unbefriedigt bleiben. Denn wird der Begriff des Lebens in den Mittelpunkt gerückt, so erscheint ihm gegenüber das Erkennen nur als ein Mittel zum Zwecke des Lebens und ist auch nur aus seiner Leistung für das Leben

zu begreifen. Gedanken, die sich auf die Dauer bewähren, d. h. zu richtigem Handeln führen, gelten hier als wahr. Nicht ein an sich Wahres gibt es, sondern nur ein für das Leben brauchbares Wissen. Und wir können nicht sicher sein, ob das, was sich bis heute als wahr erwies, vielleicht nach fünfhundert Jahren nicht mehr wahr ist. So schwindet bei dieser Anschauung der Begriff einer wahren, allgemein gültigen Erkenntnis überhaupt dahin. Die Kluft zwischen Leben und Wissen, die überbrückt werden sollte, tut sich von neuem auf. Konnten wir von der Begriffswelt nicht zur Wirklichkeit gelangen, so ist uns hier der Übergang vom wirklichen Leben zu einer an sich geltenden Wahrheit verwehrt. Wir drehen uns wie im Kreise herum, ohne den Mittelpunkt, die Einheit von Leben und Wissen erreichen zu können. Wir haben das Gefühl, das Hebbel in den Worten zusammenfaßt: „Die Philosophie hat die Peripherie um das mysteriöse Zentrum enger und enger zusammengezogen, aber der Sprung von der Peripherie ins Zentrum ist noch nicht geglückt."

Immer noch schaut uns das Leben mit rätselvollen Sphinraugen an. Etwas Unbegreifliches, Geheimnisvolles, ja Furchtbares verbirgt sich hinter dem leickft zerreißbaren Gewebe logischer Gesetzmäßigkeit, das wir so gern darüber breiten. Während frühere Denker das „Wesen" der Dinge zu durchschauen wähnten und noch Hegel die Welt für verwirklichte Vernunft erklärte, bedrückt uns heute mehr denn je das Bewußtsein, daß es im Kern des Lebens etwas gibt, was sich allem Wissen entzieht. Diesem irrationalen Bestandteil mußte sogar Kant, im Grunde doch strenger Rationalist, in seinem Systeme einen Platz gönnen. Sein „Ding an sich", das wir setzen müssen, und das doch niemals Gegenstand der Erfahrung werden kann, bedeutet die Anerkennung einer Welt, die uns auf ewig verschlossen bleiben wird. Psychologisch betrachtet, ist dieser Grenzbegriff der Ausdruck für das Schwanken unseres Geistes, der das innere Wesen der Dinge zu erfassen sucht und doch wieder wie von einer undurchdringlichen Mauer zurückgestoßen wird. Nach Kants eigenen Worten ist Metaphysik eine Naturanlage der Vernunft, der wir ebenso wenig verbieten können, sich zu betätigen, wie man einem Menschen das Atmen verbieten kann, weil er dabei auch schlechte Luft einatmen wird. Also ein Erkenntnistrieb, der notwendig zum Falschen geführt wird, der bestenfalls die Einsicht in seine eigene Beschränktheit erreicht! Die tragische Fär» bung, die eine solche Philosophie an sich trägt, hat Kant selbst zwar nicht so sehr empfunden, da sein Geist wesentlich auf strenge Trennung der Gebiete gerichtet war und in der kritischen Sonderung des Erkennbaren vom Unerkennbaren eine Befriedigung fand, die den klaffenden Zwiespalt seiner Weltanschauung einigermaßen verdeckte. Kants Geist war eben mehr mathematisch»wissenschaftlich als kulturell eingestellt.

Uns aber bliebe das trostlose Bewußtsein, einer Welt gegenüberzustehen, die auf ewig allen Anstrengungen der Erkenntnis spotten wird. Alle höheren Begriffe, die über das sinnlich Wahrgenommene hinausgehen, alle Ideale, zu denen wir

vertrauensvoll emporschauen, sind bloße Einbildungen, „Fiktionen". Es ist zwar praktisch notwendig, so zu handeln, als ob sie beständen; aber unser Wissen sagt uns: sie bestehen in Wirklichkeit nicht. Daß ein moderner Denker, Vaihinger, der durch Kant hindurchgegangen ist, zu so skeptischen Ergebnissen kommen mußte, zeigt uns die Tragik des Erkennens an einem besonders schlagenden Beispiele.
Zwar versichern uns die Neukantianer, jenes Irrationale Kants sei nicht absolut zu nehmen, sondern bezeichne nur die unendliche Aufgabe der Erkenntnis. Das Ding an sich sei keine Schranke, sondern ein Motiv des Forschens. Indes gerade gegen ihre idealistische Anschauung, die sich zum Teil sogar Hegel nähert, richtet sich von neuem der Vorwurf, daß ihre mathematische Gedankenkonstruktion die Welt allenfalls in einer Projektion darstellt, aber wie sie nicht von einem wirklichen Sein ausgeht, so auch nirgends mit dem Leben selbst zusammentrifft.
Drängender als je taucht wiederum die Frage auf: Kann sich die Wissenschaft des Lebens bemächtigen? Und darauf ist neuerdings eine vunde und klare Antwort gegeben worden, und zwar von einem französischen Denker. Sie lautet: Nein! Bergsons Philosophie ist von der starken Überzeugung getragen, daß die zergliedernde, begriffliche Wissenschaft immer nur um die Dinge herumgeht, statt in sie einzudringen. Sie deckt nur Beziehungen eines Dinges zu anderen auf, erklärt also das eine durch ein anderes, das es nicht ist. Sie gibt uns statt der Dinge selbst nur ihre Schatten, zeigt uns nie das Eiuzelne, sondern immer nur das Vielem Gemeinsame. Es liegt in dieser Beschränkung der Wissenschaft ein Kantischer Zug, der sich, seltsam genug, mit einem pragmatischen Einschlag ver» webt. Denn all' unser theoretisches Wissen ist nach Bergson schließlich auf Nutzen gerichtet, ist „interessierte" Arbeit. Aber Bergson glaubt an Metaphysik. Sie allein ist wahre Philosophie. Sie arbeitet nicht mit Begriffen und Formeln, sondern sucht die Wahrheit im unmittelbaren Erlebnis. Die Intuition, ein durch besondere Willensanstrengung erfolgtes Hineinversetzen in die Dinge, ist allein würdig, Philosophie genannt zu werden. Was sagt uns die analytische Wissenschaft über die „Dauer"? Ist es eine Erklärung, wenn man sie in eine Vielheit von Momenten zerlegt, die selbst keine Dauer besitzen? Ebenso sucht man ver» gebens das Bewegte aus dem Unbewegten herzuleiten. Wenn ich mich aber durch angestrengte Intuition in das, was wir Dauer oder Bewegung nennen, versetze, so erlebe ich dabei das „Gefühl einer genau bestimmten Spannung," das mir mehr sagt, als alle Zerlegung oder alle Formeln. Der einfache, augenblickliche Akt des Erlebens erschließt uns das Innere der Dinge. „Die Intuition erreicht das Absolute."
Damit wäre das große Rätsel gelöst. Wir bedürfen der Wissenschaft gar nicht, um das tiefste Wissen, nach dem wir dürsten, zu erlangen. Möge die analysierende Wissenschaft mit ihren Begriffen weiter arbeiten, um etwa nützliche Kenntnisse und technische Erfindungen hervorzubringen. Mit Philosophie hat sie nichts zu tun, wahre Welterkenntnis gibt sie uns nicht.

Nun aber entsteht die wichtige Frage, wie denn solch inneres Schauen aus dem subjektiven Erlebnis zum objektiven Charakter des Wissens erhoben werden kann. Nähme man auch an, das ganz persönliche Erleben konnte seinem Inhalte nach durch häufige Wiederholung und Übung zu einer gewissen festen Gestalt ver» dichtet werden, so würden wir dennoch immer nur zu einer Art Mystik kommen und uns bei einer nur subjektiv gültigen, andeutenden Beschreibung des inneren Erlebnisses bescheiden müssen. Aber wir wollten doch Erkenntnis, d. h. ein Allgemeingültiges, das uns über die Zufälligkeit des Jetzt und Hier hinaushebt. Dann aber bleibt uns nichts anderes übrig, als den Erlebnis kern der Intuition wieder in begrifflicher Form zu entwickeln und zur Darstellung zu bringen. Denn wie läßt er sich anders überhaupt mitteilen, geschweige denn zur Allgemeingültig» keit steigern? Die Intuition selbst ist dann nur Zeugungsakt — was sie übrigens von jeher beim Denken gewesen ist; die Erkenntnis, die sich an diesen Akt an- schließt, ist relativ, weil begrifflich. Bergson will darauf eine positive und unbe- grenzt vervollkommnungsfähige Wissenschaft gründen. Aber liegt nicht eher in seinen Ausführungen eine vernichtende Kritik aller Metaphysik als Wissenschaft? Denn zugegeben, die Intuition lasse uns einen Blick in das wahre Wesen der Dinge tun; was nützt das subjektive persönliche Erlebnis, wenn es durch die Fassung in die Sprache der Begriffe doch wieder veräußerlicht wird? Erlebnisse sind individuell; alle Wissenschaft dagegen verallgemeinert.

So gibt es also keine Möglichkeit, das innere individuelle Erlebnis in seiner ganzen Lebensfülle und Wirklichkeit und doch mit dem Charakter der Allgemein» gültigkeit darzustellen. Denn dann erst wäre die Einheit von Leben und Gedanke, der sich alle philosophischen Bemühungen nur asymptotisch nähern, tatsächlich erreicht. — Es gibt in der Tat ein Gebiet geistiger Schöpfungen, in denen das Leben selbst als wirklich gelebtes, irrational bedingtes mit einer Art notwendiger Geschlossenheit und Allgemeingültigkeit zur Darstellung gelangt. Es ist das Gebiet der Kunst. Zweifellos steckt in Goethes Faust eine tiefe Weltanschauung, eine Menge von Problemen, die nicht begrifflich auseinandergelegt, sondern im Kunst» werk selbst erlebt, d. h. intuitiv aus den Vorgängen und Worten erschaut werden. Eine starke, zwingende Erkenntnis fließt aus den großen Werken der Poesie in uns über. Auch Beethovens Fünfte Symphonie oder die Neunte vermag vor dem inneren Ohre des Empfänglichen ein Welt» und Menschheitsbild von über- wältigender Größe hervorzuzaubern, das uns einen Einblick in verborgene Tiefen des Daseins gewährt. Und erleben wir nicht vor den wahrhaft großen Werken der bildenden Kunst, etwa vor Michelangelos Mediceergräbern und den Fresken der Sirtina oder auch vor manchen Schöpfungen Mar Klingers ein Schauen geheimnisvoller Ideen, die wir mit Begriffen nicht wiedergeben können? Daß solche Werke nicht auf alle, und wiederum auf alle Empfänglichen nicht gleichmäßig wirken, widerlegt nicht die Tatsache, daß von ihnen ein gewisser Zwang nicht nur auf unser Gefühl, sondern auch auf unsere Vorstellungen ausgeübt wird. So

scheint die Kunst etwas zu leisten, was Wissenschaft und Philosophie vergeblich erstrebten. Friedrich Hebbel, der über dieses Problem von allen Dichtern vielleicht am meisten nachgedacht hat, nennt daher die Kunst „realisierte Philosophie". Jene Spannung zwischen abstraktem Denken und anschaulicher Vorstellung, jener scharfe Dualismus von idealem Wesen und realem Dasein, von Begriff und Wirklichkeit, den die Philosophie nicht überwinden konnte, ist hier aufgehoben. Denn im großen, vollendeten Kunstwerk sind Idee und Wirklichkeitserscheinung zur Einheit geworden: der Gedanke wird nur im Sinnlich»Anschaulichen dargestellt; das Anschauliche wiederum hat seinen logischen Sinn nur in der einheitlichen Idee des Ganzen. Hier ist der Begriff nicht von der Wirklichkeit durch zergliedernde Gedankenarbeit losgelöst, sondern wir erleben unmittelbar die Einheit von ideellem Gehalt und sinnlicher Erscheinung. Die Kunst ist in ihrem tiefsten Wesen symbolisch, „bedeutend" im Goetheschen Sinne. Auch in ihr ist das Vergängliche nur ein Gleichnis, aber ein solches, das wir besser verstehen, als in unserem eigenen flüchtigen Leben.

Daß die Kunst für viele Menschen die höchste und edelste Steigerung des Daseins bedeutet und eine tiefere Erkenntnis erschließt, als vielleicht alle Wissenschaft es vermöchte, ist nicht zu bezweifeln. Aber befriedigt sie wirklich den Erkenntnisdrang, aus dem Wissenschaft und Philosophie geboren wurden? Wir müssen mit nein antworten. Kunst kann die Wissenschaft, auch die Metaphysik, nicht ersetzen. Worin beruht denn ihre Überlegenheit über die Wissenschaft? Einzig darin, daß sie sich nicht ausschließlich an unseren Verstand, sondern an den ganzen Menschen wendet. Indem sie aber das ganze Leben als ein wirkliches darstellt, muß sie auch die irrationale Seite des Daseins berücksichtigen; mag diese nun als unbegreifliches Schicksal und sinnloser Zufall vor aller Augen liegen oder aus dem Klange der musikalischen Dissonanz geheimnisvoll aufleuchten. Eben das Irrationale ist es, das der Kunst das Gepräge der Lebenswirklichkeit verleiht. Und gerade dort, wo seine unheimliche Macht mit besonderer Schärfe hervortritt, wo das Ringen des Menschen gegen die starre Notwendigkeit am deutlichsten zutage tritt, nimmt das Kunstwerk die Form der Tragödie an. So endigt auch die Erkenntnis, die uns die Kunst vermittelt, bei der Einsicht, daß Tragik ein wesentliches Element des Lebens sei.

Während im Kunstwerk das Irrationale nur ethisch überwunden, also in seinem Bestande eigentlich nicht angetastet wird, sucht alle Wissenschaft, mag sie nun realistisch oder idealistisch gerichtet sein, die allmähliche Auflösung des Unerkannten durch den Verstand. Und es ist recht bezeichnend, daß gerade Hebbel, der den Erkenntniswert des Dramas besonders betont, nicht selten Gefahr läuft, statt einer Darstellung des Lebens selbst lebensfremde Konstruktionen zu geben. Infolge des irrationalen Bestandteils liegt die Wirkung des Kunstwerks teilweise im Unterbewußtsein, während Erkenntnis gerade auf eine bewußte, verstandesmäßige Erfassung der Welt hinzielt. Damit hängt noch ein weiterer Unterschied

zusammen. Das Kunstwerk gibt uns ein Stück Leben, zwar, wenn es die Schöpfung eines Genies ist, in unendlicher Vertiefung, aber äußerlich abgeschlossen, in sich ruhend: das Leben gewinnt „Form" in ihm. Die Wissenschaft dagegen ist nie abgeschlossen, sondern auf ein unendliches Ziel gerichtet. Das philosophische System aber, das gleich dem Kunstwerk den Anspruch auf Abgeschlossenheit macht, nimmt doch insofern am Charakter der Wissenschaft teil, als es in seiner Einseitigkeit über sich selbst hinausdrängend dem geschichtlichen Verlaufe des Erkennens eingeordnet ist. Auch Weltanschauungen zeigen eine unendliche Weiterentwickelung.

Wenn nun Wissenschaft in keinem ihrer Teile vollendet, Kunst dagegen in jedem Einzelwerke vollendet ist, so ist beiden doch das eine gemeinsam, daß sie unseren auf das Unendliche gerichteten Erkenntnistrieb nicht völlig befriedigen können. Hier blicken wir in die letzte Ursache aller Tragik, an der Wissenschaft und Kunst wie alle Lebensbetätigungen teilhaben: es ist die Endlichkeit und Ver» gänglichkeit unseres Daseins. Darin liegt der tiefste Sinn des tragischen Geschehens, daß wir Endlichkeit als eine Schranke, einen Fluch empfinden. Indem wir den Gedanken der Unendlichkeit ahnend erfassen, entsteht in uns die Sehnsucht, das Erlösungsbedürfnis, die unendliche Liebe, d. h. jenes Gefühl, das zum ersten Male im platonischen Begriffe des „Eros" philosophischen Ausdruck gefunden hat. Dieser Trieb aber, unser Wesen über die unfaßbare Zeitlichkeit des bloßen Da»Seins zu erheben und zur Unendlichkeit in Beziehung zu setzen, führt unmittelbar zur Religion.

In gewissem Sinne vereinigt die Religion die beiden Werte der Wissenschaft und der Kunst auf höherer Stufe: sie ist, wie Rickert sagt, „voll»endete Totalität"; sie offenbart uns das Unendliche in abgeschlossener Form. Daß auf religiöser Grundlage feste Überzeugungen erstehen können, die allem theoretischen Wissen , so sehr überlegen sind, daß sie eines Beweises überhaupt nicht bedürfen, ist Er» fahrungstatsache. Liegt hierin ihr eigentlicher religiöser Wert, so treten sie dadurch doch andererseits in jenen scheinbar unüberbrückbaren Gegensatz zur Erkenntnis, der sich geschichtlich als ein endloser Kampf zwischen Glauben und Wissen darstellt. Ja, nach der Meinung vieler Menschen stehen die historisch gewordenen Religionsformen mit ihren leicht erstarrenden Dogmen als der schlimmste Feind den reinen Bestrebungen nach Erkenntnis gegenüber. Und wer sich vom intellektualistischen Standpunkte aus mit dem Gedanken trösten wollte, daß durch den Fortschritt der Wissenschaft das Gebiet des Glaubens immer mehr zusammenschrumpfe und so der endgültige Sieg der Erkenntnis gewährleistet sei, übersieht, daß jeder Triumph der Wissenschaft zunächst eine Verarmung des inneren Lebens bedeutet, die nur durch Vertiefung der religiösen Anschauung allmählich ausgeglichen werden kann. Hier empfinden wir die Wahrheit des Hebbelschen Wortes: „Der Gedanke ist der Dieb am Leben" und werden fast zu dem Geständnis gedrängt, daß die moderne Wissenschaft, besonders in ihrer herrschenden

naturwissenschaftlichen Richtung nicht nur das Leben nicht erfassen kann, sondern es sogar beraubt. Die Welt, die vergangenen Geschlechtern als ein von gött» lichem Geiste durchwaltetes, zielvolles Ganze erschien, ist dem Anhänger Haeckels ein auf unbegreifliche Weise aus dem Chaos entstandener Mechanismus, der wie ein Uhrwerk abläuft. Wenn auch, wie Ludwig Stein richtig bemerkt, Glauben und Wissen nur in ihren Karikaturen, nämlich als Fanatismus und Atheismus, Erzfeinde sind, der Widerstreit zwischen ihren jeweils historisch bedingten Gestal» tungen wird nie verschwinden. Von neuem tritt uns hier die Spannung zwischen den Bedürfnissen des Verstandes und denen des Gemütes, zwischen Wissenschaft und Leben entgegen. Auch die religiöse Entwickelnng, des Geistes vermag den Erkenntnistrieb nicht zu befriedigen, höchstens, wie Pascal zeigt, zu beschwichtigen und zu unterdrücken. Die Wucht der Probleme lastet von neuem auf uns, und zwar umso schwerer, als wir nach der Wanderung durch die Gebiete der Kunst und der Religion gezwungen sind, wieder zur Wissenschaft, die uns doch unzu» länglich schien, zurückzukehren.

Daß wir heute bei aller Bewunderung für die Fortschritte äußerer insbeson» dere technischer Kultur im Grunde eine tiefe Unbefriedigung empfinden, liegt im Wesen unserer schnell eilenden Zeit. Jede Entwickelung zeigt einen Janus- kopf: Vergehen und Werden sind gleicherweise in ihr enthalten. Der neue Mensch, den die technische Umwandlung des Lebens hervorgebracht hat, fühlt sich zunächst entwurzelt, da die veränderte Außenseite des Daseins noch nicht zu einem inneren selbstverständlichen Besitze geworden und zu einer umfassenden Welt» anschauung verarbeitet ist. Zeiten des Werdens aber haben einen besonderen Sinn für die tragische Seite des Geschehens. — Die tiefste Tragik liegt nun dort, wo aus derselben Quelle das Wertvolle, Gute wie auch das Verderbliche und Schlechte hervorgeht. Wenn ein äußerer Zufall dem Edlen den Untergang bereitet, werden wir oft nicht so sehr erschüttert, als wenn das höchste Streben und die vernichtende Macht aus derselben Natur entspringen. Und an so tiefgreifender Tragik nimmt das menschliche Erkennen teil.

Es hat sich gezeigt, daß aller Wissenstrieb darauf hinausgeht, die Schrank?n der Endlichkeit zu überwinden. Um die Welt theoretisch zu erfassen, sieht sich der Geist zu unendlichen, unveränderlichen Begriffen fortgetrieben, die doch jene Wirklichkeit nicht mehr enthalten. Die Welt zerfällt ihm in zwei gesonderte Reiche, die schließlich beide gleich rätselhaft sind. Sucht er sie in anschaubaren Darstellungen der Kunst zu vereinigen, so bringt er es nur zu einem Einzelwerk, das dem Ganzen der Welt wie ein kleines, fest umrahmtes Spiegelbild gegenüber» steht. Versucht er schließlich, seine Sehnsucht nach dem Unendlichen unmittelbar im religiösen Glauben zu verwirklichen, so gerät er in scharfen Widerspruch mit Ergebnissen der Einzelwissenschaften. Überall ein Empordringen, ein Aufwärts» streben, und demgegenüber das Gefühl, mit aller Erdenschwere wieder zur Wirk» lichkeit hinabgezogen zu werden. In unseren Gedanken drängen wir zum Unend,

lichen hin und wissen uns doch an die Endlichkeit gebunden, weil wir nur da
festen Halt finden. Die Erkenntnis ist auf ein Ziel gerichtet, das sie nie erreicht
und doch immer erstreben muß. Eine Ahnung von der hierin liegenden Tragik
scheint übrigens schon die Menschen frühester Kulturstufen bewegt zu haben,
findet sie doch bereits in der mosaischen Erzählung vom Baume der Erkenntnis
symbolischen Ausdruck.

Bei solchen Erwägungen mag es manchem vielleicht unvermeidlich
dünken, zur Skepsis und zum Pessimismus zu gelangen. Doch verwechseln wir
nicht pessimistische und tragische Weltanschauung. Der folgerichtige Pessimist
muß die Welt ihrem Grunde nach für wertlos und schlecht halten. Tragik
dagegen beruht letzthin auf der Vernichtung des Endlich'Wertvollen, wobei, wie
uns die Tragödie zeigt, das Ewig»Wertvolle, wie etwa die Sittlichkeit, uns umso
deutlicher zum Bewußtsein kommt. So fühlen wir uns in der tragischen Wir»
kung als endliche Wesen tief gedemütigt, als unendliche dagegen in einen höheren
Daseinskreis versetzt. — Haben wir oben die eine Seite der Tragik deS Erkennens
betrachtet, wonach der Erkenntnistrieb zur Vernichtung seiner eigenen Erzeugnisse
führt, so vergessen wir darüber nicht die andere, erhebende Wirkung alles tra-
gischen Geschehens. Aus derselben Quelle, aus der die Unbefriedigung und Selbst-
zerstörung unserer Erkenntnis hervorgeht, entspringt auch das Höchste und
Edelste, was der Mensch je gedacht und geglaubt hat. Wie das Streben nach
Erkenntnis den Irrtum erzeugt, so erhebt sich aus der Asche vernichteter Vor'
urteile immer wieder der Phönix leuchtender Wahrheit. Ja, Erkenntnis wäre
erst dann wirklich vernichtet, wenn sie — vollendet wäre. Eben weil wir uns
der Endlichkeit unseres Wesens bewußt sind, können wir, über sie hinausstrebend,
den Gedanken unendlich wertvoller Güter fassen. Für das Tier bestehen die Be'
griffe des Endlichen und Unendlichen ebensowenig wie für Gott. Gleichwie im
sittlichen Streben das Gute, das den Kampf mit dem Schlechten bestanden hat,
besondere Kraft und erhöhten Wert besitzt, so ist auch das Wissen, das durch
Zweifel und Irrtum hindurchgegangen ist, reicher, stärker, beglückender. Und
so leuchtet auch aus den Tragödien des Erkenntniskampfes immer wieder das
Licht der Wahrheitsidee wie ein ruhig strahlender Stern, den finsteres Gewölk
nur vorübergehend unseren Blicken entziehen kann.

„Kein Licht kommt anders als auf dunklen Wegen." (R. Dehmel.)

Bernhard Münz
Nietzsche und der Krieg
Dr. Bernhard Münz:
Nietzsche und der Krieg.
Nietzsche hat in seiner Lebensanschauung die große Abrechnung mit sich selber gehalten; seine Werke sind aus dem tragischen Konflikte seines heimlichsten Lebens geboren. Ähnlich wie Schopenhauer hat er in seinem Lebenswerk nicht sich selbst und seine Art, das Leben zu führen, dargestellt, sondern seine Sehnsucht nach einem seiner Natur widerstrebenden, unerreichbaren Lebensideale. Solange er sich zu dem Grundprinzip bekannte: „Der Grundgedanke der Kultur, insofern diese jedem einzelnen von uns nur eine Aufgabe zu stellen weiß, ist: die Erzeugung des Philosophen, des Künstlers und des Heiligen in uns und außer uns zu fordern und dadurch an der Vollendung der Natur zu arbeiten^' war Nietzsche er selbst. Was er später der Entwicklung des Menschen als Ziel vorzeichnete, das war nicht das verklärte Bild seines eigenen Lebens und Wesens, sondern das Bild alles dessen, wonach er verlangend die Hände ausstreckte, weil er es entbehrte. Was ihm abging, verwandelte er in das Grundprinzip seiner Philosophie. Er fühlte sich unterhalb, nicht oberhalb seiner Weltanschauung. Sie ist eine Reaktion gegen seine Gefühlsexesse, eine Auflehnung gegen seine Willensschwäche, — die Auflehnung eines Löwen, der an die Stangen seines Käfigs pocht. Von ihm gilt, wie Alois Riehl in seinem Buche über Nietzsche treffend bemerkt, sein Satz: „Unsere Mängel sind die Augen, mit denen wir das Ideal sehen."
Seine Natur war eine ungemein weiche und sensitive. Er war menschlich, allzu menschlich, über die Maßen fein in seinem Empfinden, er besaß ein rühren.» des Zartgefühl, die geringfügigisten Dienste, die man ihm erwies, verklärte er zu Taten persönlicher Aufopferung. Er war leicht zur Versöhnung bereit und voll Scheu, andere zu verletzen. Er war von so merkwürdigem Feingefühl, daß er aus Liebe zu seinen Freunden zum Schaden seiner Werke Ideen in sie hineinflocht, die den Freunden wohltun und ihre Ziele fördern sollten. Nietzsches Schwester bezeichnete sein erstes Buch „Die Geburt der Tragödie" als das „größte Brandopfer der Selbstverleugnung", das er seiner Freundschaft für Richard Wag» ner gebracht hat. Wieviele Gedanken er in diesem Erstling aus Rücksicht für den empfindlichen Meister unterdrückt hat, ist durch die Nachträge zu demselben zur Genüge bewiesen. Er war sich bei der Abfassung des Buches dessen bewußt, daß er sich das grandiose griechische Problem, wie es ihm aufgegangen war, durch die Verknüpfung mit der Wagnerschen Kunst verdarb, aber zugleich empfand er, daß eine so tiefe und große Freundschaft ernste Pflichten auferlege, ja, daß sie auch in gewisser Hinsicht ein Opfer des Intellekts fordern dürfe. „Im übrigen," schrieb er, „habe ich den Glauben, daß wir nicht geboren sind, glücklich zu sein, sondern

unsere Pflicht zu tun; und wir wollen uns sagen, wenn wir wissen, wo unsere
Pflicht ist."
Er war voll selbstloser Hingabe, fremdes Leid, selbst das verborgenste, emp»
fand er auf das innigste mit, er fühlte es wie eigenes. Es ist beispielsweise nicht
zu beschreiben, was das Herz des Krankenpflegers Nietzsche — denn die Schweiz
gestattete ihrem Universitätsprofessor nicht, als Soldat den deutsch»französischen
Krieg mitzumachen — während dessen gelitten hat; noch Monate lang hörte er
das Stöhnen und Jammern der armen Verwundeten. Es war ihm in den ersten
Jahren fast unmöglich, darüber zu sprechen, und als sich sein Freund Erwin Rohde
einmal darüber beklagte, daß er wenig von seinen Erlebnissen als Krankenpfleger
gehört habe, brach Nietzsche mit dem schmerzlichsten Ausdruck in die Worte aus:
„Davon kann man nicht sprechen, das ist unmöglich, man muß diese Erinnerun»
gen zu verbannen suchen!"
Da Rohde sehr lange auf die Professur warten mußte, bot ihm Nietzsche
ganz ernstlich seine Stelle an und unternahm auch schon Schritte, um sie ihm zu
überlassen. Und wiederholt hat er ärmeren Freunden Summen angeboten, die
für seine Verhältnisse außerordentlich hoch waren. Es betrübte ihn, wenn seine
Anerbieten nicht angenommen wurden. „Es hätte mich reicher gemacht, wenn ich
es hätte geben dürfen," schrieb er einmal.
Zarathustra hat daher die schwerste Versuchung zu bestehen, als der Notschrei
der, höheren Menschen zu ihm dringt und das Mitleid ihn zu überwinden droht.
Dieser Notschrei zerreißt ihm das Herz, und er muß sein« ganze Kraft zusammen-
nehmen, um ihm zu widerstehen und schließlich die Leidenden und sich selbst in
eine Höhe zu heben, von der aus gesehen das tragische Problem unter ihnen
liegt. Man muß am Mitleid gelitten haben wie Nietzsche, um so etwas über»
haupt begreifen zu können.
In seiner sublimen Bildung, in seiner verfeinerten Kultur hat er, wie
kaum ein anderer, die ganze Tragik des modernen Kulturmenschen erlebt, dem der
Intellekt den Willen zerbrochen hat, auf den doch zuletzt alles im Leben des
Mannes ankommt. Nur wo ein Wille ist, ist auch ein Weg aufwärts für den
Menschen; läßt dieser Wille nach, so beginnt die große Menschendämmerung.
Aus diesem schmerzlichen Erleben heraus, kehrte er sich aufs allerentschiedenste gegen
alles, was ihm die ursprüngliche Glühwärme des Willens zum lebendig erfaßten,
resoluten Leben zu vermindern schien, und predigte den Kreuzzug gegen die ent»
nervende und verzärtelnde, die harmonische Ausbildung des Menschen unterbin»
dende, und an allem, was im Leben stark und groß ist, vorbeischauende Kultur
seines Zeitalters. Er setzte den Intellekt dem Willen gegenüber herab, er fand in
der Überschätzung des ersteren und der Unterschätzung des letzteren eine Haupt»
quelle der von ihm behaupteten Dekadenz. Im Intellekt sah er nur die „kleine
Vernunft" des Menschen; die „große Vernunft" im Menschen ist der Wille mit

seinen Instinkten und Trieben, in denen und aus denen die Weisheit der Natur selbst spricht. Die Entstehung und Verbreitung der Kultur ist überall dem Einfluß willenskräftiger Persönlichkeiten zuzuschreiben, ihr Sinken beginnt überall da, wo die angeborene Kraft des Entschlusses von des Gedankens Blässe angekränkelt wird, so in Griechenland mit dem Auftreten des Sokrates, den Nietzsche zum Typus der trockenen Gelehrten stempelte, die durch ihre verstandesmäßige Dialektik den Willen austrocknen. In diesem Sinne verstieg er sich gelegentlich bis zur Verachtung der Wissenschaft, bis zur skeptischen Verhöhnung des Strebens nach Wahrheit; denn die Wahrheit töte, nur der Schein, die Täuschung sei lebenfördernd. In der Periode, die mit dem „Zarathustra" beginnt, hat er in dem Leben für die Erkenntnis nur noch eine Abart des „asketischen Ideals", einen andern „Schleichweg zum Nichts", zur Flucht von sich selbst, zum Loskommen von dem Willen gesehen.

Er kehrte sich sogar unbedingt gegen das warme, mitfühlende Herz, das nicht wisse, was es begehre, gegen das Mitleid als das Hauptwerkzeug der Entselbstung, der Lebensverneinung und der künstlichen Erkaltung des von der Natur selbst zum Untergange bestimmten Lebensunfähigen, er schwelgte angesichts der „schändlichen modernen Gefühlsverweichlichung", in dem Gedanken an eine im Zeichen des Starken, Ungebrochenen, Harten, Grausamen stehende Welt, die Renaissance war sein goldenes Zeitalter, er verdammte jene unwürdige Selbstlosigkeit, „in die er zuerst aus Unwissenheit, aus Jugend geraten war, in der er später aus Trägheit, aus sogenanntem .Pflichtgefühl' hängen geblieben war," er betrachtete die soziale Frage als Ausfluß der „Dummheit und Instinktentartung" und verkündete ein die Moral auf den Kopf stellendes Evangelium, das auf den Grundton gestimmt ist: alles, was aus der Energie, der höchsten Fülle des Lebens stammt, dem Zuge nach dem, was den Willen stählt und waffnet, folgt, ist gut, was aus der Schwäche, dem Herdenmachtinstinkt stammt, ist schlecht.

Weil unser Philosoph von einer fast weiblichen Milde war, pries er die Grausamkeit und Gewalttätigkeit als etwas Labendes und Beseligendes; denn „man ist in dem Grade grausam, als man der Liebe fähig ist".

Zu dem Umschwung trug nicht wenig der Umstand bei, daß auf ihm ein furchtbar tragisches Geschick lastete. Ein Mann, der „Leib und Seele in solcher Beschaffenheit hatte, daß er mit beiden furchtbar leiden konnte," hatte er eine mächtige Sehnsucht nach den „Mächtigen an Leib und Seele". Er litt entsetzlich unter der ihm wahre Höllenqualen bereitenden Krankheit und den unsäglichen Erschütterungen seiner völlig vereinsamten Seele; er setzte sich jedoch gegen den Tyrannen Schmerz heroisch zur Wehr, er sonnte sich, um sich für die Wirklichkeit des Lebens zu entschädigen, an jenen Granitmenschen, die in ihrer Überfülle von Leben und in ihrer Verwegenheit ihm Vergnügen machten, und träumte von einer Fort» und Höherentwicklung des Menschen über seine Art hinaus und hinauf zu

dem starken, einen „felsensprengenden" Willen besitzenden, autonomen, wie eine Vergötterung des Lebens erstrahlenden „Übermenschen", dessen Züchtung die schonungslose Vernichtung von Millionen Schwacher und „Mißratener", ein Leid, „dessen Gleichen noch nie da war," voraussetzt.
Mit der Lehre vom Übermenschen steht es auch im Einklang, daß Zarathustra zu seinen „Brüdern im Kriege" spricht: „Ihr sollt den Frieden lieben als Mittel zu neuen Kriegen. Und den kurzen Frieden mehr als den langen. Euch rate ich nicht zur Arbeit, sondern zum Kampfe. Euch rate ich nicht zum Frieden, sondern zum Siege. Eure Arbeit sei ein Kampf, euer Friede sei ein Sieg! . . . Ihr sagt, die gute Sache sei es, die sogar den Krieg heilige? Ich sage euch: der gute Krieg ist es, der jede Sache heiligt. Der Krieg und der Mut haben mehr große Dinge getan als die Nächstenliebe. Nicht euer Mitleid, sondern eure Tapferkeit rettete bisher die Verunglückten." Auflehnung — das ist die Vornehmheit am Sklaven. Die Vornehmheit des guten Kriegsmanns ist Gehor» sam; ihm klingt „du sollst" angenehmer, als „ich will". Seine Liebe zum Leben sei Liebe zu seiner höchsten Hoffnung, und seine höchste Hoffnung sei der höchste Gedanke des Lebens. Der aber lautet: Der Mensch ist etwas, das überwunden werden soll. „So lebt euer Leben des Gehorsams und des Krieges! Was liegt am Langleben! Welcher Krieger will geschont sein!"
In „Der Wille zur Macht" bezeichnete Nietzsche es als zum Begriffe des Lebendigen gehörig, daß es wachsen und seine Macht erweitern muß. Man rede unter dem Einflusse der Moralnarkose von einem Recht des Individuums, sich zu verteidi g e n; im gleichen Sinne dürfte man auch von seinem Rechte a n » zugreifen reden; denn beide Rechte — und das zweite noch mehr als das erste — seien „Nezessitäten" für jedes Lebendige: der aggressive und der defen» sive Egoismus seien nicht Sache der Wahl, sondern die Fatalität des Lebens selbst. Dabei bleibe es sich gleich, ob man ein Individuum oder eine aufwärtsstrebende Gesellschaft ins Auge fasse. Ein Volk dürfe füglich sein Eroberungs» bedürfnis, sein Machtgelüst, sei es mit Waffen, sei es durch Handel, Verkehr und Kolonisation, als Recht, Wachstumsrecht etwa geltend machen. Ein Volk, das den Kvieg und die Eroberung endgültig abweise, sei im Niedergang; es sei reif für Demokratie und Krämerregiment. „Man hat auf das große Leben ver» zichtet," heißt es in der „Götzendämmerung", „wenn man auf den Krieg ver» zichtet." Der Krieg wird auch in dieser „großen Kriegserklärung" als Er» zieher zur Freiheit gepriesen. Denn was ist Freiheit? Daß man den Willen zur Selbstverantwortlichkeit hat; daß man gegen Mühsal, Härte, Entbehrung, selbst gegen das Leben gleichgültiger wird; daß man bereit ist, seiner Sache Menschen zu opfern, sich selber nicht abgerechnet. Freiheit bedeutet, daß die männlichen, die kriegs- und siegesfrohen Instinkte die Herrschaft haben über andere Instinkte, zum Beispiel über die des Glücks. „Der freigewordene Mensch, um wieviel mehr der freigewordene Geist, tritt mit Füßen auf die verächtliche Art von Wohlbefin»

den, von dem Krämer, Christen, Kühe, Weiber, Engländer und andere Demo»
kraten träumen." Der freie Mensch ist Krieger.
In „Menschliches, Allzumenschliches", womit die sogenannte zweite Schaf»
fensperiode einsetzt, schlug Nietzsche einen milderen, sanfteren, menschlicheren Ton
an. Der größte Nachteil der Volksheere, der allgemeinen Wehrpflicht, die ihm
in den Aphorismen zu „Volker und Vaterländer" als „sonderbares Gegengift
gegen die Weichlichkeit der demokratischen Ideen" erschien, besteht ihm in der
Vergeudung von Menschen der höchsten Zivilisation. „Nur durch die Gunst aller
Verhältnisse gibt es deren überhaupt, — wie sparsam und ängstlich sollte man
mit ihnen umgehn, da es großer Zeiträume bedarf, um die zufälligen Bedingun-
gen zur Erzeugung so zart organisierter Gehirne zu schaffen! Aber, wie die
Griechen in Griechenblut wüteten, so die Europäer jetzt in Europäerblut: und
zwar werden relativ am meisten immer die Höchstgebildeten zum Opfer gebracht,
die, welche eine reichliche und gute Nachkommenschaft verbürgen: solche nämlich
stehen im Kampfe voran, als Befehlende, und setzen sich überdies, ihres höheren
Ehrgeizes wegen, den Gefahren am meisten aus." Ähnlich bricht er bald darauf
in die Klage aus, daß ein Volk die größten Einbußen, welche Krieg und
Kriegsbereitschaft mit sich bringen, nicht durch die Unkosten des Kriegs, die
Stauungen in Handel und Wandel, die Unterhaltung der stehenden Heere erleidet,
sondern dadurch, daß die tüchtigsten, kräftigsten, arbeitsamsten Männer in außer-
ordentlicher Anzahl ihren eigentlichen Beschäftigungen und Berufen entzogen
werden, um sich auf dem Altare des Vaterlandes zu opfern.
Und doch kann er dort nicht umhin, zu Gunsten des Krieges geltend zu machen,
daß er die Menschen natürlicher macht. Er sei für die Kultur Schlaf» oder
Winterszeit, der Mensch komme kräftiger zum Guten und Bösen aus ihm heraus.
Herzzerreißend wird die Unentbehrlichkeit des Krieges in diesem Zusammen»
hange folgendermaßen begründet: „Es ist eitel Schwärmerei und Schönseelentum,
von der Menschheit noch viel (oder gar: erst recht viel) zu erwarten, wenn sie
verlernt hat, Kriege zu führen. Einstweilen kennen wir keine anderen Mittel,
wodurch mattwerdenden Völkern jene rauhe Energie des Feldlagers, jener tiefe,
unpersönliche Haß, jene Mörder»Kaltblütigkeit mit gutem Gewissen, jene gemein»
same, organisierende Glut in der Vernichtung des Feindes, jene stolze Gleichgültig-
keit gegen große Verluste, gegen das eigene Dasein und das der Befreundeten,
jenes dumpfe, erdbebenhafte Erschüttern der Seele ebenso stark und sicher mitge»
teilt werden könnte, wie dies jeder große Krieg tut; von den hier hervorbrechenden
Bächen und Strömen, welche freilich Steine und Unrat aller Art mit sich wälzen
und die Wiesen zarter Kulturen zugrunde richten, werden nachher unter günstigen
Umständen die Räderwerke in den Werkstätten des Geistes mit neuer Kraft
umgedreht. Die Kultur kann die Leidenschaften, Laster und Bosheiten durchaus
nicht entbehren. — Als die kaiserlich gewordenen Römer der Kriege etwas müde

wurden, versuchten sie aus Tierhetzen, Gladiatorenkämpfen und Christenverfol»
gungen sich neue Kraft zu gewinnen. Die jetzigen Engländer, welche im ganzen
auch dem Kriege abgesagt zu haben scheinen, ergreifen ein anderes Mittel, um
jene entschwindenden Kräfte neu zu erzeugen: jene gefährlichen Entdeckungsreisen,
Durchschiffungen, Erkletterungen, zu wissenschaftlichen Zwecken, wie es heißt, unter»
nommen, in Wahrheit, um überschüssige Kraft aus Abenteuern und Gefahren
aller Art mit nach Hause zu bringen. Man wird noch vielerlei solche Surrogate
des Krieges ausfindig machen, aber vielleicht durch sie immer mehr einsehen, daß
eine solche hochkultivierte und daher notwendig matte Menschheit, wie die der
jetzigen Europäer, nicht nur der Kriege, sondern der größten und furchtbarsten
Kriege — also zeitweiliger Rückfall in die Barbarei — bedarf, um nicht an
den Mitteln der Kultur ihre Kultur und ihr Dasein selber einzubüßen."

Die Höhe, welche das Kunstleben einer Nation zeigt, ist der deutlichste Aus»
druck der Kultur einer solchen. Die Stellung, welche die Kunst in einem Hause
einnimmt, ist der Gradmesser der kulturellen, wenn nicht gar der gesellschaftlichen
Stellung dieser Familie; es gehört eben zu den Grundbedingungen eines vor-
nehmen Hauses, Kunst zu pflegen und sich mit Kunstwerken zu umgeben; es
gehört zu den selbstverständlichen Erfordernissen eines Gebildeten, über die Ele-
mentarregeln der Kunst unterrichtet zu sein.

Zweifellos: nichts enthüllt so rücksichtslos den Inhalt, aber auch den Ge»
fühls» und Geschmackswert eines Menschen, als die Kunstgegenstände, mit denen
er sich umgibt, als die Stellung, die er diesen gegenüber einnimmt.

Noch trommelt der Feind an die Tore, noch heißt es kämpfen, um sich der
Ruhe des Friedens desto sicherer erfreuen zu können. Auch die Daheimbleibenden
dürfen nicht ruhen, müssen ihr Alles hergeben, um sich der tapferen Kämpfer an
der Front gleichwertig, ihrer Nation würdig zu erweisen. Es gilt, auch wirt»
schaftlich dem gewaltigen Geschehen Herr zu werden, und es gilt, in nimmer
ruhender Wirksamkeit vorzubereiten, gerüstet zu sein zur ebenso gewaltig ein»
stürmenden Arbeit kommenden Friedens. Es muß anders werden, vieles, vieles

O.

„Eine Tasel der «Lter hingt über jedem Bolke, Siehe,
es ist seiner Überwindungen Tasel; stehe, es ist die
Stimmt seines Willens zur Macht."

anders werden, als es vor dem Kriege war, wollen wir auch als Kulturvolk an
der Spitze des Weltgeschehens marschieren. Es muß anders werden, gerade auf
dem Gebiet der Kunstpflege.

I.

Noblesse oblige! Aber nicht nur Adel verpflichtet, sondern auch Tradition
und Geschichte verpflichten, und es ist eine ernste Pflicht jeder Generation, sich
der Vorfahren würdig zu erweisen; schon damit Nachkommende nicht Grund haben,
sich ihrer Väter zu schämen.

Wissenschaft, Technik, Handel sind organisiert im Deutschen Reiche, haben
ihre Fürsorge seitens der Regierungen gefunden. Anders die Kunst soll sie
noch immer ihrer Erlösung harren? soll das deutsche Volk auch weiter seiner
unwürdig an seinen Künstlern handeln?

Der Ruf nach einer Vertretung der Kunst bei der Reichs-
leitung verhallte bisher im Winde, ein Kunstministerium besteht in
keinem Bundesstaat. Sollten wir da am Ende nicht doch
von unseren Gegnern lernen können? Und die Kunstpflege der
Städte Weitblickend und weise geleitet, sollen sie zur Begutachtung aller
künstlerischen Fragen, zur Beobachtung aller Unternehmungen ihren künstlerischen
Beirat, ihre Kunstdeputation oder -Kommission, welche dauernd und immerwährend
zu arbeiten und Vorschläge zu machen hat, haben; nicht nur, wenn mit bestimmten
Fragen an sie herangetreten wird. Daß einer solchen Kommission nur Künstler
anzugehören haben, absolut unabhängige Persönlichkeiten, für die kein direktes
Geschäftsinteresse vorliegt, ist eine Binsenweisheit in ihrer Selbstverständlichkeit;
auch daß die Mitglieder einer solchen Kommission Einwohner dieser Stadt sein
müssen. Nur wer aufs engste mit einer Stadt verbunden, zu jeder Tages» und
Nachtzeit der ihre ist, kann ihren Pulsschlag ganz verstehen, kann daraus heraus
schöpferisch bodenständig wirken!

Der Wert einer Persönlichkeit ebenso wie einer Nation besteht in ihrer Eigen»
art, in dem, was sie Eigenes zu bieten imstande ist; auch in künstlerischer Hin-
sicht! Daher kommt es vor allem darauf an, das Eigene — gleich ob viel oder
wenig — zu entwickeln und zur Entfaltung zu bringen, es zu hüten und zu pflegen
durch Jahrhunderte, bis es Blüte trägt und die Gärtner — Gelehrte, Künstler
und Fremde — von weit herbeieilen zur Besichtigung; auch, um sich Anregung,
Samen und Ableger zu holen, um sie in ihrer Heimat auszusäen und zu pflanzen,
jedes einzelne den Rnhm predigend seiner Urstätte. Hierzu aber ist vonnöten,
das Eigene zu erkennen und zu schätzen:

„Leben könnte kein Volk, das nicht erst schätzte;
will es sich aber erhalten, so darf es nicht schätzen, wie der Nachbar schätzt."
Also sprach Zarathustra.

Kunstpflege Willy O. Dreßler
ii.
Dilettantismus — ein Schlagwort, mit dem alles totgeschlagen wird, was
lernen will in der Kunst und sich unterrichten. Es ist verfehlt, den lernen Wol-
lenden und sich Übenden zu schelten ob seines Tuns. Praktische Betätigung führt
am ersten zum Verständnis einer Sache. Nur muß sich der den ersten Strich
Tuende hüten, sich für einen Künstler zu halten. Das Kind, das eine lateinische
Vokabel hersagt, wird doch auch nicht Professor der lateinischen Sprache genannt.
Gefunder Dilettantismus, wie künstlerisches Schaffen überhaupt, habe seine
Wurzeln in der Begeisterung für alles Schöne, das dem Menschen allüberall
entgegentritt, und in der inneren Kraft erleben zu können: die lebende, fein
nuancierte Körperform eines schönen Menschen, wie die tosende, sturmgepeitschte,
gewaltige Natur. Begeisterte Naturschwärmer, aber auch verständnisvolle Beob»
achter in den Kunstsammlungen; stille Genießer einerseits und Tatmenschen
andererseits, die mutig zu Bleistift, Pinsel oder Meißel greifen, aus denen auf
dem Wege ernster Arbeit ein Künstler werden kann.
III.
Der Träger jeder künstlerischen Kultur ist der Künstler. Nicht jene Sorte
Menschen, welche durch langgewachsenes Haar, die Furcht vor jeder gesellschaft-
lichen Kleidung ihren Mitbürgern lästig und auf die Nerven fallen und dadurch zu
ersetzen und zu verdecken glauben, was ihnen an Können abgeht; die sich zu
erhaben dünken, um mit ihren Standesgenossen — zumeist Angehörige das Zeich»
nen übender Berufe — zu verkehren, sich einige Malkniffe angeeignet haben und
den Kunstrichter spielen, mehr komisch als ernst wirkend. Immerhin, diese Ele-
mente stiften Schaden; viel zn schlau, um nicht einzusehen, daß sie ihre Machwerke
ohne weiteres nicht ins Publikum bringen können, verstehen sie es meisterlich, sich
an eine angesehene Standesperson — bevorzugt protektionslüsterne Damen —
heranzuwerfen, hier und dort eine Stelle zu ergattern und zu halten, um dann von
da aus, als Amtsperson, Schüler und Absatz ihrer Kunstprodukte zu finden.
Wehe der Stadt, in der so ein Exemplar gepflegt wird, sie ist der Kunstpest ver»
fallen und jede künstlerische Entwicklung ist unmöglich.
Man könnte darüber schweigen, denn auf die Dauer wird.sich im Leben wohl
doch nur das Gute, innerlich Wertvolle halten. In einer Zeit schwerster Not
unter der Künstlerschaft aber ist es heilige Pflicht und Schuldigkeit jedes Ein»
zelnen, mehr aber noch jeder Behörde, alle diejenigen, die nicht ihre Künstlerschaft
verbrieft beweisen können, der Kunst fernzuhalten und damit jenen schwer ums
tägliche Brot ringenden Menschen freiere Bahn zu schaffen, die sich zumeist unter
großen Mühen, Opfern, harten Entbehrungen und langen Studien ihr Können
erworben haben, die ihr warmes Herzblut in ihren Werken anderen zur Freude
und zum Genuß hingeben.

Ein geradezu unheimliches Unwissen beherrscht auf diesem Gebiete das Publikum; dasselbe Publikum, dem es gar nicht einfallen würde, in Rechtsfragen zu einem sogenannten Linksanwalt, in Krankheitsfällen zu einem Kurpfuscher zu gehen, das in vollster Entrüstung gegen jene Elemente Front macht und nach dem Staatsanwalt ruft.

Dieses zu sagen, ist nötig und immer wieder notig, und es müssen immer wieder Neue kommen, die dieses offen tun, bis das Publikum es endlich begreift, daß, wer zeichnet und malt, noch lange kein Künstler ist, daß eine bunte Leine» wand noch kein Gemälde ist.

Wohl kann und soll niemand gehindert werden, zu zeichnen und zu malen, so viel er will, aber ein gewisses Maß von Können müssen Arbeiten zeigen, denen man das Recht, zum Verkauf zu erscheinen, im Handel als Kunstwerke ausgeboten zu werden, zugestehen soll. Wenn das Publikum sich nicht selbst helfen will und kann, dann muß eben der Ruf nach einer amtlichen Gesundheitspolizei für Kunst-werke ertönen.

Wen haben wir nun als Künstler zu betrachten?: Jene Menschen, die durch Studiengang und Schaffen, durch den bescheidenen Ernst und die Ehrlichkeit ihres Ringens sich jene Bezeichnung verdient haben; sei es, daß eine der wenigen führenden Künstlergenossenschaften, eine Corona anerkannter, über der Sache stehender Künstler, sie als ihresgleichen aufgenommen hat, sei es, daß ihre Arbei-ten die Feuertaufe durch Aufnahme in einer der von der allgemeinen deutschen Kunstgenossenschaft und dem deutschen Künstlerbund als vollwertig anerkannten Ausstellung bestanden haben, oder aber daß sie den Nachweis eines abgeschlossenen Kunststudiums erbringen.

Wie wir uns heute endlich wieder zu der Ansicht durchgerungen haben, daß ein Lehrling nicht eher als Geselle und Meister gilt, bis er sein Gesellen» und Meisterstück kann, so auch in der Kunst: der Weg von der Zeichenschule bis zur Meisterklasse der Akademie ist ein gar weiter und ausdauerndder, und sehr viel gilt es zu lernen, bis der Kunstjünger imstande ist, die Stoffe zu meistern; nur ein großes Genie und ein mächtiges Talent kann sich darüber hinwegsetzen, dem das Wissen und die technische Vollendung gleichsam aus einer anderen Welt spielend zufließen, und schließlich auch nur dann, wenn er Uber die nötige körper» liche Kraft verfügt, um den ihm blühenden harten Lebenskampf zu überdauern, der in größerem Maße dem wird, der auf anderen Wegen als den üblichen in die Arena der Konkurrenz tritt.

IV.

Eine der stärksten Stützen aller Kunstpflege sei die Leitung der Museen und der Kunstvereine.

Weit müssen die Räume sein, um die Anhänger des letzteren zu fassen. Alle vierzehn Tage sehen wir die Mitglieder zu ein« Aussprache vereinigt, alle vier

Wochen findet ein interessanter, künstlerisch belehrender Vortrag, hin und wieder mit Führung in die Sammlungen statt; sind doch außer dem Museum zumeist eine Kupferstichsammlung, eine Kunstgewerbesammlung, sowie Bibliotheken mit alten Büchern vorhanden. Eine Freude aber ist es, einige Mitglieder über ihre mehr oder weniger umfangreichen Schätze an Kunst oder ihre Sammeltätigkeit sprechen zu hören, und manch einer verdankt seine künstlerische häusliche Umgebung, sein wachsendes Interesse und Verständnis für Kunstwerke gerade diesen Abenden. Außerdem aber sorgen Stiftungen vermögender Mitbürger, freiwillige über den an sich niedrigen Beitrag gezahlte Beträge dafür, daß der Verein seiner Hauptpflicht: Heimatort und -Gebäude und Umgebung mit vorbildlichen Kunstwerken zu schmücken, einheimisches Kunstschaffen zu unterstützen, nachkommen kann. So soll es sein!

Leider lohnt die Besucherzahl der Museen nicht das in die Sammlungen hineingesteckte Kapital, die dafür aufgewandte Mühe; leider betrachten es die Leiter derselben mehr als ihre Aufgabe, eigene kunstwissenschaftliche Arbeit zu treiben, als das Verständnis für die Schätze, die ihnen anvertraut sind, mit allen nur zu Gebote stehenden Mitteln, unter völliger Zurücksetzung des eigenen „Jch's", zu erschließen, Missionare zur Hebung des Kunstinteresses ihres ihnen unmittelbar angehenden Kreises zu sein.

V.

Mangel an Kunstinteresse ist zumeist die Folge von Mangel an Kunstver» ständnis, wird doch dem Kunstverständigen der Umgang mit Kunstwerken von selbst so zum ausgesprochenen Bedürfnis, daß er ihre Gegenwart sucht, wo sich ihm nur die Gelegenheit bietet. Wohl ist es gewiß, daß der Mangel an Kunstverständnis nur durch eine geeignete Erziehung zur Kunst zu beheben ist. Trotz weit vorgeschrittenen Anschauungsunterrichtes in den Schulen sind wir noch nicht dahin gelangt, die Schüler in die Sammlungen zu führen — aus Mangel an geeigneten, wirklich interessierten und entsprechend vorgebildeten Lehrkräften —, um damit der Jugend die Grundbedingungen zum Kunstverständnis zu geben.

Wie dem auch sei, der Weg zu einer gesunden, einheitlichen Kunsterziehung kann nur durch einen engen, festen Zusammenschluß und durch Schaffung klarer, gemeinsamer wissenschaftlicher Grundregeln aller Berufenen wirklich gelöst werden. „Wir wissen es alle: das Beste in uns bleibt die Individualität; aber deren Tätigkeit wird durch die allgemeinen Richtlinien, die die wissenschaftliche Pädagogik aufstellt, gesichert und gefördert." (Geh. Justizrat Professor vr. von Liszt, Berlin.)

Ein anderer Faktor zur Kunsterziehung und Kunstverständnis ist eine gesunde Kritik unserer Zeitungen. Hier ist einer derjenigen Punkte, wo die Presse sich ihrer Pflicht, ein Mittel zur Volkserziehung zu sein und zu werden, voll bewußt

sein muß. Hier ist einer der Punkte, wo über das parteipolitische Streben hin»
aus die gesamte Presse nur ein gemeinsamer Faktor mit gleichem Ziel und gleichem
Wollen: den Bildungszustand des Volkes zu heben, zu sein hat. Wohl lag dies
nicht zunächst in dem Zweck der Presse, die ja zunächst nur die Aufgabe hatte,
Anzeigen zu bringen, dann aber zu registrieren und alle Ereignisse, gleichviel welcher
Art, dem Publikum möglichst schnell zur Kenntnis zu bringen, dem die parteipoli»
tische Aufgabe folgte.
Tatsache ist aber, daß das Zeitungswesen, ob gewollt oder ungewollt, heute
erzieherisch wirkt, ja nach der Schule Üas einzige Mittel darstellt, erzieherisch
an den Einzelnen heranzukommen. Diese aufsteigende Veredelung der Presse mit
einem kaum edler zu denkenden Ziel zeigt selbst dem ausgesprochensten Gegner
derselben deren unbedingten Existenzwert, ihren Existenznutzen nach einer Rich»
tung, an die vorher niemand dachte.
Allerdings ist es zur weiteren Entwicklung nötig, daß endlich einmal gemein»
same Bildungs- und Standesvorschriften für alle Angehörigen des Zeitungs»
berufes festgesetzt werden, daß es in das Reich der Fabel gelangt, daß selbst noch
der Ausbildung bedürfende Kritikusse auf Kunst und Menschheit losgelassen wer»
den. Es darf erhofft werden, daß der jetzt gegründete Reichsverband für die
deutsche Presse darin Wandel schafft, so daß das Ansehen der Presseangehörigen
nicht nur eine Folge der gewissen Macht, sondern darüber hinaus einer wirk»
lichen Wertschätzung des Einzelnen in der Gesellschaft wird.
Sicher ist, daß es gilt, schon die heranwachsende Jugend zum Kunstverständ»
nis zu erziehen und ihr ein gesundes Urteilsvermögen für gut und schlecht zu
geben. Ebenso wichtig aber ist die Forderung nach einer gesunden Kritik, welche
es verschmäht, von jedem Kitsch, jeder Winkelausstellung mehr oder minder ver»
kappte Lobeslieder zu singen; einer Kritik, die alle Ereignisse einer Stadt, soweit
sie die Kunst berühren, einer Prüfung unterzieht und, ausgehend von der erziehe-
rischen Wirkung, auf das Publikum einwirkt. Eine zuverlässige Presse ist die
beste Stütze einer gesunden Kunstpflege. Eine gesunde Kunstpflege aber ist das
unbedingte Erfordernis eines auf Kultur Anspruch erhebenden Volkes. „Eine
Tafel der Güter hängt über jedem Volke."

Die Unsterblichkeit der Ideen Raphael Levi

Dr. Raphael Levi, München:

Die Unsterblichkeit der Ideen.

Beitrag zur Entstehung und Wanderung kulturgeschichtlicher Wahrheiten.

„Siehe, zum Wahrzeichen der Völker habe ich ihn hingestellt, zum Bild
der gebieterischen Notwendigkeit unter den Nationen!" (Jesajas, 25. 4.)

Mit diesem Jeichen an der Stirne ist Judiias Erscheinung in der Welt-
geschichte gewissermaßen zum Symbol geworden, im Guten wie im Bösen.
Schon rein äußerlich bedeutete den großen Weltreichen des Altertums die
Berührung mit ihm den Unkenruf ihres Geschicks, den Höhe- und Wende-
punkt ihrer Geschichte. Und seitdem haben unzählige Völker sein Schicksal,
nachgebildet: sein Steigen und sein Sinken, seinen Glanz und seine Schmach,
seine Schuld und seine Sühne.

„Wer die Geschichte mit Eifer lesen will, der wird bemerken, daß es
immer wieder dieselben Szenen sind, die oftmals wiederkehren, und daß
man nur den Namen der Akteure zu ändern braucht." (Friedrich der Große.)

„Was war,
Das wird einst wieder sein;
Und was geschah,
Wird wiederum geschehn;
Es g'bt nichts Neues unter der Sonne.
Und ist ein Ding,
Von dem du wähnst:
Sieh, hier ist etwas Neues! — :
Längst war es einst
In Welten,
Die vor uns schon gewesen.
Man denket eben
Der Alten nicht,
Wie man der Späten auch nicht denkt,
Wenn nach ihnen noch spätere kommen."
(Koheles I. 9 S.)

Urbildhaft wie sein Leib, ist auch Judäas Seele, das Erbe aller
Menschen geworden. Denn auch Ideen sind unzerstörbar wie Kraft und
Materie.

„Glaub mir, daß kein Atom
Verloren geht im All,
Kein Tropfen aus dem Strom,
Kein Blatt im Fall. ..

Und kein Gedanke, kein
Verlangen, nichts . . .
Erkenne dies und schreib dich ein
Ins Buch des Lichts!"

Oder wie es im Koheles (III. 14. k.) heißt:
(Hermann Lingg.)

„Ich hab's erkannt,
Daß alles, was der Herr gemacht,
Ist ewiger Bestand.
Dazu ist nichts hinzu zu bringen,
Und wegzunehmen nichts davon.
So Hat's der Herr gewollt,
Daß man vor ihm erschaure.
Was war, das ist längst wieder da,
Was kommen wird, ist einst gewesen.
So jagt sich kreisend Werden und Vergehn: —
Der Herr befiehlt's."

Und werden Ideen auch nicht empfangen und verwahrt und weiter-
gegeben wie andere Lebensgüter, hat die Menschheit vielmehr fortgesetzt
daran zu arbeiten, um zu erwerben, was sie von den Vätern ererbt hat:
die Idee ist doch gedacht für alle Jeiten. Ist sie verloren, wird sie wieder-
kommen, wenn ihre Jeit da ist. Ideen entspringen nicht, wie Athene,
aus dem Kopf des Jeus. Sie ruhen wie Edelerz als Keime tief im Schoß
der Jeiten und reifen im Stillen ihrem Frühling entgegen, der sicher kommt.
Dann brechen sie hervor und finden ihren Schnitter; auch 2 und 3 und
viele. So kommt es, daß die merkwürdigsten Erfindungen und Entdeckungen
plötzlich unabhängig von einander mehrfach gemacht werden. Als Beispiel
für viele: Um die Priorität der Auffindung des Gesetzes von der Erhaltung
der Energie stritten sich Robert Mayer, Joule, Colding und Helmholtz. Die
alten Talmudlehrer entschlugen sich von vornherein jedes Anrechts auf
Priorität; sie waren überzeugt, daß jeder kluge Gedanke bereits gedacht
sei. Ihr stehender Ausdruck lautete: „Eine allgemeine Andeutung davon
ist zu finden." Ganz abhanden gekommen ist unserer Jeit dieses Gefühl
auch nicht. Die Expeditionen, welche in mühevoller Arbeit den Spaten
an die alten Kulturstätten der Menschheit legen, betrachten es als besten
Lohn, wenn sie wieder eine neue Wurzel der uralten menschlichen Geistes-
güter bloßgelegt haben.

„Daö echte Neue keimt nur aus dem Alten,
Vergangenheit muß unsre Jukunft gründen."
(Schlegel, an die südl. Dichter.)

Die Unsterblichkeit der Ideen

Raphael Levi

Die großen Gedanken werden gelebt, ehe sie erkannt und ausgesprochen werden. Eine der fruchtbarsten Ideen zur Entwicklungsgeschichte der menschlichen Kultur ist die Vermählung der Hellenistisch-semitischen Geisteswelt, die von der Genesis (IX. 27.) so genannte Japhetitisch-Semsche Jeltgemeinschaft. Die Talmud-lehrer, denen Hellas als der Höhepunkt der Japhetitischen Mensch-heit gilt, setzen beide Namen metonymisch für einander, und gaben diese Bibelstelle mit:

Griechische Schönheit wird ihren Einzug halten in die Jelte Echems. (Megillah 9d.)

Die ganze Wahrheit dieses Wortes konnten erst die Jeiten aufhellen. Ströme von Blut besiegelten inzwischen diesen Bund. Um nur eine Episode zu nennen: Die morgenländischen Pilgerfahrten des 12. und 13. Jahrhunderts kosteten Europa 7 Millionen Menschen. Das wäre als menschliches Drama garnicht zu begreifen. Nur die Idee arbeitet mit einem solchen Aufwand.

Der Verschmelzungsvorgang begann in der Glut von Griechen-lands Flammentod, im Feuerzeichen des Macedoniers; währte dann das ganze Mittelalter (man denke an den Anteil des Aristoteles an der Scholastik); durch die friedlichen Siege des Quattrocento und Cinquecento, bis in die Schreckenszeiten des 17. und 18. Jahrhunderts. Sein äußeres Signum ist die Schrift: die Elemente des übermittelten, zum sichtbaren Ausdruck gebrachten Denkens, die Schriftzeichen fast aller europäischen Völker entstammen dem semitisch-griechischen Uralphabet. (H. Guthe, Bibelwörterbuch; Müller, Handbuch der klassischen Altertumswissenschaften, Band I, S. 495). Den dramatischen Ausdruck verlieh ihm Goethe (Faust II. 3.) in der Verbindung Faustens und Helenens. In Euphorion, der Frucht dieser Liebe „tritt, von Schönheit und Kraft erzeugt, das Genie fessellos und unbezähmbar in die Welt." (v. Egloffstein.) Recht zur Ruhe kommen wird aber die Menschheit erst in der Schönheit Schem» Japhetitischen Jeltfriedens, wenn „die Erde voll sein wird der göttlichen Erkenntnis, wie die Wasser den Meeresgrund bedecken." (Jesajas XI. 9.) Inzwischen arbeiten die Großen der Erde unentwegt an diesem Jiel.

Die unwiderstehliche Kraft, welche ungezählte Scharen zweihundert Jahre lang nach den Ländern des Sonnenaufgangs trieb, war nicht sowohl der Jug nach Licht, als die Sehnsucht nach der Heimat. „Süßes, stillsonniges Morgenland, wie lieblich ruht sich's unter deinen Jelten!" ruft Heine beim Lesen der alttestamentlichen Urgeschichte. Überwältigt vom

erhabenen Schauspiel der winterlichen Landschaft, während einer Harzreise
(am 10. Dezember 1777) schreibt Goethe in sein Tagebuch die Worte:
„Was ist der Mensch,
Daß Du sein gedenkst!" (Psalmen VIII. 5.)
Das war der Ausruf eines übervollen Herzens, der Klang eines jener
wenigen kostbaren Augenblicke, wo der Mensch, mit sich selbst in reinster
Übereinstimmung, nicht nach Worten ringt: der Ruf des Kinde«
nach dem Vater.
Ebenso wie Glück und Liebe wendet Unglücksstimmung,
Pessimismus und Verneinung den Blick zur Heimat nach den
Ländern der aufgehenden Sonne. Mag als Typus für das erstere
Herder gelten, so als Beispiel für das zweite Schopenhauer
und Nietzsche. Dieses letztere, der „in Sallustischem Stil, in prunk-
voll römischem Pathos seine Entdeckung" (des Übermenschen) verkündet,
läßt seinen Jarathustra „nicht mehr mit römischem Pathos, sondern in
altteftamentlich ossianischer Psalmodie die neue Vision (des neuen Über-
menschen) verkünden. Fröhliche Wissenschaft, Jenseits von Gut und Böse,
Genealogie der Moral, bieten den Kommentar dazu." (Andler.) Auch
bei Goethe finden wir eine ähnliche Erscheinung. Es war gegen seinen
Lebensabend. Da kam noch einmal „die Frische des jugendlichen Dichtermutes
über ihn." Gerade damals war's, „als die äußeren Verhältnisse höchst
unerquicklich für den Dichter sich gestalteten und ihn zu stiller Einkehr auf-
forderten," da folgte er dann dem Aug seines Herzens „um so lieber, als
die patriarchalische, alttestamentliche Welt ihn von jeher stark angezogen
hatte". (Achelis.)
Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern;
Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten;
Jwischen Lieben, Trinken, Singen
Soll dich Chisers Quell verjüngen.
Dort im Reinen und im Rechten
Will ich menschlichen Geschlechten
Au des Ursprungs Tiefe dringen,
Wo sie noch von Gott empfingen
Himmelsehr' in Erdensprachen
Und sich nicht den Kopf zerbrachen;
Wo sie Väter hoch verehrten,
Jeden fremden Dienst verwehrten;

Will mich freun der Jugendschranke;
Glaube weit, eng der Gedanke,
Wie das Wort so wichtig dort war,
Weil es ein gesprochen Wort war.
(Goethe, westöstlicher Divan.)

„Das Buch aller Bücher" war Goethe eine „zweite Welt", uns daran „aufzuklären und zu veredeln" (Goethe, Hebräer, Noten zum westöstlichen Divan); also nicht bloß Fundstätte, sondern auch Maßstab des Guten und Schönen; das „immer schöner wird, je mehr man es versteht", und zu dem man „immer zurückkehrt als zu den erquicklichsten Quellwässern". (Goethe, Alttestamentliches.)

5 5 5

Aber nicht nur Heimat und Glaube, sondern auch Heimat und Freiheit gehören einander. Es ist vielleicht kein Jufall, daß gerade die Jeit der Befreiungskriege es war, wo das Interesse für die morgenländische Poesie neu erwachte. Außer Goethes westöstlichem Divan (1819) erschienen damals Platens Ghaselen, Spiegel des Hafis (1822), Rückerts Ghaselen, Ostliche Rosen (1819—20). Der letztere nahm, da es ihm seine Gesundheit nicht anders gestattete, in seiner Kunst an den Freiheitskämpfen teil. Es entstanden seine geharnischten Sonetten. Eins möge hier angeführt sein:

„Der ich gebot von Jericho den Mauern:
Stürzt ein! und sie gedachten nicht zu stehn,
Meint ihr, wenn meines Odems Stürme gehn,
Die Burgen eurer Feinde werden dauern?
Der ich ließ über den erstaunten Schauern
Die Sonne Gibeons nicht untergehn,
Kann ich nicht auch sie lassen auferstehn
Für euch aus eurer Nacht verzagtem Trauern?
„Der ich das Riesenhaupt der Philistäer
Traf in die Stirn, als meiner Rache Schleudern
Ich in die Hand gab einem Hirtenknaben: —
„Je höh'r ein Haupt, je meinen Blitzen näher! —
Ich will aus meinen Wolken so sie schleudern,
Daß fällt, was soll, und ihr sollt Friede haben!"

Dieses Beispiel, daß man die alttestamentlichen Heldengestalten rief,
um Kraft und Freiheit zu beschwören, ist nicht vereinzelt. „Der Gott, an
welchem Oliver CromwellS Heldenseele mit all ihren Fibern hing,
(sagt Johannes Scherr) der Gott, als dessen erwähltes Nüst« und Werkzeug
er sich betrachtete, war der alttestamentliche Adonai»Schaddai."
„Und ich ging hin, Männer aufzusuchen, die in der Furcht Gottes
wandelten, und mit Uberzeugung taten, was sie taten, und fortan wurden
wir nimmer geschlagen, und wo immer sie aufeinander trafen, da schlugen
sie ihn."
Walter Scott hat in seinem Woodstock diese finsterblickenden Jededjahs,
Obadjahs, Jerobabels geschildert, „das Heer der Heiligen" des Cromwell,
die Jronsides (Eisenseiten), die überall siegten, wo sie auftraten.
ch 5 ch
„Die Juden haben den Jorn anders empfunden als wir, und ihn
heilig gesprochen;" an ihren Jürnern „gemessen sind die Jürner unter den
Europäern gleichsam Geschöpfe aus zweiter Hand" (Nietzsche, Morgenröte).
Indes nicht der Jorn gibt die Kraft, sondern die Wahrheit den
Jorn. Die alten Götter waren anziehend, aber marmorn, leblos,
kalt. Ihre Herrschaft geht nicht weiter, als „daß man sie anbetet, aber
einen letzten Trumpf gegen sie in der Hand behält ... so, daß die Sterb-
lichen schlimmsten Falls die Götter hungern und verhungern lassen können."
(Nietzsche, Morgenröte.)
Oder wie Goethe im Prometheus:
Ich kenne nichts Ärmeres
Unter der Sonne, als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Toren.
Das ist nicht mehr Satire, sondern die bange Frage einersterbenden
Zeit, die ihre Götter sinken sieht. Träufelt es da nicht wie Balsam
auf den siechen Körper, wenn es aus den Wolken donnert, ganz Wahrheit
und Leben, Liebe-grollend:
„Ist auch nicht einer unter euch,
Der meines Tempels Türe schließt,
Daß mein Altar
Nicht seine schalen Feuer schwele!

Ich will euch nicht,
So spricht der Herr der Schöpfungsscharen,
Und eure Gaben
Mag ich nicht aus eurer Hand!
Denn, ja, vom Aufgang
Bis zum Niedergang der Sonne
Ist groß mein Name unter allen Völkern;
Und überall
Wird meinem Namen Opfer dargebracht: —
Und reine, heil'ge Gabe!
Denn groß ist bei den Völkern
Mein Name. Spricht
Der Herr der Schöpfungsscharen."
. (Maleachi I. 10 k.)
Und noch deutlicher Jesajas (I. 11 tt):
„Was soll mir euer Opfer, all die Menge!?
So spricht der Herr. —
Ich Hab' sie satt,
Die Widder und die feisten Stiere,
Wie sie mir lodern; das Blut
Von Farren, Lämmern, Böcken
Ist mir zuwider.
Und wenn ihr kommt
Mein Angesicht zu schau'n: —
Wer hat es denn verlangt von euch,
Mir meine Höfe zu zertreten!?
Hört endlich auf,
Neumond und Festtag zu verkünden;
Denn ich vertrag es nicht,
Untat und Fest!
Neumond und Fest von euch
Sind mir verhaßt;
Sie sind mir eine Last,
Nicht zu ertragen!

Und immer noch
Streckt eure Hand ihr zu mir auf!
So will ich meine Augen vor euch schließen;
Und wenn ihr betet fort und fort,
Ich höre nichts. —
Ach, eure Hände
Sind ja voll von rotem Blut!
Wascht, reinigt euch,
Schafft euer frevelhaftes Tun
Aus meinem Angesichte fort;
Laßt ab vom Bösen;
Lernet Gutes tun,
Das Rechte finden,
Das Gärende gesund und frisch zu machen;
Schafft Recht den Waisen;
Für die Witwen kämpfet: —
„Dann kommt zu mir
Und fordert euer Recht!"
So spricht der Herr."

Die alten Götter starben; aber nicht mit ihnen die Menschen, denen der neue Glaube schon verkündet war. Sie hätten ihn vielleicht auch so gefunden; er ist ja die Wahrheit. Und doch wurde er ihnen in aller Form verkündet!?: —

„Ein Gott, der allwissend und allmächtig ist, und der nicht dafür sorgt, daß seine Absicht von seinen Geschöpfen verstanden wird, sollte das ein Gott der Güte sein?" (Nietzsche, Morgenröte.)

Die „Offenbarung" ist nicht ein Postulat der menschlichen Erkenntnis, sondern ein Aug der göttlichen Gerechtigkeit und Liebe.

5 5 5

In demselben Augenblick, in dem der Menschheit ihr Gott verkündet wird, wird ihr — ebenfalls das Werk reinster göttlicher Liebe — das unerbittlichste aller Gesetze mitgeteilt: Das Kausalitätsgesetz, die Nemesis. Ist Kausalität die Tatsache unabwendbarer Verknüpfung von Ursache und Wirkung, so ist Nemesis Kausalität gesteigert ins Menschliche; der Schluß, vor dem der Mensch so gerne halt machen möchte: daß das Böse sich forterbt und als dunkle „Gespenster" die Geschlechter begleitet; daß „Gut und Böse nicht hervorgehen aus dem Munde des Herrn"

(Klagelieder III. 38.), sondern, daß die böse Tat „fortzeugend böses muß
gebären". „Man mag — so ungefähr sagt Johannes Scherr — über den
Gott der Rache der Juden sagen, was man will, steht er nicht eingezeichnet
auf jedem Blatt der Weltgeschichte! Tönt uns das Wort Vergeltung njcht
beispielsweise aus allen Akten und Szenen der ungeheuren Tragödie ent-
gegen, welche französische Revolution betitelt ist! An dem Tage, an welchem
„die Göttin der Vernunft" in Paris auf den Thron gesetzt wurde, wurde
da nicht schaurige Todesfeier gehalten, für diejenigen, die 200 Jahre vorher
(in den Tagen der Bluthochzeit) ungerächt geopfert wurden." u. s. w.
Ja/'200 Jahre früher oder später! „Törichte Menschen — sagt Carlyle —
glauben, daß, weil die Strafe für eine böse Tat nicht sogleich erfolgt, es
hinieden keine Gerechtigkeit, oder höchstens eine zufällige gebe. Die Strafe
für eine böse Tat verzögert sich um ein paar Tage, oder auch um ein paar
Jahrhunderte, aber sie ist so sicher als das Leben, so sicher als der Tod."
Er sagt damit beinah buchstäblich, was Koheles VIII. 11: „Weil das Urteil
der bösen Tat nicht allsogleich vollstreckt wird, ist voll das Herz der Menschen-
kinder in ihnen, das Böse zu tun."
„Die Schauenden unter den Menschen sahen alle die große Ver-
geltenn thronen mit des Gerichtes Wage". (Schiller.)
Das Verhängnis kommt, wenn die Jeit sich erfüllt,
Es schreitet heran unnahbar und hüllt
Die vergessene Schuld und den Rächer zugleich
In ihr finsteres Reich —
So bahnt es die Wege der Jukunft.
(H. Lingg.)
Du hast ertränkt, und wardst ertränkt, und deine Ertränker werden
so einst wieder ertränkt. (Aboth II. 7.)
Der russische Dichter Relejew sagt geradezu „Gott heißt Vergeltung
in der Weltgeschichte."
„Der dem Weltall Richtung gibt, sollte nicht üben dasRecht?!" (Gen.VIII.25.)
„Die sittliche Idee ist die Seele der menschlichen Jivilisation. Der negative
Motor dieses Fortschrittes heißt Schuld, der positive Vergeltung." (Scherr.)
Nur müssen wir uns von dem Anthropomorphismus frei machen, von
dem „rächenden Gott". Rache nennt der Mensch denjenigen einen
Punkt des unendlichen Kreises des Weltgeschehens, der eben gerade sein
menschliches Auge trifft; so ähnlich, wie er die Tollkirschen giftig nennt,
weil sie ihn tötet, die Nessel brennend, weil sie ihn verletzt, den
Dorn stechend, weil er i h n sticht. „LI nekamot" ist nicht „der Gott der

Rache". „In diesen heiligen Hallen kennt man die Rache nicht." Wenn
Goethe den Harfner singen läßt:

Ihr führt ihn in das Leben ein,
Ihr laßt den Menschen schuldig werden.
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn jede Schuld rächt sich auf Erden.

dann sind das die Reste der Anschauung der Antike, die den Ju-
sammenhang von Schuld und Unglück noch nicht kennt. In der antiken
Tragödie „stolpert" der Held Uber den „Stein der Schuld". (Nietzsche.)
Der neue Glaube erhebt sie unter die sittlichen Mächte: „Mein
ist die Rache, die Vergeltung." (Deuteronomium XXX» 35.) „Wenn
es wahr ist — und es soll wahr sein daß, wie in der physischen, so auch
in der moralischen Welt die Aufeinanderfolge der Erscheinungen nach ewigen
Gesetzen sich vollzieht, wohlan, so muß es auch mit Ergebung hingenommen
werden, daß die Weltgeschichte mit der eisernen Unerbittlichkeit von Natur-
gesetzen arbeitet. Alles Moralisieren und Deklamieren ist da gerade so
eitel, wie wenn einer wähnte ... die Gesetze der Polarität und Elektrizität
abändern zu können. Mit derselben erhabenen Monotonie, womit in der
Natur Flut und Ebbe, der Kreislauf der Gestirne, der Wechsel der Jahres-
zeiten sich folgen, lösen in der Geschichte Stoß und Gegenstoß, Aktion
und Reaktion . . . einander ab." (I. Scherr.)
Gewiß, dessen kann die Menschheit sicher sein, mit diesem Schwur ist
ihr erstes großes Strafgericht beschlossen worden: „So lange sie dauern,
die Tage der Erde, Saat und Ernte, und Kälte und Hitze, und Sommer
und Winter und Tag und Nacht, sie werden nimmer aufhören!" (Genesis
VIII. 22.) Gibt es eine tröstlichere Jusicherung? Diese Worte sind die
gewaltigste Manifestation einer erhabenen Vernunft, der nicht ein Punkt
entgehen kann in der Unendlichkeit allseits geschlossener Folge, die der Unbe-
grenztheit „Grenzen setzt, die ihr selbst genügen." (Psalter 148,6.) Das
Harfenlied von Schuld und Rache lautet aber jetzt so: (Aboth IV. 29.)

Alles, was geboren, muß verwehn
Und sterben, um wieder zu. erstehn
Und lebendig,
Jenseits von Verwelken und Vergehn
Dem ewigen Richter
Seines Erdenweges Antwort ftehn.
Und im innersten Wesen erkennen,
Sich selber zum beredten Jeugen benennen:
Daß der Allgewaltige

Die Unsterblichkeit der Ideen
Raphael Levi
Es im Keime geformt,
Es in des Daseins Erscheinung geführt,
Seiner dachte und es richte,
Jeugend, klagend, Recht verlangend.
Keine Schuld bleibt je vergessen,
Kein Glücklicher bleibt je verschont:
Wie willst du den mit Glück bestechen,
Der über allen Schätzen thront?
Und wisse!
Wohl geordnet, ins Unendliche berechnet,
. Liegt alles Sein an unlösbaren Ketten,
Und keine Gräber können dich vor deinen Taten retten.
Und wenn dir's alle Erdenlüste schmeicheln; —
Glaub' ihnen nicht;
Denn deine Sinne heucheln!
Du bist gezwungen worden einst, zu keimen;
Gezwungen, in das Dasein einzugehn.
Dem Lebendigen mußt'st du dich gezwungen einen,
Und gezwungen einst von hinnen gehn.
So wirst du noch einmal gezwungen auch erscheinen
Jum Weltgericht,
Vor Ihm,
Dem Ewig-Reinen!
5 5 5
Mit derselben Treue, wie die weltbewegenden Probleme,
werden die anspruchslosen Ereignisse und Namen der Jeit
festgehalten. Wir wissen es sehr wohl, wie überflüssig uns als Kindern
die langen Geschlechtstafeln der Genesis erschienen. Es gab Zeiten,
die es nicht besser machten. Heut denkt man anders darüber. „Die Arbeit
eines Knaben — sagt Tolstoi — der wirklich Geschehenes niederschrieb,
steht höher als die verfeinertste Schöpfung Goethes." Ahnlich äußert sich
der Talmud: „Viele Bibelstellen gibt es, die scheinbar verbrennen könnten,
ohne eine Lücke zu hinterlassen, und sie gerade sind das Skelett derselben."
(Talmud Chulin 60.) Heut ist man bereit, zur Identifizierung eines
einzigen Wortes Expeditionen auszurüsten. Von den Hethitern
wußte man vor 30 Jahren nichts als die kurze Anspielung in der Genesis.
Jetzt sind sie als eines der bedeutendsten Kulturvölker des alten Vorder»
asiens erkannt.
Es ist vielleicht eine Eigentümlichkeit des Großen, daß es nichts
Kleines kennt. Die schlichte Größe und das bedeutungs-

volle Kleine suchen sich auf dem kürzesten Wege. „Überall, wo du Ihn
in seiner Größe findest, dort findest du Ihn im Kleinen." (Talmud
Megilah 31.)
Die Vernachlässigung des Kleinsten geht bei den Menschen oft
bis zur Scheu, ja zum Abscheu. Das biblisch-talmudische Schrifttum bean-
sprucht es für die Kultur der Persönlichkeit. Daher der
breite Raum des Kleinen in seinen Gesetzen.
Natürlich nicht nur mit Recht, sondern mit Notwendigkeit. „Nur
zögernd — sagt Thoreau (Walden, Höhere Gesetze) — spreche ich über diese
Dinge. Nicht wegen des Gegenstandes — es ist mir einerlei, wie unzüchtig
meine Worte sind — sondern weil ich nicht darüber reden kann, ohne meine
eigene Unreinheit zu verraten. Wir besprechen ohne Rückhalt und Scham-
gefühl eine Form der Sinnlichkeit, während wir über eine andere schweigen.
Wir sind so tief gesunken, daß wir nicht herzhaft über notwendige Funktionen
des menschlichen Körpers reden können. In früheren Jeiten wurde in
manchen Ländern jede Funktion ehrerbietig besprochen und durch das Gesetz
geregelt. Nichts erschien dem indischen Gesetzgeber zu unbedeutend, wie
ekelhaft es auch immer unsern modernen Geschmack berührt. Er lehrt,
wie man essen, trinken, kohabitieren, die Exkremente und den Urin entleeren
soll u. s. w^, indem er das Gemeine adelt, und nicht über diese Dinge
hinwegsieht, als wären es Lappalien."
5 5 5
Die Hinaufzllchtung der Art gelingt eben gerade durch die
Höherzüchtung des Individuums. In dieser Absicht verlangt
der Gesetzgeber Bildung des Intellekts und des Willens; das
erstere durch die Erkenntnis, das letztere durch die Tat. „Die
Erkenntnis auch der häßlichsten Wirklichkeit ist schön." „Wer tief und viel
erkennt, ist zuletzt sehr fern davon, das große Ganze der Wirklichkeit häßlich
zu finden. Das Glück der Erkennenden mehrt die Schönheit der Welt."
(Nietzsche, Morgenröte.)
„Wer sich mit der Lehre beschäftigt, nur rein um ihrer selbst willen,
dem erscheint die ganze Welt so harmonisch, als sei sie gerade für ihn geschaffen."
(Aboth VI. 1.)
Und dann die Tat!: „Immer noch (sagt Nietzsche, Morgenröte) wird . . .
jener Grundirrtum fortgepflanzt, daß es nur auf den Glauben ankomme,
und daß aus dem Glauben die Werke notwendig folgen. Indessen, das
ist^ schlechterdings nicht wahr, aber klingt so verführerisch, daß es schon andere
Intelligenzen als die Luthers (nämlich Sokrates und Plato) betört hat,

obwohl der Augenschein aller Erfahrungen, aller Tage dagegen spricht. Das zuversichtliche Wissen oder Glauben kann nicht die Kraft zur Tat, noch Gewandtheit zur Tat geben. Vor allem und zuerst die Werke! Das heißt Übung, Übung, Übung! Der dazu gehörige Glaube wird sich schon einstellen, — dessen seid versichert!" also das berühmte: „Wir wollen es tun und dann begreifen!" (Erodus XXIV. 7.) Ja selbst auf die Gefahr hin, daß die Gesinnung, die schönste Blüte der Tat, noch fehlt. „Immerhin tue der Mensch das Gute, wenn auch nicht um seiner selbst willen; durch das Üben wird er es noch tun um seiner selbst willen." (Talmud, Sanhedrin 105.) „Wenn die Gewohnheit irgend eines ausgezeichneten Tuns sich vererbt, wird doch der Hintergedanke nicht mitvererbt (nur Gefühle, aber keine Gedanken erben sich fort); und vorausgesetzt, daß er nicht durch Erziehung wieder dahinter geschoben wird, gibt es in der zweiten Generation . . . Lust allein an der Gewohnheit als solcher. Diese Lust ist die erste Stufe des Guten." (Nietzsche Morgenröte.)

5 5 5

Im Dienst der Forderungen der alltäglichen Lebenspraxis steht bei allen Völkern ein Kompendium minutiöser, stets handlicher und gebrauchsfertiger Philosophiesysteme: die Sprüchwörter und Aphorismen. „Die Sprllchwörter enthalten die ewige echte Philosophie. Sie haben den großen Vorzug, daß sie den Geist anregen, statt zu binden." (Feuchterslebeni) Die Aphorismen sind Sprüchwörter, die gewissermaßen noch nicht das Weltbürgerrecht erlangt haben, deren Autor noch nicht vergessen ist. Sie sind besonders gern von den geistreichen Franzosen des 17. und 18. Jahrhunderts (La Rochefoueauld, Vauvenargues, Nicolas Chamfort) aber auch Fr. Schlegel, Nietzsche, Schopenhauer, Feuchtersleben und vielen andern gepflegt worden. Die Literaturen des Orients sind sehr reich an Weisheitssprüchen. Man findet die gleichen sehr häufig bei vielen Völkern wieder. Das deutsche Sprüchwort verdankt dem alten Testament beispielsweise — so wird angegeben — 179 Aussprüche. „Es gibt kein zweites Literaturdenkmal in der Welt, das sich in Bezug auf das deutsche Sprüchwort so fruchtbar erwiesen hätte". (Wünsche, die Schönheit des alten Testaments.) Im Sinne einer Assimilation kulturellen und geistigen Besitztums« scheinen mir aber vor allem die unbewußt rekonstruierten, also nicht bewußt entlehnten Gedanken wertvoll. Und wenn wir das große talmud-midraschische Material (es dürfte 6—8 000 Aussprüche enthalten) darauf hin prüfen, werden wir über die große Zahl verwandter Klänge überrascht sein. Es sollen hier ein paar Beispiele nebeneinander gestellt werden, wobei nochmal hervorgehoben sein möge, daß eine bewußte Herübernahme nicht nur nicht bewiesen, sondern im Gegenteil sogar unwahrscheinlich ist:

Raphael Levi
Die Unsterblichkeit der Ideen
Willst du dich deines Wertes freuen,
Mußt der Welt du Wert verleihen.
(Goethe in Schopenhauers Tagebuch.)
Wonach einer recht mit allen Kräften
ringt, das wird ihm; denn die Sehn-
sucht ist nur der Ausdruck dessen, was
unserm Wesen gemäß.
(Feuchtersleben.)
Tapfer ist der Löwensieger
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapfrer, wer sich selbst bezwang.
(Herder.)
Drei Menschen auf einmal
verdirbt der Verläumdung Gift;
Den der sie spricht, den so
sie hört, den so sie trifft.
(Goethe.)
Furcht soll das Haupt des
Glücklichen umschweben,
Denn ewig wanket des Geschickes Wage.
(Schiller.)
Das wahre Glück ist die Genügsamkeit
Und die Genügsamkeit hat überall genug.
(Goethe.)
Um wirklich glücklich zu sein,
ist nur eines erforderlich: Liebe,
Liebe gegen alle, Gute wie Böse.
Betätige deine Liebe unaufhörlich,
so wirst du unaufhörlich glücklich sein.
(Tolstoi.)
Alles geben die Götter, die unend»
lichen, Ihren Lieblingen ganz:
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.
(Goethe.)
Wer ist geehrt? Der die Geschöpfe ehrt!
(Aboth IV. 1.)
Spricht einer: Ich Hab' mich bemüht,
und nicht gefunden, glaub' ihm nicht;
ich Hab' mich nicht bemüht und gefunden:
glaub' ihm nicht; ich Hab' mich bemüht
und gefunden: glaub ihm.
(Talmud, Megillah VI.)
Wer ist stark?
Wer seine Leidenschaft bezwingt!
(Aboth IV. 1.)
Verläumderische Junge tötet dreifach:
den, der's erzählt, den, der's aufnimmt,
den, über den's gesprochen wird.
(Talmud. Erechin 15.)
Glücklich der Mensch, der die Furcht
sich zum treuen Gefährten erwählt!
(Sprüche XXIII. 14.)
Wer ist reich?Der sich seines Teiles freut!
(Aboth IV. 1.)
Mißgunst, Leidenschaft, Menschenhaß
bringen den Menschen von der Welt.
(Aboth II. 16.)

Liebe den Frieden und jage ihm nach!
Liebe die Menschen und führ' sie zu der Erkenntnis. (Aboth I. 12.)

Der Herr nimmt's mit seinen Lieblingen genau auf Haaresbreite.
(Talmud Jewamot 121.)

« 5 ,

Die Unsterblichkeit der Ideen

Raphael Levi

Außer den geschichtlichen und Verstandes-Wahrheiten
gibt es noch eine dritte Gruppe — und sie sind vielleicht die unmittelbarsten
von allen — die der Sch ön heit. Es ist d i e Erkenntnis, die uns beispiels'
weise die Natur so bedingungslos aufzwingt. Allen Schwierigkeiten zum
Trotz sind wir von der Wahrheit des Lebens überzeugt; wir bleiben an
ihm hängen mit der Erkenntnis: „Das Leben ist doch schön!" In der
Schönheit sucht der Mensch das Göttliche. „Das ist mein Gott, ich will
mich ihm in Schönheit weihen!" (Erodus XV. 2. Talmud Sabbath 133.)
Die Schönheit hat ihr spezifisches Ausdrucksmittel: die Kunst. Diese
ist eine ausschließlich dem Menschen zukommende Form der Lebensäußerung
und bedeutet soviel, wie für den Ausdruck von Verstandes»Wahrheiten die
menschliche Sprache. Denn auch die Kunst gibt die Dinge (etwa die
Natur) nicht wieder, sondern sie drückt sie aus. Als Quelle von
Wahrheiten, Offenbarerin von Erkenntnis ist sie also göttlich. „Im
Menschenherzen wohnen die Gedanken, Schönheit und Form
jedoch, die sind von Gott." (Sprüche XVI. 1.)
Die biblischen Bezüge der Kunst sind ungezählt; es wird
wohl kaum einen großen Künstler geben, der ganz ohne sie geblieben ist>
Es mögen also nur wenige Namen genügen, wie Michelangelo (Capella
sistina), Tintoretto (Dogenpalast zu Venedig), Lukas Cranach (in der Dresdener
Galerie), Raffael (Loggien im Vatikan), Botticelli (Capella sistina), Murillo
(Kirche zu Sevilla), Rembrandt, Rossini, Rubinstein, Verdi, Händel, Heydn,
Mozart, Bach.
Von den unverlierbaren Lebensgütern der Dichtkunst sei eine der
populärsten Stellen der Schillerschen Muse und gleichzeitig der Weltliteratur
hier wiedergegeben:

Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,

Die Unsterblichkeit der Ideen
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.
(Schiller, Glocke.)
Und nun dessen biblisches Urbild, das weniger bekannt sein mag;
(Sprüche XXXI. 10 tt.)
Wie kostbar ein Juwel erscheine:
Kostlicher als Perlgeschmeid,
Seltener als Edelsteine
Ist ein edles, tapfres Weib.
In ihres Busens goldner Reine
Ruhet ohne Arg und Sorge,
Überreich an allen Schätzen,
Ihres Gatten glaubend Herz.
Ihrer Güte ew'ger Frühling
Reifet nicht des Unmuts Schmerz.
Frohgemut im reichen Vorrat
Ihrer Wolle, ihres Linnens
Rühren lustig ihre Hände
Sich in steter Munterkeit.
Wie das Schiff kühn unverdrossen
Die fernen Waren heimwärts trägt,
Ist nimmermüd sie und entschlossen,
Wo sich des Hauses Notdurft regt.
In dämmernder Morgenstunde
Beschreitet sie des Hauses Runde,
Sorgt für Frühbrot, und daß das Gesinde
Bereit des Tages Arbeit finde.
Sie spart und rechnet mit klugem Beginnen
Und schafft mit fürsorglich-weisem Verstehn
Unablässig, daß es ihr gelinge
Feld und Weinberg zu erstehn.
Ihre kraftvolle Gestalt,
Ihr starker Arm,
Ihr eisern Vertrauen in der Brust
Hat auch den nächtlich düstern Harm
Freundlich zu erhellen gewußt.

Die Finger am Rocken,
Die Hand an der Spindel,
Den Arm dem Dürftigen entgegengestreckt,
So fürchtet sie nichts.
Und wenn's Winter wird,
Liegt reiche Wolle in des Hauses Schreinen.
Längst hat sie alles vorbedacht,
Gewänder in Fülle zurecht gemacht,
Von Karmesin und weißem Leinen.
Und wenn die Versammlung am Tor
Der Sorge des Landes pflegt,
Lauscht man allen zuvor
Auf ihres Mannes Red'.
Indes sie daheim am Tuche webt
Und den Gürtel wirkt,
Den der Händler ersteht.
Und wie sie Kraft- und Schönheit-geschmückt
Der Jukunft lächelnd ins Auge blickt,
Ist Klugheit, was sie rät,
Und Liebe, was sie spricht.
So in des Hauses Gängen
Wacht ihr klares Aug',
Daß man müßige Frucht
Nicht zu fürchten brauch.
Vor ihr stehen ihre Söhne,
Preisen ihres Wirkens Glück;
Und ihr Gatte nennt sie rühmend
Seines Lebens gut Geschick. —
Gar manche Frau hat herrliches vollendet,
Doch, ragend, läßt d u alle hinter dir zurück! —
Anmut trügt,
Schönheit lügt.
Doch ihre Schönheit ist —
Die keine Jeit bewegt —
Daß im geweihten Busen
Sie Gott voll Demut trägt.

Assaf Ciffrin
Unser Geleit
Hier reicht Wahrheit und Wahrheit, sich in Schönheit findend, über
die Jahrtausende hinweg, einander die Hand, und erhebt die Idee, so
wechselvoll sie die Kämpfe von Herz und Geist, die Stürme des Augenblick«
gestaltet haben, zum Ideal.
Es war einmal eine Jeit, da überlegte man, ob man nicht das Buch
Koheles vernichten sollte. Ob es nicht besser ungekannt sei, dieses schaurige
Lied vom ewig werdenden Vergehen, von der unendlichen Wiedergeburt
des keimenden Nichts, von dem hoffnungslosen Jeiger des Seins, der ewig
ruhelos um der Jeiten Achse kreist; von dem, was sich ewig füllt und nie
voll wird, sich ewig verjüngt und stets alt bleibt, was schafft und drängt
und ringt und nichts erringt, als den Impuls zum neuen Ringen: Man
überlegte, und suchte, und fand: — es sei ein Heiligtum; und dort
zu bewahren, wo alle Heiligtümer sicher sind: in einem Herzen voll
Schönheit. — Die Jeit hat ihnen Recht gegeben. Geschaut mit dem
Seherauge der Schönheit, heißt der Sinn des Kohelesbuches deutlich und klar:
Wenn im Unendlichen dasselbe
Sich wiederholend ewig fließt,
Das tausendfältige Gewölbe
Sich kräftig ineinander schließt:
Strömt Lebenslust aus allen Dingen,
Dem kleinsten wie dem größten Stern,
Und alles Drängen, alles Ringen
Ist ewige Ruh in Gott dem Herrn. (Goethe.)
Es ist kristallhelle Mondnacht am syrischen Strand des Mittelmeeres... die
See rauscht übermächtig und der Wind pfeift ... da ertönt ein Ruf voll
Schmerz und Gram; eine menschenähnliche Gestalt liegt am Boden und streckt die
langen Arme gespensterhaft aus.
Eine Stimme (ermattet): Hilf mir . . . ich kann nicht mehr! . . .
Ich: Seid Ihr ein Schiffbrüchiger?
Die Gestalt (ein Mann im besten Alter, mit zerfetzten Kleidern, schlotternden
Knien und struppigem Haar): Ein Segler ist auf hohem Weltmeer, ich steuerte

gestern den Kiel, und wie die Flut wuchs und das Schifflein verschlingen wollte,
da banden mich die bösen Menschen und warfen mich hinab in die Flut.
Ich: Wer seid Ihr?
Er (fährt zusammen, nachdenklich): Ein Fremder dem Land, ein Freund den
Menschen. Der Wind verwehte den Pfad, und die Weltwanderer sind verschla»
gen. Siehst du dort die geballte Wolke, die schwarz und sturmschwanger zum Ab-
grund flieht? Sie eilt der Sonne nach, die dort versank und sie vergaß, so stür»
men die Segler auf verwehtem Pfad — zur Sonne . . .
Ich: Ich sehe nichts; ätherisch rein weht die Luft.
Er: Bist Du auch der geblendeten Weltensegler einer, der dem Scheidegruß
der Sonne nachjagt, durstig nach—jagt, weil ihn die Tageshelle verließ? Ein Neun»
malweiser, der die Welt entwerten, die Menschen knechten will? Her deinen
Nacken!... (gierig»lüstern) ich nähre mich von lebenden Menschenhirnen, ich friste
bei zeitlichen Wesen mein zeitloses Dasein. Hier ist Dein Meister!
Ich (den Revolver ziehend.)
Er (zurückweichend, scheu): Der Weltensegler ist selten sonst gefeit.
Ich: Genug, geht!
Er (schmeichlerisch, zart): Verstoße nicht des Freundes Geleit, dem die hei»
tere Welt entquillt; güldene Früchte liegen am Boden; ein wenig den Rücken
gekrümmt, und Du dringst durch das eherne Tor in meine Welt.
Ich: Und ist hinter jenem Tor die Erlösung, nach der die Seele bang sich
sehnt und schreit? ist hinter jenem Tor jede Willensregung ein kurzes Fieber,
jedes rasende Verlangen ein Wahn, die gierige, hastige Jagd der Menschen nach
dem flüchtigen Heil eine sanfte Fahrt auf ruhiger See, auf leichtem Kahn, der
heiter sein Ziel erreicht?
Er: Dort glühen die goldenen Hesperidenäpfel, harren müde am Aste, daß
man sie pflücke; ich geleite Dich ins w e i t e L an d der ewiggrünen Hoffnungs»
wiesen, wo der Boden fruchtschwangeren Duft atmet.
Ich: Was für ein banges Rätsel birgt Eure Gestalt? Euer Ruf tönt wie das
Lied der glutroten Rosen, die den Wanderer umgaukelten, der, ach! ihre Klage
verstand . . . und bald den Stich der Dornen empfand. Ein zartes Blutrot
überhauchte seine Hand, weil er den Frevel beging, und die Rosen welkten und
zahlten mit dem Tod ihre Lockweise, die einst am Strauche klang, so rätselhaft
süß ...
Er: Die Rätsel sind Eure Leitsterne im Chaos, das Euch umgibt. Wer das
Raten nicht gelernt. . .
Ich: Den Weisen wäret Ihr auf der Spur. Ich gratulier'.
Er: Was tun jene? Sie zerhacken das Leben, das ohne mich den Reiz
verliert, das wie eine Ery-Rose blattweis zerfällt und ihnen doch keinen
Kern offenbart, ein Mord an der Harmonie, ein Mord ohne Zweck. Der

Assaf Ciffrin
Unser Geleit
Spiegel ging entzwei und mit ihm das Bild des Glücks. Die zerschellte Glocke läßt sich nicht mehr zusammenleimen, der weihevolle Zauberton ist tot, das Leben welk, der Sinn begraben. Ihr schaut durch Jrrlichtgläser — rot . . . grün . . . und verstaubt — das Lied vom „Ding an sich" bleibt ein bleierner Gesang für Dich und Deinesgleichen.
Ich: Wozu die Ohnmachtsweisheit, die uns das Leben Tag für Tag in die Ohren summt?
Er: Um Dir meine Welt zu geben — die Welt der Menge! . .. Wozu war' die Sonne, wenn nicht die spiegelnde Meeresflut sie in ihren weiten Mutterschoß aufnähme, verjüngte und bewunderte? Der Gott, den einst die Menschen inbrünstig suchten, er ist tot, weil sie ihn nicht fanden; seither erhob die Menge ihren Sinn zur Gottheit. Jetzt heißt's: die Menge suchen, um Gott zu fin» den. Spähe aus nach ihr, fasse zu und fange sie! Dann bist Du am Tor meines Schlosses.
Ich: Und diese scheinbareWahrheit,das Echo der Allerweltsweis» heit, diese Höflichkeit, die Waffe der Schwachen und Schmeichler, ist das das Amulett, das den Großen feit? — Mein Vater schlug mich einst, da ich log, und nun könntet Ihr rasen, daß ich das Lügen vergaß?!
Er: Die Wahrheit des Vaters war stets Trug seinen Enkeln.
Ich: Die Menschen haben sich vorwärtsgelogen, aus ihren Häusern schlagen schon die Flammen.
Er: Das alte Land der bärtigen Kaiser ist verstaubt, rauchig und voller Dunst. Komm inmein Land, wo der Mensch, im Lichte badend, keinen Schatten wirft. Die ewige Dämmerung geht nieder, kein Hahn weckt den schlaftrunkenen Morgen aus nächtlichem Schlummer. Ich gebe Dir die fahle Traumdämmerung, wo die Sonne zu ewigem Polarlicht vergilbt, das Land des Sehnens ohne Leid, der Erinnerung ohne Weh. Euer Haus ist verbrannt und Eure Kleider brennen lichterloh. Fliehe, ehe die verkohlten Balken über dir zusammenbrechen! Komm auf mein Schiff! . . .
Ich: Und kann ich wieder fort, wenn mir Dein Himmel nicht gefällt . . . und bin ich auch einst stark genug — wie jene Weltwanderer — wenn Du mir die Segel nicht straff genug spannst, Dich, geleitenden Steuermann, über Bord zu werfen?
Er (bleibt nachdenklich zurück, leise flüsternd): Ich will Dir helfen, weil Du verblutest, weil sich Deine schorflose Wunde nicht schließt.
Ich: Wer—bist — Du?
Er: Ich bin täglich um Dich, hafte nagend an Deinem Trieb, klebe an Deinem Sinn, wie am Menschen Zweifel und Jammer kleben.
Ich: Seid Ihr ein Eingeborener?
Er: Berg und Strand sind nicht meine Heimat; bin Menschenhirnen ange»

boren. Im Frühling pflüge ich hart, unterwühle das Gemüt, im Herbste des Lebens ernte ich der Irrtümer Frucht.
Ich: Und daher kamet Ihr her, weil Ihr — jungen Boden suchtet?
Er: Meine Lachmuskeln täten mir weh, hätt' ich nicht längst das Weinen gelernt. Ich benetze Dich täglich mit meinen Tränen und erwarb noch nicht einmal das Recht, Dein Freund mich zu nennen. (Sarkastisch.) Heute sei aber das Du und Du für das Leben fest geschmiedet!
Ich: Ihr seid ein Narr!
Er: Und Du nicht einmal den Knopf einer Narrenkappe wert.
Ich: Verseuchender, schamloser Bube, fort!
Er: Nein, mein Freund, ich bleibe bei Dir! Mein Geleit ist uralt
und unentbehrlich. Ich bin Dir treu, elendes Geschlecht! (Sarkastisch, roh.)
Her in meine Arme, ich kan n nicht von Dir fort! ich liebe Dich, w e i l Du mich verschmähst; sonst würg' ich Dich mit Gewalt!
Ich drückte ab ... ein Knall ... und Dunst... die Gestalt verschwand, die
Ohren summten mir. Nach einer Weile war das Gewölk in nichts zergangen und ich sah weit... weit von mir den Kerl dem Meer tänzelnd zuhinken und ein Lied singen — es klang nach unsterblichem Zweifel und zeitloser Menschennot; die Weise — w i e er sie sang — habe ich vergessen.
Vielleicht hat noch jemand seine Bekanntschaft — und anderswo — ge»
macht?...

Marcell Salzer:

Die Drei.

Sie haben mich wichtig ausgerüttelt
Aus lähmenden Schrecken, au« grübelnder Rot,
Vom Lebensbaum Habe ich Früchte geschüttelt
Mitten im Grauen, Sntfelen und Tod.
Wie soll ich'« mir danken den herrlichen Dreien Z
Ich munte beim Voikerringen nicht ruh'n.
Mir konnte dle Kunst die Waffen nur leihen,
So durste auch Ich da? meinige tun.
Drei Feldherrn, drei slammende Erzengel machte
Ich heiter üb« ein Stündeletn,
Und tausend'n munder Krieger brachte
Ich Frohsinn und sreundlichen Sonnenschein,
Wie heilsam sprudelt au» sinsteren Klüften
Die Quelle leuchtenden Frohsinn» hndorl
Trog Bomben. Granaten und Fliegern in Lüsten
Mit donnernden Lachsalden siegte Humor!

Boroevic (15. September 1915).

Über die begrünten, sanften,
Rebenkranzgeschmücktem Hügel
Lacht des Herbstes milde Sonne,
Lacht von einem Himmel nieder,

Marcell Salzer
Die Drei
Der wie eine Friedensbürgschaft
Sich in ungetrübter Bläue
Über Stadt und Täler spannt.
Aber von den nahen Bergen
Dröhnt mit dumpfen Donnerschlägen
Unaufhörlich, unermüdlich,
Aus der Rohre Mund der Krieg.
Und die leeren Gassen drunten
Und die halbzerschoss'nen Häuser
Und die rauchenden Spaliere
Mahnen mich: Wir sind vorGörz!
Schlanke, hechtgraue Gestalten,
Sonngebräunte Offiziere,
Hstreich»Ungarns tapf're Söhne,
Sitzen rings um mich als Hörer.
Einen Festtag gibt es heute,
Den wohl jeder froh empfindet,
Doch den keiner lärmend feiert.
Zwar steht er nicht im Kalender;
Dennoch ist er auf den Karten
Rot und freudig angestrichen,
Denn um viele Kilometer
Ist das Hauptquartier soeben
Wieder einmal vor gerückt!
Und so sitzen sie und lauschen
Unter Gottes freiem Himmel.
Links von mir jedoch der ein e,
Der, zugleich ein Held und Schutzgeist,
Aus Galiziens goldnen Feldern,
Aus den Klüften der Karpathen,
Aus dem Spalt der Duklasenke,
Die millionenköpf'ge Hydra,
Rußlands wilde Scharen, fegte:
Svetozar von Boroevic,
Der Kroatengeneral.
Ein Kroat! Verwandte Sprache
Redend, wie das Volk der Mörder,
Das den Weltenbrand entfachte;
Doch im Herzen voll ergeben
Dem geliebten Habsburgstamme,
Kaisertreu bis in die Knochen,
Das ist Gen'ral Boroevic!
Welch ein Mann! nicht groß, doch stämmig.
Aus dem bronzebraunen Antlitz

Blitzen hell zwei kluge Augen,
Und das Haupt sitzt auf dem Nacken
Mächtig, wie ein Totenschädel,
Wie der Hekatombenopfer
Schreckhaft düsteres Symbol.
Und verblaßte Bilder steigen
Wieder auf vor meinen Blicken:
Vor den buntbeflaggten Zelten
Lagern rauchend, würfelnd, trinkend,
Schwarz umsträhnt, im hohen Tschako,
Wallensteins getreu'ste Krieger,
Des Kroatenlandes Söhne,
Wie sie Schillers Geist geseh'n.
Jener aber, dessen herbes,
Hartes Antlitz mich noch eben
An Karrathenschrecken mahnte,
Dem die Ziffern der Vernichtung
Spielend von den Lippen rollen,
Svetozar von Boroevic,
Wandelt sich im Augenblicke
Zum gewandten Kavalier. —
Ungarischen Adelshauses
Welterfahr'nen Sprößling mein' ich
An der Mundart schon zu hören,
Wenn er von den Wissenschaften,
Von der Dichtkunst großen Meistern
Klug und lächelnd zu mir spricht.
Staunend muß ich es vernehmen,
Wie sich fest in sein Gedächtnis
Manche Dichtung eingegraben,
Die in schön'ren Friedenstagen
Ich den Großstadthörern bot.
Und da spür' ich: Dieser Krieger
Birgt zwei Hirne und zwei Seelen:
Den romantisch»rauhen Landsknecht, —
Und den Mann der Wissenschaft,
Dem der Krieg, der Menschenwürger,
Laut dem eignen Wort nichts weiter
Als ein „technisches Problem".
Und noch eines anderen Ausspruchs
Muß ich denken, den er damals
Prägte, als der Feinde Hochflut
Uns're Länder überbrandet
Und die Not stets höher stieg.

Marcell Salzer
Die Drei
Jeder Baka*) trägt im Herzen
Ihn gleich einem Amulette,
Svetozar von Boroevie's
Wörtlichen Armeebefehl,
Jene wundertät'gen Worte:
„Mut! Soldaten! Ich komm' zu Euch!
Und ich komme nur als Sieger!
Mitmir — glaubt es — i st d a s G l ü ck!"
Und indes der Katzelmacher
Wutentbrannt in wilder Ohnmacht,
Von den nahen Bergen nieder
Auf Doberdo und San Michele
Seine Judasgrüße trommelt,
Reicht er mir die Hand zum Abschied,
Gibt das Wort er auf den Weg mir:
„Glauben's mir: der Italiener
Wird ein alter Herr hier werden!"
Also sah ich diesen Kriegsmann,
Diesen Feuerkopf und Rechner,
Diesen stählern harten Zeugen
Wider panslawist'sche Märchen,
Uns'ren vielgetreuen Eckart,
Welschenwehrer, Russenhammer:
Svetozar von Boroevie,
Den Kroaten»General!
ErzherzogFriedrich (11. Januar 1916).
Ein Kleinstadtbild! Hoch über den geduckten
Mietehäusern, Läden, rauchenden Fabriken
Hebt sich, gleich einem Herrscher aus dem Kreise
Ergeb'ner Höriger, ein altes Schloß.
Nicht prunkbeladen, doch von jener Würde,
Die nur des echten Adels Abglanz leiht.
Zu hohen Ehren ist es ausersehen
Auch jetzt, als Sitz des obersten Kommandos.
Das weite Tor klafft offen wie ein Rachen
Voll blanker Zähne; scharf bewaffnet steh'n
In seinem Bogengang die Wachtsoldaten.
Ein Freudentag ist heut, denn eben kam
Die Meldung, daß der Lowtschen, dieser Wächter
Des schwarzen Berglandvolks, genommen sei.
Wie Sonnenglanz liegt es auf den Gesichtern:
Der schlichte Feldsoldat, der schlanke Leutnant,

*) Ungar. Infanterist.

Die Drei

Marcell Salzer

Die Generale, wie der stille Führer,
Sie alle fühlen: dieser eine Schlag
Erschloß das störrischste der Balkantore.
Doch keiner spürt die Freude mehr denn er,
Dem dieses Millionenheer gehorcht:
Erzherzog Friedrich, der erlauchte Sproß
Der Helden, die bei Aspern einst den Korsen
Und die den Welschen bei Kustozza schlugen.
Weiß Gott! Der Führer hab' ich viel geseh'n,
Doch selten trat mir so das Bild des schlichten,
Des milden, ehrlichen Soldatenvaters,
Entgegen, wie in diesem edlen Mann.
Der Grandseigneur, der Enkel des feudalsten,
Des altehrwürdigsten der Fürstenhäuser,
Gibt sich im Gruß und Wort schlicht wie ein Bürger
Der vielbesungenen Alt»Wiener-Stadt.
Das gütige, verwitterte Gesicht
Erscheint beinahe dann ein alter Holzschnitt,
Ein scharf umriss'ner Albrecht Dürer»Kopf.
Und all die Freude, die mich rings umleuchtet,
Beflügelt meine Seele auch; noch nie wohl
Las ich so fröhlich wie um diese Stunde:
Heimatliche Humoresken, ernste Bilder
Aus großen Tagen, wie sie uns're Dichter,
Des Krieges Sänger, schaffend widerspiegeln.
Im Fluge rauscht die Zeit dahin; und als
Die Uhr die zehnte Stunde schlägt, erhebt
Erzherzog Friedrich sich und spricht zu mir
Voll echter, herzenswarmer Heiterkeit:
„Sie haben uns sehr froh gemacht — uns alle!
Allein, jetzt heißt's aufs neue arbeiten —
Der Chef kommt!"
Der „Chef!" — Ihr alle wißt es sicher, w en er
Damit gemeint: den stillen Schlachtenlenker,
Der „Gorlice" ersann, den Hotzendorf.
Und wie er das nun sagt, so selbstverständlich,
So ernst und fügsam, steht der schlichte Mensch
Vor mir in seiner ganzen stillen Größe,
Die vor des Lebens strengster Macht sich beugt:
Der Pflicht! — Und plötzlich ist es, als ersteige
Vor meinem Geiste eine Bilderfülle:
Ich stehe im Schönbrunner Park, die Nacht
Hebt leise zaghaft ihren Dämmerschleier
Und räumt dem ersten Morgenrot den Platz. —
Doch droben in dem hohen Kaiserschloß
Strahlt hell ein Fenster schon: ein alter Herr,
Umleuchtet von dem Glanz der Majestät,
Der auch die Dulderkrone, der auch nicht
Das tiefste Seelenleid erspart geblieben,

Marcell Salzer
Die Drei
Sitzt schreibend an dem großen Arbeitstisch,
Das Haupt gebeugt, voll sorgender Gedanken.
Und weiter trägt der Zauber mich zurück
Bis zu den fernsten, sagenhaften Zeiten:
Ich seh' den Gründer dieses stolzen Stammes,
Seh' Kaiser Rudolf fromm vom Pferde steigen,
Seh', wie er einen schlichten Gottesdiener
Durch eines Bergbachs Wirbelwasser führt
In stiller Demut, eingedenk der Pflicht,
Die ihm des Glaubens heil'ge Macht gebeut.
Und diese Demut, die im Prunkgewand
Der höchsten, irdischen Würde nicht erlischt,
Die vor dem Zwang der Pflicht sich kindlich beugt,
Sie sichert Habsburgs altem Kaiserhaus
Der Schätze köstlichsten: des Volkes Liebe!
Hindenburg (17. Dezember 1915).
Weit hin dehnt sich die Flur, ein unabsehbares Linnen,
Wie den Toten gewebt, die das Erdreich hier deckt.
Klirrend schreitet der Frost, der weißgewandete König,
Durch die öde — es knirscht unter den Schritten der Schnee.
Feldgraue Posten steh'n, das Eis in struppigen Bärten,
Schwer in Pelze vermummt, zottig, wie Bären des Pols . . .
Treulich halten die Wacht sie hier auf russischer Erde,
Und von ihnen beschützt sause ich sorglos dahin,
Heute im Schlittengefährt und morgen im ratternden Auto,
Manchmal schleppt auch der Fuß sich durch den hemmenden Schnee.
Immer hab' ich jedoch das eine Ziel nur vor Augen:
Unserem feldgrauen Mann fröhlich ein Stündlein zu weih'n.
Und wie wechselt der Raum. Bald ist's ein polnisch' Theater,
Bald ein Kriegslazarett, bald ein bretterner Stall,
Aber überall sind von gleicher Farbe die Hörer:
Feldgrau Hose und Rock, feldgrau Mütze und Helm.
Eines Abends jedoch gedenk' ich vor allem — da wurde
Mir der herrlichste Lohn meines Wirkens zuteil.
Hindenburg sollte ich seh'n, den ruhmumleuchteten Helden,
Sollt' mit den Gaben der Kunst ihn ein Stündchen erfreu'n.
Noch seh' ich sie im Geist: die kleine, prunklose Villa,
Sehe mich an dem Tisch, an den er mich gütig entbot.
Schlicht, aber gut war das Mahl! Kartoffelpuffer selbst gab es!
Und welch' erlesener Kreis füllte harrend den Raum:
Hindenburgs feldgrauer Stab, die Paladine des Feldherrn,
Der daheim wie ein Lied, fast wie ein Mythos uns lebt.
Stille! — es öffnet die Tür sich — dann breite wuchtige Schritte —
so

Die Drei
Marcell Salzer
Schicksalsschritte! — es naht der Gen'ralfeldmarschall.
Unvergeßliches Bild! Mir war's, als schreite der Genius,
Der die Heimat beschützt, siegessicher durch's Tor.
Zwischen Hindenburg so und Ludendorff sitzend, erschien ich
Mir — nicht nur an Gestalt — unter Riesen ein Zwerg!
Und nun wuchs mir alles ins Riesenhafte: der Rundtisch,
Lampe, Klubsessel selbst erschienen für Riesen gemacht,
Doch in dem Sessel lehnt', ein lebend gewordenes Denkmal,
„Ungenagelt" und ganz so, wie ihn Gott uns geschenkt,
Hindenburg selbst, der Mann mit den rätselvollen Gesichtern,
Bald von Güte umsonnt, bald in Strenge erstarrt,
Bald die Wehmut und bald die eisige Kälte im Auge,
Majestätisch und schlicht, groß und kindlich zugleich.
Seht, da war mir's, als schwebt' ein Geisterchor ihm zu Häupten,
Jener Genien Kranz, die nur Deutschland besitzt!
Friedrichs Königsgestalt, der hochaufragende Bismarck,
Goethes göttliches Haupt, Schillers feuriger Geist.
Und ich fühlte das Grau'n, die rieselnden Schauer der Ehrfurcht,
Die uns Irdische faßt, wenn die Unsterblichkeit grüßt.
Fühlte vor allem das, was diesem Großen wir schulden,
Der den Drachen zertrat: Unermeßlichen Dank.
Und nun lasich! — Doch nichts vom grausigen Schrecken des Krieges,
Ernstes und Furchtbares hat wahrlich genug er erlebt!
Aber den rosigen Kranz der heiter schaffenden Dichtung
Breitete ich vor ihm hin, und er dankte mir's reich.
Immer wieder umspielte der Frohsinn die ehernen Züge,
Wie wohl ein Denkmal von Erz flimmernd die Sonne umglanzt, —
Immer wieder erhob zu mir er lächelnd die Augen,
Manchmal aber, o denkt! lachte herzlich er mit,
Ja, bei einem Gedicht: „die alten Landsknechte" waren's,
Münchhausens prächtigem Werk, summt er die Verse sogar.
Aber noch mehr als der Spaß, den ihm die Stunde bereitet,
Freut ihn das eine, daß auch „seine Jungs" mitgelacht!
Oftmals noch spricht er davon, wie sehr's seiner Seele behage,
Daß seinen Leuten ein Quell frischen Frohsinns hier springt.
Und so manches Mal, wenn ein Stück ihm besonders gefallen,
Ruft er: „Nun kommen Sie her, trinken Sie mal einen Grog!"
Wahrlich, was ich auch schon von Beifall, von lobenden Worten,
Was ich an Ehren erfuhr — nie griff es so mir ans Herz,
Wie dies „Hindenburgwort": „Jetzt müssen Sie sich auch stärken,
Nun setzen Sie sich zu mir, trinken Sie mal einen Grog!"
Denn dieses Wort und zugleich sein herzhaft schlitterndes Lachen
Lehrten mich, daß der Titan e i n Juwel auch besitzt,
Das selbst im Grauen des Kriegs die erzene Stirn ihm stets hellte,
Unseren tröstlichsten Freund: Uns'ren deutschen Humor!

Hans von Hülsen
Ein Solo
Hans von Hülsen:
Ein Solo.
Novelle.
Fortsetzung.
Stefan Wendelin sagte, und er sah zur Schauspielexzellenz hinüber:
„Nein, nein, seit ich die Dybwad gesehen habe, gehe ich in kein Jbsenstück
mehr. . . ."
Er trank einen Schluck und stellte die Tasse hin:
„Das war im Dagmar-Theater in Kopenhagen — sie spielte die Frau
Alving . . . Fabelhaft! Ich sah nichts Ähnliches bei uns."
Baron Reitzenstein erwiderte:
„Wir hätten Frau Dybwad längst einmal eingeladen — aber da sich die
Berliner Kritik damals so ablehnend verhielt . . ."
„Ach, Exzellenz, die Berliner Kritik! — Was will das sagen .. ."
Gräfin Leslie lächelte:
„Sie haben gewiß schlimme Erfahrungen gemacht bei Ihrem Konzert,
Der also Angeredete war ein böhmischer Tenor, den alle Welt in diesem
Kreise seines unaussprechlichen, konsonantenüberreichen Vatersnamens wegen nur
„Herr Florizel" nannte. Sein Gesicht war gelblich, wie das von Barlösius,
nur jugendlicher, seine Augen lohten manchmal auf, wenn er etwas Heftiges
sagte; er sprach mit einem kaum merklichen Akzent in der sonoren Stimme.
„Bewahre, Gräfin," sagte er, „ich rede nicht von mir, mich hat man glimpf»
lich behandelt.... Aber ich habe s« den Eindruck . . ."
Der Gesandte, Graf Leslie, fragte seine Frau leise nach etwas und lehnte
sich dann nickend in den Sessel zurück; zur gleichen Zeit fragte an der anderen
Seite des runden Tisches Lisbeth Verhuven dasselbe. Sie fragte:
„Kommt Herr Barlösius heute nicht, Gräfin? Ich hätte ihn gern wieder» ,
gesehen. Es ist so lange her, daß ich ihn zum letzten Male sah . . . Wir waren
noch Kinder, beide . . ."
Und dann erzählte sie der Gräfin Leslie, — und Baron Reitzenstein, der
Theaterintendant, hörte zu, den Ellenbogen auf die Lehne des Sessels gestützt —
daß sie in derselben Stadt wie Barlösius geboren sei und ihn seit frühester Kind»
heit gekannt habe. Später freilich, da habe sie ihn ans dem Auge verloren, für
lange Jahre, um erst hier, in München, ihm wieder zu begegnen.
Die Gräfin sagte:
„Ja, Fräulein Verhuven, er hat mir versprochen, zu kommen. — Auch wir,"
fügte sie hinzu, „haben ihn lange nicht gesehen, seit dem Mai. Er war mit seiner
jungen Frau verreist — sie haben ein Landhaus am Hintersee, in der Ramsau,
Florizel.

wenn Sie dort Bescheid wissen? Da haben sie den Frühling und Sommer gelebt.
Ich glaube, sie sind sehr glücklich, die beiden", schloß sie.
„Ich war einmal draußen bei ihnen", sagte Stefan Wendelin, der Bildhauer,
indem er dem Diener auswich, der nach der Tasse langte, um sie neu zu füllen; und
Frau von Vopelius bemerkte, sie sei Herrn Barlösius eines Nachmittages in
Berchtesgaden begegnet.
„Er war zu Pferde", erzählte sie, und Lisbeth Verhuven wunderte sich, daß
er jetzt reite; denn früher sei er jedem Sport durchaus abhold gewesen und habe
über Lawn»Tennis, zum Beispiel, stets verächtlich die Achseln gezuckt.
„Er war nicht zu bewegen, mit den Backfischen Tennis zu spielen, damals,
wenn er zu den Ferien kam . . . denn er hat ja auch ein paar Semester studiert."
„Ja," fuhr die Gräfin fort, „bis er sich dann mit seiner Familie überwarf,
er hat es mir einmal erzählt "
„Jetzt spielt er übrigens Tennis", sagte Stefan Wendelin. „Er hat einen
schönen Tennisplatz bei seiner Villa in Ramsau — aber ob es ihm viel Spaß
macht, weiß ich nicht: er tut es wohl mehr seiner Frau zuliebe . . ."
Das Gespräch fiel wieder auf Theater. Ein kleiner, dicker Dramatiker, der
nicht recht in diesen Kreis paßte und dessen Anwesenheit als störend empfunden
wurde, nicht nur, weil er nicht müde ward, von seinem jüngsten Stück zu sprechen,
wandte sich an Stefan Wendelin:
„Spielt man eigentlich viel deutsche Autoren in Kopenhagen?"
Worauf ihm der Bildhauer die vortreffliche Antwort erteilte:
„Man spielt Ibsen." —
Der Diener ging lautlos hinter den hochlehnigen Stühlen vorbei und schenkte
Tee ein. Das goldige Licht der elektrischen Lampe lag auf dem blendend»weißen
Damastgewebe der Tischdecke. An den Fenstern waren die seidenen Vorhänge
herabgelassen und rings lag das Zimmer im Dunkeln.
Graf Leslie erzählte von den Trauerfeierlichkeiten in Roeskilde, denen er
beigewohnt hatte, und der Aufbahrung. Er erzählte von der Landung des „Dane»
brog", der den königlichen Leichnam ins Vaterland zurückgebracht: die kleinen
Prinzen waren im Trauerzuge geschritten, in ihren wollenen Anzügen, kleine
Matrosen, und der König hatte dem Lieblingspferd seines Vaters zärtlich den Hals
geklopft, was ein sehr rührender Anblick gewesen sei . . .
„Prinzessin Anastasia", sagte Frau von Vopelius, die einst ihre Hofdame
gewesen, „war eine gute Freundin der verewigten Majestät. Noch zuletzt ist Ihre
Hoheit mit dem König an der Riviera zusammen gewesen, — kurz vor dem Ende."
Und sie erzählte zwei Anekdoten, die den Charakter und die innere Schlicht»
heit des Monarchen ans Licht stellten.
Der kleine, dicke Dramatiker unterhielt sich mit Florizel über die Theater»
verhältnisse in Prag: das „Deutsche Landestheater" hatte sein jüngstes Stuck
angenommen.

Aber Florizel sagte, vielleicht nur um auszuweichen:
„Ich bin lange nicht in Prag gewesen . . ."
Und plötzlich hatte er eine sonderbare Bitterkeit um den Mund, die man
für gewöhnlich nicht an ihm bemerkte.
„Prag ist herrlich", sagte Lisbeth Verhuven: „Und nicht nur Prag . . .
Ihr Österreich, Herr Graf, ist ein charmantes Land . . . ."
Graf Leslie verneigte sich im Sitzen, ein freundliches Lächeln im Gesicht.
„Ja, es ist die Heimat" sagte Florizel.
Ein Diener kam und meldete, und gleich darauf stand Barlösius in der Tür,
deren Portiere unsichtbare Hände beiseite rafften.
Die Gräfin ging ihm über den weichen Teppich entgegen:
„Das ist reizend, daß Sie uns nicht vergessen haben, Herr Barlösius."
„Gnädigste Gräfin", — er beugte sich über ihre Hand.
„Aber ich vermisse Ihre Gattin — Sie wollten sie mitbringen . . .?"
„Meine Frau läßt sich entschuldigen, Gräfin. Frau Baronin von Uexküll
sprach im letzten Moment vor, wegen des Heckenröschentages, — ich habe allein
fahren müssen, hoffe aber, meine Frau kommt nach . . ."
„So haben diese wohltätigen Tage auch ihre Schattenseiten", lächelte die
Gräfin, und führte ihn zum Tische, wo er Lisbeth Verhuven vorgestellt wurde;
die anderen kannten ihn.
„Ah, Fräulein Verhuven", sagte er lächelnd: „Ein Stückchen Vaterstadt,
nicht wahr? — Ja, das ist lange her, daß wir uns zum letzten Male sahen, in
der Heimat . .. ."
„Nicht wahr? Lange. — Ein Dutzend Jahre und mehr . . ."
„Sie haben von sich reden machen, Fräulein Verhuven . . . Ihre letzten
Konzerte in Paris: ich gratuliere."
Lisbeth Verhuven sagte, und sie setzten sich nebeneinander:
„Ich komme eben von da. Erst seit vier Tagen bin ich in München. — Aber
Sie", sagte sie: „Wie ist es Ihnen gegangen, die ganze Zeit lang?"
„Teils so, teils anders", lachte Barlösius — „Danke, Gräfin", unterbrach
er sich und nahm die Teetasse behutsam in Empfang, die sie eigenhändig ihm
reichte. — „Aber jetzt sitze ich im Glanz!"
Er lehnte sich zurück und sah lächelnd im Kreise umher.
Die Gräfin belegte ihn mit Beschlag; indem alle anderen schwiegen, fragte
sie ihn über den Tisch weg:
„Wie war der Sommer, Herr Barlösius?"
„Nun, Gräfin, ich bin zufrieden. Wir haben ganz ruhig und einsam in
unserem Häusel gelebt . . . Die Gegend ist ja entzückend, da unten . . .
Aber nun sind wir doch froh, daß wir wieder in der Stadt sind", setzte er
hinzu.
Graf Leslie erzählte, daß er mit seiner Frau in Pontresina und Sankt Moritz

gewesen sei und dann noch zwei Wochen auf dem Schlosse seines Schwiegervaters bei Amstetten. Dann fragte Baron Reitzenstein nach dem Ball des Hilfsverems, und man vertiefte sich in diesen Gegenstand.
Lisbeth Verhuven, auf der anderen Seite, wandte sich an Barlösius:
„Sie sind ja auch einmal da oben gewesen, in unserer Vaterstadt — ich habe davon gehört." "
„Ja, die Ringe in der Kette des Lebens kehren immer wieder zu ihrem Aus» gangspunkt zurück. — Ich war kürzlich „da oben", wie Sie es so hübsch nennen. Es war amüsant genug. Der größte Saal der Stadt war ausverkauft und ich bekam einen Lorbeerkranz. — Ja, Deutschland ehrt seine Dichter!"
Man ersah nicht, ob er das ernst oder spöttisch meine.
„Und Sie?" fuhr er fort, „haben Sie Ihre Geige niemals „da oben" erklingen lassen?"
„Doch, vor vier Jahren. Es war noch ziemlich am Anfang, bald nachdem ich ausstudiert hatte, bald nach meinem ersten großen Konzert in Berlin."
„Wissen Sie, daß ich bei dem Konzert war? — Ich lebte damals in Berlin."
„Wirklich? — Und nun leben Sie hier? Wie lange sind Sie schon ver» heiratet?"
Aber er konnte nicht antworten, denn die Gräfin Leslie fragte ihn:
„Nicht wahr, wir setzen auch Sie auf die Liste, Sie und Ihre Gattin, auf die Liste zum Hilfsvereinsball?"
„Gewiß, Gräfin", Barlösius verneigte sich ein wenig, „das ist doch selbst» verständlich . . ."
Der kleine, dicke Dramatiker sagte:
„Also nun werden auch Sie die weltbedeutenden Bretter betteten?"
„Ich?"
„Sie haben doch ein Stück geschrieben?"
„Nicht daß ich wüßte!"
„Nicht? — Aber es hat doch in der Zeitung gestanden?"
„Nein, Herr Doktor, Sie können beruhigt sein. Ich habe keins geschrieben und werde keins schreiben. Ich bleibe schon bei meinem Leisten . . . ."
Der Dramatiker war sichtlich beruhigt.
Lisbeth Verhuven sagte leise zu Florizel, der an ihrer linken Seite saß:
„Hat Herr Barlösius eigentlich seit „Inge" noch nichts veröffentlicht? Das muß nun doch bald ein halbes Dutzend Jahre her sein?"
„Nein, es ist nichts erschienen, und ich weiß auch nicht, ob er etwas schreibt. Er spricht nie darüber wir wundern uns schon sehr."
Sie sah Barlösius ins Gesicht. Seine Augen lachten, wie sie früher nie gelacht hatten. Er schien glücklich.
„Ich wundere mich nicht", sagte sie zu Florizel. —
Inge kam.

„O, das ist reizend", sagte die Gräfin, als der Diener sie meldete, und sie
ging auch ihr entgegen und holte sie an ihre Seite:
„Wie herrlich, daß Sie wieder da sind!"
Inge strahlte. Sie war in ein entzückendes Teagown aus leichter, creme»
farbener Seide gekleidet und trug einen Schmuck aus feinster Filigranarbeit.
In der blonden Flut ihres Haares schimmerte ein matter Goldreif.
„Wie hübsch es hier immer ist", sagte sie und lächelte zu ihrem Mann hin»
über, dessen Augen voll unaussprechlichen Glücks und inniger Zärtlichkeit auf
ihr ruhten.
„Was macht ,Hamilkar', Gnädigste?" fragte Baron Reitzenstein. Er war
ein großer Hundefreund und besaß eine ganze Menagerie, vom Barsoi bis zum
Dobermann und Teckel herunter; in Barlösius ,Hamilkar^ war er verliebt.
„Ach, Hamilkar", sagte Inge mit leisem Schmollen: „Ich mag ihn gar
nicht. Wenn mein Mann nicht wäre, der ihn mehr liebt als mich, ich wollte ihn
Ihnen schenken, Exzellenz, lieber heut, als morgen."
Barlösius saß da und dachte: O Himmel, wie schön sie ist!
Inge trank Tee und tauchte Zuckerbrötchen ein, während der Gesandte sie
um die Erlaubnis bat, eine Zigarette anzuzünden. Er reichte den Herren seine
Dose, aber Florizel dankte: er rauchte wegen seiner Stimme nicht. Der dicke
Dramatiker bat um eine Zigarre und erhielt sie.
Die Gräfin stand auf; sie trat hinter den Stuhl von Lisbeth Verhuven und
sprach leise mit ihr. Lisbeth Verhuven antwortete, indem sie immerfort Barlösius
ansah:
„Ja, Frau Gräfin, natürlich, mit Vergnügen."
Schon schriftlich hatte die Gräfin sie gebeten, die Geige mitzubringen; nun
gingen sie ein wenig in den Hintergrund und Lisbeth Verhuven nahm das
Instrument aus dem Kasten.
„Fräulein Verhuven macht uns die Freude, etwas zu spielen", sagte die
Gräfin: „Das Stück, das in Paris so sehr gefiel . . ."
Alle rückten die Stühle so, daß sie die Künstlerin sehen konnten. Schweigen
entstand. Der dicke Dramatiker tat rasch noch ein paar kräftige Züge auf seiner
Zigarre und Frau Vopelius bog sich zurück, um den Rauchwolken zu entgehen.
Lisbeth Verhuven stand nahe dem Fenster; ihr helles Kleid hob sich von dem
Dunkelrot der Seidenvorhänge ab wie ein Lichtschein.
Alle lauschten und sahen ihr auf die Finger, wie sie die Geige ansetzte.
.... von den Saiten her klang eine starke, maßvolle Weise. In gravi»
tätischem Tempo schritt sie einher, ernst und feierlich. Unter langen Bogenzügen
entstand sie. Wie starre, große Massen, vorwärtsgeschoben von irgend einem
Willen, so waren diese langsamen Weisen.
In sie hinein klang etwas Mildes, das sie allmählich verzehrte. Etwas
Weiches, Zagendes, schneller und leiser . . . Die Melodie bebte. . .

Die fünfte Reichskriegsanleihe
Und dann kamen sie heraufgezogen, atmend und stark, lebendige Rhythmen, Forte»FortissimoZZ . . . Das war ein Jauchzen und Jubeln ....
Lange Gänge, bewegt, ein Kommen und Gehen. Synkope wechselte mit Synkope, immer mehr beschwingten sich die Takte — dann brach es plötzlich ab.
(Fortsetzung folgt.)
Die Z Reiehskriegsanleihe
Nach einem Zeitraum von sechs Monaten, in dem unsere tapferen Truppen neue glänzende Waffenerfolge errungen und vor allem die große Generaloffensive unserer Gegner zum Scheitern gebracht haben, geht das Reich von neuem daran, die finanzielle Kriegsrüstung zu stärken, um der grauen Mauer, die das Vater» land vor dem Eindringen der Feinde schützt, auch umgekehrt den sicheren Rückhalt des Vaterlandes zu geben. Wer diese Absicht zu würdigen versteht, der weiß auch, daß er dem Reiche mit der Beteiligung an der fünften Kriegsanleihe kein Opfer bringt, sondern sich selbst am meisten nützt. Denn alle Werte und Güter, aller Wohlstand und alle Arbeit können nur erhalten werden und fortbestehen, wenn wir unserem Heere und unserer Marine die Waffen liefern, um den Feind abzuwehren und ihn endgültig niederzuringen. Des Reiches Lasten, so mag dieser oder jener Zaghafte denken, sind seit dem Kriegsausbruch gewaltig gestie- gen. Wohl richtig. Unzweifelhaft ist die Bürde der Kriegskosten schwer, aber wir dürfen, wenn wir heute die Last des Reiches vom Standpunkte des Anleibe» erwerbers aus beurteilen, nicht vergessen, daß das deutsche Nationalvermögen ein Vielfaches von dem beträgt, was bisher im Kriege verausgabt worden ist. Und, was noch wichtiger sein dürfte: Die Kapitalkraft der Volkswirtschaft hat sich keinesfalls in demselben Maße vermindert, wie die, Anleiheschuld des Reiches gestiegen ist. Wir wissen ja, daß der weitaus größte Teil des vom Reiche ver» ausgabten Geldes innerhalb der Reichsgrenzen verblieben ist, und daß des Reiches Gläubiger die eigenen Bewohner des Reiches sind. Betrachten wir Staats- und Volkswirtschaft als ein Ganzes, so ergibt sich daraus, daß abgesehen von den durch den Krieg vernichteten Gütern nur ein Wechsel innerhalb des Besitzes eingetreten ist. Zudem bilden die territorialen Pfänder, die wir vom feindlichen Gebiet in Händen haben, eine Sicherung dafür, daß sich die Worte des Staatssekretärs Dr. Helfferich erfüllen werden: „Das Bleigewicht der Milliarden sollen die Anstifter des Krieges in Zukunft herumschleppen, nicht wir."
wir «nferen Feinden wieder die ttnerschspf,
liehkeit «ns«rer Z5r«ft «nd den nnerschutterlichen
Glanben «n den Sieg der Aentrolntächte!
Tun wir das, so ist der Erfolg auch der fünften Kriegsanleihe gesichert, und den Regierungen der uns feindlichen Länder wird es immer schwerer werden, bei ihren Völkern für das Märchen von der Möglichkeit der Vernich» tung Deutschlands Gläubige zu finden.

Schaß im Eck M KkichöllM!
MemM dieZchlNge« MSargÄ
Jeder Deutsche, der zur Verringerung
des Vargelduntlaufs beiträgt, stärkt die
wirtschaftliche Nraft des Vaterlandes.
Mancher Deutsche glaubt seiner vaterländischen Pflicht völlig genügt zu
haben, wenn er, statt wie früher Goldmünzen, jetzt Banknoten in der Geldbörse
mit sich führt oder daheim in der Schublade verwahrt hält. Das ist aber ein
Irrtum. Die Reichsbank ist nämlich gesetzlich verpflichtet, für je Dreihun»
dert Mark an Banknoten, die sich im Verkehr befinden, mindestens
Hundert Markin Gold in ihren Kassen als Deckung bereitzuhalten. Es
kommt aufs gleiche hinaus, ob hundert Mark Goldmünzen oder dreihundert
Mark Papiergeld zur Reichsbank gebracht werden. Darum heißt es an jeden
patriotischen Deutschen die Mahnung richten:
Schränkt den Vargeldverkehr ein!
Veredelt die Iahlungssitten!
Jeder, der noch kein Bankkonto hat, sollte sich sofort ein solches einrich-
ten, auf das er alles, nicht zum Lebensunterhalt unbedingt nötige Bargeld sowie
seine sämtlichen laufenden Einnahmen einzahlt.
Die Errichtung eines Kontos bei einer Bank ist kostenfrei und der Konto»
inhaber erhält sein jeweiliges Guthaben von der Bank verzinst.
Das bisher übliche Verfahren, Schulden mit Barzahlung oder Postanwei»
sung zu begleichen, darf nicht das herrschende bleiben. Richtig sind folgende
Verfahren:
Gvst«nS— und das ist die edelste Zahlungssitte —
Nberweisung von Vank zu Vank.
Wie spielt sich diese ab?
Der Kontoinhaber beauftragt seine Bank, der Firma oder Privatperson,
der er etwas schuldet, den schuldigen Betrag auf deren Bankkonto zu überweisen.
Natürlich muß er seiner Bank den Namen der Bank angeben, bei welcher

der Zahlungsempfänger sein Konto unterhält. Jede größere Firma muß daher heutzutage auf dem Kopf ihres Briefbogens vermerken, bei welcher Bank sie ihr Konto führt. Außerdem gibt eine Anfrage am Fernsprecher, bisweilen auch das Adreßbuch (z. B. in Berlin und Hamburg) hierüber Aufschluß.
Weiß man nur, daß der Zahlungsempfänger ein Bankkonto hat, kann aber nicht feststellen, bei welcher Bank er es unterhält, so macht man zur Begleichung seiner Schuld von dem Scheckbuch Gebrauch.

Zweitens
Der Scheck init dent Vermerk
„Nur zur Verrechnung".

Mit dem Vermerk „Nur zur Verrechnung" kommt zum Ausdruck, daß der Zahlungsempfänger keine Einlösungen der Schecks in bar, sondern nur die Gutschrift auf seinem Konto verlangen kann. Bei Verrechnungsschecks ist auch die Gefahr beseitigt, daß ein Unbefugter den Scheck einlösen kann, der Scheck kann daher in gewöhnlichem Brief, ohne „Einschreiben", versandt werden, da keine Barzahlung seitens der bezogenen Bank erfolgen darf. Nach den neuen Steuergesetzen fällt der bisher auf dem Scheck lastende Scheckstempel von 10 Pfg. vom 1. Oktober d. I. an fort.

Dritten«
Der sogenannte Barscheck, d. h. der
Scheck ohne den Vermerk
„Nur zur Verrechnung".

Er kommt dann zur Anwendung, wenn der Zahlungsempfänger kein Bank» konto besitzt und daher bare Auszahlung verlangen muß. Er wird in dem Maße aus dem Verkehr verschwinden, als wir uns dem ersehnten Ziel nähern, daß jedermann in Deutschland, der Zahlungen zu leisten und zu empfangen hat, ein Konto bei dem Postscheckamt, bei einer Bank oder einer sonstigen Kreditanstalt besitzt.

Darunt
die ernste Mahnung in ernster Seit:
Schaffe jeder sein Gold zur Reichsbank!
Mache jeder von der bankmäßigen Verrechnung Gebrauch!
Sorge jeder in seinem Bekannten» und Freundeskreis für Verbreitung des bargeldlosen Verkehrs!
Jeder Pfennig, der bargeldlos verrechnet wird, ist eine Waffe gegen den wirtschaftlichen Vernichtungskrieg unserer Feinde!

Rundschau

Völkische Rundschau.

Von Dr. Eduard Metis.

Zum jüdischen Problem.

Auf dem Wege über die Ostjudenfrage mag jetzt mancher nachdenkliche Mensch, Jude wie Nichtjude, dazu ge» kommen sein, über das jüdische Problem überhaupt nachzusinnen. Hilfsmittel hierzu braucht vor allem der Nichtjude. Er hat kaum eine Ahnung von den Fra» gen des jüdischen Lebens in Deutsch» land; wie soll er etwa die Verhältnisse in Polen, in Rußland oder gar in der ganzen Welt überblicken? Er kennt meist die konfessionelle Scheidung zwi» schen „orthodox" und „liberal", die das Judentum durchzieht; er hat auch Kenntnis vom Vorhandensein des Zionismus, weiß aber mit ihm selten etwas Rechtes anzufangen und betrachtet ihn entweder als Wohlfahrtseinrichtung oder als un» sinniges, utopisches politisches Unter» nehmen. Gerade die Zionisten bieten aber dem, der sie kennen lernen will, die meisten Hilfsmittel. Eben jetzt sind mir vier Werke zugegangen, die der „Jüdische Verlag" in Berlin hat erscheinen lassen. Nicht jedes dieser Bücher eignet sich für jeden Leser; alle aber verdienen sie große Verbreitung.

Jedermann zu empfehlen ist „Das Buch von den polnischen Ju» d e n", das S. I. A g n o n und Ahron Eliasberg mit Unterstützung von Dr. A. Robinsohn herausgegeben ha» ben. Es enthält Darstellungen und Dokumente aus Geschichte, Kulturgeschichte und Literatur der Ostjuden. Außer den Herausgebern haben Schriftsteller wie Martin Buber, Schalom A s ch, Nahum Sokolow und I. L. Perez (um nur solche zu nennen, deren Namen auch Fernerstehenden geläufig sind) Beiträge geliefert. Die Worterklärungen, die als Anhang beigegeben sind, könnten etwas zahlreicher sein; aber auch so wird sich das Buch brauchbar erweisen. Es kann mit seinen 270 Seiten natürlich nicht den Anspruch erheben, erschöpfend zu sein; das tut es auch gar nicht. Aber es ist geeignet, für eindringlichere Be» schäftigung den Boden zu bereiten. Es enthüllt etwas von der Seele des Ost» juden, und so wendet es sich an die Seele des Lesers, um sie zum Aufgeben anerzogener Vorurteile zu bewegen. Möge der Erfolg nicht ausbleiben!

Die einzelnen Aufsätze des „Buches von den polnischen Juden" sind zum

Teil ursprünglich in deutscher Sprache
geschrieben; viele aber sind Übersetzun-
gen aus dem Hebräischen und dem Jid»
dischen (dem sogenannten „Jargon"),
einige auch aus dem Russischen und dem
Polnischen. Am meisten Interesse wer»
den natürlich die hebräischen und jiddi»
schen Beiträge erwecken; die große Öf»
fenrlichkeit betrachtet ja wohl diese

Sprachen immer noch als nicht recht
mündig und eine literarische Betätigung
in ihnen als Experiment. So ist es
aber nicht! Das Jiddische hat sich übri-
gens schon einigermaßen durchsetzen
können; es hat sich jetzt im Kriege als
wertvolles Verständigungsmittel erwie»
sen, und so hat man sich allmählich an
die jiddische Literatur gewöhnt. Daß
es aber eine beträchtliche, zum Teil g<»
dankenschwere neuhebräische Literatur
gibt — wer außer denen, die es un»
mittelbar angeht, hat davon eine Ah»
nung? Die Rolle, die das Hebräische
jetzt in Palästina als Umgangssprache
spielt, erkennt man aus dem Aufsatz
„Im Bannkreis des Hebräischen", mit
dem Moses Calvary ein etwa 150
Seiten starkes Bändchen einleitet. Sein
Titel ist: Treue. Eine jüdische Sam-
melschrift, herausgegeben von Leo Her»
mann. Wieder ist Martin Bub er
unter den Mitarbeitern. Außer ihm sind
vertreten der unlängst verstorbene
Scholem Alejchem, S. I. Ag»
non, Bin Gorion (als Heraus»
geber der „Sagen der Juden" weiteren
Kreisen bekannt geworden) und Max
Brod; die andern Namen, vor allem
die der hebräischen Dichter, dürften jetzt
dem fernerstehenden Leser noch nichts
sagen. Aber wenn er die Proben ihrer
Kunst in der Sammelschrift kennen»
gelernt hat, dann wird er vielleicht nach
weiterer Kenntnis ihrer Werke verlan-
gen. Die Übersetzungen sind ungleich,
aber sie sind immerhin alle gelungen.
Durch mam'rierte Sprache fällt aus dem
Rahmen des Buches nur der Aufsatz, mit
dem Diesendruck über den Dichter G.
Schoffmann unterrichtet. Lernen wird
man auch aus „Treue", dem Buch, das
bezeugen soll, daß in der jüdischen Welt
„der Zusammenhang zwischen Ehemals,
Jetzt und Einst nicht gesprengt ist".
Nun zn einem Buche, das ganz und
gar das Werk eines hebräischen Schrift»
stellers ist: dem vor einigen Jahren er»
schienenen ersten Bande gesammelter
Aufsätze von Ach ad Haam, „Am
Scheidewege" betitelt, ist jetzt der
zweite gefolgt. Dr. Harry Torczyner,
Privatdozent an der Universität Wien,
ist der Übersetzer. Nicht immer er»
reicht seine Übersetzung die Höhe der
schwungvollen, fortreißenden Übertra»
gung, die Israel Friedländer dem ersten
Bande hatte angedeihen lassen; aber sie
ist lesbar und hat schließlich auch ihre

wohlgelungenen Stellen. Die Aufsätze Achad Haams sind ursprünglich in periodischen Druckschriften erschienen; dann wurde eine vierbändige Ausgabe von ihnen in Warschau verlegt. In Ruß» land, in Palästina und in Nordamerika fand sie Verbreitung; dort also ist He» bräisch nicht nur als Sprache des Kul» tus, sondern auch als Literatursprache lebensfähig. Der Deutsche wird auch aus der Übertragung sehen, welche Ausdrucksmöglichkeiten das Hebräische bieten muß; denn einfach sind die Ge» danken nicht, die Achad Haam in dieser Sprache der Welt mitgeteilt hat. Als Sprache, in welcher der Jude sein eigenstes Fühlen einzig und allein in Worte kleiden kann, kommt für Achad Haam nur das Hebräische in Betracht. Die jiddische Literatur darf nach ihm nicht als eigentliche Nationalliteratur ange» sprochen werden; und hierin hat ihm auch der Gang der Entwicklung in den nach Amerika ausgewanderten Fami» lien recht gegeben. Die andere Seite des Sprachenproblems, die Frage, ob für den Juden wirklich die Sprachen Europas Fremdsprachen sind, entzieht sich hier der Erörterung. Ich will ja nicht über die Berechtigung des Zionis» mus reden, sondern nur auf Bücher hin» weisen, aus denen man sich über die Seite des jüdischen Problems unterrichten kann, die der Zionismus darstellt. An das Grundproblem des Zionismus aber würde ich rühren, wenn ich die Sprachenfrage erörterte. Denn die Sprache konstituiert dieNation; Sprach» gemeinschaft ist Kulturgemeinschaft.

.Rundschau -
Eine politische Bewegung ist der Zionismus. Das hat ihn groß gemacht, das hat ihm aber auch Seelen entfremdet. Das Werden der westlich»zionistischen Bewegung, von der man in der Welt vor allem Männer wie Herzl und Nordau kennt, erlebt man noch einmal mit, wenn man die Aufsätze liest, in denen Achad Haam von Zionistenkon» gressen und zionistischen Schriften berichtet. Er entstammt dem Osten, der eine Bewegung von „Zionsfreunden" schon viel früher kannte; er kommt zu dem Problem nicht als rechnender Politiker und nicht als erbarmungsvoller Menschenfreund, sondern als ein Mensch, der in der Not von Tausenden seine eigene Not sieht und die Not eines ganzen Volkes, der diesem Volke wieder einen geistigen Mittelpunkt schaffen möchte. Er vergißt nicht, was so viele Zionisten vergessen (vielleicht darf man jetzt schon sagen: vergaßen): daß die Religion nicht so nebenher mit in Kauf zu nehmen ist. Der religiös indifferente Zionismus scheint jetzt doch am Ende seiner Tage angelangt zu sein; und gewiß hat Achad Haam dazu geholfen, ihn zu stürzen. Den deutschen Leser wird vielleicht manches befremden, was Achad Haam geschrieben hat. Aber er wird sich die Mühe nehmen, dem Verfasser gerecht zu werden und seinen Gedankengängen zu folgen. Eine leichte Lektüre ist Achad Haam nicht; wer nicht schon einigermaßen in jüdischen Dingen Bescheid weiß, der lasse die Hände davon. Ihm würden auch die erläuternden Anmerkungen keine Hilfe sein. Wer sich aber einarbeitet, der wird Anregung empfangen, mag er auch auf ganz anderem Standpunkt stehen als der Verfasser.
„Der tiefste Denker der jüdischen Wiedergeburt" wird Achad Haam von Martin Buber genannt in einem Aufsatz, der 1902 in „Ost und West" veröffentlicht worden ist. Mit 21 anderen Aufsätzen und Vorträgen ist er jetzt in einem Sammelbande erschienen, dem Buber den Titel „Diejüdische Bewegung" gegeben hat. „Wieder» geburt", „Renaissance" faßt Buber so auf, wie es verstanden werden muß: nicht als Aufleben klassischer Bildung (das ist Humanismus), sondern als Wiedergeburt des sich fühlenden Menschen. Daß wir jetzt eine jüdische Wiedergeburt erleben, steht außer allem

Zweifel. Nicht die Emanzipation hatte sie gebracht; auf sie folgte vielmehr eine Zeit des Niederganges, ein Schwinden des Selbstbewußtseins und der Selbst-achtung. Das wird anders, ist zum Teil schon anders geworden. Zu dieser Wahrnehmung braucht es keine Bücher. Welches nun aber der Mittelpunkt ist, um den die neu erwachten Lebensgeister schweben, das muß der Nichtjude aus Büchern erfahren. Für den „Teil des jüdischen Stammes, der sich als jüdi» sches Volk fühlt," gibt Bubers Buch die Antwort. Es wird sicherlich viel ge» lesen werden und manche Aufklärung bringen.

Viel Neues gibt es also über Juden und jüdische Kultur zu lernen. Wenn sich nur jeder Leser der hier angezeigten Werke darüber klar wäre, daß er aus ihnen eben nur einen Ausschnitt aus einem reichen Geistesleben kennen lernt! Das Judentum besteht nicht im Zionis» mus; aber der Zionismus steht am mei-sten in der öffentlichkeit. Deshalb ist es ganz gerechtfertigt, daß man sich zu-nächst mit ihm beschäftigt. Aus Achad Haam und Buber allein wird man schon so viel feinere und schroffere Unter» schiede innerhalb des Zionismus erken» nen, daß man leicht auf die Differen» ziertheit des jüdischen Problems über-haupt wird schließen können. Sorgfäl» tige Leser verlangen diese Bücher; und sorgfältigen Lesern werden sie das Ge» wissen schärfen. Sie werden vor über» eiltem Urteilen warnen. Und damit wird schon viel erreicht sein.

Rundschau

Rundschau der Kriegs»
literatur XIV.

Von Dr. zur. Kurt Ed. Imberg.

Das bedeutendste Werk politischen Inhalts, das in der letzten Zeit, man kann wohl sagen, in den letzten Jahren überhaupt erschienen, ist zweifellos das Buch unseres vierten Reichskanzlers, des Fürsten von Bülow über „Deutsche Politik". Mit Recht hat die» ses im Verlage von Reimer Hobbing in Berlin erschienene Werk das größte Aufsehen hervorgerufen und überall weitgehendste Beachtung und Würdigung gefunden; denn es ist doch mehr oder weniger eine Darstellung der deutschen Politik gerade in jenen Jahren, in denen sich die Konstellation der Welt entwickelt hat, die schließlich zu dem größten Kon» flikt geführt hat, führen mußte, den die Weltgeschichte je gesehen: zum Welt- kriege.

Von besonderem Interesse sind na- türlich die Ausführungen, die der lang» jährige Leiter unserer auswärtigen Poli» tik im ersten Kapitel über die auswar» tige Politik, über unser Verhältnis zu den übrigen Großmächten, unseren jetzi» gen Gegnern, macht.

Bülow schildert zunächst, wie unsere nationalen Interessen und Bedürfnisse uns dahin geführt haben, Weltpolitik zu treiben, deren Voraussetzung eine deut- sche Handels» und Kriegsflotte war. Das Meer hat für Deutschland, hat für unser nationales Leben die größte Be» deutung gewonnen. „Es ist ein Lebens» strang für uns geworden, den wir uns nicht durchschneiden lassen dürfen, wenn wir nicht aus einem aufblühenden und jugendfrischen ein verwelkendes und al- terndes Volk werden wollen." Diese deutsche Weltpolitik, das Streben zur Weltmacht, das jedoch, wie Fürst Bülow ausführt, stets nur „einen defen- siven Charakter" trug, hat uns die Feindschaft Englands zugezogen, das irrtümlicherweise Deutschlands Streben als Angriff auf seine Weltstellung auf» faßte.

Bezüglich seiner eigenen Politik England gegenüber sagt der Verfasser: „Ich war während meiner Amtszeit überzeugt, daß es zu einem Zusammen» stoß zwischen Deutschland und England nicht kommen werde, wenn wir erstens uns eine Flotte bauten, die anzu» greifen für jeden Gegner mit einem übermäßigen Risiko verbunden wäre,

zweitens darüber hinaus uns auf kein
ziel» und maßloses Bauen und Rüsten
einließen, auf kein Überheizen unseres
Marinekessels, drittens England nicht er»
laubten, unserem Ansehen und unserer
Würde zu nahe zu treten, viertens aber
auch nichts zwischen uns und England
setzten, was nicht wieder gutzumachen
gewesen wäre; . . . fünftens wenn wir
ruhige Nerven und kaltes Blut behiel»
ten, England weder brüskierten, noch
ihm nachliefen."
Trotz dieser Politik ist es zum Krieg
mit England gekommen, da Englands
Staatslenker trotz der deutschen vorsich»
tigen und zur Verständigung geneigten
Politik eine weitere Entwickelung des
Konkurrenten auf dem Kontinente furch»
teten und sich durch die Entwicklung
Deutschlands bedroht fühlten. Mit al»
ler Macht hat die englische Politik des-
halb danach gestrebt, Deutschland Steine
in den Weg zu werfen, sie hat ein Netz
um Deutschland gesponnen, um es zu
erwürgen, sie hat jederzeit und aller-
wärts gegen ihren Rivalen auf dem
Weltmarkte gehetzt, bis schließlich die
Saat des blutigen Weltkrieges aufging,
durch den unsere Gegner, allen voran
England, uns zu vernichten hoffen. An»
gesichts dieser englischen Politik fordert
Bülow, „daß wir unter gleich rücksichts»
loser Einsetzung aller Kräfte und Mittel
den Sieg erringen und freie Bahn ge»
winnen", und er hält es für unser Reckt
und unsere Pflicht, „mit der eigenen
Sicherheit und Unabhängigkeit zur See

wirklich ausreichende und vor allem realeGewähr für die Freiheit der Meere, für die fernere Erfüllung unserer welt-wirtschaftlichen und weltpolitischen Auf» gaben zu erlangen".

Weiter schildert Bülow unser Ver-hältnis zu unserem westlichen Nachbarn, dessen Revanchepolitik getragen wird „von dem unbeirrbaren Glauben der Franzosen an die Unverwüstlichkeit der Lebenskraft Frankreichs". Dieser Glaube findet seine Erklärung in der Geschichte Frankreichs, das stets alle Mißgeschicke im Laufe der Jahrhunderte schneller und leichter überwunden und verschmerzt hat als irgendein anderes Land. Deshalb mußte auch jeder deutsche Staatsmann seit 1871 mit der franzosischen Unver» söhnlichkeit wegen des Verlustes von El-saß-Lothringen rechnen, mußte er dar» auf gefaßt sein, daß Frankreich die erste beste Gelegenheit ergreifen werde, um die verlorenen Provinzen wiederzn» erobern. „Solange Frankreich eine Möglichkeit zu erkennen glaubt, durch eigene Kraft oder fremde Hilfe Elsaß» Lothringen wieder an sich zu bringen, wird es im gegenwärtigen Zustande ein Provisorium, nicht ein Definitivum se» hen." Die Folge hiervon wird sein, daß Frankreich stets auf der Seite unserer Feinde zu finden sein wird.

Bezüglich unseres Verhältnisses zu Italien meint Bülow, daß wir dazu neigten, dieses „bisweilen zu ungünstig zu beurteilen, bisweilen etwas über» schwenglich aufzufassen". Allerdings möchten wir bezweifeln, ob Italien wirk-lich nicht sich von uns trennen wollte, als es unseren Interessen entgegen in Algeciras sich den Ententeansichten an» schloß, und 1911 Tripolis der Türkei entriß. Gewiß hatte Italien wie wir und Österreich auch „Interessen, die außerhalb des Rahmens des Drei» bundes lagen"; fraglich dürfte nur sein, ob diese Interessen nicht so stark gewor» den sind, daß sie diejenigen eines Fest» haltens am Dreibunde überwogen.

Bülow führt an einer anderen Stelle sei-nes Buches aus, daß auch in der aus-wärtigen Politik nichts beständig sei außer dem Wechsel; auch die Interessen eines Landes — wohlverstanden nach der Ansicht der leitenden Staatsmänner, die jedoch stets den Ausschlag geben, — können wechseln, und wenn es zweifel-los auch ein schwerer Fehler war, daß Italien unter Bruch seiner vertraglichen

Verpflichtungen auf die Seite unserer
Feinde trat, so glaubte es anscheinend
doch, wenn auch irrtümlicherweise, daß
sein „Interesse" auf dieser Seite läge.
Der Ansicht des Verfassers über un-
sere Beziehungen zu den Vereinigten
Staaten von Amerika können wir nur
voll und ganz beipflichten: „Es gibt
außer Österreich wohl kaum ein Reich,
wo so natürliche Voraussetzungen für
fortdauernde freundschaftliche Beziehun-
gen mit uns bestehen, als Nordamerika."
Daher wird es, so berechtigt und ver-
ständlich die augenblickliche tiefe Em-
pörung über Amerikas Haltung während
des Weltkrieges uns gegenüber sein mag,
doch im Interesse beider Länder liegen,
später wirtschaftspolitisch wieder nor-
male Beziehungen herzustellen. „Das
wird auch erreichbar sein, wenn hüben
und drüben die Politik von ruhigen und
festen Händen geleitet wird, übertrie-
bene Freundschaftsbeteuerungen und er»
gebnislose Nachgiebigkeit ebenso vermie-
den werden, wie Unsicherheit und Ner»
vosität bei gelegentlichen Reibungen."
Dies muß leider an dieser Stelle
über die auswärtige Politik genügen;
das Kapitel enthält noch sehr vieles,
was lesens- und erwähnenswert wäre,
und ebenso vieles, was zu beherzigen
unsere künftige Politik nicht verabsäu»
men sollte.
Das zweite Kapitel behandelt
„Wehrkraft und Militarismus". Hier
weist der Verfasser nach, daß Preußens
Macht auf seinem Heere beruht, daß
dieses im Gegensatz zu den Heeren der
übrigen europäischen Staaten stets ein

Volksheer gewesen ist, daß sich die Ver» schmelzung von Volk und Heer in Preußen „unbeschadet des aristokratischen Charakters des Offizierkorps und der Durchsetzung der Bataillone mit geworbenen Soldaten" um ein volles Jahr» hundert früher vollzogen hat, als im übrigen Europa. Das Zerrbild, das unsere Feinde von dem deutschen Militarismus gezeichnet haben, zeigt diesen „als die despotisch über das Volksleben gesetzte Gewalt, die, im Auftrage der Monarchie von einer Soldatenkaste ge» leitet, die Freiheit der deutschen Menschen und die Wirksamkeit auch berechtigter demokratischer Strömungen des Jahrhunderts brutal unterdrückt". Diese Auffassung erklärt v. Bülow als völlig irrig; denn der deutsche Militarismus ist „das beste Stück unserer staatlichen, unserer nationalen, unserer Volksent» wicklung".

Im folgenden Kapitel wendet sich Bülow der Geschichte unserer inneren Politik zu, die, „von wenigen lichten Epochen abgesehen, vor dem Weltkrieg eine Geschichte politischer Irrtümer" war. Der Gegensatz der Parteien ist in Deutschland stets besonders stark gewesen, und nur sehr schwer und langsam konnten Gegensätze zwischen Parteien überbrückt werden, die einmal, wenn auch nur wegen ganz nebensächlicher Fragen, gegeneinander in Opposition gestanden hatten. Vor allen Dingen sei es erforderlich, wie der Verfasser mit Recht ausführt, daß der Deutsche mehr National» und weniger Parteigefühl habe. Nur so sei es möglich, ein gedeihliches Zusammenwirken aller zur Regierung berufenen Faktoren zu erzielen: „Die höchste politische Moral ist der Patriotismus." Dem Interesse des Staates muß sich jegliches Parteiinteresse unterordnen; denn „die Parteien sind sekundäre Bildungen, die erst auf dem Boden des fertigen Staates wachsen konnten". Gelegentlich dieser Ausführungen wendet sich der Reichskanzler auch gegen ein vielfach gewünschtes parlamentarisches Regie» rungssystem, für das uns Deutschen alle geschichtlichen Voraussetzungen fehlten. Ferner führt er aus, daß es unmöglich sei, die Politik einem bestimmten Parteiprogramm unterzuordnen. Wenn auch zweifellos jede Partei eine gewisse programmatische Festlegung der von ihnen vertretenen Forderungen und Meinun-

gen haben müsse, um im Lande Klarheit
über ihre Ziele und ihre Eigenart zu
schaffen, so müsse sich ein solches Pro-
gramm vor „Versteinerung ... zu einem
System für die gesamte Politik über-
haupt" hüten.
Es ist leider unmöglich, an dieser
Stelle näher auf die höchst interessanten
Ausführungen einzugehen, die Bülow
im folgenden Abschnitt über die Partei»
politik macht, und in denen er die Poli-
tik der einzelnen Parteien genauer unter-
sucht und auch seine „Blockpolitik" zu
erklären und zu rechtfertigen sucht. Mit
Ausführlichkeit wird dann die Ostmar-
kenfrage besprochen, die der Verfasser
für eine der wichtigsten Fragen unserer
Politik hält, „gleichviel, welche Umge-
staltungen sich an und jenseits der ge-
genwärtigen preußischen Staatsgrenze
im Osten aus dem Weltkriege ergeben",
und der er daher ein besonderes Kapitel
widmet. „Die Ostmarkenpolitik hat
nichts weniger zur Aufgabe, als einen
Kampf gegen die Polen, sondern ihre
Aufgabe ist die des Schutzes, der Er-
haltung und Verstärkung des Deutsch-
tums neben den Polen, also ein Kampf
um das Deutschtum."
Das Bülow'sche Buch verdient auf
jeden Fall die weiteste Verbreitung.
Nicht nur der Politiker und Historiker
wird an ihm Gefallen finden, sondern
auch jeder andere, dem das Wohl und
Wehe unseres Vaterlandes am Herzen
liegt. Mag der eine oder der andere
seiner Leser auch nicht in allen Punkten,
besonders bezüglich der inneren und
Parteipolitik, mit dem Verfasser über»

einstimmen, so sind die Ausführungen des vierten Reichskanzlers doch äußerst interessant und lesenswert und enthalten vieles, was die Leiter unserer auswar» tigen und inneren Politik in Zukunft be» rücksichtigen sollten.

In der vom Ullstein-Verlage heraus» gegebenen Sammlung „Männer und Völker" ist als neuester Band unter dem Titel „Englische Staatsmänner" eine von Sil» Vara verfaßte Galerie von Bildern englischer Minister und Heer» führer, Parteihäupter und Agitatoren erschienen. Dieser kleine Beitrag zur englischen Geschichte der neuesten Zeit führt dem Leser alle Wandlungen vor, die das öffentliche Leben Großbritan» niens seit den letzten Jahren der Königin Viktoria durchgemacht hat. Der sich hinter dem Pseudonym Sil»Vara ver- bergende Verfasser entwirft hier Cha- rakterbilder von Josef Chamberlain, dem kalten Verkünder des Imperialismus, der über die Panik der Burenfrage die Massen hinwegriß, und von dem vor wenigen Monaten mit dem „Hamp» shire" untergegangenen Schlächter In» diens und Südafrikas, Lord Kitchener, dem man jedoch trotz seiner beispiellosen Grausamkeit die Anerkennung als tüch- tiger Soldat und Organisator nicht ver» sagen kann. Ferner werden u. a. der ungekrönte König von Irland, Parnell, der zur Genüge bekannte Edward Grey, Asquith, der hochmütige Curzon, der dilettantische Rosebery und der recht» schaffen? John Burns charakterisiert. —

Viele hochwichtige und interessante, bisher zum großen Teile unbekannte Vorgänge, Einzelheiten und Züge aus dem Leben des greisen Herrschers der Donaumonarchie schildert Dr. Adolph Kohutin seinem bei C. A. Schwetschke u. Sohn (Berlin) erschienenen Buche: „Kaiser Franz Josef I. als König von Ungarn." Der Verfasser führt uns bis in die sturmbewegte Zeit von 1848 zurück; wir erhalten eine zuverlässige Darstel» lung des Verhältnisses des Königs zum Ungarlande und zu seinen Untertanen, vom ersten Augenblicke seines öffent» lichen Auftretens bis auf den heutigen Tag, und wir lernen eine Reihe be- rühmter Größen der politischen Bühne Ungarns kennen. Die volkstümliche, allgemein verständliche Darstellung wird dem Buche dazu verhelfen, waS es sein soll: ein Volksbuch in des Wortes bester Bedeutung.

Im Anschluß hieran sei auch ein Buch erwähnt, das sich mit einem ande» ren Lande unserer Bundesgenossen be» schäftigt. Unter dem Titel „Das böh» mische Volk" veröffentlicht Dr. von Tobolka in Verbindung mit einer Reihe namhafter böhmischer Schriftstel» ler und Gelehrter ein Werk über die Wohngebiete, die körperliche Tüchtigkeit, sowie über die geistige und materielle Kultur der Böhmen. Das mit zahl- reichen guten Bildern geschmückte Sam» melwerk verfolgt den vollkommen zu bil» ligenden Zweck, allen, die der tschechi» scheu Sprache nicht mächtig sind, sich aber über das böhmische Volk zu unter» richten wünschen, in kurzer Form das Wissenswerteste über Leben und Wirken dieses Volkes zu bieten.

In der Form loser Skizzen behandelt Professor Alexander Brückner von der Universität Berlin das wichtige, schwere und alles andere als geklärte Thema: „Die Slawen und der Welt- krieg" (Verlag von I. C. B. Mohr in Tübingen). Der Verfasser, dem wir lei» der nicht in allen Punkten zuzustimmen vermögen, untersucht in dieser Schrift vor allem die polnische, die kleinrussische und die litauische Frage, und er kommt auf Grund seiner Studien zu dem Er» gebnl's, daß eine endgültige Spaltung der slawischen Welt vorhanden ist. „Es gibt keine slawische Frage mehr, wohl aber eine Reihe von E'nzelfragen, . . . die jede für sich gelöst werden müssen, genau ebenso, wie es keine pangermani»

sche oder panromanische Fragen geben
darf." Diese Spaltung auszunutzen, ist
Pflicht vorbauender Politik.
Ein anderes Problem, das durch den
Weltkrieg wieder in den Vordergrund
gerückt ist, hat Prof. Adam Szela»
gowskizu einer geschichtlichen Unter-
suchung geführt: „Der Kampf um die
Ostsee." In dieser bei der „Neuen
deutschen Bücherei, Verlagsgesellschaft"
(Berlin) verlegten Schrift gibt der Ver»
fasser ein Bild von der beachtenswerten
Rolle, die die Ostsee in den vergangenen
Jahrhunderten im Kampfe zwischen
Deutschland und Rußland gespielt hat.
Durch die interessanten Ausführungen,
die den Zeitraum von 1544 bis zum
Jahre 1621 umspannen, lernt der Leser
die politischen und wirtschaftsgeogra»
phischen Beziehungen des Baltischen
Meeres an der Hand der Geschichte ken»
nen. —
Einen kleinen Beitrag zur deutschen
„Weltpolitik und Finanzpolitik" nach
dem Kriege veröffentlicht Dr. Adolf
Grabows?» bei der Verlagsanstalt
„Politik", G. m. b. H., in Berlin. Er
geht in dieser Schrift von der Frage
aus, wie große Produktivkapitalien für
unsere weltpolitische Ausdehnung nach
dem Kriege ohne besondere Steuerbela»
stung gewonnen werden können. Er be-
tont, daß unsere gesamte Weltpolitik
unmöglich wird, wenn wir nicht nach
dem Kriege über ein Produktivkapital
zur Befruchtung der mit uns verbünde»
ten Länder und der uns unterstehenden
Gebiete verfügen. So gelangt der Ver»
fasser zu dem Vorschlag eines allgemei»
nen Sparzwanges, der in Form von Zu»
schlagen zur Einkommensteuer verwirk-
licht werden soll. Diese Idee begründet
Grabowsky einmal mit der geschicht»
lichen Entwickelung des Spargedankens,
die geradezu auf einen allgemeinen
Sparzwang hindränge, nnd dann vor
allem mit einer Schilderung der prak»
tischen Ergebnisse, die die Verwirk»
lichung seines Vorschlags zur Folge ha»
ben wird. Das Hauptergebnis ist die
Stützung der deutschen Weltpolitik, da
die großen Sparkapitalien, die auf diese
Weise zusammenströmen, zur weltpoli-
tischen Ausdehnung bereitgestellt werden
sollen. Dieser schöne Vorschlag Gra»
bowskys klingt ja in der Theorie recht
gut, wir fürchten nur, daß er in der
Praris auf unüberwindliche Schwierig»
keiten stoßen wird, die ihm ein ähnliches

Schicksal bereiten werden, wie so vielen
anderen Vorschlägen gleicher Art.
Im 14. Heft der „Bibliothek für
Volks» u. Weltwirtschaft", die von Prof.
Dr. Fr. v. Mammen in der Wissen»
schaftlichen Verlagsanstalt „Globus"
herausgegeben wird, behandelt Prof.
I.-Ph. Wagner das Thema:
„Lichtbilder» und Kinovorträge im
Dienste des Unterrichtes". Obgleich der
Verfasser die großen Vorzüge und den
Wert des Lichtbildes beim Unterricht
voll zu würdigen weiß und anerkennt,
„daß Lichtbilder ... in Schul» und Hör»
sälen die Rolle des gewandtesten Erzie»
hers und Lehrers auszufüllen in der
Lage sind", da die moderne Darstellungs-
form eine mächtige Anziehungskraft
auf den Menschen ausübt, während es
nur sehr wenigen Menschen vergönnt
ist, ihre Zuhörer durch ihre Vortrags»
weise auf längere Zeit zu fesseln, so
weist er doch auf die Gefahren einer
übermäßigen oder sogar erklusiven Ver»
wendung des Lichtbildes beim Unterricht
und bei Vorträgen hin, „sowie auf die
leider heute so oft verlassene ‚goldene
Mittelstraße' . . . , die auch hier ein»
gehalten werden muß".
Im 20. Heft derselben Sammlung
spricht der Münchener Universitätspro-
fessor Dr. Fr. W Frhr. von Bis »
sing über die schon zur Genüge behan»
delte Frage: „Die Kriegsziele unserer
Feinde". So interessant die meisten
Ausführungen Bissings, insbesondere
die lehrreichen Anmerkungen am

Schlusse sind, so können wir uns hier
ein genaueres Eingehen auf diese
Schrift ersparen.
Im Anschluß hieran sei noch eine
kleine Schrift aus der Feder desselben
Verfassers erwähnt, die als erste Flug»
schrift des Vereins „Deutsche Wacht"
in Mar Kellerer's Verlag (München)
erschienen ist. Unter dem Titel „Ratio»
nale Erziehung" gibt Bissing einige Ge»
danken über die künftige Erziehung des
deutschen Volkes, seiner Lehrer und
Beamten. „Die Führer und Lehrer
unseres Volkes gilt es vor allem zu auf-
rechten Männern national zu erziehen,
daß sie sich ihrer Verantwortung dem
Vaterlande gegenüber bewußt werden.
.... Der gesamte Unterricht muß ge»
tragen und geeinigt sein von dem natio»
nalen Gedanken, alles immer wieder be»
zogen werden auf unseren Staat, unser
Volk. Abschließen sollen wir uns nach
außen nicht, uns nicht, wie vielfach un-
sere Gegner, zu eigenem Schaden dem
Guten in der Fremde verschließen. Aber
unser eigenes Vaterland, unser Staat
und Volk müssen die festen Punkte sein,
von denen aus wir die Welt anpacken
und, wenn nötig, aus den Angeln heben
können." —
Einen Beitrag zur Kenntnis derjeni»
gen Persönlichkeiten, die die Armee un»
serer österreichisch »ungarischen Verbün-
deten kommandieren, bietet die Schrift
des Innsbrucker Historikers Ludwig
v o n Pa st o r, der sich durch seine „Ge»
schichte der Päpste" und durch die „Ge»
schichte des deutschen Volkes" als Histo-
riker einen Namen gemacht hat, über
„Generaloberst Viktor Dankl", die so»
eben bei der Herderschen Verlagshand»
lung in Freiburg erschienen ist. Der
Verfasser war in der Lage, zahlreiche
Feldpostbriefe Dankls benutzen zu kön»
nen, die interessante Stimmungsbilder
von der russischen Front und wichtige
Beiträge zur Kenntnis der Persönlich-
keit des Generals bieten, der die erste
größere Schlacht gegen Rußland ge»
Wonnen hat, und der später durch die
Kämpfe an der Tiroler Grenze gegen
Italien besonders in den Vordergrund
getreten ist.

Literaturgeschichtliche Rundschau.

Von Professor Dr. Mar I. Wolff.

CharlesDickens*).

Es gehört Mut dazu, in der gegen»
wärtigen Zeit, mit einem fünfhundert

Seiten starken Band über einen eng-
lischen Romandichter an die Öffentlich»
keit zu treten, weniger von seiten des
Verfassers, der natürlich seine Arbeit
längst vor dem Kriege begonnen hatte,
als des Verlegers, zumal mit einem
Buch über Dickens, dessen große Beliebt»
heit und weitverbreiteter Ruhm in den
letzten Jahrzehnten erheblich zurückge»
gangen sind. Dibelius meint zwar im
Vorwort, daß Shakespeare und Dickens
vor dem Kriege die „am meisten genann»
ten und bestgekannten englischen Na-
men" in Deutschland waren, aber das
ist wohl eine Überschätzung, die sich
durch persönliche Vorliebe erklärt, durch
jahrelange Beschäftigung entschuldigt.
Wenn überhaupt ein Engländer neben
Shakespeare bei uns genannt wird, so
ist es Byron, dessen allerdings fragwür»
diger Anspruch auf den Rang des
„zweitgrößten englischen Dichters" in
Deutschland beinahe allgemein aner»
kannt wird. Zweifellos ist freilich, daß
Dickens in weiteren Schichten als der
edle Lord gelesen worden ist. In meiner
Jugend standen seine Werke in jedem
besseren Bücherschrank, deutsch oder
englisch, je nach der Befähigung des
Besitzers. Heute ist das nicht mehr der

*) CKmles Dickens von Wilhelm Dibelms.
Leipzig und Berlin 1916, Teubner.

Fall, und schon vor etwa zwanzig Iah»
ren, als ich einen literarischen Nachlaß
zu vollstrecken hatte, fand sich unter den
zahlreichen Erben nicht einer, der die
bändereiche Gesamtausgabe haben
wollte. „Copperfield" und „Weih»
nachtsmärchen" finden wohl noch ihre
Leser, und die Schule tut manches, um
Dickens zu erhalten, aber eine unmittel-
bare Fühlung zur Gegenwart scheint er
nicht mehr zu besitzen. Auch sein lite»
rarischer Einfluß ist überwunden. Er
stand wohl auf dem Kontinent mit
Spielhagen und Daudet auf dem Höhe»
punkt, und ist seitdem von den sich über»
stürzenden literarischen Strömungen und
Moden gründlicher beseitigt worden,
als wünschenswert ist.
Der Umschwung fällt Dickens selber
zur Last. Dibelius ist nicht blind gegen
die Mängel seines Helden, wie über»
haupt seine persönliche Vorliebe ihm das
klare, nüchterne, stellenweise sogar sehr
scharfe Urteil nicht trüben kann. Er
trägt auch der historischen Bedingtheit
Dickens' ausgiebig Rechnung, indem er
zur Erklärung der Romane zahlreiche
Ausführungen über die sozialen und
wirtschaftlichen Zustände des damaligen
Englands einschaltet. Hier kann ich
ihm vielfach nicht beistimmen, zumal in
dem einleitenden Kapitel, wo er sich mit
den Vertretern der klassischen National-
ökonomie, mit Smith, Malthus, Ri»
cardo auseinandersetzt. Ihre Leistun»
gen werden nicht gebührend gewürdigt;
ihre volkswirtschaftlichen Gesetze sind
noch heute die unerschütterte Grundlage
unseres Wissens. Der Fehler dieser
Männer bestand nur darin, daß sie ihre
theoretische Erkenntnis unmittelbar und
bedingungslos auf das praktische Leben
übertragen wollten, und in denselben
Fehler verfällt Dibelius, wenn er die
Gesetze verwirft, weil sie sich in der
Praris nicht haben durchführen lassen.
Von nationalökonomischen Gesetzen kann
man nicht mehr verlangen, als von
physikalischen, sie gelten nur im Abso»
luten. Der Artillerist, der nach der er»
rechneten Formel schießt, wird niemals
treffen, aber das ist nicht die Schuld der
Formel, sondern des atmosphärischen
Widerstandes. Solche Widerstände gibt
es auch in der Volkswirtschaft. Dar-
unter fällt alles, was die Erzeugung und
den Güteraustausch der Welt örtlich be-
schränkt, begünstigt oder erschwert. Neh»
men wir als Beispiel die Malthus'sche

Lehre. Wird die Frage absolut gestellt: sollen auf einem bestimmten Gebiet x Bewohner behaglich oder unter drohenden Sorgen leben, so ist die Antwort nicht zweifelhaft. Fassen wir es dagegen konkret, soll eine Nation im Wettkampfe mit den andern an Volkszahl und Volkskraft zurückbleiben, so verwerfen wir Malthus. Übrigens wiederholt Dibelius hier den längst widerlegten Irrtum, Malthus habe für die Volksvermehrung eine geometrische, für die Steigerung der Ernährungsmöglichkeiten eine arithmetische Progression angenommen. Diese Formel gebraucht er als Beispiel eines schnelleren und langsameren Wachstums, ohne sich auf sie festzulegen oder sie zu einem wesentlichen Teil seiner Lehre zu machen. Daß der Freihandel, der, übrigens begrifflich, mit der klassischen Nationalökonomie nicht verbunden ist, kein Evangelium ist, wissen wir heute, aber darum ist er auch keine Irrlehre, wie es nach Dibelius' Darstellung den Anschein haben könnte. Die liberale Bewegung in England hat gewiß viel Unsympathisches, aber mit dem billigen Spott eines sozialer empfindenden Zeitalters ist sie doch nicht abgetan. Er trifft meist nur die Begleiterscheinungen und übersieht die unbestreitbaren Verdienste des Liberalismus völlig.

Mit viel Geschick hat Dibelius die verschiedenen sozialen und antisozialen Strömungen dargelegt, in deren Mitte Dickens steht, als Vermittler zwischen Liberalismus und Sozialismus, und dadurch als „Retter" des ersteren. Frei»

lich vollzog sich diese Rettung nur auf literarischem, nicht auf politischem Ge» biet. In seinen Anschauungen blieb Dickens ein Liberaler vom alten, ja so» gar veralteten Schlage, nur sein Herz wollte den Armen helfen. Infolge die- ser Zwiespältigkeit versagen seine Werke als Tendenzromane völlig; sie enthalten keine sozialen, sondern ethische Gegensätze, keine Kämpfe zwischen einzelnen Klas» sen, sondern zwischen Guten und Bö» sen. Die Bedrücker der Armen sind bei ihm schlechte Menschen, das Böse die Quelle aller Ungerechtigkeit, und das Elend ist beseitigt, sobald die edeln Wohltäter eingreifen. Es ist nicht Dickens' Optimismus, der heute versagt, sondern seine Lösungen sind für unsere, durch zahlreiche soziale Versöhnungsver» suche gesteigerte Erfahrung schlechthin unannehmbar. Als politischer Schrift- steller hat er uns nichts mehr zu sagen. Gerade in diesen Mängeln mag das Geheimnis seiner Volkstümlichkeit lie- gen, er gab dem Volke, was des Volkes ist: edle Dulder, schändliche Bedrücker und zum Schluß den Sieg der Tugend auf der ganzen Linie. Der einfache Mann will Menschen, die auf einen starken Ton gestimmt sind, keine ver» wickelten Charaktere, keine Halbheiten, möglichst stark aufgetragene Gegensätze in schwarz und weiß. Dibelius ver» gleicht Dickens' Volkstümlichkeit mit der Shakespeares. Gewiß beruht sie bei beiden auf denselben Elementen, nur daß bei Dickens diejenigen fehlen, die Shakespeare eine Volkstümlichkeit für alle Zeiten sichern. Dickens war sicher ein großer Dichter, aber er war weder ein großer Künstler noch ein großer Mensch.

Gerade seine Künstlerschaft wird von Dibelius eingehend untersucht. Was er über Dickens' Verhältnis zu den Vor» läufern, über seine Entlehnung, seine Charakterdarstellung und seine Kompo» sition sagt, gehört zu den wertvollsten Teilen des Buches und bildet das Mu- ster einer streng wissenschaftlichen Unter» suchung. Dickensschrieb die meisten seiner Romane auf Lieferung für Zeitungen, und dieses lieferungsweise Schaffen ward ihm zur zweiten Natur. Das zeigt sich weniger in den Abweichungen von dem ursprünglichen Plan, denn solche finden sich auch bei dem größten Dichter, wenn die Charaktere sich zur Erreichung des anfänglichen Zieles als unfähig er»

weisen. Im Gegenteil, er scheint das Ziel meist festgehalten zu haben, selbst wenn es nur durch einen Bruch der Charaktere erkauft werden konnte, und er mußte das, weil bei seinem gehetzten Schaffen auf Lieferung der Schluß der einzige feste Punkt war, der Leitstern, zu dem er aufblickte, wenn es galt, wie» der ein Wochenstück zu liefern. Der Zeitungsbote wartete auf die Fort- setzung, gleichgültig, ob das Werk schon zur Niederschrift ausgereift war, ohne Rücksicht, ob der Dichter in Stimmung war, oder nicht. Er muß schreiben. Kann er die Haupthandlung nicht för» dern, so hält er sich bei etwas Neben» sächlichem auf, schaltet eine Erzählung ein oder schweift zu einer Episode ab; fällt ihm nichts Neues ein, so wieder» holt er sich selber oder entlehnt aus einem andern Verfasser; ja, für den Notfall hat er wie ein Stegreifkomö» diant einen Vorrat von Motiven, die sich überall anbringen lassen. Die Lie- ferung muß ja voll werden. Das ist die Routine des Zeilenschreibers, eine Rou» tine übelster Art, in der häufig die genialste Konzeption untergeht, und das Schlimmste ist, daß Dickens diese Schaf» fensweise für „Dichten" hält. Es fehlt ihm an Selbstkritik und künstlerischer Einsicht, um die Spreu vom Weizen zu sondern. Er fällt nicht aus äußerlichen Gründen in die Routine, sondern sie liegt ihm im Blut, er ist eine wunder» liche Mischung von Genie und Routi» nier, ein Doppelwesen, das das Abge- schmackteste und Erhabenste wahllos durcheinanderwirft. Man kann sich für

ihn begeistern, und im nächsten Augen»
blick möchte man das Buch aus der
Hand schleudern, je nachdem das Genie
oder der Routinier gerade zu Worte
kommt. Dickens' Geschmack steht nicht
höher, als der seines anspruchslosesten
Lesers. Er selbst las mit Vorliebe bil»
lige Sensationsromane und liebte das
Melodrama, heute würde er das Kino
besuchen.

Wie soll man sich diesen Mangel bei
einem Dichter erklären, der auf der an»
dern Seite Proben von dem feinsten
psychologischen Verständnis und schar»
fem Erfassen geheimster seelischer Re-
gungen gegeben hat? Ist er eine Folge
seiner unzulänglichen und auch später
nicht richtig ergänzten Jugendbildung?
Er hatte wenig gelernt, als er in das
Leben hinausgestoßen wurde. Wenn da»
durch auch vieles in seinem Wesen er»
klärt ward, z. B. das Fehlen jedes histo»
rischen Verständnisses, das hartnäckige
Beharren auf einmal übernommenen
Ansichten und seine geringe politische
Einsicht, so doch seine künstlerische Un»
ausgeglichenheit nur zum geringsten Teil.
Sie ist durch seine gesamte Persönlich-
keit, besonders durch die Art seiner Be»
gabung bedingt. Wenn nach Dilthey
das Genie des schaffenden Dichters und
des Schauspielers auf dem gleichen Ver»
mögen der Phantasie beruhen, so äußerte
sich das Genie bei Dickens überwiegend
in schauspielerischer Richtung. Wir
kennen seinen Hang zum Theaterspie»
len und seine Neigung, als Vortrags»
künstler aufzutreten; seiner innersten
Natur nach ist er ein Schauspieler, ein
Komödiant mit allen Fehlern eines sol-
chen, der Eitelkeit, der Abhängigkeit vom
Tageserfolg, der Unzugänglichkeit für
Belehrung und dem Beifallsbedürfnis.
Als Schriftsteller verwöbnt ihn sofort
der Erfolg, so daß er niemals an sich
arbeiten, niemals sein Talent in strenge
Schule nehmen muß. Ihm fehlt die
Selbstzucht, die >Grundlage jeder fort»
schreitenden Entwicklung. Er huldigt
dem Geschmack des Publikums wie ein
Schauspieler, der volle Häuser machen
muß. Beifall und Erfolg sind für ihn
gleichbedeutend. Findet ein Werk kei»
nen Anklang, so läßt er es liegen; der
Gedanke, daß es trotzdem wertvoll sein
könnte, kommt ihm gar nicht. Von dem
Kampf gegen das Publikum, den selbst
Shakespeare trotz aller Volkstümlichkeit
kämpfte, hat Dickens keine Ahnung. Er

war bei allen seinen Fehlern ein guter,
aber kein großer Mensch, ein Mann mit
Dichterbefähigung, aber ohne Dichter»
seele.
In Dibelius hat er einen umsichtigen
und besonnenen Biographen gefunden;
allerdings wird man es bedauern, daß
er für die Person des Dichters wenig
Interesse zeigt und sich in der Haupt»
fache auf die Werke, und zwar deren
techmsch-künstlerische Bedeutung, be»
schränkt. Auch auf Grund der schon be»
kannten Angaben über sein äußeres Le-
ben hätte sich zu dem psychologischen
Problem Dickens manches sagen lassen.
Als zeitweilig berühmtester und gelesen»
ster Schriftsteller seines Landes hat er
einen ungeheuren Einfluß ausgeübt,
aber auch dieser war nur bedingt gut.
Er schuf breiten Schichten einen neuen
Idealismus. Mag der Idealismus auch
nicht tief sein und in einer Mahnung
zur Wohltätigkeit aufgehn, so war schon
das in seiner unsozial empfindenden
Zeit ein Gewinn. Aber verbunden war
er mit einer Förderung des seichten
Optimismus, der im englischen Charak»
ter liegt. Dickens wirft die schwierigsten
sozialen Fragen auf, und durch eine
scheinbare Lösung erweckt er die Täu-
schung, als ob hier mit etwas gutem
Willen geholfen werden könne. Er hat
die Tiefe der Probleme verschleiert und
dadurch unsäglichen Schaden gestiftet.
Auch die Kunst hat mehr durch ihn ver»
loren als gewonnen. Er ist kein Er»
zieher seines Volkes gewesen, und den
Schriftsteller hat er durch sein Vorbild,
allerdings ohne seine Absicht, auf die
III

Dahn des äußeren Erfolges gedrängt. Seit ihm steht die englische Literatur im Zeichen der Massenauflage. Seine Genialität starb mit ihm, die Routine hat er dem kommenden Geschlecht hin» terlassen.

Literarische Rundschau.

Bon Asfaf Ciffrin.

Man atmet auf, wenn in unsere Welt des Elends, die von Rauch und Blut geschwärzt, den Menschen nur als Träger von Tod»Waffen und Wunden» Granaten kennt, ein Fünkchen Licht her- einbricht, ein Tropfen tiefmenschlicher Liebe durchsickert und all das in uns er» weckt, was menschlich wertvoll und dau» ernd ist. Und dieser Strahl dringt aus ethisch tiefem, dichterisch großem Her» zen.

Gerhart Hauptmanns: „Narr in Christo Emanuel Quint"*) ist in neuer Ausgabe er» schienen und damit zu neuem Dasein er- wacht. Das Werk, das vor mehreren Jahren erschien, ist seinen großen Weg gegangen — und das mit Recht — und erneuert nun die Wanderung des reli» giösen Schwärmers durch unsere Phan» tasie. Abermals gelesen — was jedem, der den Genuß zu haben wünscht, den Roman in seinen Tiefen und Schon» helten zu empfinden und zu verstehen, empfohlen sei — offenbart sich uns in größerer Tiefe jene fremde Welt, die unserer Gegenwart abgerückt ist, die durch die Menschen zeitlich in unserem Reiche fußt, durch deren G e» danken und Fühlen — geistig — in die Vergangenheit und Zukunft vage schweift, wohin kein Menschlicher zu dringen vermag.

*) Verlag S. Fischer, Berlin.

Uber Emanuel Quint hat der Staatsanwalt, der als das Sprachrohr des sogenannten gesunden Staatsver- standes des normalen Diesseitsurteils zu gelten hat, folgendes in seine Akten geschrieben:

„Mit Arbeitsscheu, alias Faulheit war der erste Schritt auf der Bahn des Verbrechens Quints gemacht worden. Der Müßiggänger fing zu vagabondie» ren an; als dies ihm unbequem wurde, sagte er sich, daß er die gläubige Einfalt seiner Mitmenschen durch irgendeinen dreisten Schwindel sich nutzbar machen müsse. Das gelang ihm über Erwarten, und er nistete sich in zynischer Weise bei den Brüdern Scharf (seinen ersten

Freunden) als Schmarotzer ein. Später
hatte er sich irgendwie den Beruf eines
Heilkünstlers angemaßt, wie denn solche
Leute und geborene Scharlatane, einmal
entlarvt, um neue Mittel zu neuen Be»
trügereien niemals verlegen sind. Er
gab sich für einen Apostel, ja für den
wiedergekommenen Christus selber aus,
womit er sich den größten Betrügern
aller Zeiten anreihte." . ..
Mit dieser Tagebuchnotiz ist eigent»
lich der ganze Inhalt des Buches gege»
ben. Die äußere Handlung ist karg, die
Schilderung der inneren Regungen
außerordentlich reich: Ein Stein fällt in
den Tümpel, die Wellen vflanzen sich
fort, eilen in Ringen nach außen, um
dem ruhigen Gestade mitzuteilen: horch,
es ist etwas geschehen — dieweil der
Stein am Abgrunde unbemerkt hernie-
derkam. Die Aktion ist gering, unend»
lich reich die Reaktion, und an diesen
Stoff konnte kein Besserer, kein inner»
lich Reicherer herangeken, als der Dich-
ter Gerhart Hauptmann.
Er will nicht philosophisch sein. Er
will uns nur sagen, wie es zuging, und
nickt das belehrende Warumder Tat»
fachen mitteilen. Oft finden wir in den
Quint-Tönen Anklänge an den Nietzsche»
Zarathustra»Schrei, der den Menscken
helfen will, — mit dem Unterschied, daß

der Lockruf hier mild, jener rasend klingt, dieser vom zehrenden Verlan» gen erfüllt ist, sich für die Men» schen opfern zu dürfen, jener von den Menschen die größten Opfer und Überwindungen fordert. Beide, einsame Wanderer in der „Menschenwüste"; der Tor, der die Menge sucht, sie flieht und immer wieder sucht, der Religionsstifter, der sie meidet, sucht und ihr endlich den Rücken kehrt. Werbende, die den Be» freiungsruf — der ohne Echo verhallt — in die Welt hinausstießen, um sie zu er- lösen.

Im „Quint" liegt eine menschlich tiefe, schier unendliche Welt vor unse- ren Sinnen, die zu begreifen ein Jahr- hunderte altes Problem sich müht. „I^u, lolie öe ^Hsus", von einem bedeuten- den Sorbonneprofessor vom psychopa- thisch»medizinischen Standpunkt behan- delt, ist ein altes Rätsel. Der religiöse Wahn, der zu einer Zeit ausbricht, da der inbrünstige Schrei nach einem Über- irdisch»Großen, nach dem Verantwort- lichen, viele Unzufriedene erfüllt, ist keine seltene Erscheinung.

Vom Gefühl erfüllt, von Gott be- rufen zu sein, geht Quint zu den Men- schen, vollführt unter ihnen Wunder — die nur natürlichen Erscheinungen ent- quellen — und empfängt von diesen Menschen die Qualifikation gleichsam, der Gottessohn zu sein. Eine magische Macht, eine wärmende Flamme strömt von ihm aus, spiegelt sich an seinen Ge- fährten — den Talbrüdern — wider, und an dieser Flamme entzündet sich sein verderblicher Wahn. Mit der Gottesahnung kommt er zu den Erdensöhnen, mit der Gottes» gewißheit verläßt er sie, was ihm bei den Rechtdenkenden den Ruf des Toren und Narren einträgt. „In- dessen sind es wirklich" — so erzählt der Dichter — „Wallungen überirdischer Größe und Erhabenheit, die Emanuel durchtoben, den Menschenähnlichen, der dem Unsichtbaren näher verbunden ist, als dem Sichtbaren." Er war auf die Welt gekommen mit der tragischen Mei- nung, sie nicht zu richten, sondern zu beglücken, nicht herrschen, sondern dienen zu wollen, und war an seiner im Grunde geringen Persönlichkeit ge- scheitert. — Wie nah ist doch das Er- habene vom Lächerlichen, das Genie vom Narren, — daß wir an die mathe- matische Anschauung denken, wo beide

Gebiete, das des Positiven mit dem des Negativen, das Unendliche mit dem Minusunendlichen zusammenstoßen, an den Kreis, der sich immer wieder schließt! Dieser Mann, der vorgibt, der Nachfolger Christi, ja, der wiedererstandene Christus selbst zu sein, ist Mensch in allen Regungen und Gebrechen, ein Schwächling in seinen Gefühlen, Wünschen, ein Kleiner in seinen Leiden und seiner Not.

Es ist kein Zufall, daß gerade Hauptmann darüber schreibt. Eben in seiner dichterischen Eigenart — der Dichter der nach Luft und Licht ringenden, am nichtigen Leben mit klammernden Organen haftenden Erdenwürmer zu sein — liegt dieser Stoff begründet. Das Verhältnis von Mensch zu Gott, von Mensch zu Menschen zu schildern, mußte für ihn nicht nur eine lohnende Aufgabe, sondern ein Bedürfnis fein. Trotz einiger Breiten — die durch den Stoff bedingt sind — ist der Roman eins der schönsten deutschen Geisteserzeugnisse, der Schluß des Buches ein wahres Meisterwerk, der mit gehobenem Gefühl immer wieder gelesen werden kann und das Gefühl einprägt, den Ausfluß edelsten Menschen» geistes in seiner Tiefe und Schönheit kennen gelernt zu haben: das Buch von dem brennenden Verlangen eines Schwachen nach der Märtyrerkrone, der durch diese Schwäche zu innerer Kraft gelangt und dadurch den einen ein Gott — den anderen ein Narr scheint!

Rundschau
Walter Waldschmidt legt
in „UnternehmertumundAr»
beiterschaft" (vom inneren Frie»
den des deutschen Volkes, Verlag S.
Hirzel) die Gegensätze, die er nur be-
dingt auffaßt, dar, die zwischen beiden
schaffenden Organismen hin» und her»
wogen. Von der Ansicht ausgehend,
daß im Grunde gar keine Gegensätze zwi»
schen beiden Interessen bestehen, emp-
fiehlt er, sich besonders an den Unter-
nehmer wendend, dem Arbeiter durch
Schaffung von Bequemlichkeiten und
sozialen Einrichtungen die Arbeit so an»
genehm wie möglich zu gestalten. Der
Abnehmer soll verzichten, der Un»
ternehmer soll freiwillig geben;
einAbschleifen derSpitzen in denInter»
essen würde dadurch erfolgen. Indes»
sen scheint mir sein Vorschlag nur für
eine beschränkte Dauer gültig — etwa
ein interimistischer Waffen-
stillstand — denn die Ideale der
sozial denkenden, freiwillig geben-
den Unternehmer — die er seinen Be»
trachtungen zugrundelegt — sind außer»
ordentlich verschieden von den politisch»
sozialistischen Idealen, deren Verwirk»
lichung die Arbeiterschaft fordert.
«
„Kosmogonie" nennt sich ein
Buch*), das Christian von Eh»
renfels zum Verfasser hat und uns
das Weltganze zu erklären sucht von
einem Standpunkt, der auf Pylonen
übernommener Anschauungen und neuer
selbständiger Beobachtungen gegründet
ist. Wie bei allen philosophischen Wer»
ken, ist es dem Verfasser hier um ein
einheitliches System zu tun,
das er klärend, reinigend, das Alte sich»
tend und umgestaltend, füllend und ver»
stopfend — optimistisch — zu konstru-
ieren sich bemüht.
Die Grundidee des Werkes, das
*> Verlag Eugen Diederichs, Jena.
nicht nur lehrreich, sondern auch ethisch
wertvoll ist, ist der konsequente
Dualismus, die Scheidung des
wechselvollen Alls in zwei Brennpole
gleichsam, die mit ursachloser Zu-
falls elektrizität einerseits, mit
Z w e ck elektrizität andererseits geladen
sind, und aus deren überspringendem
Funken die Flamme sich zeugt, die das
Abgrundtiefe, Hohle zum Geschehnis ge»
staltet. — Es ist dies eine dichterische
Idee, die uns ähnlich aus der Religion
der Perser entgegentönt, allein, wir ha»

ben dort zwei große in sich geschlossene Einheiten, sich selber ein Ganzes bil» dend, selbständig existierend, die zeitlich unbeschränkt, Gut und Böses ausströ» men, und aus deren Kampf sich das Le» ben im Menschendasein bestimmen läßt, während wir hier zwei unselbständige, in sich zerfließende Mächte haben, die tropfenweise, gleichsam, in das Gefäß des Augenblicks den Ausfluß aus dem Born ihrer Unendlichkeit leiten. Der Verfasser unterscheidet in allem Realen „den aus dem Chaos stammenden An» reiz oder Vorwurf — das chavto» gene — und die aus dem Gestaltungs» prinzip stammende Wirkungskraft — das henogene Element."
Alle metaphysischen Anschauungen, die den Kosmos, in den wir Menschen allzu sehr eingekapselt sind und allezeit eingeschlossen bleiben werden, in ein System zu bringen suchen, sind und blei- ben Hypothesen, — und unserem menschlichen Urteil, das ihnen wiederum hassend und liebend begegnet, bleibt es überlassen, die Hypothese auf ihren In» halt an Wa hrheitswahr schein» lichkeit und innerer Tragweite zu prüfen: ist sie wahrscheinlich? (nicht möglich!), und welche frucht» bringende Neugestaltungskraft birgt sie in sich? — Und mit Argumenten, Er» scheinungen grotesker Art, kargt Ehren- fels glücklicherweise nicht, um den Be» weis — der allemal nur ein indirek» ter sein kann — für die Lebensfähigkeit

seiner Anschauungen zu erbringen. Er
bestreitet die Allgemeingültigkeit des
Kausalgesetzes, betrachtet aber Kausali»
tat als die Quelle aller Anschaulichkeit
und Gestaltung in der Welt. Neu und
lehrreich sind die Betrachtungen über
die „Höhe und Reinheit" der Gestalt,
ans denen ein gesunder, lebensvoller
Optimismus strömt. Die Tragweite
der „Reversion" erscheint problematisch.
Zu den schönsten Kapiteln des Bu-
ches, wie überhaupt philosophischen
Schrifttums, gehören die der „Neuen
Dogmatik". Eine unvergleichliche Klar-
heit und voraussetzungslose Anschaulich»
keit sprechen aus allen Sätzen, eine all»
weise Güte und Abgeklärtheit entquel»
len ihnen. Aus den skizzenhaften Aus»
einandersetzungen mit allen anderen
Weltanschauungen und Systemen — bei
deren Widerlegungen man allerdings
zuweilen nur sagen kann: ich glaube! —
wird sehr viel durchdachte Arbeit offen-
bar, man sieht die Welt durch die Fun»
ken der sich kreuzenden Waffen verschie»
dener Anschauungen erhellt und blickt
bereichert und erhoben in das kaleido»
skopartige All, in das Geheimnis der Ge»
setze, in das kosmische Bild, das sich so
ungern dem ungeübten Auge entschleiert,
aus Furcht vor Profanierung.

Die „Ferneren Ausblicke" sind mehr
eine Ahnung des Verfassers, der aus
der Musik Wagners — insbesondere des
„Tristan" — zu innerer Befriedigung,
im Gefühl, das chaotische Weltgekeim-
nis zu empfinden, gelangt. Es ist eine
Nerquickung von Musik und Weltgeist,
die manchen, der den „Tristan" selbst
gut kennt, über alles wertet und liebt,
die Tristanoffenbarung als musika»
lisches, gefühlsmäßiges Er»
lebnis empfunden hat — eigentümlich
berühren dürfte.

Das lobenswerte Werk, das kon»
struktiv und nicht polemisch sein will,
spricht seine eigene Sprache. Es ver»
dient, von jedem — auch denen, die
einer Anschauung bereits huldigen, ge-
lesen zu werden, und ist besonders geeig»
net, jenen, die sich auf dem Weg zur
Höhe klarster Ausschau befinden, als
Wegweiser zu dienen: den philo» .
sophisch begabten Geistern der heran»
wachsenden Generation.

Musikalische Rundschau.

Von Dr. Arthur Neisser.

Wenn ein ganz Großer aus dem
Reiche der Kunst von uns scheidet, und

es verknüpfen uns Bande persönlicher
Bekanntschaft mit diesem überragenden
Geiste, so erfüllt uns ein aus wehmüti-
ger Freudenerinnerung und bitterem
Schmerz seltsam tragisch gemischtes Ge»
fühl. Es ist ja das allen wahrhaft gro»
ßen Menschen Gemeinsame, daß sie sich
jedem erschließen, der ihnen als ernst
empfangen Wollender entgegentritt.
Daß eine solche Sehnsucht nach Verste»
hen immer die Vielverkannten ganz be»
sonders stark zu echten Gesinnungsgenos-
sen hinzieht, ist ja bekannt. So erklärt
sich auch der große Freundeskreis deS
im blühendsten Mannesalter von unS ge-
gangenen Max Reger. Mir ist Reger,
nicht bloß seiner behäbig bayrischen, ur»
wüchsig einfachen, äußeren Persönliche
keit wegen, sondern auch in seinem ganz
weltabgewandten Schaffen, auch wohl
in seiner Scheu vor allem Theatralischen
in der Musik, stets wie eine süddeutsche
Gegenerscheinung, vielleicht teilweise
auch wie eine Ergänzung zu Meister
Anton Bruckner erschienen. Wie diesen,
zog es auch Reger stets nur zu den ganz
Großen unter seinen Ahnen (wie auch
unter seinen Zeitgenossen) hin. Reger
ist schon deswegen als eine bleibende Er»
scheinung im deutschen Musikleben zu
betrachten, weil er in gerader Linie von
den ganz auf sich gestellten (früher sagte
man weniger genau „absoluten") Ton,

dichtern, den Bach und Brahms ab»
stammt. Diese seine innere Musikab»
stammung erklärt auch die schier uner»
» schöpfliche Fruchtbarkeit Mar Negers.
Kleinliche und einseitige Beurteiler ha-
ben ihn in blinder Oberflächlichkeit des-
wegen einen Vielschreiber zu nennen ge-
wagt. Freilich: bequem hat er es den
Herren Zunftkritikern von Schubfachs
Gnaden nie gemacht. Mit dem herr»
lichen Sarkasmus des Bayern hat er sich
mir in einer unvergeßlichen Stunde ein»
mal in seinem Meininger Heim über
diese Herren Besserwisser geäußert; ihn,
den begnadeten Schöpfer konnten soge-
nannte „schlechte" Kritiken nur zu
einem Auf- und Überwallen seines für
ihn fast sprichwörtlich gewordenen
schlagfertigen Humors reizen. Ich
sagte vorhin, er habe es der Kritik nicht
leicht gemacht, und möchte doch auch
selbst offen bekennen, daß mir von sei»
nem Gefamtwerk in der Seele nicht der
wohlige Odem einer ganz abgeklärten
Musik haften geblieben ist. Desto maje-
stätischer tritt vor meine Erinnerung
jener strahlende musikfestliche Tag, der
uns die Uraufführung seines himmel»
stürmenden 1(10. Psalmes gebracht hat;
hier liegen die tiefsten Quellen seiner
Unsterblichkeit, in dieser an Brahms und
Bach geschulten und doch ganz persön-
lich gesehenen liturgisch - chorischen
Welt? in seinen Orgelimprovisationen
vor allem, wo er die bachische Inbrunst
mit dem eigensten, höchst gesteigerten
modnlatorischen Sinn für rein musikali-
schen Stimmungsreichtum vereinigen
konnte. Weniger ansprechend und
darum sicherlich weniger bleibend dürfte
seineLnrik sein. Allen den Zweiflern aber,
allen, die darüber nachgrübeln, ob wir in
Mar Reger einen ganz Großen zu bekla-
gen haben oder, besser, heiter reqerisch
gesprochen, ob wir in Negers Werken
ein schönes Besitztum für alle Zeiten
besitzen, all' diesen Kleingekstern möchte
ich raten, sich eingebender als bisber mit
seiner Kammermusik zu beschäftigen,
wobei ich diesen Begriff der Kammer-
musik im Sinne Negers stark erweitert
sehen möchte. Ich denke da nicht bloß
an seine Streichquartette (und hier vor
allem an seine brahmsisch tief innig emp-
fundenen Adagios), sondern ich denke
auch an seine „Sinfonietta" und selbst
auch an seine genial konzipierten Hiller»
Variationen. Jeder auf sich selbst ge-
stellte Musiker ist zugleich Kammermusi-

ker; so ist es Reger wohl auch in seinen Liedern, deren Melos sich in der dichten Verästelung der Harmonik verbirgt, dieser Harmonik, die sich echt kammermusikalisch vom Klaviersatz zur Singstimme hinüberschlingt. So ist Neger auch Kammermusiker als Orchestermaler; wer seine Instrumentation deswegen nicht orchesterhaft genug nennt, der versteht eben Negers Drang nach Intimität nicht, den er nur vor der Orgel aufgibt, doch auch hier nur in dem Sinne, daß er sich die Wirkungen des königlichen Instrumentes ganz zu eigen macht, so daß seine Orgelstücke von selbst über gewöhnliche Maße hinauswachsen. Kammermusiker ist schließlich auch der prächtige, unvergeßlich herzliche Mensch Mar Neger gewesen, mit seiner ungebändigten Lebenslust und mit seinem urdeutschen Trieb nach Arbeit und nach Geselligkeit. Merkwürdig wenig beachtet blieb in fast sämtlichen, mir bisher zu Gesicht gekommenen Nachrufen jenes sein ans dem Weltkrieg hervorgewachsenes Orchesterwerk, das er noch selbst im verflossenen Jahre mit dem Orchester des Kql. Opernhauses zu Berlin hatte leiten können (zwischen Nichard Strauß, dem Dirigenten dieser Konzerte, nnd Neger bestand ja ein Verhältnis höchster acaen» sektiger Achtung!). Man tut Neger Unrecht, wenn man dieses Variations» werk über die beliebtesten vaterländischen Melodien nur als Gelegenheitsarbeit ansteht: Neqer bat damit auch lein deutsches Glanbensbekenntnis abgelegt und sich zugleich noch einmal nicht

lange vor seinem allzu frühen Tode als
Meister der Form gezeigt! ....
Wer weiß, ob nicht Max Reger der
berufenste. Nachfolger als Leiter der
Berliner Singakademie in Frage ge»
kommen wäre, die jüngst ihr hundert»
fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feiern
konnte? Der große deutsche Musikgott
Johann Sebastian Bach hält ja seine
schützende Hand auch über dieses alt-
ehrwürdige, altberlinisch schlicht arbei-
tende Institut, dessen stolze Geschichte
uns bis zum heutigen Tage Kunde gibt
von dem tief wurzelnden Interesse an
ernster Musik, wie es die Berliner er-
füllt. „Die" Berliner? Dies Wort
bedarf nock der Erklärung. Es hängt
w't der vielfältig zerklüfteten Berliner
Gesamtkultur eng zusammen, wenn die
Singakademie trotz alledem niemals
volkstümlich werden konnte, wie es z. B.
bei der Philharmonie und ihren Konzer»
ten längst der Fall ist. Vielleicht kommt
es von der strengen, fast kirchlichen
Stimmung in dem schönsten, ganz im
Schinkelstil prangenden Berliner Kon-
zertsaale, wenn sich hier stets, und so
auch wieder zu der Jubelfeier, ein ganz
eigenartiges, eben das Singakademie»
Publikum, zusammenfindet. Aber von
reichstem Festesgeist überlenchret war
diese Feier doch. Wir wurden uns
freudig dessen inne, welchen hochbedeut-
samen Faktor wir in der Singakademie
besitzen, zumal seit ein Künstler von so
fortschrittlichem Sinne wie Professor
Georg Schumann an der Spitze steht.
Nichts ist schwerer, als alte Überliefe-
rung wahren und dennoch — nicht die
beliebten „Konzessionen" an die Mo-
derne machen! Georg Schumann ist
weder altfränkisch noch modern; seine
Persönlichkeit schätzt mit schöner Groß-
zügigkeit wirkliche Könner der Bergan»
aenheit und Gegenwart gleich hoch ein.
Er ist Schaffender und Nachschöpfer
in einer Person; das gibt seinen
Darbietungen weltlicher wie vor allem
geistlicher Chorwerke stets Fülle, aus
eigenster Weltanschauung geformtes Re-
lief. Der Rückblick auf die stolze Ahnen-
reihe der Singakademie»Leiter, zu dem
sich das Jubiläumskonzert ausgestaltete,
gestaltete sich besonders interessant
durch die Ausgrabung einer Kantate
„Und es erhub sich ein Streit", die von
Johann Sebastians Onkel Christoph
Bach herrührt. Bleibende Werte ru»
Ken zwar nicht in dieser naiv und köst-

lich zopfig empfundenen Musik, aber
der thüringisch heitere Geist, der in der
blechgepanzerten Instrumentation und
in der wortwörtlichen Tonmalerei liegt,
paßte sich dem Charakter einer Erinne-
rungsfeier trefflich an, die dank der
kraftvollen Gesinnung GeMg Schu-
manns gottlob gar nichts Pathetisches
an sich hatte. Fröhlich in die deutsche
Zukunft blickender Arbeitsmut sprach
aus der humorgewürzten Ansprache des
Direktors. Blühendes Leben soll in
Zukunft mehr noch als bisher aus den
alten Mauern der Singakademie empor»
blühen, die Werke lebender Tondichter
sollen mit Hilfe einer eigens dafür (mit»
ten im Weltkrieg) begründeten Stif-
tung aufgeführt werden. Fürwahr: tief-
beschämt müssen unsere Gegner, wenn
sie davon lesen, doch wohl endlich ein»
sehen, daß die deutsche Kultur unzer-
störbar ist; diese deutsche Kultur, die
sich stets auch in der edlen Gastfreund-
schaft gegenüber ausländischer Kunst ge-
zeigt hat: sind doch von der Singaka-
demie in früheren Jahren ziemlich hä»»
siq Chorwerke von Franzosen und Ita-
lienern aufgefübrt worden. Des Kom-
ponisten Enrieo Bossi freudine Rührung
nach der Aufführung seines Oratoriums
„Giovanna d'Arco" im Winter 1913»
1914 ist mir noch erinnerlich. Ich bin fest
überzeugt: man wird sich dieses Jubi-
läums der Berliner Singakademie mit-
ten im deutschen Daseinskampfe der-
einst einmal auch in ausländischen Ge-
schichtswerken als eines Dokumentes
höchster deutscher künstlerischer Pietät
entsinnen müssen! . . .

Rundschau

Der Weltkrieg hat neben manch' an» derer Reform auch auf musikalischem Gebiete eine erhöhte Pflege der Haus- musik im Gefolge gehabt; es ist leicht verständlich, daß sich heutzutage alle Schichten der Gesellschaft wieder weit mehr als vor dem großen Ringen im trauten Heim mit den Schätzen der Mu» sik beschäftigen, und es bedeutet nur einen Schritt vorwärts, wenn auch die Wohltätigkeit mehr und mehr in den Dienst dieser Hausmusik gestellt wird. Die „Hilfsvereinigung für Musiker und Vortragskünstler" in Berlin hat es sich, unter der Ägide ihres unermüdlichen Vorsitzenden Dr. Armin Osterrieth, seit Beginn D>s Krieges zur vornehmsten Aufgabe gemacht, eine Brücke zwischen der Gesellschaft und den ausübenden Tonkünstlern dadurch zu schlagen, daß sich eine Reihe von bemittelten und be- reits berühmt gewordenen Künstlern freiwillig in den Dienst der Wohltätig» keit für ihre brotlosen Kollegen stellt. Diesen Bedauernswerten wird dadurch das beschämende Gefühl erspart, Kon» zerte zum eigenen Wohl zu veranstalten; nur hie und da wird eine solche Aus- nahme gemacht; aber da wird es dann stets mit großem Takt so eingerichtet, daß niemand etwas merkt . . . Ich spreche von diesen schonen Ruhmestiteln unserer mustergültigen künstlerisch»wirt» schaftlichen Kriegsorganisation hier, weil sie mir am allerbesten zeigen, wie weit verbreitet die Liebe zur Musik auch in jenen koben und höchsten deutschen Gesellschaftskreisen ist (in deren Villen und Landhäusern diese Konzerte auch während des ganzen Sommers stattfin» den!), die man sich ehemals, vor dem Weltgeschehen von 4914, nicht selten als kunstfremd vorgestellt hatte. So stebt denn zu erwarten, daß auch im kommenden Winter das deutsche Musik» leben ebenso wenig wird niedergerungen oder „ansaebunaert" werden können, wie das deutsche Geistesleben!

Volkswirtschaftliche Rund» schau.

Von Admiral z. D. Gouverneur a. D. von Trupxel, Exz.

Die rlili6enburg»klnleike.

Bei der besonderen Bedeutung, die gerade dieser Kriegsanleihe beizumessen ist, kann nicht oft und eindringlich ge- nug betont werden, daß sie ihre Vor» gängerinnen an Ausgiebigkeit nicht nur erreichen, sondern weit übertreffen muß.

Solange, bis dieses Resultat gesichert
ist, — also bis zur letzten Zeichnungs-
stunde, weil es keine Grenze nach oben
gibt, — muß diese Forderung immer
wiederholt werden, einer muß es immer
wieder dem andern sagen, die Zeitungen
immer wieder aufklärende Artikel brin»
gen, auch wenn es schließlich nur Wie»
derholungen sind, die aber immer noch
neue Zeichner gewinnen, alte zur Er-
höhung ihrer Zeichnungen veranlassen
können. Von fachmännischen Autoritä»
ten ist in vielfachen Ausführungen die
Kriegsanleihe als eine der vorteilhafte»
sten und sichersten Kapitalsanlagen für
große Vermögen und kleine Sparer ge»
kennzeichnet worden, es sind die Daheim»
gebliebenen an die Ehrenpflicht erin-
nert worden, durch freudige Darbrin»
gung größter Geldmittel zur Kriegfüh-
rung sich unserer feldgrauen Brüder im
Schützengraben wert zu zeigen. Im fol»
genden sollen einige Gesichtspunkte un»
terstrichen werden, die gerade diese fünfte
Kriegsanleihe in ihrer Bedeutung für
siegreiche Durchführung des Krieges
von den früheren Anleihen herausheben:
Die fünfte Kriegsanleihe kommt —
und zwar in derselben finanziellen Auf-
machung wie die anderen, d. h. ohne
neue künstliche Reizmittel — heraus,
gerade nachdem zwei neue Feinde, Jta»
lien und Rumänien, uns ihren vom Ver»
rate schmutzigen Fehdehandschuh hinge-
worfen haben. Zeigen wir, daß diese

neuen Feinde uns nicht schrecken, daß sie nur neue Kraft und Entschlossenheit bei uns auslösen, hinter der Front sowohl, wie draußen bei unseren Braven in der Hölle des Trommelfeuers; zeigen wir, daß zur Erreichung des Endsieges daS deutsche Volk nach wie vor bereit ist, sein Gut zu opfern wie sein Blut. Auf unseren am schwersten faßbaren Hauptfeind, den mit den silbernen Kugeln, wirkten unsere Finanzsiege der früheren Anleihen wie von uns gewonnene Feldschlachten; er wittert bereits aus seiner Psyche heraus in dieser fünften Kriegsanleihe eine finanzielle Entscheidungsschlacht, die das Erlahmen unserer Widerstandskraft offenbaren werde. Er soll sich täuschen und die anders geartete Psyche des deutschen Volkes kennen lernen!

Zur selben Zeit, vielleicht in einem ursächlichen Zusammenhang, hat der Kaiser an die Spitze der Heeresleitung den Mann berufen, den das Volk er» sehnte, den es einmal schon als Retter in der Not begrüßte, als die moskowitischen Horden sengend und brennend und mordend in unsere Ostmark eingedrungen waren. Er soll nun eine weit größere Aufgabe lösen gegen Feinde rings» um, die sich vielleicht noch mehren können. Unbegrenztes Vertrauen des Heeres und des Volkes stützt ihn. Zeige nun, deutsches Volk, daß dieses Vertrauen echt ist, zu jedem Opfer fähig und gewillt, auch wenn einmal Rückschläge erfolgen sollten, die ja kaum ausbleiben können bei solchem in alle Himmelsstriche, über drei Erdteile sich ausdehnenden Kriegstheater. Das Dios» kurenpaar Hindenburg»Ludendorff, das wie die Zeussöhne schon manche Schlachtennot — von Tannenberg an — in herrlichen Sieg verwandelt hat, soll wissen, daß es für die wuchtigen Pläne, wie sie zur Abwehr einer ganzen Welt von Feinden nötig sind, seinen Doppel» genius ohne jede Hemmung walten lassen kann; es soll wissen, daß das ganze Volk hinter ihm steht und durchhalten kann und will mit all den Kräften an Menschen, Menschenwillen und Menschenwerk, die noch bei uns aufgespeichert sind. Sie werden gut verwaltet, richtig und rechtzeitig gebraucht werden, diese Kräfte; Hindenburg hat's im Osten gezeigt, wie er hauszuhalten versteht mit Kräften aller Art, mit Menschenleben, Menschennerven, mit Geld und Nah-

rung und Material, welch ein Meister
er ist in der Kunst des richtigen und
nüchternen Ausmaßes der Kräftever-
hältnisse und in der Kunst richtiger
Zeitwahl zum Handeln, den ersten Vor-
bedingungen für die schließliche Bewäl»
igung einer großen Ubermacht. Darum
wollen wir, in Dankbarkeit zurückschau»
end, in Vertrauen vorwärtsschauend —
nicht aber in Überhebung prahlend, wie
die Franzosen bei ihrer „Siegesanleihe"
— diese Kriegsanleihe die „H i n d e n »
b u r g»An l e i h e" nennen und damit
ihre besondere Bedeutung kennzeichnen,
ihren besonderen Erfolg sichern. In je»
dem deutschen Heim, in Schule und Ka-
serne, im Wirtshaus und sogar im Un»
terstand ist ja heutzutage eine Büste oder
ein Bild, zum mindesten eine Zeitungs»
skizze Hindenburgs zu finden. Ihr kle!»
nen Sparer, laßt euch durch den ernsten,
mannhaften Ausdruck dieses Feldherrn»
kopfes gemahnen, daß jedes Scherflein
von euch dazu beiträgt, die Sorgenfal-
ten in diesem uns liebgewordenen An»
gesicht zu glätten; ihr großen Kapitäne
der deutschen Volkswirtschaft, ihr Rei-
chen, denen der Aufschwung des Vater»
landes in langer gesegneter Friedens-
zeit oder auch ein hoher und unerwarte-
ter Kriegsgewinn die Scheunen und
Truhen gefüllt hat, prüft nochmals nach,
ob ihr zu den Tausenden und Millionen,
die ihr bereits gezeichnet, nicht doch noch
ein paar Tausende oder eine Million
zufügen könnt, als Hindenburg»Vertrau»
ensgabe, die ja euch und euren Volks»
genossen reiche Zinsen tragen wird.
Das Zusammentreffen der beiden

neuen Kriegserklärungen an uns sollte
allen, die es noch nicht wissen oder nicht
wahrhaben wollen, — unsern mit Lü»
gen krebsenden Feinden sowohl, wie eini-
gen unverantwortlichen, jedes Augen»
maßes baren Utopisten im eigenen Volke
— endlich klar und deutlich machen, daß
wir keinen öden Eroberungskrieg füh-
ren, niemals führen wollten, daß Kaiser
und Kanzler noch in der letzten Frie»
densminute in schier übermenschlicher
Anstrengung an dem alten Kaiserwort
bei der Reichsgründung festhalten woll-
ten: „allzeit Mehrer des Reiches zu
sein, nicht an kriegerischen Eroberungen,
sondern andenGüternundGa»
ben des Friedens auf dem
Gebiete nationaler Wohl»
fahrt, Freiheit und Gesit»
tung!" Es handelt sich in diesem
männer» und völkermordenden Kriege
für uns um etwas ganz anderes, als
einen Eroberungszug, um viel Ernsteres
und Erhabeneres, des höchsten Einsatzes
Würdiges: um einen gerechten
Verteidigungskrieg, um die
vom Schicksal nns auferlegte und n u n»
mehr unabweisbare Selbst»
behauptung unseres staatlichen und
nationalen Seins. Wir müssen und
werden uns selbstbehaupten und die
Worte jener Kaiserproklamation von
1871 von neuem wahrmachen: „daß
wir den Lohn unserer heißen und opfer»
mütigen Kämpfe in dauerndem Frieden
und innerhalb der Grenzen genießen
wollen, welche dem Vaterlande die seit
Jahrhunderten entbehrte Sicherung ge-
gen erneute Angriffe gewähren". Ja,
heiß und opfermütig, viel heißer, als in
unserem letzten über vierzig Jahre zu»
rückliegenden Kriege von avno 70/71,
sind auch jetzt unsere Kämpfe gegen die
neidende und begehrliche Meute rings-
um, ebenso heiße Kämpfe mögen uns
noch bevorstehen. Aber auch das Ziel
muß erreicht werden, wenn wir uns nicht
selbst aufgeben wollen; es wird erreicht
werden, um so schneller erreicht werden,
je mehr wir uns des Ernstes der Schick-
salsstunde bewußt sind, je mehr wir fest
und unerschütterlich blei-
ben im Maßhalten und im
Durchhalten, das uns noch
manches entscheidende
Kraft» und Kampfmittel
ausreifen lassen wird. In
dieser unbeirrbaren, ja neugestählten
Zuversicht gebt gerade jetzt dem Vater»

lande mit offener Hand und mutigen
Herzens! Ihr Deutschen alle, arm und
reich, alt und jurg, Mann und Weib:
Zeichnet die fünfte, die
„H i n d e n b u r g»A n l e i h e!"

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

yerausgeder und Chefredakteur: Pros. Dr. Ludwig Stein in Berlin V tv, Lützoumser Sa. iTeieson »m>
Kursur» Nr, «30») - Berantwortlicher Redakteur: Dr. SylvIuiBruck In Breslau, — »llein<Der«retung
silrUngarn:
Srilllche K. k. Hosbuchdanolung kZ. Benlii». Budapest V, DoroItyo»utcza 2. — Berlag und Druck der
Schlesischen Buchdruckere! v, S. Schattlaender, A,.lS,, Breslau III.

^^mm^ In8eraten ^nnakme ^^1^1^
6ured unsere (ZesodÃ¤ktsstelle, Lerliu W. I^ut^o^vuksr 5s; ckurok unsern Verlag, Breslau III; ksrnsr 6urod 6is ?irms: Kuckolk Klosss unÃ¤ 6ie beksnntsll ^nuoncen-IZxveÃ¤itionen.
InsertionspreisÂ» pro 46 mm Kreits Teils <Ku6olk Klosss's Normal-Aeilevmesser I^o. 5) 70 ?k.

Bildnis und eigenhÃ¤ndige Unterschrift des bulgarischen MinisterprÃ¤sidenten
Enellenz vi Radoslavoff.

EmeöeuOeLÄnatWch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schleiche und Verlagsanstalt
v. S. Schott laen der, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
«. F. Steinacker, Berthold Sutter. «rM'scheK.K.S«sbuchhandl. Eni» K Sasselbalch.
Stockholm Christiania Konstantinopel
ll. E Fritze, I^lursirle lioxsle. Jacob Dybwad Buchhdlg. Internat, Buchhandl. Ott« Kell,
sür l>>e Provinzen In Schweden im» In Danemark: »eorg SI>r. Urflnt Nachsolgn, «openhage».
sür die Schweiz , «lade«, «ntiau. «. »uchkandlun« Hnm. Paur, Zürich I.
Eeneralvertretung für Holland: W.P. vanEtocku« und S,t,», Haag, BuitenhosZ6.
4i. Jahrgang. Band 159. Heft 506. November 1916.

Professor Dr. Ludwig Stein:
Unterredungen mit Staatsmannern.

Berlin ist augenblicklich Treffpunkt der führenden Staatsmänner unserer Verbündeten und der neutralen Länder. Das lebendige Wort solcher Männer interessiert den Leserkreis unserer Zeitschrift sicherlich nicht weniger, als zusam» menfassende Betrachtungen über politische Probleme. Da ich Gelegenheit hatte, die in den letzten Wochen hier eingetroffenen Diplomaten und Staatsmänner für die mir nahestehenden Blätter nach Art und Sinn ihrer politischen Aufgaben und Sendungen zu befragen, so dürfte eine kleine Auslese dieser Unterredungen unseren Lesern nicht unwillkommen sein. Neben dem türkischen Minister des Äußeren, Halil Bei, kommt der neuernannte amerikanische Botschafter Abram I. Elkus zum Wort. Den rumänischen Verrat schildern Simon Radew, bis» heriger bulgarischer Gesandter in Bukarest, der vor fünfzehn Jahren etwa an der Universität Bern unter meiner Leitung philosophischen Studien oblag, und Enver Bei, der bisherige türkische Generalkonsul in Konstanza. Endlich führt uns der persische Nationalistenführer Wahid ul Mulk in das politische Fühlen und Sehnen der persischen Nation ein.

Halil Bei.

Der türkische Minister des Äußern Halil Bei macht in dieser seiner Eigen, schuft unseren Staatsmännern den Antrittsbesuch. In seiner früheren Tätig» keit als türkischer Kammerpräsident hat Halil Bei sich mehr als drei Monate in Berlin aufgehalten und ist auch wiederholt im Großen Hauptquartier zu Gaste gewesen, was auch dieses Mal der Fall war. Seine ausgesprochen deutschfreund» liche Gesinnung stempelte ihn zum berufenen Vertreter einer Politik, die den Anschluß an die Mittelmächte suchte, und die in diesem Bündnis eine Gewähr für die Unversehrtheit des türkischen Staates und die Unabhängigkeit der wirtschaft» lichen Entwicklung des osmanischen Reiches erblickt. Bei seinem Amtsantritt als Minister des Äußern drahtete er dem Reichskanzler: „Ich werde meine Anstrebungen darauf richten, unserer gemeinsamen Sache zu dienen und die herzlichen Beziehungen zu festigen, die zwischen den beiden Reichen bestehen." Das damals gegebene Versprechen hat Halil Bei eingelöst, indem er sich unentwegt auf den Boden der BLndmspolitik gestellt hat.

Unvergessen sind die markigen Worte, die Halil Bei am 9. Oktober 1915
in seiner Eröffnungsrede bei Wiederzusammentritt der türkischen Kammer als
deren Präsident gesprochen hat: „Die deutsche Nation," so führte damals Halil
Bei aus, „beglückwünschte unsere Regierung, die in einem Momente, wo selbst
die kleinsten Mächte uns verachteten, stolz unser Bündnis unterzeichnet hat."
Als wirksamstes Ergebnis des Weltkrieges bezeichnete Halil Bei damals die
im Gange befindliche Umwälzung, die darin besteht, daß „von der Nordsee bis
zum Indischen Ozean eine mächtige Gruppe geschaffen sein wird, die ewig gegen
den englischen Eigennutz^ zusammenhalten und sich gegen den russischen Ehr-
geiz, gegen die französische Revanche und den italienischen Verrat richten wird".
An diesen Ausspruch erinnerte ich jetzt Halil Bei, dessen Unterredung in
Konstantinopel ich bereits in „Nord und Süd" wiedergegeben habe, als ich ihn
über den Zweck seines gegenwärtigen Aufenthaltes in Berlin befragte. Aus
unserer Unterhaltung kann ich folgendes wiedergeben:
„Liegt der gegenwärtigen Reise Ew. Exzellenz nach Berlin eine besondere
politische Veranlassung oder Verhandlung zugrunde?"
„Keineswegs. Seitdem ich das Kammerpväsidium mit dem Ministerium
des Äußern vertauscht habe, war es mir noch nicht vergönnt, mit den führen-
den Staatsmännern Deutschlands, die ich von meinem letzten längeren Aufent»
halte her kenne und schätze, in erneute persönliche Berührung zu kommen. Nichts
ist natürlicher, als daß verbündete Staatsmänner von Zeit zu Zeit das Bedürf»
nis empfinden, sich über alle schwebenden Fragen persönlich auszusprechen. Mir
war die Reise nach Berlin um so willkommener, als ich seit meinem Amtsantritt
noch gar nicht ausspannen konnte, so daß ein Aufenthalt «in der mir so lieb
gewordenen deutschen Reichshauptstadt für mich gleichzeitig einen Ferienaufent»
halt bedeutet. Ich kann nur meiner Freude darüber Ausdruck geben, daß ich
auch jetzt wieder eine so warme Stimmung für uns gefunden habe, wie überall
bei meinem früheren Aufenthalte."
„Die Mutmaßung ist hier aufgetaucht, daß die Reise Ew. Exzellenz mit dem
Abschlusse der Handelsvertragsunterhandlungen zusammenhängt, die seit Monaten
eifrig betrieben werden und nunmehr dem Abschluß entgegenreifen."
„Es handelt sich nicht um einen Handelsvertrag, sondern um eine Ver»
ständigungsformel über wirtschaftliche Fragen, die wir zu
gegenseitiger Befriedigung nicht bloß für die Kriegsdauer, sondern auch für die
Übergangszeit nach dem Kriege gefunden zu haben glauben. Für einen
eigentlichen Handelsvertrag ist der Zeitpunkt noch verfrüht. Wohl aber liegt
es im Interesse der verbündeten Staaten, schon jetzt die Richtlinien festzulegen,
nach denen man während des Krieges und der ihm unmittelbar folgenden Zeit
zu verfahren beabsichtigt. Es gereicht mir zu hoher Befriedigung, daß wir in
den maßgebenden Kreisen Berlins volles Verständnis für unsere handelspolitischen
Bedürfnisse gefunden haben. Als eigentlichen Rvisezweck aber kann man die

endgültige Festlegung der wirtschaftspolitischen Formel nicht bezeichnen, da ich
überhaupt nicht eines besonderen Zweckes wegen oder gar in einer bestimmten
Mission nach Berlin gekommen bin, sondern nur zu Aussprachen allgemeinen
Inhaltes. Besondere politische Ziele kann ich hier umso weniger verfolgen, als
die gemeinsamen Grundlagen des Bündnisses längst feststehen und vertraglich
festgelegt sind."
„Wie hat die rumänische Kriegserklärung in der Türkei gewirkt?"
„Wir wurden durch die Tatsache nicht überrasch?. Daher haben wir auch
nicht gezögert, die Folgerungen aus dieser neugeschaffenen Tatsache zu ziehen
und den Rumänen den Krieg zu erklären. Die Feinde unserer Freunde sind
unsere Feinde. Deshalb mußten wir den neuen Feinden mit unseren Truppen
entgegentreten und diese auf den gemeinsamen Kriegsschauplatz entsenden."
BotschafterAbramJ. Elkus.
Der neue amerikanische Botschafter in Konstantinopel, Herr Elkus, der in
der Mitte der vierziger Jahre steht, gehort einer angesehenen jüdischen Familie
in Newyork an. Er ist mit dem Botschafter Oskar Strauß, der zu wiederholten
Malen Amerika am Goldenen Horn vertreten hat, verschwägert und mit seinem
unmittelbaren Vorgänger Morgenthau nahe befreundet. Er stellt die Ver-
dienste seines Vorgängers sehr hoch und betrachtet sie als vorbildlich für sein
eigenes Wirken in der Türkei. — Es entspann sich in längerer Unterhaltung fol»
gendes Zwiegespräch:
„Ist Ihnen, Exzellenz, bekannt, daß in den europäischen Zeitungen das
Märchen verbreitet war, Botschafter Morgenthau habe der türkischen Regierung
Anerbietungen gemacht, Palästina anzukaufen?"
„Lachenden Mundes hat mir kurz vor meiner Abreise Mr. Morgenthau von
dieser Ausstreuung, die die Runde durch die ganze Presse beider Hemisphären
gemacht hat, erzählt. In scherzendem Tone hatte Morgenthau in Anwesenheit
einiger türkischer Staatsmänner bei Kaffee und Zigaretten gelegentlich einen
lustigen Einfall zum Besten gegeben, aber weder ihm, noch den türkischen Staats»
männern ist es auch nur im Traume eingefallen, diesen Nachtisch»Scherz ernst
zu nehmen. Es ist mir erwünscht, daß man dieser mißverständlichen Ausstreuung
den Garaus macht."
„Hatten Sie auf Ihrer Reise hierher irgendwelche Belästigungen oder Be»
schwerden?"
„Weder wir noch unsere amerikanischen Reisegenossen bekamen unterwegs
irgendetwas vom Kriege zu spüren. Ein amerikanischer Professor vom Robert
College in Konstantinopel, den Sie von Konstantinopel her kennen, und den
Sie bei mir treffen werden, wird Ihnen dieselben Erfahrungen bestätigen, die
ich mit meiner Familie unterwegs gemacht habe. Wir haben uns in Kopenhagen
eine kurze Weile aufgehalten und freuen uns, Berlin in einer Verfassung vorzu-

finden, die auf meine amerikanischen Freunde wie auf uns selbst den denkbar besten Eindruck gemacht hat."

„Kennen Sie Berlin schon von früher her?"

„Ich war schon wiederholt in Berlin. Gleich nach meiner Ankunft sah ich mir das Straßenbild an, und ich suchte in Begleitung meiner Frau, deren gutes Deutsch Sie ja mit anhören konnten, das Leben und Treiben in einem Restaurant zu beobachten. Dabei fiel uns zu unserer großen Genugtuung auf, daß man weder in den Straßen Berlins, noch viel weniger im Restaurant irgendetwas vom Kriege merkt. Das von Ihnen geprägte Wort, daß in Deutschland eine „Demokratie des Magens" herrscht, fanden wir bestätigt. Man sieht den Ber» linern nicht an, daß der Krieg seit mehr als zwei Jahren wütet. Herabgesetzte Fleischnahrung birgt ja schließlich für uns alle gesundheitliche Vorteile in sich. Die Menschen werden durch geringeren Fleischkonsum im allgemeinen elastischer. In der Grundstimmung habe ich gegenüber meinen früheren Besuchen keine Ver» änderung bemerkt."

„Da Ew. Exzellenz mit den jüngsten Eindrücken aus Newyork zu uns kom» men, so sind Sie vielleicht in der Lage, mir einiges Nähere über die Wahlaus» sichten Wilsons mitzuteilen."

„Nach meiner festen Überzeugung hat Präsident Wilson begründete Aus- sicht, mit großer Mehrheit wiedergewählt zu werden. Die von ihm verkündete Plattform einer friedlichen Verständigung unter den Volkern auf dem Wege des Schiedsgerichtsverfahrens trifft den tiefsten Nerv des alten Amerikanertums. Die sehr große Friedensbewegung in Amerika, deren Wortführer Bryan gewesen ist, wird sich jetzt in Verbindung mit den von alters her demokratischen Staaten durchweg auf die Seite Wilsons neigen, weil sie es Wilson Dank weiß, daß es seiner Politik gelungen ist, Amerika von den Greueln des Krieges fernzuhalten. Die Wahlparole in Amerika wird mit dem Stichwort: „Weltfriede" von seiten der Demokraten aufrecht erhalten werden. Die in Amerika ungemein verbreite» ten Friedensvereinigungen und die überwältigende Mehrheit des amerikanischen Volkes, das den Krieg grundsätzlich verabscheut, werdeu dem Pazifisten Wilson zum Siege verhelfen."

„Wie verträgt sich die wiederholte Friedensbeteuerung Wilsons mit jener sehr scharfen Rede Wilsons über die Amerikaner, die unter einer fremden Flagge geboren sind — eine Rede, die hier recht stutzig gemacht hat?"

„Man muß die amerikanische Mentalität und vor allem den Begriff des „Hyphens" (Bindestrich»Amerikaner) richtig verstehen, um die Friedensreden Wilsons würdigen zu können. Man scheint unter „Hyphens" in Deutschland offenbar etwas ganz anderes zu verstehen, als wir drüben in Amerika. Vor Kriegsausbruch nämlich war der Begriff Hyphen durchaus harmloser Art und hatte keinerlei maliziösen oder gar bitteren Nebengeschmack. Unter Hyphen ver»

stand man, bevor Roosevelt diesem Worte während des Krieges eine bösartige
Nebenbedeutung unterlegte, ein gesellschaftliches Zusammensein von Fremdgebo-
renen zu sozialen Zwecken, oder man gebrauchte auch diesen Ausdruck zur Kenn-
zeichnung geschäftlicher Beziehungen und sportlicher Eigenarten, beispielsweise
wurden irische Sportklubs ebenso als Hyphens bezeichnet, wie deutsche Gesangs»
vereine. Achten Sie darauf, daß Wilson in seinen drei Friedensreden noch nie»
mals das Wort Deutsch»Amerikaner in den Mund genommen hat. Es ist völlig
irreführend, den von Roosevelt bösartig zugespitzten Begriff lediglich und aus»
schließlich auf die Deutschen zu beziehen. Es gilt ebenso von den Anglo-Amerika»
nern, Franco»Amerikanern, Hungaro»Amerikanern, Jtalo»Amerikanern wie von
den Deutsch»Amerikanern. Die Meinung Wilsons ist, daß in Amerika keine
andere als amerikanische Politik getrieben werden soll. Er verlangt von allen
Hyphens, von den Iren ebenso wie von den Italienern, daß sie nur eine Welt-
politik unter amerikanischem Gesichtswinkel treiben. Aber aus dem Umstande, daß
Wilson ganz folgerichtig die Friedens» und Schiedsgerichts»Jdee in den Mittel-
punkt seiner Betrachtungen rückt, muß die Folgerung gezogen werden, daß die
Plattform, auf der die Wilsonsche Wahl sich vollziehen wird, unter den Auspizien
des Pazifismus errichtet ist. Messerscharf werden bei den Wahlen einander gegen»
überstehen: Demokratischer Pazifismus auf der einen, Militarismus und Imperia-
lismus auf der anderen Seite. Aus diesem Grunde hege ich nicht den geringsten
Zweifel, daß die große Mehrheit des amerikanischen Volkes, das friedlich gesinnt
< ist, sich im November für Wilson entscheiden wird."

„Und welche Stellung nehmen die Juden in diesem Wahlkampfe ein?"

„In schärfster Betonung möchte ich vorerst zum Ausdruck bringen, daß die
Juden in den Vereinigten Staaten nicht in ihrer Eigenschaft als Juden, sondern
als Bürger der Vereinigten Staaten von ihrem Wahlrecht genau so unabhängig
von ihrer Konfession Gebrauch machen werden, wie alle anderen Konfessionen
und Nationalitäten. Sie wissen, daß Amerika augenblicklich nahezu drei Millio»
nen jüdischer Einwohner zählt. Ich selbst bekenne mich, wie Ihnen bekannt ist,
zum jüdischen Glauben und verfechte die Rechte der Juden genau so wie die
aller Unterdrückten. Wir Juden in den Vereinigten Staaten wissen die Segnun-
gen der freien Verfassung unseres Landes ihrem vollen Gehalte nach zu würdigen.
Da die Juden als einstmals Verfolgte grundsätzlich gegen alle Verfolgungen sind,
so müssen sie notgedrungen, ihrer eigenen Überzeugung und Überlieferung gemäß,
sich auf diejenige Seite schlagen, die dem Weltfrieden förderlich ist. Selbstver-
ständlich vertrete ich als Botschafter nur das Interesse des gesamten Amerikaner»
tums, aber das hindert mich nicht, daneben die ewige Sehnsucht meiner Glaubens-
brüder nach voller gesetzlicher Gleichberechtigung in allen Ländern der Erde mit
Nachdruck nach meinem schwachen Können zu fördern, soweit diese Arbeit nicht
mit meiner Sendung als amerikanischer Botschafter in Widerstreit geraten könnte.
Selbstverständlich bin ich in erster Linie Amerikaner und erst dann Jude."

„Haben Exzellenz für die Türkei ein besonderes politisches Programm, und
sind Sie in der Lage, mir darüber einen Fingerzeig zu geben?"
„Das Programm des amerikanischen Botschafters in Konstantinopel ist seit
Jahr und Tag festgelegt. Meine Borgänger Strauß und Mergenthau haben sich
streng an dieses Programm gehalten, das ich fortzusetzen mich bemühen werde.
Es besteht darin, daß Amerika in der Türkei keine anderen Ziele verfolgt, als die
von der Humanität gebotenen. Ich komme nicht, wie mir vielfach angedichtet
worden ist, als Gegner, sondern im Gegenteil als aufrichtiger und warmer Freund
der Türkei nach Konstantinopel. Das segensreiche Wirken meiner beiden Vor»
ganger hoffe ich zu vollenden. Besonders die amerikanischen Schulen in der Tür»
kei liegen mir am Herzen. Die amerikanischen Colleges sind eine Pflanzstätte der
Bildung für den ganzen Orient. So sind beispielsweise viele bulgarische Minister
aus unseren amerikanischen Bildungsanstalten hervorgegangen. Unsere Schulen
in der Türker haben keinerlei politischen, sondern einen rein philanthropischen
Charakter. Wir Amerikaner verfolgen in der Türkei nur humanitäre Ideale.
Wo Elend, Jammer, Kummer und Schmerz mir entgegentritt, da werde ich zu
helfen oder zu lindern suchen. Ich gehe nach der Türkei mit der Friedenspalme
in der Hand. Mir kann kein schönerer Lohn für meine Arbeit winken, als wenn
mir gelänge, durch meine bescheidene Tätigkeit in Konstantinopel dazu beizutragen,
daß Bausteine zur Wiederherstellung des Weltfriedens herbeigeschafft werden."

Der bulgarische Gesandte S Radew.

Der bisherige bulgarische Gesandte in Bukarest, Exzellenz S Radew, gab
mir — aus Anlaß eines Besuches, den er mir als seinem ehemaligen Lehrer
machte — wertvolle Aufschlüsse über die diplomatische Vorgeschichte des rumä»
nischen Verrats. Exzellenz Radew hat in der Schweiz seine akademischen Studien
zum Abschluß gebracht. Ungeachtet seiner Jugend — er steht im 38. Lebens»
jahr — hat Radew ungewöhnliche Leistungen aufzuweisen. Er leitete als Chef-
redakteur zwölf Jahre lang eine bulgarische Zeitung und gab drei Jahre lang
eine literarische Revue großen Stiles heraus. Als er sich von der Journalistik
zurückzog, wandte er sich der politischen Geschichtschreibung zu. Er verfaßte eine
politisch»tn'plomatische Geschichte Bulgariens seit dem Berliner Kongreß, und
zwar auf Grund der Forschungen in den Archiven des bulgarischen Ministeriums
des Äußern und in dem schriftlichen Nachlasse von Stambulow. Beim Aus»
bruch des ersten Balkankrieges trat Radew als Freiwilliger in die Armee ein,
wo er es bis zum Unteroffizier brachte. Der junge Unteroffizier aber wurde von
seiner Regierung im zweiten Balkankrieg als Delegierter zu den Verhandlungen
nach Bukarest geschickt und blieb gleich nach dem Frieden von Bukarest als bul»
garischer Gesandter dort, so daß er vom Anbeginn des Weltkrieges bis zur Kriegs»
erttärung Rumäniens den heißen Boden der rumänischen Hauptstadt nicht ver-
lassen hat.

„Gleich nach meinem Amtsantritt in Rumänien," so führte der bulgarische Diplomat aus, „fand ich ein völlig neues, gegen früher politisch anders orientiertes Rumänien vor. Die öffentliche Meinung hat sich gleich nach dem Friedens» schluß ebenso ausgesprochen von Hsterreich»Ungarn abgewandt, wie sie sich der Gegengruppe, besonders Frankreich, offensichtlich zuneigte. Der Friede von Buka» rest wurde wie ein Dolchstoß in die Brust Bulgariens empfunden, weil man sich in der neugewonnenen südlichen Dobrudscha einen Aufmarschraum gegen Bul- garien gesichert hatte. Diese strategische Perspektive beflügelte die Einbildungs- kraft der rumänischen Jrredenta. Damals machte die Regierung diese Zweideutig» keit noch nicht mit. Denn König Karol führte die Zügel der Regierung mit fester Hand, und an der Spitze der Regierung stand Majorescu, der bis auf den heutigen Tag den Mittelmächten die Treue gewahrt hat. Aber die Österreich» feindlichen Politiker tuschelten sich damals schon heimlich zu, daß die Zeit gekom» men sei, einen neuen Balkanblock unter Führung der Entente herzustellen. Dieser Balkanblock sollte seine Spitze unmittelbar gegen Österreich richten, aber mittel» bar die Einkreisung Deutschlands im Gefolge haben. Als ersten Schritt zu dieser Neuorientierung Rumäniens dachte man sich den Sturz Rado- slawows. Zu diesem Zweck hat man die bulgarische Anleihe in Paris hinter» trieben. Aber die Anleihe kam in Berlin zustande, womit die erste Machenschaft der Entente gegen unsere Gruppe ins Wasser fiel."

„Da Sie bei Ihrer Berufung doch eigentlich in diplomatischen Dingen ein Neuling waren, so interessiert mich die Methode besonders, die Sie bei der Er» füllung Ihrer diplomatischen Aufgabe in Bukarest verfolgt haben."

„Meine Richtschnur," antwortete Radew, „war die Anpassung der politi» schen Methode an das Land, in dem ich mich befand, und dessen Charakter mir nicht neu war. Allgemeine Regeln lassen sich schwer aufstellen, aber der Instinkt hilft weiter. Hat man es, wie beispielsweise in Deutschland, mit Staatsmännern zu tun, bei denen man Redlichkeit unbedingt voraussetzen darf, dann hält man sich in erster Linie an die Personen, mit denen man verhandelt. In Rumänien aber tut man gut, sich mehr an Tatsachen zu halten, als an Personen. Beim Ausbruch des Weltkrieges habe ich mit Bratianu zuerst nur zweimal je fünf Minuten gesprochen, zumal mein Vertrauen zu seinen Worten auf ein Mindestmaß herabgesetzt war. Wie richtig ich Bratianu eingeschätzt habe, ersehen' Sie aus folgender Einzelheit: Als ich Bratianu zum ersten Mal aufsuchte und ihm mitteilte, einer seiner Minister habe mir ein bestimmtes Versprechen gegeben, da antwortete mir Bratianu: „Haben Sie das schriftlich?" Das genügte mir. Von diesem Augenblicke ab wußte ich, was ich von Bratianu zu halten habe, und ich hielt mich so fern wie irgendmöglich von ihm, ohne die unge» schriebencn Gesetze des Anstandes zu verletzen."

„Wie konnten Sie es nun einrichten, daß sie eine so ausgezeichnete Bericht- erstattung nach Sofia gelangen lassen konnten, daß Radoslawow Sie vor kurzem

öffentlich wegen der Zuverlässigkeit und unbedingten Glaubwürdigkeit Ihrer
Berichterstattung gefeiert hat?"
„Das hängt mit meinem persönlichen Verhältnis zu den Gesandten unserer
Gruppe, besonders aber zum deutschen Gesandten von dem Bussche
zusammen. Wenn es einen Mann in Bukarest gab, der über alles genau unter-
richtet war, so war es von dem Bussche, nnt dem mich nicht bloß eine persönliche
Freundschaft, sondern eine enge Jdeenverwandtschaft verbindet. Wir waren
nahezu täglich zusammen und gaben uns unsere gegenseitigen Informationen, so
daß ich mein bestes Material dem deutschen Gesandten verdanke."
„Können Sie mir etwas über die Vorgeschichte des rumänischen Verrates
in ihren Einzelheiten erzählen?"
„Als die Nachrichten über die großen deutschen Siege nach Bukarest gelang»
ten, packte Bratianu die bleiche Furcht, und diese veranlaßte ihn zu seiner berüch»
tigten Zauderpolitik, die man besser als Zaudertaktik ansprechen kann. Er stellte
sich zunächst auf den Boden der Neutralität, verhandelte aber mit Rußland unter
Zugrundelegung einer für die Ententegruppe wohlwollenden Neutralität. Als
Kompensation für diese Haltung forderte er von Rußland Siebenbürgen. Aber
Frankreich und England wollten diesen Vertrag, den Rußland einzugehen bereit
war, nicht garantieren. Sie ließen nach Rumänien wissen, daß man solche Bürg»
schaften zu leisten nicht für nötig erachte, weil ja Rumänien ohnehin eine
andere Politik zu treiben nicht in der Lage sei. Wozu also Bratianu Zugeständ-
nisse machen, wenn die Gegenleistungen nicht greifbarer Natur seien? Rumänien
könne die Garantie von Frankreich und England nur um den Preis eines aktiven
Eingreifens bekommen. Darauf zerschlugen sich die Verhandlungen."
„Welchen Verlauf nahmen nun die späteren Verhandlungen?"
„Als die Russen im Jahre 1915 in die Karpathen eindrangen, begann Bra»
tianu aufs neue Verhandlungen mit Rußland, aber jetzt nicht mehr auf der Basis
der wohlwollenden Neutralität, sondern eines vorbehaltlosen Mitgehens mit dem
Vierverband. Jetzt verlangte Bratianu für das Eingreifen Rumäniens nicht
bloß Siebenbürgen, sondern auch noch den ganzen Banat und dazu die Buko-
wina mit Czernowitz an der Spitze. Aber weder wollten die Russen Czernowitz
hergeben, noch die Serben den Banat. Bratianu war über diese neu aufgetauchte
Schwierigkeit nicht ungehalten. Denn sie gab ihm die Möglichkeit, seine Ent»
scheidung hintanzuhalten, bis die Russen in Ungarn eindrangen, um dann wieder
so billige Lorbeeren einzuheimsen, wie im Jahre 1913 bei ihrem militärischen
Spaziergang. Er verlangte vor allem, daß die Russen den Rumänen die strate»
fische Arbeit in den Karpathen abnehmen und außerdem die osterreichisch»unga»
rische Vorbereitung gegen Rumänien wettmachen sollten. Im Prinzip aber war
Bratianu damals schon entschlossen. Nur der Zeitpunkt stand noch nicht fest.
Für diesen Zeitpunkt aber war die Haltung Bulgariens maßgebend, da er unter

allen Umständen einen Zweifrontenkrieg gegen Österreich»Ungarn und Bulgarien ablehnte. Bratianu stellte folgende zwei Bedingungen: erstens: Die Russen müssen die Karpathen überschreiten; zweitens: die Bulgaren müssen in die Entente» gruppe einbezogen werden, damit sie Konstantinopel nehmen und solchergestalt die direkte Wasserverbindung zwischen den Ententemächten und Rumänien via Dardanellen und Donau herstellen."

„Warum scheiterten diese Verhandlungen?"

„Nach Gorlice sank den Rumänen nicht bloß, sondern auch den Vierverbänd» lern der Mut. Die Verhandlungen wurden abgebrochen, nur eine einzige For» derung hielten die Vierverbändler aufrecht, daß nämlich Rumänien die Munition nach der Türkei nicht durchlasse. Dabei blieb aber Bratianu nach wie vor bei seinem prinzipiellen Entschluß, in den Kampf auf der gegnerischen Seite einzu- greifen, sobald die militärische Lage für Rumänien derartig war, daß er gefahr» los auf Beute ausgehen konnte. Trotz der scheinbaren diplomatischen Ruhepause wurden militärische Vorbereitungen großen Stils getroffen. Truppenverschie» bungen aller Art standen auf der Tagesordnung. Erst mit dem Erscheinen Bul» gariens auf dem Kriegsschauplatz rückte der Vierverband mit der Forderung her» vor, Rumänien solle gleichzeitig mit Venizelos die beiden Länder mobilisieren lassen, dann werde ihm sein Siegespreis zuteil. Aber Bratianu begann zu lavieren. Er hatte eine höllische Angst vor den bulgarischen Truppen. Jetzt stellte er die Forderungen, daß Sarrail und seine Armee in Saloniki bleiben müßten, weil sie einen Schutz Rumäniens bildeten. Briand hat tatsächlich den französi- schen Generalstab mit Rücksicht auf Rumänien veranlaßt, das Saloniki»Abenteuer durchzuhalten, wenngleich die Engländer ernstlichen Widerstand entgegensetzten. Die nunmehrigen Bedingungen Bratianus an den Vierverband für das Eingrci» fen an der Seite des Vierverbandes waren: Erstens: die Entente muß Griechen» land zum Mitgehen zwingen. Zweitens: falls Griechenland nicht dazu zu bewe» gen ist, muß die Armee Sarrails auf 400 000 Mann erhöht werden. Drittens: die Russen müssen die Karpathen auf einer breiten Front bezwingen und zudem mindestens Lemberg und Kowel nehmen, bevor Rumänien den Krieg erklärt. Viertens: die Russen müssen mindestens 200 000 Mann in die Dobrudscha ein- rücken lassen. Fünftens: die VierverbandsmäHte müssen sich verpflichten, den direkten Verkehrsweg über Wladiwostok—Archangelsk—Reni herzustellen, damit die Munition auf der großen Linie unter englischer Kontrolle nach Rumänien gelangen könne. Eine englische Kontrolle verlangten sie deshalb, weil sie zu den russischen Behörden kein Zutrauen hatten. Als die Russen Schwierigkeiten machten, zwang Frankreich Rußland sowohl, als auch Serbien, nachzugeben, indem die Russen auf Czernowitz und die Serben auf den Banat zu Gunsten Rumäniens verzichteten."

„Wie hat sich die Schlußszene dieser diplomatischen Tragikomödie abge» spielt?"

„Brussilows Offensive hat die Erwartungen Bratianus getäuscht. Grie»
chenland blieb neutral und Sarrail untätig. Die Forderung Bratianus, daß
man die Sarrailsche Armee auf 400 000 Mann bringe, blieb unerfüllt. Jetzt
begann Bratianu wieder zu schlottern. Er versuchte, England gegenüber seine
dilatorische Methode wieder anzuwenden. Da kam es zum Äußersten. Am Vor»
abend des entscheidungsvollen Tages drohte Briand ernstlich, daß Sarrail sich
von Saloniki ganz zurückziehen und daß man sich um Rumänien überhaupt nicht
mehr kümmere, es vielmehr der Gnade oder Ungnade der Bulgaren überlassen
werde. Gleichzeitig erklärte Rußland kategorisch, daß die'Russen, ohne Rumänien
zu befragen, den Durchmarsch erzwingen und nach der Moldau durchziehen
werden, um von dort aus die Karpathen zu bezwingen. Infolge dieser Koppel»
ten Drohungen verlor Bratianu völlig den Kopf. Er verzichtete auf die For«
derung Lemberg—Kowel. Er erklärte sich damit einverstanden, daß die Russen
statt der vereinbarten 200 000 Mann nur vier Divisionen nach Rumänien schick»
ten. Er nahm endlich Abstand von seiner Forderung, daß die Sarrailsche Armee
auf 400 000 Mann erhöht werde. Das einzige, was er jetzt forderte, war, baß
Sarrail wenigstens die Offensive gegen die Bulgaren ergreife, damit sie von der
Dobrudscha abgelenkt werden. Aber die bulgarisch»deutsche Gegenoffensive hat
die Hoffnungen Bratianus auf die Stärke der Sarrailschen Armee dermaßen
getäuscht, daß er völlig den Kopf verlor. Der Doppeldruck auf Rumänien ver»
stärkte sich von Stunde zu Stunde. Bratianu fürchtete ernstlich, daß die Bul»
garen in Saloniki einrücken würden, und so wurde der Erzbetrüger Bratianu
zum betrogenen Betrüger. Weder hat er seine Bedingungen, noch den Zeitpunkt
des Eingreifens durchgesetzt, sondern im letzten Augenblick wurde ihm die Schlinge
zugezogen, die er sich selbst um den Hals gelegt hatte. Bratianu fiel in die
Grube, die er anderen gegraben hatte. Wir waren uns alle über seine Bereit-
schaft klar, nicht aber über den Zeitpunkt, weil — Bratianu selber den Zeit»
punkt nicht bestimmen konnte, sondern über Nacht zu seinen Entschlüssen mit dem
Revolver gezwungen wurde."

Generalkonsul Enver Bei.

Von den Mitgliedern der türkischen Diplomatie, die aus Bukarest in Berlin
eintrafen, sind einzelne bereits nach Konstantinopel weitergereist, aber Enver
Bei, der bisherige türkische Generalkonsul in Konstanza, ein Namensvetter des
berühmten Generalissimus, blieb noch hier. Wie er mir in einem Gespräche mit»
teilte, ist der bisherige türkische Gesandte in Bukarest nur deshalb noch in Stock»
holm geblieben, weil er dort die Genesung seiner auf der Reise schwer erkrankten
Kinder abwarten will. Die Unterredung nahm weiter folgenden Verlauf:

„Unser Gesandter in Bukarest hatte," so bemerkte Enver Bei, „längst die
kritische Lage durchschaut und in seinen Berichten entsprechend dargestellt, aber er

zögerte, seine Familie vorzeitig in Sicherheit zu bringen, weil sonst unwillkom»
mene Schlüsse daraus gezogen werden könnten. Er zog es vor, bis zuletzt auszu-
harren und die türkischen Untertanen zu schützen."
„Auf Ihrem Posten in Konstanza haben Sie wohl Dinge beobachtet, die
man in Bukarest nicht zu sehen bekam. Deutete irgendetwas auf ein unmittel»
bares Eingreifen Rumäniens hin?"
„Schon vierzehn Tage vor der Kriegserklärung war mir auf Grund meiner
Beobachtungen in Konstanzä der ganze Ernst der Lage aufgegangen, und ich habe
nicht versäumt, die zuständigen politischen und militärischen Instanzen täglich von
den Vorkommnissen in Kenntnis zu setzen. Die militärischen Vorbereitungen
machten den Eindruck des Überstürzten. Alles ging Hals über Kopf, so daß ich
die Gefahr als brennend empfand und entsprechend berichtete. Damals befan»
den sich im Hafen von Konstanza noch acht große bulgarische Dampfer
und etwa 150 kleinere Segler mit Handelswaren. Als ich den Ernst der
Lage vollkommen übersah, berief ich alle bulgarischen Schiffs»
e i gn e r z u sa m m e n, um sie auf das Schicksal vorzubereiten, das ihrer harrte,
wenn sie sich nicht rechtzeitig aus dem Staube machten. In der Tat blieb nur
ein einziges Dampfschiff auf direkten Befehl bis zur Kriegserklärung im Hafen
von Konstanza zurück, während mehr als hundert Segler sich auf meinen Rat
hin unauffällig davongemacht hatten. Die übrigen vierzig Segler rekrutierten
sich zumeist aus unsicheren Kantonisten, meist Griechen, die ebenso gern für die
Gegenpartei wie für uns ihre Waren befördern, so daß für Bulgarien kein nam-
hafter Schaden entstand."
„Ist es Ihnen im letzten Augenblick noch gelungen, Ihre Archive zu retten?"
„Vier Tage vor Kriegsausbruch wurde das Wichtigste von Bukarest weg-
transportiert, ebenso die Goldvorräte. Sogar mein persönliches Vermögen habe
ich noch vier Tage vor der Kriegserklärung nach Wien schaffen und dort in
Sicherheit bringen können."
„Woher hatten Sie eine so genaue Witterung des Kommenden?"
„Eine Reihe von Symptomen ließ mich nicht daran zweifeln, daß die Kriegs»
erklärung bevorstehe. Schon eine Woche vor der Kriegserklärung suchte ich mit
meinem deutschen Kollegen im Hafen von Konstanza ein Boot zum Rudern. Da
riefen uns schon die dort konzentrierten rumänischen Soldaten zu: „Die Rache
naht, dieStnndederVergeltung hat geschlagen." Dabei kam weniger
Haß gegen Deutsche und Türken zum Ausdruck, als Wut gegen Österreich und
Furcht vor Bulgarien. Aber mein deutscher Kollege und ich wußten von diesem
Augenblicke an, daß die Lage unhaltbar ist, und wir berichteten dem»
entsprechend."
„Wie haben sich die Rumänen in Konstanza in den letzten Tagen vor der
Kriegserklärung gegen Sie benommen?"

„Die Überwachung von feiten der rumänischen Behörden war geradezu
unerhört. Sie mieteten ein leeres Haus gegenüber meinem Konsulat, um
zu spionieren. Jeder Eintretende wurde vom Fenster aus überwacht, so daß
man sich fürchtete, ins Konsulat zu kommen, um nicht auf die schwarze Liste gesetzt
zu werden. In der letzten Woche wurde mir verboten, mit meinem Kollegen in
türkischer Sprache zu telephonieren. Vier Tage vor der Kriegserklärung hat
man mir den telephonischen Draht völlig abgeschnitten."
„Auf welchem Wege erfuhren Sie die Kriegserklärung?"
„Sonntag, den 18. August, 10 Uhr vormittags, fand bekanntlich der Kron»
rat statt, der angeblich über Krieg und Frieden entscheiden sollte. Aber schon
an demselben Sonntag morgens um 7 Uhr habe ich vom Fenster
aus gesehen, daß im Hafen von Konstanza Minen gelegt
wurden. Die Tätigkeit im Hafen war geradezu fieberhaft. Truppentrans»
porte wogten hin und her. Um 2 Uhr nachmittags kam der Polizeipräsident
von Konstanza mit zwei Polizisten in mein Konsulatsgebäude und teilte mir mit
Bedauern mit, daß die rumänische Regierung meine Jnternierung ver-
fügt habe. Auch meine Dienstboten durften nicht ein und aus, um Einkäufe
zu machen. Der Polizeipräsident, der mir früher befreundet war, ging dann,
angeblich nur auf eine Viertelstunde, nach Hause, ließ sich aber nicht wieder
blicken. Um 2 Uhr 5 Minuten hörte ich einen ungebeuren Knall, worauf meine
Diener, die aus der Luke den Vorgang im Hafen beobachtet haben, mir meldeten,
daß ein rumänisches Pontonschiff auf eine Mine gelaufen und in die Luft
geflogen sei. Um 2 Uhr 30 Minuten tauchte die russische Flotte, beste»
hend aus neunzehn Einheiten, die ich mit eigenen Augen gesehen habe, i m
Hafen von Konstanza auf. Daraus geht mit Sicherheit hervor, daß
es sich um ein längst abgekartetes Spiel handelte, denn die russischen Schiffe
konnten nur aus Odessa oder aus irgendeinem anderen Hafen kommen und
fuhren als Kriegsschiffe in einen neutralen Hafen ein, während der Bukarester
Kronrat angeblich seine Entschlüsse noch nicht gefaßt hatte.
Damit ist klar bewiesen, daß zum mindesten die Regierung, wenn auch nicht
der König, im stillen Einvernehmen mit Rußland gehandelt hat."
„Halten Sie es für möglich, daß irgendeine Gesandtschaft unserer Gruppe
besser unterrichtet gewesen wäre, als eine andere?"
„Das ist völlig ausgeschlossen. Denn wie ich meine Berichte vor ihrer Ab»
sendung mit meinen Kollegen in Konstanza besprach, so weiß ich, daß alle Gesand»
ten unserer Gruppe ihrerseits die einlaufenden Berichte miteinander ausgetauscht
haben. Sie waren allesamt überzeugt, daß es losgehe, aber keiner konnte den
genauen Zeitpunkt angeben, da ja die Rumänen schließlich selbst überrumpelt
wurden und der König vor allen Dingen getäuscht worden ist."

Besonders überraschend wirkte, wie im Anschlusse an diese Unterredung
erwähnt sei, die Kriegserklärung in Sinaia, dem rumänischen Lust» und Luft-
kurort. Nocham Nachmittag vergnügten sich Damen unserer Diplomatie
harmlos beim Tennis, und die Musik spielte bis 7 Uhr abends. Erst um 9 Uhr
wurde Sturm geblasen, und das ganze Tal hallte von Kanonenschüssen wider.
Ein Teil der Damen der verschiedenen Gesandtschaften, ebenso die Mitglieder
der Gesandtschaft wurden sogleich nach Bukarest befördert. Der Generalsekretär
im Ministerium des Äußern, Herr Nanu, tat sein möglichstes, damit die Damen
der Gesandtschaften und das Gesandtschaftspersonal noch mitten in der Nacht
ohne Belästigung aus Sinaia nach Bukarest eilen konnten.

Wahid ul Mulk.

Wahid ul Mulk ist der Führer der liberalen Partei des persischen Paria»
mentes. Sein Ziel ist darauf gerichtet, für die nationalpersischen Ideale bei
unseren Verbündeten Freunde zu gewinnen. Gr ist hierher gereist, um mit den
hiesigen, maßgebenden politischen Kreisen Fühlung zu gewinnen.

„Wann haben Sie Persien verlassen?" begann ich die Unterhaltung.

„Die nationalpersische Mission, die sich nach Europa begeben wollte, um
für unsere heilige Sache zu werben, bestand ursprünglich aus 35 Mitgliedern,
die schon Anfang November 1915 Teheran verlassen haben. Das Wesen unserer
Sendung bestand darin, gegen die englische Bedrückung und russische Aufsaugung
an allen Höfen, die wir zu erreichen vermögen, energische Verwahrung einzu»
legen. Unser Kaiser hatte nämlich am 6. November das Parlament verständigt,
daß er sich nach Jspahan, der alten Hauptstadt Persiens, zu begeben beabsichtige.
Am Tage darauf widerrief er indes seinen Entschluß und verblieb in Teheran,
wo er noch bis heute weilt. Die 35 Mitglieder des Parlaments, die sich aus
allen Parteien zusammensetzten, befanden sich indes schon unterwegs, und zwar
250 Kilometer südlich von Teheran, in Kum. Für die Vierverbändler galten
wir alle als Anti-Russen, Anti»Engländer und Deutschenfreunde, so daß wir als
politisch Geächtete angesehen werden. Wären wir von den Russen gefangen
genommen worden, so wäre unser Schicksal endgültig besiegelt. Erst nach drei»
monatlicher Spannung haben uns die türkischen Truppen entlastet, so daß wir
wieder frei aufatmen konnten."

„Was geschah mit den übrigen Mitgliedern Ihrer politischen Expedition?"

„Als wir beim Vorrücken der Russen in Gefahr gerieten, begaben wir uns
nach Kermanscha, der Hauptstadt der westlichen Provinzen von Persien. Es
wurde beschlossen, daß zwei Delegierte nach der Türkei und Deutschland entsendet
werden sollten, deren einer, der Vizepräsident des persischen Parlaments und
Führer der gemäßigten Partei, sich noch in Konstantinopel aufhält, während ich
nach Berlin entsandt wurde. Ein weiteres Mitglied des persischen Parlaments

hat sich uns freiwillig angeschlossen, um dem Vizepräsidenten der Kammer, der in Konstantinopel zurückgeblieben ist, zur Seite zu stehen."

„Welchen politischen Standpunkt vertreten die persischen Delegierten?"

„Wir fühlen uns als Vertreter des parlamentarischen Burgfriedens. Jede Partei gilt augenblicklich für ausgeschaltet. Das Volk und das Parlament kennen nur ein einziges Ziel und dieses heißt: Vertreibung der Russen und Engländer aus persischem Gebiete. Wir Delegierten fühlen uns als Vertreter der gesamt»persischen Nation, ohne indes irgendeinen amtlichen Auftrag zu haben. Wir sind vielmehr nach Europa entsendet worden, um mit den Staatsmännern der Mittelmächte die Gesamtlage Persiens zu besprechen und das Interesse für die Bestrebungen unserer Nation zu wecken "

„Wie war der Empfang in Konstantinopel?"

„Der Sultan hat unsere Delegation mit ungewöhnlicher Wärme empfan» gen. Die Vorliebe des Sultans für persische Sprache und Literatur ist bekannt, so daß es uns nicht Wunder nahm, als er uns in fließendem Persisch ansprach. In seiner Rede betonte der Sultan den lebhaften Anteil, den er persönlich an der nattonal»persischen Bewegung nehme. Die Ansprache des Sultans schloß mit den Worten: „Die Nachbarstaaten Türkei und Persien sollen einer gemeinsamen Blüte entgegengeführt werden."

„Und wie war die Aufnahme seitens der türkischen Staatsmänner?"

„Die türkischen Parlamentarier gaben uns, gerade an dem Tage der Kriegserklärung an Rumänien, ein Essen unter Vorsitz des Senatspräsidenten. Die Unterredungen mit den türkischen Staatsmännern haben uns in der Überzeugung gestärkt, daß die Türken alles für Persien tun werden, und zwar ohne Nebengedanken. Die Türken wollen uns die politische Unabhängigkeit und die Unver» sehrtheit unseres Staatsgebietes gewährleisten."

„Und was erwarten Sie von den deutschen und österreichisch»ungarischen Staatsmännern?"

„Meine Absicht geht dahin, mich auf der Rückreise nach Wien zu begeben, sobald ich den hiesigen Staatsmännern die Lage Persiens vor Augen geführt haben werde. Mein Auftrag wird befriedigend gelöst sein, wenn es mir gelingt, mit den leitenden politischen Persönlichkeiten Deutschlands Fühlung zu gewinnen und deren Blick auf die Not der persischen Nation zu lenken. Wir persischen Deutschenfreunde befürchten alles von dem Vierverbande, erwarten hingegen alles von den Mittelmächten, denen sich Bulgarien und die Türkei angeschlossen haben. Sobald ich in Berlin Gehör gefunden habe, werde ich auf dem Rückwege nach Konstantinopel die Staatsmänner in Österreich»Ungarn und Bulgarien begrüßen und sie ebenfalls im Sinne meiner Sendung für die persischen Nationalinteressen zu gewinnen suchen."

Wirkt. Geh. Rat Dr. P. D. Fischer:
Der Krieg und die deutsche Volkswirtschaft.
Ich konnte in dem Aufsatz, den ich unter dieser Bezeichnung im November-
heft 1914 von „Nord und Süd" veröffentlicht habe, auf Grund der bis Anfang
Oktober 1914 gemachten Wahrnehmungen die zuversichtliche Überzeugung aus-
sprechen, daß es uns gelingen würde, in dem gegen uns heraufbeschworenen
Weltkriege uns auch wirtschaftlich zu behaupten. Weit über alle Voraussicht hin-
aus dauert der Krieg mit unverminderter Heftigkeit und in einem geschichtlich
noch nie dagewesenen Umfang auch noch heute fort; er übt in steigendem Maße
Eingriffe von tiefster Wirkung auf das gesamte Wirtschaftsleben der Volker aus,
und zwar nicht bloß der Kriegsteilnehmer, sondern auch der Neutralen. Da
erscheint es gerechtfertigt, die damals so zuversichtlich bejahte Frage, ob wir im»
stande sein würden, uns wirtschaftlich zu behaupten, gegenwärtig auf Grund der
Erfahrung von nun vollen zwei Jahren einer erneuten Prüfung zu umerziehen,
soweit dies innerhalb des durch die Zeitschrift gebotenen Rahmens einer knappen
Ubersicht möglich ist.
Die Volksernährung, der Ausgangspunkt der damaligen Erörterun»
gen, steht nach wie vor im Vordergrund der wirtschaftlichen Interessen, nicht bloß
für uns, sondern auch für unsere Gegner. England an der Spitze, halten sie
an dem unmenschlichen Plan der Aushungerung Deutschlands fest; sie tun alles,
um dies grausame Vorhaben durch immer schärferen Druck auf die neutralen
Völker zu verwirklichen, und scheuen dabei weder vor der Anwendung der drastisch»
sten Mittel, noch vor der rücksichtslosesten Verletzung des Völkerrechtes zurück.
Den Gipfel dieser Vergewaltigung bildet die neuerlichst verübte Fortschleppung
holländischer Fischerboote in englische Gefangenschaft, ausgesprochenermaßen ledig/»
lkch zu dem Zweck, um uns die Zufuhr von Fischen über Holland abzuschneiden.
Eine weitere Erschwerung unserer Volksernährung hat ohne Zweifel der Treu-
bruch Italiens nach sich gezogen, da uns dadurch nicht nur die Zufuhr von Lebens»
mitteln aus Italien selbst, darunter wesentliche Artikel, wie Eier, Käse, Reis,
entfiel, sondern auch die über Italien vermittelte Einfuhr aus Südamerika abge»
schnitten wurde. Waren wir sonach in immer stärkerem Maße für unsere Volks»
ernährung auf uns selbst angewiesen, so mußte uns der ungünstige Ausfall der
Ernte von 1915 um so härter treffen. Jetzt, wo ihre Nachwirkungen im wesent»
lichen überstanden sind, darf es ruhig ausgesprochen werden, daß unter dem Ein-
fluß der langen Dürre im Frühling und Sommer 1915 die Ernte jenes Jahres
weit hinter dem Durchschnitt zurückgeblieben, in Futtermitteln aber eine richtige
Mißernte gewesen ist, die der Aufrechterhaltung unseres Viehstandes erhebliche

Schwierigkeiten bereitet hat, und sich noch gegenwärtig in nachdrücklicher Einschränkung des Fleischverbrauchs empfindlich geltend macht.

In der öffentlichen Erörterung, sowohl in der Presse, als auch im Reichstage, den Landes» und Gemeinde-Vertretungen und in den Unterhaltungen am häuslichen Herd hat in den Kriegsjahren keine wirtschaftliche Frage einen breiteren Raum eingenommen und keine einen ähnlichen Aufwand von Stimmitteln beansprucht, als die Magenfrage der Volksernährung, und es ist im Rückblick auf die Erlebnisse des letzten Winters noch jetzt nicht leicht, bei ihrer Besprechung den Rat des alten Thiers, övvner cdsyue cdose sa propre valeur, zu beherzigen. Ohne den Gegenstand erschöpfen zu wollen, beschränke ich mich auf einige wirtschaftlich wichtige Feststellungen.

Zunächst darf mit Genugtuung hervorgehoben werden, daß der Hauptfaktor der Volksernährung, die deutsche Landwirtschaft, trotz der ungeheuren Schwierigkeiten, die ihr aus dem Kriegszustande, durch die Entziehung ihrer tüchtigsten Menschen» und Pferdekräfte, erwachsen, nie und nirgends versagt hat. Wer während der abgelaufenen zwei Kriegsjahre, wie Schreiber dieser Zeilen, in der Lage gewesen ist, Deutschland wiederholt im Frühling, Sommer und Herbst zu durchfahren, und wen sein Weg dabei ein paar mal in größere Landwirtschaftsbetriebe geführt hat, der hat sich überzeugen können, daß der Krieg, abgesehen von den Verwüstungen des russischen Einbruches in Ostpreußen, an der Ausdehnung, der Sorgfalt und der Ordnung unserer Landwirtschaft geradezu spurlos vorübergegangen ist. Den Saaten, die im Frühjahr und Sommer auf Deutschlands Fluren von West bis Ost, von Nord nach Süd der Ernte zu» reiften, hat wohl auch das kritischste Auge nicht anzusehen vermocht, daß ihre Bestellung im zweiten Kriegswinter erfolgt war. Im Gegenteil trat überall eine größere Ausdehnung des zum Körner» und zum Kartoffelbau herangezogenen Areals in augenfällige Erscheinung. Auf Hunderten von Kilometern sind die Schutzstreifen neben unseren Eisenbahnen in schmale Kartoffelpflanzungen umgewandelt worden. Es verdient wohl, der Nachwelt überliefert zu werden, wieviel Hektare durch diese einfache, aber sicherlich in der Durchführung recht mühevolle Maßregel unfrer Eisenbahnverwaltung für die Volksernährung fruchtbar gemacht worden sind. Und wie im Großen, so läßt sich überall im Kleinen das ernstliche und erfolgreiche Bestreben wahrnehmen, durch intensivsten Anbau der Laubenkolonien in der Umgebung unserer Großstädte jedes irgendwie vorhandene Stückchen Land für die Erzeugung von Nahrungsmitteln heranzuziehen. Manches mag dabei vorbeigelungen sein, das Erzielte vielleicht nicht immer der aufgewandten Mühe entsprechen: Im ganzen hat diese Kleinkultur, ganz abgesehen von ihrem ethischen Wert, doch sicher dazu beigetragen, das Durchhalten zu ermöglichen. Es ist für den Geist der Nation bezeichnend, daß sich an diesen Kleinkulturen nicht nur die wirtschaftlich Schwächsten beteiligt haben. Mir sind Beispiele genug bekannt, wo in den Gärten herrschaftlicher Villen, in den

Parkanlagen unserer Großgrundbesitzer weite Rasenflächen ihrer Schmuckbestim»
mung entzogen und als Kartoffelpflanzungen in den Dienst der Volksernährung
gestellt worden sind. Daß dabei die Ästhetik nicht zu kurz zu kommen braucht,
konnte ich neulich in dem uralten Herrschaftspark eines märkischen Rittergutes
beobachten, wo der in ein Kartoffelfeld verwandelte große Rasenplatz unmittel»
bar vor dem Schloß durch eine Einfassung mit roten und grünen Kohlpflanzen
einen durchaus gefälligen Anblick darbot. Mit Stolz und mit Rührung kann
man ferner unterwegs wahruehmen, in welchem Umfang die zum Kriegsdienst
eingerufenen Kräfte der Landwirtschaft durch kriegsuntaugliche Familienglieder
ersetzt werden. Beim Pflügen, beim Säen und Ernten sieht man statt der rüsti-
gen Gestalten, die jetzt den Feind von unseren Grenzen abwehren, überall die
Alten im weißen Haar, die flachsköpfige Jugend bis zu den kleinsten Stiften
herab, und vor allen Dingen die Frauen in einem Umfang tätig, den man früher
für undenkbar gehalten hätte. Dazu kommen in immer steigendem Umfang die
Kriegsgefangenen, insbesondere die zu landwirtschaftlichen Arbeiten am meisten
geeigneten Russen. Schon im vorigen Frühjahr ist mir in einem in der Nähe
von Baden»Baden belegenen Weindorf auf meine Frage, wer denn die Weinberge
bearbeite, gesagt worden, daß dies einige dreißig Russen besorgten. Und in diesem
Frühjahr hörte ich, daß dies Verhältnis noch immer bestände und zu keinen Miß»
helligkeiten geführt hätte. — Die Zahl der Kriegsgefangenen in Deutschland
wurde Ende Juli dieses Jahres amtlich auf ruud 1"/» Millionen Mann angegeben,
darunter 1 200 000 Russen. Die vor zwei Jahren von mir ausgesprochene Er»
wartung, daß die Kriegsgefangenen möglichst umfangreich zu landwirtschaftlichen
Arbeiten herangezogen werden möchten, ist nach meinen Wahrnehmungen in aus»
gedehntestem Maße in Erfüllung gegangen.

In ungeahntem Umfang ist auch die damals von mir ausgesprochene An-
nahme eingetroffen, daß unsere Volksernährung durch die Führung des Krieges
in Feindesland erleichtert werden würde. Abgesehen von der Verwüstung eines
Teils von Ostpreußen sind nur unbedeutende Striche im Elsaß vom Feinde
besetzt worden. Ihnen, mit einem Flächeninhalt von rund 1000 Quadratkilo»
meiern, stehen weiteste, von uns besetzte feindliche Gebiete gegenüber, von denen
hier nur Belgien (29 000 Quadratkilometer) und in Rußland Kongreßpolen,
Litauen und der größte Teil von Kurland mit insgesamt 280 000 Quadratkilo»
metern in Bettacht gezogen werden sollen. Die Generalgouvernements in Brüssel
und in Warschau, sowie die vom Oberkommando Ost geschaffene Verwaltung
haben sich die Wiederaufrichtung der Landwirtschaft besonders angelegen sein
lassen und damit sehr erhebliche Erfolge erzielt, so daß nicht nur für ausreichende
Ernährung der Bevölkerung dieser Gebiete gesorgt wird, sondern auch namhafte
Beiträge für die Verpflegung unserer dort befindlichen Truppen erzielt werden.
Die Mitteilungen, die ein in der deutschen Verwaltung des Ostens tätiger Offi»
zier neulich in den Zeitungen veröffentlichte, geben ein so anschauliches Bild der

ausgezeichneten Organisation, die zu diesem Zwecke geschaffen worden ist, daß eine Sammlung dieser Mitteilungen in hohem Grade erwünscht erscheint.
Natürlich haben alle diese Dinge den starken Ausfall nicht zu ersetzen ver» mrcht, den Deutschlands Volksernährung durch die nahezu vollständige Sperrung der überseeischen Lebensmittelzufuhr erleidet. Es hat daher sehr mannigfaltiger und einschneidender Maßregeln bedurft, um mit dem Vorhandenen auszukommen und vor allen Dingen eine einigermaßen gleichmäßige und gerechte Verteilung des Lebensmittelvorrats zu ermöglichen. Gerade auf diesem Gebiet hat sich die deutsche Volkswirtschaft durch den Krieg vor Aufgaben gestellt gesehen, für deren Lösung die Wissenschaft keine Hilfsmittel bot, und es auch in der Praris an irgendwelchem Vorgang fehlte. Wer die ungeheuren Schwierigkeiten zu würdigen vermag, die hier zu bewältigen waren, wird begreiflich finden, daß es, zumal bei der Eile, in welcher die erforderlichen Organisationen zur Erfassung und Verteilung des Brotgetreides, der Kartoffeln, der Futtervorräte usw. geschaffen werden mußten, an Mißgriffen mancher Art nicht gefehlt hat, und daß Mißgnffe dieser Art, zumal unter Einwirkung der Mißernte des Vorjahres und des dadurch hervorgerufenen Mangels an Schlachtvieh, vielfach lebhafte Klagen hervorgerufen, auch hier und da zu empfindlichen Mißständen geführt haben. Die Ratio» nierung der gesamten Volksernährung bezüglich der wichtigsten Nahrungsmittel, wie Brot, Kartoffeln, Butter, Eier, Milch, hat sich trotz aUedem in einem Um» fange durchsetzen lassen, der geradezu staunenerregend ist, und wenn sich dabei die Anziehung des Schmachtriemens keineswegs hat vermeiden lassen, so ist es doch im allgemeinen durch die Einrichtung der großen kriegswirtschaftlichen Orga» nisationen gelungen, das Volk vor Hunger zu schützen und den Gesundheits» stand der Bevölkerung aufrecht zu erhalten. Auf Grund der Festhaltung der gesamten Getreidevorräte konnte durch Einführung der Brotkarte die gleichmäßige Verteilung des wichtigsten Nahrungsmittels, des Brotes, dank dem verständnisvollen Zusammenwirken des Reichs, der Bundesstaaten und der Gemeindeverwal» tungen, sowie dem Entgegenkommen der Bevölkerung, befriedigend durchgeführt werden. Bei anderen Nahrungsmitteln, wie Kartoffeln, war die Regelung wegen der Lagerungsverhältnisse schwieriger; die Kartoffelpolonäsen auf den Märkten unserer Großstädte werden lange in der Erinnerung fortleben, ebenso wie das „Erstehen" der Butter. Die wesentlichste Zurückschraubung hat unsere Volks» ernährung zweifellos im Fleischverbrauch erfahren, derzufolge der vor dem .Krieg allerdings unnötig hohe Satz von 52 Kilo auf den Kopf der Bevölkerung auf ein geringes Bruchteil dieser Menge gesunken, und selbst der Erwerb dieses Minimums für Unbemittelte durch kolossale Preissteigerungen fast unerschwinglich geworden ist. Hierin durch Einführung einer Reichsfleischkarte in ähnlicher Weise wie beim Brot Abhilfe zu schaffen, bildet eine der vornehmsten Aufgaben des nengeschaffe» nen Kn'egsernährungsamtes, dem es hoffentlich auch gelingen wird, für andere

wichtige Volksnahrungsmittel, wie Fette, Milch, Eier und Zucker, bessere und gleichmäßige Zustände herzustellen.

Die Hauptsache wird, solange der Krieg dauert, immer bleiben, daß die Bevölkerung sich mit dem Vorhandenen so gut wie möglich einrichtet und die damit verbundenen Entbehrungen nach wie vor mit dem festen Willen, sich nicht unterkriegen zu lassen, auf sich nimmt. Daß dieser feste Wille vorhanden ist, hat der bisherige Verlauf erwiesen. Ohne etwas Schimpfen wird's ja auch ferner nicht abgehen. Aber wer sein Urteil lediglich auf Grund der Tagesblätter bilden wollte, die naturgemäß überwiegend von krassen Fällen des Kriegswuchers oder der sonst hervortretenden üblen Erscheinungen berichten, würde zu ganz irre- führenden Ergebnissen gelangen. Es würde ihm entgehen, mit wieviel Geduld, Entsagung und guter Laune harte Entbehrungen und lästiges Mühsal über» wiegend ertragen werden, und wie viel zur Milderung der Entbehrungen von den verschiedensten Seiten, oft in der Stille und ohne viel Aufheben davon zu machen, getan wird. Er würde auch kaum würdigen, mit welchem Geschick sich die einzelnen Haushaltungen, die kleinen wie die großen, und die letzteren nicht selten vorbildlich, in die veränderte wirtschaftliche Lage zu finden wissen, und durch wie manche Vorkehrungen dies Sichfinden erträglich zu machen ver» sucht wird. Von den obersten Stellen herab ernährt sich das deutsche Volk, von verschwindend geringen Ausnahmen abgesehen, gegenwärtig mit Kriegskost. Wie die kleinen Hausfrauen, so haben auch die Köchinnen in wohlhabenden Häusern in Bereitung der Mahlzeiten umgelernt, sie haben sich verhältnismäßig leicht in die fleischlosen Tage gefunden und wissen auch den zurzeit nicht selten eintreten» den Fleischmangel durch geeignete Fisch- und Pflanzenkost zu überstehen. Dem damals von mir befürworteten Verlangen nach Kriegskochbüchern ist durch eine große Literatur von mehr oder minder handlichen und praktischen Anleitungen zur Herstellung von Kriegskost entsprochen worden, unter denen das Büchlein von Henriette Fürth: „Kriegsküche für Jedermann"*), eine Erweiterung des im Auf» trage der Lebensmittelkommission der Stadt Frankfurt a. M. herausgegebenen „Kleinen Kriegskochbuches", als besonders brauchbar hervorgehoben zu werden verdien«. ' , "",',^^,v

Alles in allem: der grausame Plan unserer Gegner, uns durch Aushungerung niederzuzwingen, ist ihnen ebenso wemg gelungen, wie unsere Überwindung durch Waffen. Im Besitz einer Ernte, die nach vorsichtigen Schätzungen die des Vor» jahres namentlich an Brotgetreide weitaus übertrifft, dürfen wir unsere Volksernährung auch für die Zukunft als gesichert ansehen. Auch für die Zukunft müssen wir darauf gefaßt sein, uns Beschränkungen aufzuerlegen, aber wir dürfen erwarten, daß sie geringer sein werden, als die- bisher ertragenen. —

*) Verlag von Engleß n. Schlosser, Frankfurt a. M.. Preis 8« Pfg.

Blicken wir auf die deutsche Industrie, die von dem Ausbruch des Krie»
ges nicht minder hart getroffen worden ist als die deutsche Landwirtschaft. Gleich
dieser sind ihr durch den Krieg die rüstigsten Kräfte, sowohl an Betriebsleitern
und Beamten, als namentlich an Arbeitern, in einem noch nie dagewesenen Um»
fang entzogen worden. Die wichtigsten Absatzgebiete nach dem Auslande, die
für eine Reihe von hochentwickelten Industriezweigen unentbehrlichen Zufuhren
ausländischer Rohstoffe waren wie mit einem Schlage gesperrt. Dazu kam die
für unsere, zu einem großen Teil auf den Auslandsverkehr angewiesene Industrie
überaus empfindliche nahezu völlige Abschneidung der Verbindungen über See.
Das waren Aufgaben, welche die Tatkraft, den Umblick und das Organisations-
talent der Unternehmer und die Intelligenz und Willigkeit der Arbeiter auf die
härteste Probe stellen. Es wird für immer ein Ruhmesblatt des deutschen Gewerbe»
fleißes bleiben, daß diese Probe glänzend bestanden worden ist. Trotz zweier
Kriegsjahre hat die deutsche Industrie in ihren wichtigsten Betrieben ihre Stel»
lung behauptet. Der Rheinisch»Westfälische Steinkohlenbergbau, dessen Monats»
förderung von 8,8 Mill. Tonnen im Juli 1944 bei Ausbruch des Krieges im
August auf 4,6 Mill. Tonnen, also wenig mehr als die Hälfte, sich verringerte,
hat mit zäher Beharrlichkeit im Juli 1916 mit 8,1 Mill. Tonnen nahezu die
Friedensziffer wieder erreicht. Der Braunkohlenbergbau hat mit der Förderung
des Jahres 1915 von 88,37 Mill. Tonnen die bisher erreichte Höchstzahl des
Jahres 1913 von 87 Mill. Tonnen sogar überschritten. In der Eisenindustrie
hat sich, nach den Ermittelungen des Vereins Deutscher Eisen» und Stahlindu-
strieller, die Herstellung von Roheisen, die von 1,56 Mill. Tonnen des Juli 1914
im August auf rund 500 000 Tonnen, also auf ein Drittel herabsank, von Monat
zu Monat wieder gehoben und im Juli 1916 mit 1,13 Mill. Tonnen mehr als
zwei Drittel des Friedensstandes erreicht. Nach derselben Quelle ist die Erzen»
gung von Flußstahl, die sich im August 1914 von 1,6 Mill. Tonnen des Vormonats
auf 560 000 Tonnen, also gleichfalls auf ein Drittel verringert hatte, seitdem
andauernd gestiegen und hat in den Sommermonaten 1916 den Friedensstand
nahezu erreicht.

Ich widerstehe im Hinblick auf den Raum der Versuchung, dies glänzende
Ergebnis durch Auszüge aus den Geschäftsberichten unserer hervorragendsten
Industrie»Gesellschaften näher zu beleuchten. Übereinstimmend lassen sie erkennen,
in welch eminentem Maße sich eine der hervorragendsten Eigenschaften unserer
Großindustrie, ihre Anpassungsfähigkeit, bewährt hat. Wo es immer anging,
hat sie ihre Einrichtungen für die Beschaffung des Kriegsbedarfs zur Verfügung
gestellt und den Anforderungen der Militärverwaltung entsprechend umgestaltet.
Uberall wird hervorgehoben, in welchem Umfang neben den gewohnten Lieferun»
gen für das Heer und die Marine die Herstellung zahlreicher neuer für den Krieg
erforderlichen Erzeugnisse aufgenommen worden ist. Die leitenden Unternehmun-
gen in der ElekttizitLrs»Industrie haben neben zahlreichen Licht» und Kraftanlagen

für militärische Zwecke ihren Betrieb zur Herstellung von Luftfahrzeugen erwei»
tert. Warenhaus»Unternehmungen haben es fertig bekommen, die in ihrem gewöhn-
lichen Betrieb nicht verwendbaren Kräfte zur Erzeugung von Munitionsbedarf
heranzuziehen. Wie sehr durch diese Leistungen der Industrie, durch die rückhalts»
lose Einsetzung unserer besten technischen Kräfte, unseres ganzen Könnens und
Wissens die Kriegsführung auf, unter und über der Erde, sowie namentlich der
Unterseekrieg, direkt und indirekt gefördert wird, bedarf kaum der Erwähnung.
Der Haß, der von unseren Feinden, angesichts der dadurch auf militärischem
Gebiet erzielten Erfolge, unseren großen Industrie»Unternehmungen gewidmet
wird, die Ächtung, die man in England gegen die Firma Fried. Krupp ver-
hängen will, sind die besten Zeugnisse für die verdienstliche Tätigkeit unserer
Industrie.

In Karl Helfferichs Darstellung der Entwickelung des deutschen Volks-
woblstandes während der Jahre 1883—1913, die ursprünglich in dem Jubiläums»
werke „Soziale Kultur und Volkswohlfahrt während der ersten 25 Regierungs»
jahre Kaiser Wilhelms II.", demnächst in zahlreichen Sonderausgaben erschienen
ist, sind die Daten angegeben, nach denen Deutschlands Außenhandel inner-
halb dieses Vierteljahrhunderts von 6245 Millionen Mark auf 19 648,2 Mill.
Mark gestiegen ist, also um 214,7 Prozent zugenommen hat, während der Außen-
handel Englands in dem gleichen Zeitraum nur eine Steigerung von 113,1 Mill.
Mark erfuhr. Diese Zahlen, verbunden mit den Nachweisen über das ent-
sprechende Wachstum unserer Handelsflotte und unseres Hafenverkehrs, wonach
Hamburg 1911 mit einem Auslandsverkehr von nahezu zwölf Millionen Register»
tonnen den von London übertroffen hatte, enthalten die Hauptursache, um dereut»
willen England den Krieg gegen uns angezettelt hat. Nicht für Freiheit und
Zivilisation, wie seine Staatslenker vorgeben und seine Presse die Welt zu
überreden sucht, sondern um einen immer unbequemer werdenden Mitbewerber
im Welthandel zu vernichten, hat England den Weltkrieg entfacht, und es gibt
je länger je deutlicher zu erkennen, daß sein Kriegsziel nicht die Befreiung der
Welt vom Joche des deutschen Militarismus, sondern die wirtschaftliche Er-
drosselung Deutschlands ist. Zur Erreichung dieses Zweckes sind ihm alle Mittel
heilig. Wie es unter schmählicher Verletzung des Völkerrechts bei Ausbruch des
Krieges sämtliche in englischen Häfen in Friedensarbeit befindlichen deutschen
Handelsschiffe ohne Bewilligung einer Ausfahrtfrist einfach mit Beschlag belegt
und als gute Prise behandelt hat, so sind auch seine Vasallenstaaten Portugal und
Italien zu gleich rechtswidriger Behandlung der bei Kriegsausbruch in ihren
Häfen Asyl suchenden deutschen Schiffe veranlaßt worden. Seine Seeübermacht
hat England in rücksichtslosester Weise zur Abfangung der auf der Fahrt befind»

lichcn deutschen Schiffe, zur Vernichtung der deutschen Seekabel, zur Besetzung der wenigen deutschen Stützpunkte für den Seeverkehr benutzt. Es hat sich ferner auch den Neutralen gegenüber gegen alles Völkerrecht eine Vernichtung ihres Handels mit Deutschland herausgenommen, indem es die Liste der Bannwaren nach Gutdünken ins Maßlose erweiterte und sich eine Durchsuchung ihrer Ladun- gen herausnahm, die in der Beschlagnahme aller nach Deutschland bestimmten, von Deutschland herrührenden oder auf Deutschland bezüglichen Korrespondenzen zu einer fortgesetzten Posträuberei ausgeartet ist. Auf Grund des widerrechtlich gewonnenen Einblickes in die deutschen Handelsbeziehungen wird von dem beson» ders dazu eingerichteten Intelligente Department des englischen Handelsmini» sterinms andauernd gestrebt, die ausländische Geschäftskundschaft Deutschlands nach England herüberzuziehenz ja, es ist unter fortdauernder Überwachung des neutralen Geschäftsverkehrs eine schwarze Liste derjenigen Handelsfirmen auf» gestellt worden, mit denen englische Geschäfte nicht verkehren dürfen, weil sie im Verdacht stehen, Beziehungen mit Deutschland zu unterhalten. Am unverhüllte» sten endlich tritt der wirtschaftliche Kriegsgrund Englands in den Bemühungen zutage, die mit ihm verbündeten oder seiner Einwirkung zugänglichen Staaten schon während der Dauer des Krieges zur Fortsetzung des wirtschaftlichen Krieges gegen Deutschland auch nach dem Friedensschlusse zu verpflichten.

Daß durch diese und ähnliche Schritte unser Handel schwere Schädigungen erlitten hat, ist einleuchtend. Freilich sind die Schäden, die England dadurch seinem eigenen Wirtschaftsleben zufügt, nicht geringer, und die Erreichung seines Zieles, die Vernichtung von Deutschlands Stellung im Welthandel, kann nur als gänzlich aussichtslos bezeichnet werden. Diese Stellung beruht, wie Helfferich in dem vorhin angeführten schönen Buch treffend hervorhebt, auf unserer eigenen Kraft; „unser Außenhandel und unsere Seeschiffahrt ist aufgebaut auf der sicheren Grundlage unserer heimischen Arbeit und der durch diese so gewaltig gesteigerten Produktionskraft unserer heimischen Volkswirtschaft".

Was diese Produktionskraft vermag, davon hat unsere Schiffsbaukunst so» eben durch das erste Untersee»Handelsschiff der staunenden Welt ein leuchtendes Beispiel gegeben. Die Fahrt der von dem Bremer Ozean»Reederei» Verein erbauten „Deutschland" nach Nordamerika und ihre trotz der schärfsten Überwachung glücklich vollzogene Heimreise nach Bremen bedeutet weit mehr als den augenblicklichen Erfolg eines Blockadebruchs, und auch mehr als die gewiß nicht zu unterschätzende Wiederaufnahme eines englischer Raubsucht entzogenen Seeverkehrs mit Amerika. Die glückliche Fahrt der „Deutschland" ist ein Symbol für unsern festen Willen, uns auch zur See nicht unterkriegen zu lassen; sie ist ein Triumph deutscher Technik und der ihr zugrunde liegenden deutschen Wissenschaft über übermächtige Gewalt, ein Sieg der Freikeit über die Tyrannei, mit der England den Seeverkehr nach eigenem Gutdünken und zu seinem alleini» gen Nutzen zu beherrschen sucht.

Übrigens legen wir in Deutschland gegenüber dem Bestreben unserer Geg-
ner, uns wirtschaftlich zu erdrosseln, auch sonst nicht die Hände in den Schoß.
Der Plan eines mitteleuropäischen Wirrschaftsverbandes wird von verschiedenen
Seiten ernstlich erwogen. Den Lesern von „Nord und Süd" ist bekannt, wie
eingehende Erörterungen über einen engeren wirtschaftliclxen Anschluß zwischen
Deutschland und Osterreich'Ungarn im Gange sind. Durch den Krieg eher
beschleunigt als unterbrochen schreiten die Arbeiten der Bagdadbahn, die Her»
stellung eines Schienenweges durch Syrien und Palästina nach dem Suezkanal
und die Bahn nach Arabien rüstig fort. Die wirtschaftliche Verjüngung des
Osmanenreiches, das nähere Studium der bulgarischen Verhältnisse bilden den
Gegenstand eifriger Tätigkeit der zu diesen Zwecken errichteten deutschen Gesell»
schaften. Nicht minder wird bei uns und in Österreich die Notwendigkeit
betont, die Donau in stärkerem Maße dem internationalen Verkehr der mittel»
europäischen Staaten durch Kanalverbindungen mit dem Rhein, der Elbe und
der Oder dienstbar zu machen.
Von den Verkehrseinrichtungen Deutschlands sind die über-
seeischen Dampferlinien natürlich seit Beginn des Krieges zum Stillliegen ver»
urteilt. Die Flaggen der Hamburg»Amerika»Linie, des Bremer Norddeutschen
Lloyds, des Kosmos und der Woermann»Dampfer sind von den Ozeanen, deren
Hochwege ihnen vertraute Straßen waren, seit fast zwei Iahren verschwunden.
Zahlreiche Dampfer der großen deutschen Reedereien müssen in amerikanischen
Häfen eine ihnen höchst unwillkommene Quarantäne aushalten, oder liegen in
den Heimathäfen in langen Reihen melancholisch da, soweit sie nicht für den
Küstenschutzdienst unserer Kriegsflotte angefordert worden sind. Dagegen darf
mit Genugtuung darauf verwiesen werden, daß es unseren Gegnern nicht gelungen
ist, den Mut, die Ausdauer und die Unternehmungslust unserer Großreedereien
zu überwinden. Wie sich der alte Wagemut Bremens bei Ausrüstung des ersten
deutschen Handelsunterseebootes glänzend bewährt hat, so ist man in Hamburg
damit beschäftigt, schon jetzt die Wiederaufnahme des mächtigen Dampferverkehrs
nach Herstellung des Friedens vorzubereiten und durch Einrichtung neuer umfang»
reicher Schiffswerften zu erleichtern. Auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkt
verdient die Kriegszeitschrift der Hamburg»Amerika Linie Erwähnung, durch
welche die Leitung dieses mächtigen Unternehmens die Fühlung mit ihren über
die ganze Welt zerstreuten Angehörigen aufrecht erhält und zugleich denkwürdige
Beiträge für die Geschichte des Weltkrieges sammelt. — Zu meiner freudigen
Überraschung sah ich bei einem neulichen Besuche des Rheingaues
unsern schönsten deutschen Strom zwischen Mainz und Bingen von zahlreichen
Perslnendampfern und einem anscheinend regen Verkehr von Frachtdampfern
belebt. — Daß es unsere Eisenbahnen fertig gebracht haben, nach kurzer
Unterbrechung während des Aufmarsches dem friedlichen Verkehr in gleichem
Maße wie den andauernd gewaltigen Anforderungen des Krieges gerecht zu

werden, ist eine volkswirtschaftliche Leistung allerersten Ranges. Zwar ist die Zahl der Personenzüge natürlich eingeschränkt, und das Reisen mit ihnen bringt wegen der ungewöhnlichen Zahl der Wagenachsen und der ungemein starken Besetzung gelegentlich einige Unbequemlichkeiten mit sich. Aber im allgemeinen ist überall und stets auf pünktliche Beförderung und Erreichung der Anschlüsse zu rechnen. Ebenso sind die Leistungen im Güterverkehr des höchsten Lobes würdig. Es liegt auf der Hand, daß dies in hohem Maße befriedigende Ergebnis nicht erreicht worden wäre, wenn nicht von Anfang an zwischen den Leitern der Staatsbahnen, insbesondere dem preußischen Eisenbahnminister von Breitenbach, und dem Chef des Militäreisenbahnwesens, General Gröner, eine verständnisvolle Würdigung der beiderseitigen Aufgaben und der feste Wille, sich gegenseitig beizustehen, bestanden hätte. Die Verdienste des Militäreisenbahnwesens liegen der Hauptsache nach auf einem andern Felde als auf dem wirtschaftlichen, wie dies durch die Verleihung des höchsten preußischen .Kriegsordens an den Chef maßgebend aner» kannt worden ist. Allein ihre technischen Leistungen in Wiederherstellung der zerstörten Linien der besetzten Feindesgebiete, dem raschen Wiederaufbau gespreng» ter Brücken, der Verwaltung ausgedehnter feindlicher Liniennetze verdienen auch vom volkswirtschaftlichen Gesichtspunkt voll gewürdigt zu werden. Wenn in der Anfang 1915 erschienenen Kriegswirtschaftslehre von Ferdinand Schmid die Frage aufgeworfen wurde, ob das Nebeneinanderbestehen mehrerer Staatseisenbahnver» waltungen und der dadurch bedingte Mangel an vollständiger Einheitlichkeit, namentlich aber das Fehlen vollständiger Güterwagengemeinschaft, nicht vom militärischen Standpunkt ernstlich bekämpft werden müßte, so ist diesseits nicht ersichtlich, ob dieser Anregung tatsächliche Vorkommnisse oder eine mehr theoretische Auffassung zugrunde liegen. — Die Post und Telegraphie hat namentlich bei Beginn des Krieges infolge der durch den Aufmarsch der Armeen beding» ten zeitweisen Aufhebung des Friedensfahrplanes der Eisenbahnen schwere Zeiten durchzumachen gehabt, und sie hat noch heutzutage eine täglich mit der Pünktlich» keit einer Flutwelle sich wiederholende Riesenaufgabe in Bearbeitung, Beförde» rung und Verteilung der Millionen von Feldpostsendungen zu bewältigen, eine Aufgabe, die ihr durch die Einziehung des dritten Teils ihrer Arbeitskräfte zum Dienst mit der Waffe wahrlich nicht erleichtert wird. Indessen sind die anfäng» lichen Klagen über das „Versagen" der Feldpost angesichts ihrer geradezu großartigen Leistungen längst verstummt. Dem Vortrag, den der Geheime Postrat Große Ende 1915 in der Berliner Urania gehalten hat, und der bald darauf in „Westermanns Monatsheften" erschienen ist, mag entnommen werden, daß im jetzigen Krieg die deutsche Feldpost täglich 16 Millionen Feldpostsendungen, gegen täglich 400 000 im Kriege 1870/71, zu bearbeiten hat, also eine auf da« Vierzigfache angewachsene Menge. Während im Kriege 1870/71 insgesamt 89Vz Millionen Feldpostsendungen befördert worden sind, betrug ihr Gesamt» verkehr bereits Ende 1915 die ungeheure Masse von 5 V2 Milliarden Sendungen.

Diese einfachen Zahlen reichen hin, um überzeugend darzutun, um wieviel um» fassender und schwieriger die Aufgabe der Feldpost diesmal ist, als 1870/71. Dazu die ungleich größere Zahl, die Ausdehnung, der rasche Wechsel und die Entfernung der Fronten im Westen, Osten und Süden, die unglaubliche Mannig» faltigkeit und die nicht selten fremdartige Bezeichnung der mobilen Formationen, und der Mangel an fachmännisch geübten Kräften. Das in den Sammelstellen zur Bearbeitung der Feldpostsendungen herangezogene Personal, das seit Mitte August 1914 bis Ende 1915 von 3000 Köpfen auf 13—14000 herangewachsen war, bestand damals zu mehr als vier Fünfteln aus Zivilaushelfern ohne jede postalische Vorbildung. Und trotzdem geht es. Jeder von uns — und wer täte es nicht? — der mit seinen Lieben im Felde in lebhaftem Verkehr steht, wird die Leistungen der Feldpost dankbar anerkennen. Und wer nicht Unbilliges verlangt, wird auch die Friedensleistung der Post daheim richtig würdigen, er wird die Findigkeit schmunzelnd gelten lassen, mit der die Postverwaltung, wahrlich der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, sich immer mehr verweiblicht und das Verkehrsbild unserer Großstädte durch die ansprechenden Erscheinungen weib» licher Briefträger, Telegraphenboten, und sogar weiblicher Postillone, in immer wachsender Zahl bereichert. —

Am 29. September 1914 faßte der Reichsbankpräsideut in der Sitzung des Zentralausschusses unseres größten Kreditinstitutes seine lichtvolle Darlegung der Wirtschaftslage Deutschlands dahin zusammen, daß wir finanziell und wirtschaft- lich das bestorganisierte Volk sind, und daß wir über die uns von unseren Geg» nern bereiteten wirtschaftlichen Schwierigkeiten hinwegkommen und jede Dauer des Krieges durchhalten werden. Treffender als mit diesen Worten von Exzel» lenz Havenstein kann die Lage des deutschen Geld» und Kreditwesens auch jetzt nach zwei vollen Kriegsjahren nicht bezeichnet werden. Wir könnten uns in dieser gedrängten Übersicht der durch den Krieg geschaffenen Volkswirt- schaftslage fast auf die Wiederholung jener Worte beschränken. Das Geld» und Kreditwesen, das stets für den empfindlichsten Teil des Wirtschaftskörpers gegol» ten hat, und das von unseren Gegnern schon vor Ausbruch des Krieges als der schwächste Punkt unserer Wirtschaft verschrieen worden ist, hat sich in Wahrheit als der stärkste und unerschütterlichste Punkt des deutschen Wirtschaftslebens erwiesen. Vom Oktober 1914 bis April 1916, in der kurzen Spanne von andert» halb Jahren, sind vier deutsche Kriegsanleihen mit insgesamt 36Vz Milliarden gezeichnet und glatt eingezahlt worden. Alle Versuche unserer Feinde, diesen Riesenerfolg zu verkleinern oder für eine Vorspiegelung zu erklären, sind an der Macht der Tatsachen zusammengebrochen. Die deutschen Kriegsanleihen haben trotz ihrer raschen Wiederholung, trotz aller Schädigungen, die unsere Gegner uns durch die Beschlagnahme deutschen Vermögens im Auslande, durch die widerrecht»

liche Aufhebung der von Deutschen im Ausland erworbenen Patentrechte, durch
die Wegnahme unserer Kolonien usw. zugefügt haben, ihren Ausgabekurs behauptet.
Es darf mit Bestimmtheit erwartet werden, daß die in diesem Augenblick in Aus-
führung begriffene fünfte Kriegsanleihe, trotz der Kriegserklärungen von Italien
und Rumänien, und trotz des Hochdrucks, den die Verteidiger von Freiheit und
Zivilisation auf die noch bisher neutralen Länder ausüben, um auch sie zum
Kriege gegen Deutschland zu zwingen, trotz alledem einen gleich günstigen Erfolg
erzielen wird*). Die enorme finanzielle Leistungsfähigkeit, die das deutsche Volk
beweist, hat nicht nur das ungläubige Staunen des Auslandes erweckt, sondern
auch berufene Kenner der deutschen Volkswirtschaft überrascht. Sie erklärt sich
vor allem daraus, daß wir, vom Auslande in der Hauptsache abgeschnitten und
auf uns selbst angewiesen, den bei weitem größten Teil unserer Kriegskosten an
uns selbst zahlen. So fließen die meisten Ausgaben für den Krieg in einem
fortwährenden Kreislauf wieder in das Volk zurück und finden bei jeder neuen
Kriegsanleihe neue Verwendung. Die Zahlen, welche der neueste Nachttag der
von der Disconto»Gesellschaft herausgegebenen Darstellung der deutschen Volks»
wirtschaft im Kriege (August 1916) über die Einlagen in den Sparkassen und die
Entwickelung der Guthaben in den Depositenkasien der Großbanken mitteilt, sind
geeignet, diesen Kreislauf anfs überzeugendste zu veranschaulichen. In ihnen
kommen auch der feste Wille des deutschen Volkes zum Durchhalten und sein
Vertrauen auf den Sieg zu einem erhebenden Ausdruck. Nur kurz mag hier
daran erinnert werden, daß Deutschland das einzige Land ist, das ohne Mora»
torium auszukommen vermag, ferner daß die deutsche Reichsbank ihren Diskont»
satz von fünf Prozent seit Dezember 1914 unverändert aufrecht erhält, und daß
sich ihr Goldvorrat während des Krieges von 1253 Millionen Mark auf 2465
Millionen erhöht, also nahezu verdoppelt hat.

Der Teil unserer Volkswirtschaft, der durch den Verlauf des Krieges bisher
am empfindlichsten getroffen worden ist, sind unsere Kolonien. Auch wer
sich an den Arbeiten für ihre Erwerbung und ihre wirtschaftliche Erschließung
nicht persönlich oder mit eigenen Mitteln beteiligt hat, wird die Verluste zu wür-
digen wissen, die das deutsche Wirtschaftsleben durch die Besetzung unserer aus»
sichtsvollen Niederlassungen am Gelben Meer, im Stillen Ozean und in Australien,
durch die Überwältigung unserer Schutzgebiete in Westafrika erlitten hat; er wird
den zähen Widerstand, den das deutsche Ostafrika den vereinten Angriffen eng»
lischer, südafrikanischer und belgischer Scharen entgegensetzt, auch wirtschaftlich
mit gespannter Teilnahme verfolgen^ Wir wissen ebenso gut wie unsere Feinde,

*) Diese Erwartung hat sich durch das soeben bekannt gewordene Ergebnis der fünften Krieg«,
anleihe — zehn Milliarden fimfhundertneunzig Millionen! — glänzend erfüllt.

daß das Schicksal unserer Kolonien nicht in Asien, Afrika und Australien, sondern
in Europa entschieden wird, und wir brauchen deshalb die bisher erlittenen Ver»
luste auch wirtschaftlich nicht als endgültige anzusehen. Nichts wäre verkehrter,
als wenn wir uns dadurch von der so spät, aber doch so erfolgreich beschritten«!
Bahn der Kolonialarbeit abschrecken lassen und uns wieder in das glücklich über-
wundene Los fügen wollten, der einzige Großstaat ohne Kolonien zu sein. Im
Gegenteil sollten wir mit verdoppeltem Eifer danach streben, unsere Kolonien
durch Gewinnung von Stützpunkten für unsere Flotte, durch Vervollständigung
der unterseeischen Kabelverbindungen und Ausbau der drahtlosen Telegraphen-
anlagen verteidigungsfähiger zu gestalten, als dies bisher der Fall gewesen ist.
Abgesehen von den einleuchtenden Gründen der Weltmachtspolitik, auf die Deutsch»
land nimmermehr verzichten kann, sind es volkswirtschaftliche Rücksichten, welche
die Wiedererlangung und bessere Ausgestaltung unseres Kolonialbesitzes für uns
zu einer zwingenden Notwendigkeit machen. Es handelt sich um unsere fernere
Beteiligung am Weltmarkt, ohne die unsere Industrie ihre Tätigkeit und ihren
Betrieb auf die Dauer nicht ausüben kann. In diesem Sinne haben die Ver»
treter unserer Großindustrie, die sich bisher an den auf Erhaltung unseres Anteils
am chinesischen Markt gerichteten Arbeiten zur Ausbreitung der deutschen Kultur
in China werktätig beteiligt haben, sich unbedingt dafür ausgesprochen, nichts
von dem bisher Erreichten aufzugeben und das Begonnene trotz aller Schwierig»
keiten unentwegt weiterzuführen. Die Vereinigung für die Errichtung deutscher
technischer Schulen in China hat ihre Tätigkeit ebenso unerschütterlich fortgesetzt
wie die Kreise, denen die Gründung der deutschen Medizinschule in Schanghai
zu verdanken ist. Die vereinigte Deutsche Medizin» und Ingenieurschule in
Schanghai hat nach dem Fall von Tsingtau eine große Anzahl von Lehrern und
Schülern der deutschen Hochschule in Tsingtau aufgenommen und dadurch eine
Fortsetzung des dort begonnenen Kulturwerkes ermöglicht; sie hat trotz des Krieges
den Kreis ihrer Tätigkeit durch Errichtung besonderer Lehrkurse für die Aus-
bildung von chinesischen Monteuren und anderen technischen Vorarbeitern erwei»
tert. Der kurz vor Kriegeausbruch begründete Deutsch»Chinesische Verband, der
die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und China durch Aus»
breitung der deutschen Kultur in China zu fördern bezweckt, veröffentlicht im
neuesten Heft seines China»Archivs den Prospekt über Einführungskurse in die
chinesische Sprache, die von ihm in Verbindung mit dem Seminar für Orienta-
lische Sprachen in Berlin im nächsten Winter für Kauflente, Techniker usw. ver»
anstaltet werden. Es heißt in diesem Prospekt: „Einer der lebhaftesten Wünsche
Englands geht dahin, den deutschen Handel aus China zu verdrängen. . . Wenn
wir unsere vor dem Kriege eingenommene Stellung im chinesischen Handel wieder»
erwerben und sie im Laufe der Zeit stärker ausbauen wollen, so müssen wir uns
auch in sprachlicher Hinsicht von England unabhängig machen und mit den Chine»
sen in ihrer Landessprache verkehren. . . . Nur diejenige Nation wird in Zukunft

erfolgreich in China sein, deren Kaufleute und Techniker mit den Chinesen auf
chinesisch verkehren können." Also — auch hier der entschlossene Wille zum
Durchhalten und — charakteristisch für uns Barbaren — Kampf gegen die Gewalt
mit geistigen Mitteln!
Nach dem Kernspruch Friedrich Wilhelms I.: „Menschen halte vor den
größten Reichtum", sind von allen Schäden, die unsere Volkswirtschaft durch den
gegenwärtigen Weltkrieg zu erleiden hat, die Verluste an Menschenleben die
schmerzlichsten und am schwersten wieder gut zu machen. Ohne jeden Versuch einer
Beschönigung mag offen ausgesprochen werden, daß die Opfer, die das deutsche
Volk an blühenden Menschenkräften darbringt, einen Umfang erreichen, der die
Verluste früherer Kriege weitaus übertrifft, und von dem sich bei Deginn des
Krieges wohl niemand eine einigermaßen zutreffende Vorstellung hat machen
können. Die Natur des deutschen Volksheeres bringt es mit sich, daß diese Ver-
luste ihrer Art nach schwerer wiegen, als bei den mit uns im Kampf stehenden
Völkern. Indeß gilt die Bemerkung, mit der Fürst Dülow in seinem schönen
Buche über die deutsche Politik die Bettachtung der Wirtschaftspolitik einleitet,
daß wir erst im Kriege erfahren haben, wie reich wir im Frieden geworden sind,
auch von unserer Wehrkraft. Wenn unsere Gegner auf unsere Erschöpfung nach
dieser Richtung hin spekulieren, so täuschen sie sich ebenso wie in jeder anderen
Hinsicht. Andererseits sind die enormen Fortschritte in der Organisation des
Sanitätswesens, der Wundbehandlung, der Chirurgie, der Verhütung von an»
steckenden Krankheiten bei Abschätzung und Würdigung unserer Menschenverluste
glücklicherweise kaum hoch genug zu veranschlagen. Nach der bereits angeführten
amtlichen Bekanntmachung über die Ergebnisse des Krieges wurden von den in
den Lazaretten des gesamten deutschen Heimatsgebiets behandelten Angehörigen
unseres Feldheeres 90,2 Prozent wieder dienstfähig, 1,4 Prozent starben,
8,4 Prozent blieben dienstunbranchbar oder wurden beurlaubt. Dieselbe Quelle
stellt fest, daß infolge der hygienischen Maßnahmen, besonders durch die streng
durchgeführten Schutzimpfungen, die Zahl der Erkrankungen an Seuchen im
Heere verschwindend gering geblieben ist. Vor Lazarettfiebern, die in früheren
Kriegen verheerender gewesen sind als die feindlichen Geschosse, hat uns die vor»
treffliche Einrichtung und Handhabung unserer militärischen Krankenpflege
bewahrt. Auch in Beziehung auf die Behandlung der feindlichen Gefangenen
sind wir mit vorbildlicher Menschlichkeit vorangegangen und haben uns bei den
schweren Mißhandlungen, denen deutsche Kriegsgefangene in den feindlichen
Ländern ausgesetzt sind, nur in seltenen Fällen zu Wiedervergeltungen entschlossen.
Dankbar verdient auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkt anerkannt zu
werden, in welchem Umfang für das künftige Schicksal der Kriegsverletzten bei
uns schon im Laufe des Krieges Vorsorge getroffen wird, und zwar nicht bloß

durch reiche Spenden, um sie vor Not zu schützen, sondern um sie soviel wie irgend
möglich zur Wiederausübung wirtschaftlicher Tätigkeit zu befähigen. Was in
dieser Hinsicht durch Krüppelpflege, durch Unterricht von Kriegserblindeten und
dergl. geschieht, verdient auch volkswirtschaftlich eingehendere Würdigung, als
es in dieser Übersicht angeht. Aber sie kann nicht geschlossen werden, ohne auch in
dieser Beziehung der unermüdlichen, hingebenden und verständnisvollen Mit»
wirkung unserer deutschen Frauen mit dem Ausdruck tiefster Dankbarkeit und auf»
richtigster Bewunderung zu gedenken. Unsere Frauen und Töchter haben sich den
schweren Aufgaben, die der Weltkrieg auch ihnen gestellt hat, in allen Klassen der
Bevölkerung und im vollsten Maße gewachsen gezeigt, und wenn wir, wie
Schreiber dieser Zeilen zuversichtlich hofft, diesen furchtbaren Krieg auch wirt-
schaftlich siegreich überstehen, so tragen die deutschen Frauen zu diesem Ausgang
einen nicht hoch genug zu veranschlagenden Anteil bei.

Berlin, im September 1916.

Dr. R. van der Borght,
Kaiserl. Präsident a. D.:

Städtischer Realkredit nach dem Kriege.

Nichts führt mehr irre, als die Frage des städtischen Realkredits lediglich für
sich zu betrachten und zu behandeln. Sie ist in Wahrheit viel weniger eine Frage
der Kredittechnik, so wichtig diese auch sein mag, als eine Frage der Ergiebigkeit
der privaten Wohnungsverwertung. Von der Zulänglichkeit, Stetigkeit und
Dauerhaftigkeit dieser Ergiebigkeit hängt Umfang, Gestaltung und Gesundheit des
städtischen Realkredits unmittelbar ab. Ohne diese Voraussetzung müssen auch die
kredittechnischen Maßregeln erfolglos bleiben.

Diese nur zu oft übersehene Grundtatsache beruht darauf, daß der eigentliche
und dauernde Kreditversorger des städtischen Haus» und Grundbesitzes
das organisierte und unorganisierte Privatkapital war, ist und
sein wird. Staat und Gemeinde mögen oft genug Anlaß und
Möglichkeit haben, sich an der Kreditversorgung zu beteiligen. Immer wird das
nur ergänzende Bedeutung haben, und niemals wird es der dauernde Zustand sein
können. Ohne das Privatkapital würde der ganze städtische Realkredit bald völlig
versanden.

Für den städtischen Grundbesitz und seinen Realkredit gab es schon vor dem
Kriege recht ernste und schwierige Zeiten. Wiederholte Versteifungen des Geld»
Marktes, wachsender Wettbewerb anderer ergiebiger Anlagegelegenheiten, über»
triebenc steuerliche Belastung des Grundbesitzes und des Grundbesitzwechsels, rück-
sichtslose Eingriffe in und Zugriffe auf vorhandene Boden» und Gebäudewerte

durch bau» und wohnungspolitische und sonstige Maßnahmen hatten die Ergiebig» keit des privaten Hausbesitzes fühlbar beeinträchtigt. Aber die Schwierigkeiten lagen nicht in der Natur der Dinge begründet, sondern in äußeren Vorgängen und Maßnahmen. Die Grundlagen an sich waren gesund und lebenskräftig. Wäre der Frieden erhalten geblieben, so wäre es dem städtischen Hausbesitz möglich ge» wesen, sich bei einigermaßen verständnisvollem Eingehen der Gesetzgebung und Verwaltung auf seine Verhältnisse und Bedürfnisse aus eigener Kraft über die Schwierigkeiten hinwegzubringen, auch über die besonderen Schwierigkeiten aus dem Gebiete des Realkredits.

Der Krieg und die durch ihn veranlaßten Maßnahmen und Vorgänge haben das verhindert. Mehr als das, sie haben die Lebensgrundlagen des städtischen Haus» und Grundbesitzes zum Teil schwer erschüttert. Übergroße Ausgab ensteige» rung und übergroße Einnahmeminderung haben während und wegen des Krieges das Verhältnis zwischen Einnahmen und Ausgaben des städtischen Hausbesitzes auf einen wirtschaftlich unzulänglichen Tiefstand gedrückt. Leerstehen von Wohnungen und Läden, Rückgang der Mieten, uneinbringliche Mietsausfälle, die notwendigen Begleiterscheinungen jedes Krieges, sind durch die lange Dauer des jetzigen Krieges in einer bisher nie gekannten Ausdehnung eingetreten. Gesetzgebung und Verwaltung haben dazu dem Hausbesitz noch die fast völlige Schutzlosigkeit gegen zahlungsunfähige und selbst gegen zahlungsunwillige Mieter, die Belastung mit einem wesentlichen Teile der öffentlichen Obdachpflicht ohne jede Aussicht auf Entschädigung, die Beschwerung mit erzwungenen Mietnachlässen aufgebürdet. Die besonderen Steuerlasten des städtischen Grundbesitzes sind während des Krieges zum Teile noch erhöht und allgemein drückender geworden. Steigerung der Löhne, der Kohlen» und Kokspreise, überhaupt der Preise aller für die Haus- verwertung in Frage kommenden Leistungen und Stoffe, hat bei alledem die Unkosten im Kriege je länger je mehr in einer Weise verteuert, die niemand hat vorhersehen können.

Auf den Realkredit konnte das nicht ohne Einfluß bleiben. Jeder Krieg be» dingt an sich schon Erschwerungen der Realkreditversorgung und zwar um so mehr, je länger er dauert. Durch die tiefgreifenden Wirkungen der langen Kriegsdauer auf die Grundlagen der wirtschaftlichen Betätigung des städtischen Hausbesitzcs konnten diese Erschwerungen nur noch gesteigert werden. Dazu kam der riesige Wettbewerb der öprozentigen Kriegsanleihe und überhaupt die Einstellung der Kapitalverwendung auf Kriegszwecke. Für den nachstelligen Realkredit blieb unter diesen Umständen die Kapitalzufuhr fast ganz aus, für den erststelligen Kredit wurde sie wesentlich vermindert, und im ganzen hat sich der Kredit in fühl- barer Weise verteuert. In wachsendem Maße mußten Zins» und Tilgungsraten gestundet werden. Das Fälligwerden von Hypotheken mußte bis nach dem Kriege hinausgeschoben werden. Nach beiden Richtungen hat der organisierte Realkredit in weitem Umfange helfend eingegriffen. Das unorganisierte Privatkapital konnte

es aus erklärlichen Gründen nicht in gleichem Maße tun. Die gesetzlichen Schutz-
maßnahmen zugunsten der Schuldner haben die verbleibenden Lücken teilweise aus»
füllen müssen. Auch Steuerrückstäude konnte der bedrängte städtische Haus» und
Grundbesitz vielfach nicht vermeiden, und sie wurden leider nur zu oft Anlaß zur
Herbeiführung der Zwangsversteigerung durch die beteiligten Gemeinden.
Diese Sachlage wird sich mit weiterer Dauer des Krieges verschärfen. Sie
wird auch mit Beendigung des Krieges keineswegs sofort aufhören, sondern noch
lange nachwirken. Solange sie nachwirkt, wird es unmöglich sein, auf dem Ge-
biete des Realkredits die nötige Entspannung und Erleichterung in dem vollen
gebotenen Umfange zu schaffen. Das Wichtigste, was zur Herbeiführung all-
seitig geordneter und gesunder Realkreditverhältnisse nach dem Kriege zu geschehen
hat, muß deshalb die Sorge für die baldige Wiedergewinnung gesunder all»
gemeiner Lebensbedingungen des städtischen Hausbesitzes sein. Was dem aus den
bieherigen gesetzgeberischen und Verwalrungsmaßregeln auf steuerlichem, bau»
polizeilichem, wohnungspvlitischem und sonstigen Gebieten entgegensteht, muß so»
bald als tunlich beseitigt werden. Was an unentgeltlichen Kriegsleistungen dem
Hausbesitz aufgebürdet ist, muß ersetzt werden usw. Kurz, was geschehen könnte,
um die Wiedergewinnung einer ausreichenden Ergiebigkeit seiner Arbeitsleistung
und seiner Kapitalanlage zu ermöglichen und zu erleichtern, das müßte geschehen,
geschehen, nicht nur wegen des besonderen Interesses des städtischen Hausbesitzes,
sondern aus Rücksicht auf die Gesamtinteressen. Steckt doch ein starkes Stück des
deutschen Volksvermögens in diesem städtischen Hausbesitz, und sind doch mit ihm
durch seinen Realkredit, der über 40 Milliarden Mark hinausgreift, weiteste Kreise
des Volkes in unmittelbare und enge Interessenverknüpfung gebracht worden. Für
das Volksganze kann es nicht gleichgültig sein, ob und wann es gelingt, hier die
Grundlagen gesunder Wirtschaftsführung wiederherzustellen und damit die wich»
tigste Voraussetzung gedeihlicher Kreditverhältnisse zu sichern.
Aber nirgends vielleicht sind die entgegenstehenden Schwierigkeiten so groß
wie hier. Wirtschaftliche Interessen und sozialpolitischer Eifer und Übereifer
geraten hier in Widerstreit. Die Furcht vor einer weitverbreiteten oder allgemeinen
Kleinwohnungsnot nach dem Kriege, so unbegründet sie ist, beherrscht viele
Gemüter. Eine oft bedenkenlose Werbearbeit hat eine kritiklose Feindschaft gegen
das Wohnen in großstädtischen Vielfamilienhäusern aufgestachelt. Lauter und
dringender als je ertönt der Ruf nach Schenkungen und Begünstigungen aus
öffentlichen Mitteln auf dem Gebiete der allgemeinen Wohnungsfürsorge. Man
sieht nicht, oder will nicht sehen, daß ein Eingehen auf diese zu hoch gespannten
Forderungen gerade in der bevorstehenden Übergangszeit, in der ohnehin der
städtische Hausbesitz um seine Existenz schwer zu ringen haben wird, ihm in ver»
hcingnisvoller Weise den Erfolg dieses Ringens entwenden kann, ihm selbst und
dem Volksganzen zum Schaden und Unheil.
Demgegenüber kann nicht oft genug und nicht laut genug betont werden,

daß wir die Wiederherstellung gesunder wirtschaftlicher Grundlagen des städtischen Hausbesitzes als die erste und unentbehrlichste Voraussetzung für allseitig zufrie» densiellende Realkreditverhältnisse brauchen. Gewiß sind kredittechnische Maß» nahmen notwendig; aber ihre Wirksamkeit müßte ohne jene allgemeine Voraus» setzung unzulänglich bleiben. Lediglich mit kredittechnischen Maßnahmen, wären sie auch noch so gut und schön, ist das Ziel nicht zu erreichen.

Für die notwendigen kredittechnischen Maßnahmen muß den Ausgangspunkt bilden die Tatsache, daß der erststellige Realkredit fast ganz in den Händen des organisierten, der nachstellige, d. h. der über 60 Prozent des Wertes hinausgehende, dagegen fast ganz in den Händen des unorganisierten Privatkapitals ist. Diese Verschiedenheit der Kreditversorger ist von größtem Einfluß. Das für den Real-kredit organisierte Privatkapital ist eng und dauernd mit dem Realkredit verbun» den. Es wird nach dem Kriege, wenn auch gewiß nicht ohne Schwierigkeiten, doch im wesentlichen das Kreditbedürfnis zur ersten Stelle ausreichend befriedigen können. Verstärkte Geldanlage der Gemeinden in Pfandbriefen der Hypotheken» banken könnte das erleichtern, ebenso die Beseitigung der ungünstigeren Stellung der norddeutschen Hypothekenbanken gegenüber den süddeutschen in der Frage der Mündelsicherheit der Pfandbriefe. Vereinzelt mögen Ergänzungen durch Neubildungen erforderlich sein. Ein allgemeines Bedürfnis dafür besteht nicht. Anders beim nachstelligen Realkredit oder richtiger bei dem über 60 Pro» zent des Wertes hinausgehenden Kredit. Das unorganisierte Privatkapital ist nur locker mit dem städtischen Realkredit verbunden. Es läßt sich durch andere günstigere Anlagemöglichkeiten, wie sie nach dem Kriege in stärkerem Maße mit der Hypothekenanlage in Wettbewerb treten werden, leicht vom Realkredit abdrängen, wie die Erfahrungen bewiesen haben. Überdies ist die Stellung des Nachgläubigers für den Fall, daß das beliehene Grundstück notleidend wird, ungünstiger, als die des erststelligen Gläubigers. Während des Krieges haben das nicht wenige Nachgläubiger schwer empfinden müssen. Solche Erfahrungen verstärken nicht die Neigung zur Anlage in nachstelligen Hypotheken. Ist aber erst einmal das unorganisierte Privatkapital von dieser Anlageart abgedrängt, dann kehrt es schwer von selbst zurück.

Daraus erwächst die große und wichtige Aufgabe, die dauernde Zufuhr des Privatkapitals zum nachstelligen Realkredit zu organisieren und dadurch die Ver-bindung zwischen beiden fester zu gestalten. Mancherlei Wege sind vorgeschlagen worden, um die vorhandenen Rechtsformen für diesen Zweck nutzbar zu machen. Meist setzen die Vorschläge, soweit sie nicht unmittelbar städtische Anstalten ver» langen, eine Mitwirkung der Gemeinden durch Übernahme einer Haftung für die über drei Fünftel des Wertes hinausgehende Beleihung voraus. Auch für die am meisten in den Vordergrund getretene Form, für die „Stadtschaften", trifft das zu. Als endgültigen und dauernden Zustand kann man diese Gemeindehaftung nicht ins Auge fassen. Am letzten Ende müssen die beteiligten Kreise selbst in

irgendeiner Form die Kraft zur Sicherung ihres nachstelligen Realkredits auf» weisrn. Für eine gewisse, vielleicht lange Übergangszeit würde dagegen die Über» nahme der Haftung durch die Gemeinden bei der Bedeutung der Angelegenheit an sich nicht zu beanstanden sein. Fraglich ist nur, ob die Gemeinden dazu bereit sein werden. Das ist keineswegs allgemein zu erwarten. Aus grundsätzlichen Erwägungen und aus Rücksichten auf ihre tatsächlichen Verhältnisse verhalten sich viele Gemeinden gegen die Haftung durckzaus ablehnend, oder sind zur Über-nahme einer Haftung nur dann bereit, wenn ihnen das mit der Haftung verbun» dene Risiko durch Bürgschaftsübernahme oder andere Vorkehrungen von Organi» sationen der beteiligten Kreise im wesentlichen abgenommen wird. Im übrigen ist Aufbau und Ausbau der „Stadtschaften", um diesen Namen beizubehalten, keineswegs eine leichte Sache. Man wird sich hierbei vor allem bemühen müssen, sich den jeweiligen besonderen Verhältnissen und Bedürfnissen anzupassen. Eine überall anwendbare Formel gibt es für diese Dinge nicht. Auch wird man den Fehler mancher städtischer Anstalten für nachstellige Hypotheken vermeiden müssen, die Kreditbedingungen so scharf auszugestalten, daß der Hauseigentümer sich ihnen, namentlich in der ersten Zeit nach dem Kriege, nicht anschmiegen kann. Die Schwierigkeiten sind hiernach nicht gering; aber sie sind bei allseitigem guten Willen und verständigem Vorgehen überwindbar.

Immerhin wird bestenfalls noch eine geraume Zeit vergehen, ehe die geplanten Organisationen für die dauernde Kapitalzufuhr zum nachstelligen Realkredit in genügender Zahl gebildet und zu umfangreicher Wirksamkeit gelangt sind. Bis es dahin gekommen ist, würde der wesentliche Teil des nachstelligen Realkredit» bedarfs unbefriedigt bleiben, wenn es nicht gelänge, auch für den während dieser Übergangszeit eintretenden Bedarf wirksame Vorkehrungen zu treffen. Das aber würde bedeuten, daß eine schmerzlich große Zahl von Mittelstandsexistenzen in der Übergangszeit dem Untergang anheimfiele. Die Schwierigkeiten in den unmittel» bar bevorstehenden Jahren sind ja ohnehin für den städtischen Hausbesitz überaus groß. Die Abtragung der angesammelten Zinsrückstände, die Nachholung der im Kriege notgedrungen unterlassenen Ausbesserun gs» und Ergänzungsarbeiten, die bevorstehende scharfe Anspannung der Stenerkraft und dergleichen mehr werden sowieso die durch den Krieg hart mitgenommenen städtischen Hauseigentümer in eine sehr schwierige Lage bringen. Kommt dazn die Kreditschwierigkeit der Über» gangszeit in voller oder wenig abgemilderter Schärfe, fehlt es namentlich an der Möglichkeit, für fällig werdende nachstellige Hypotheken Ersatz zu einiger» maßen erträglichen Bedingungen zu schaffen, so werden viele auf der Strecke bleiben, deren Erhaltung dem Gesamtinteresse förderlich wäre.

Daraus erwächst eine weitere große Aufgabe, nämlich die, dafür zu sorgen, daß in der vor uns liegenden Übergangszeit eine schnelle Hilfe auf dem Gebiete des nachstelligen Realkredits zu erträglichen Bedingungen ermöglicht wird. Diese Hilfe wird nie rasch genug eingreifen können, wenn für diesen besonderen Zweck

erst neue Organisationen geschaffen werden müssen. Das erfordert viel zu viel
Zeit. Von den vorhandenen Organisationen sind die der beteiligten Kreditbedürf-
tigen nur vereinzelt in der Lage, die erforderliche Hilfe aus eigenen Kräften zu
gewähren. Das legt den Gedanken nahe, die vorhandenen und bewährten Organi-
sationen für den erststelligen Realkredit (Hypothekenbanken, Versicherungsgesell»
schaften usw.) in den Dienst dieser Aufgabe zu stellen in einer Form, die ihnen
ein sofortiges ausgedehntes Eingreifen möglich macht. Dabei ergibt sich sofort
eine ernste Schwierigkeit aus der Tatsache, daß die Hnpothekenpfandbriefe unter
der Voraussetzung einer Beleihung innerhalb V, des Wertes ausgegeben und
aufgenommen sind. Wird davon einfach — auch nur als Kriegsmaßregel —
abgewichen, so beunruhigt das die Pfandbriefglämbiger und erschüttert ihr Ver»
trauen zu den Pfandbriefen. Ebenso werden die Versicherten und die Sparer
beunruhigt werden, wenn bei der Hypothekenanlage der Versicherungsgesellschaf»
ten und der Sparkassen die bisher innegehaltene Grenze der Belerhung außer
acht gelassen wird. Beides würde den Realkredit überhaupt schwer schädigen,
weil es die Kapitalzufuhr auch zum erststelligen Kredit in bedenklichem Maße
einschränken würde. Dieses Hindernis ließe sich nur beseitigen, wenn für die
über V° des Wertes hinausgehende Beleihung eine ausreichende Sicherheit geschaf-
fen werden könnte. Die Sicherheit wäre ohne weiteres gegeben, wenn die
Gemeinden für diesen Teil des Realkredits die Haftung übernehmen würden.
Das ergeben die Mitteilungen in meiner Schrift: „Der städtische Realkredit nach
dem Kriege" (Verlag von Ferdinand Enke, Stuttgart 191K), Seite 51 und ff.
Da aber mit der erwähnten Abneigung vieler Gemeinden gegen die Übernahme
solcher Haftung gerechnet werden muß, müßte die organisierte Selbsthilfe der
Beteiligten durch Einrichtungen und Veranstaltungen eingreifen, die den Gemein-
den Rückdeckung gewähren, und deren Haftung dadurch auf ein so geringes Maß
einschrälnken, daß ihnen die Übernahme der Haftung für den nachstelligen Real»
kredit der Übergangszeit wohl zugemutet werden kann. Einen geeigneten Weg
dazu zeigt das in meiner Schrift nur kurz berührte, inzwischen in sehr beachtens»
werter Weise weiter ausgestaltete Münchener Vorgehen, das in der gegenwärtigen
Nummer von I. Humar*) des nücheren geschildert wird. Weil die Mün»
chemr ausgezeichnet geleitete Hausbesitzer-Organisation in der Lage war und
ist, Veranstaltungen durchzuführen, die tatsächlich die städtische Haftung auf ein
geringes Maß einschränken, hat dort die Frage der Gemeindehaftung keine
Schwierigkeiten gemacht. Das Münchener Vorgehen zeigt auch, daß zu dem
Zwecke nicht einmal besonders große Mittel festzulegen sind. Gewiß werden noch
andere Organisationen dex Beteiligten in ähnlicher Weise eingreifen können, und
sie sollten es tun.

Viel allgemeiner ließe sich natürlich die Hilfe für die Übergangszeit gestalten,

") Wegen Platzmangels mußte der Aufsatz von I. Humar fiir da« Dezemberlieft zurückgestellt
werden. Die Redaktion.

wenn man das Eingreifen der Realkreditanstalten von einer Gemeindehaftung ganz
loslösen könnte. Wesentliche Erschwerungen würden damit von vornherein weg»
fallen. Die Notwendigkeit, bei nachträglicher Wertminderung vom Hypotheken-
kapital soviel zurückzufordern, als es die Wertgrenze von 60 Prozent Wer»
schreitet, würde damit meist beseitigt sein. Der städtische Hausbesitz würde dadurch
von einer ernsten und oft unheilvollen Kalamität befreit. Zugleich böte sich
hier bei weiterer Ausgestaltung die Möglichkeit, die ganze Beleihung bis zu
75 Prozent des Wertes in einer Hand zusammenzufassen, was eine für den
Schuldner günstigere Gestaltung der Beleihungsbedingungen ermöglichen würde.
Der Gedanke ist also sehr verlockend. Aber der Weg wäre nur gangbar, wenn
die Gefahr einer Beunruhigung der Pfandbriefgläubiger, Versicherten und Sparer
mit ihren schädlichen Folgen für den Realkredit überhaupt vermieden werden
könnte. Zur Erörterung ist gekommen, daß den Hypothekenbanken, Versicherungs»
gesellschaften und anderen Anstalten, die den erststelligen Realkredit pflegen, dabei
aber an die bisherige Beleihungsgrenze von 60 Proz. des Wertes gebunden sind,
gestattet wird, während der Kriegszeit und in einer gewissen Übergangszeit nach dem
Kriege städtische bebaute Grundstücke bis zu 75 Proz. des durch sorgfältige Schätzung
ermittelten Wertes zu beleihen unter der Voraussetzung, daß der über 60 Prozent
des Wertes hinausgehende Teil als Tilgungshypothek gegeben wird, eine Voraus»
setzung, die schon der Ausschuß des Abgeordnetenhauses für das Schätzungsamts-
gesetz für den Fall einer Erweiterung der Beleihungsgrenze ins Auge gefaßt
hatte.

Wenn das ausreichend wäre, würde man nur noch für das über 75 Prozent
hinausgehende Kreditbedürfnis, das übrigens in der Regel durchaus im Rahmen
des wirtschaftlich Berechtigten bleibt, auf die Gemeindehaftung zurückzugreifen
haben, um die Hypothekenbanken usw. in die Lage zu versetzen, auch hierfür —
natürlich nur bis zu einer gewissen Obergrenze, die in der Regel über 80 Prozent
des Wertes nicht hinausgehen dürfte, — unmittelbar oder auf dem Wege über
Kommunaldarlehen Mittel bereitzustellen. Durch die Beschränkung der Ge»
meindehaftung auf diesen kleinen Teil der Gesamtbeleihung würden die Bedenken
vieler Gemeinden gegen die Übernahme der Haftung an Gewicht verlieren. Gleich»
zeitig würde es gerade wegen dieser Beschränkung auf verhältnismäßig kleine Be»
träge den Hausbesitzerorganisationen erleichtert, den Gemeinden eine ausreichende
Rückdeckung zu verschaffen. Aber es wird ernsthaft bezweifelt, ob die Tilgung des
über 60 Prozent des Wertes hinausgehenden Teiles der Beleihung allein schon
die Beunruhigung der Pfandbriefgläubiger, Versicherten und Sparer aus der Welt
schaffen könnte, zumal die Tilgung in der ersten und besonders gefahrreichen Zeit
noch nicht genügend wirken könnte. Es müßte also für den über 60 Prozent des
Wertes hinausgehenden Teil des Realkredits zu der Tilgung noch eine aus»
reichende und namentlich für die schwierige Anfangszeit verstärkte Sicherheit hin-
zutreten. Sie müßte mangels der Gemeindehaftung durch die Organisationen der

Beteiligten geschaffen werden. Das wird nur den leistungsfähigen Organisationen
in wirklich ausreichendem Maße möglich sein. .Man wird also auch auf diesem
Wege allein die notwendige Allgemeinheit der Hilfe in der Übergangszeit nicht
sichern können.

Hiernach gibt es in der Frage kein „Entweder — oder", sondern nur ein
„Sowohl — als auch". Man wird je nach den Verhältnissen die einzuschlagen-
den Wege verschieden gestalten müssen. Auf eine Mitwirkung der Organisationen
der Beteiligten wird man im übrigen nur ausnahmsweise ganz verzichten können,
wenn eine Heranziehung der Realkreditanstalten für den nachstelligen Realkredit
der Übergangszeit ohne Schädigung des Realkredits überhaupt ermöglicht werden
soll, nämlich nur da, wo die Gemeinden bereit und imstande sind, ohne weiteres
die Haftung für den in Rede stehenden Teil des Realkredits zu übernehmen.

Wo sie nicht dazu bereit sind, muß die organisierte Selbsthilfe der Beteiligten,
falls sie nicht aus eigenen Kräften die erforderliche Kredithilfe gewähren kann,
entweder die Gemeindehaftung entbehrlich machen oder — was wohl eher möglich
ist — sie durch Gewährung entsprechender Rückdeckung erleichtern. Unter diesen
Voraussetzungen wäre den Realkreditanstalten ein erweitertes Eingreifen zugunsten
des nachstelligen Realkredits möglich. Daß alsdann die Träger des organisierten
erststelligen Realkredits von diesen Möglichkeiten eines Eingreifens überall da
Gebrauch machen werden, wo dadurch wirtschaftlich wertvolle Existenzen erhalten
werden können, kann nicht bezweifelt werden. Denn ihren Schuldnerkreis über
die Schwierigkeit der Übergangszeit möglichst unversehrt hinwegzubringen, ent»
spricht ihrem wahren und dauernden Interesse. Der Wille, zu helfen, ist bei ihnen
lebendig. Man muß ihm nur den Weg freimachen.

Dr. Otto Arendt,
Mitglied des Reichstages und des preußischen Abgeordnetenhauses:

Die Hypothekennot und ihre Bekämpfung.

Reformen und Organisationen sind immer Noterzeugnisse. Solange alles
gut geht, ist jeder mit dem Bestehenden zufrieden. Nur so läßt es sich erklären,
daß in Deutschland die Ordnung des städtischen Realkredits völlig sich selbst über»
lassen blieb, während für den landwirtschaftlichen Realkredit seit mehr als einem
Jahrhundert namentlich in Preußen sehr segensreich wirkende Einrichtungen
bestanden.

Es ging unseren städtischen Hauseigentümern zweifellos gut. Entsprechend
der allgemeinen wirtschaftlichen Aufwärtsbewegung herrschte überall Blühen,
Gedeihen, Wachsen in den deutschen Städten. Die Zunahme der Bevölkerung
und des Wohlstandes erhöhte ständig die Nachfrage nach städtischen Wohnhäusern

zu Kauf und Miete. Die Mieten stiegen, der Wert des Grund und Bodens wuchs.
Die Abnutzung der Grundstücke wurde dadurch mehr als ausgeglichen, und der
Hausbesitzer konnte ständig auf höhere Überschüsse und steigende Werte seines Be-
sitzes rechnen. Dazu kam ein stetiges Sinken des Zinsfußes, das mit kurzen Unter-
brechungen während der ganzen zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts
anhielt. So war nicht nur der städtische Realkredit leicht zu befriedigen, es
war vielmehr dem Eigentümer sehr erwünscht, daß er seine Hypotheken nicht zu
lange festlegte, um möglichst oft den Zinsfuß herab» und die Beleihungssumme
heraufsetzen zu können. Niemand dachte daran daß es einmal anders kommen
würde.

Und es kam anders. Wie so oft im wirtschaftlichen Leben waren es gleich»
zeitig verschiedene Ursachen, die zusammenwirkten und sich dadurch steigerten. Seit
Beginn des neuen Jahrhunderts steigt der Zinsfuß. Eine Steigerung des Hypo»
thekenzinsfußes drückt den Reinertrag eines Grundstücks herab und vermindert mit»
hin seinen Verkaufswert. Der Gläubiger fordert deshalb nicht nur höheren
Zins, sondern auch größere Sicherheit und sucht diese in einer Teilrückzahlung.
Eine solche legt dem Hauseigentümer große Opfer auf und führt nicht selten zum
Vermögensverfall. Eine Zinssteigerung hätte ausgeglichen werden können durch
Mietssteigerungen. Der Hausbesitz aber sieht sich seit langem sinkenden Mieten
gegenüber, die Folge einer Überproduktion an Wohnungen, die nicht zuletzt auf
gesetzgeberische Maßnahmen zurückzuführen ist. Die Steuer nach dem gemeinen
Wert hat den Bauschwindel geradezu großgezogen. Infolge der Wohnungs»Über»
produktivn sinken nicht nur die Mietspreise, sondern steigen auch die Ansprüche
der Wohnungssucher bezüglich der Wohnungsausstattung, was ebenso wie die
Steigerimg der Löhne und fast aller Erzeugnisse die Hauslasten wesentlich erhöht.
Das war bereits der Stand der Dinge vor dem Kriege — welche Verschlim-
merung der Krieg bringen mußte, liegt auf der Hand. Je länger der Krieg
dauert, um so sicherer wird, daß diese Verschlimmerung einen dauernden, sich
ständig verschärfenden Charakter behält. Der Staat hat mit Fug und Recht den
Familien der Kriegsteilnehmer ihre Wohnungen sichergestellt, er hat aber das ein»
sack, auf Kosten der Hausbesitzer getan, die also tatsächlich ohne Entschädigung
einer teilweisen Enteignung unterlagen. Die Gemeinden haben zum Teil
Mietsbeihilfen gewährt, diese aber von Mietsnachlässen abhängig gemacht. Man
denke, daß der Staat den Landwirten die Kartoffeln zu Gunsten der städtischen
Bevölkerung ohne Entgelt abnehmen würde, daß die Städte dann aber sich bereit
erklären würden, den Landwirten den halben Wert der Kartoffeln zu zahlen, wenn
sie auf die andere Hälfte verzichten!

Bezüglich der Hypotheken besteht selbstverständlich seit Beginn des Krieges
überhaupt kein Markt mehr. Wird eine Hypothek fällig, so liegt das Schicksal
des Hausbesitzers einfach in den Händen seines Gläubigers. Dieser kann die
Bedingungen diktieren, und das geschieht vielfach mit äußerster Härte. Nur die

großen Gesellschaften haben erkannt, daß eine pflegliche Behandlung der Schuld»
ner auch in ihrem Interesse liegt. An sich sollte Kündigung einer Hypothek und
Steigerung des Zinsfußes während der Kriegszeit als den guten Sitten wider»
sprechend angesehen werden, soweit nicht im Einzelfall besondere Gründe vorliegen.
Es handelt sich immer um Ausnützung einer Notlage, und das ist Wucher. Daß
auch öffentliche Sparkassen den Zinsfuß erhöhen, muß aufs schärfste gemißbilligt
werden und fordert ein Einschreiten der Aufsichtsbehörden, wie es in Sachsen
nachdrücklich geschehen ist.

Hat die Gesetzgebung bisher überhaupt für den städtischen Realkredit versagt,
so muß ihr der schwere Vorwurf gemacht werden, daß sie sich den veränderten
Verhältnissen eines langjährigen Krieges gar nicht gewachsen zeigte. Man glaubt
offenbar immer noch, mit kleinen Verlegenheitsmitteln auskommen zu können,
und laßt damit die Dinge einer Katastrophe entgegentreiben, deren Schwere und
Bedeutung dem öffentlichen Bewußtsein noch nicht genügend klar geworden zu
sein scheint, obwohl etwa ein Drittel unseres gesamten Nationalvermögens im
städtischen Grundbesitz angelegt ist.

Es sei deshalb hier zunächst hervorgehoben, daß während des Krieges die
Gefahr eines Zusammenbruchs weit geringer ist als nach dem Kriege. Der
Kriegszustand nötigt die Gläubiger zur Vorsicht, namentlich in Hinblick auf Rück»
zahlungsforderungen und Enteignungen. Man läßt also zunächst die Hypo»
theken kurzfristig weiterlaufen. Aber was soll werden, wenn diese Milliarden
alle auf einmal fällig werden? Man will die Unkündbarkeit der Hypotheken
nicht einführen, aus Furcht, daß dann die Hypotheken alle auf einmal fällig
werden, und übersieht, daß das auch so der Fall ist.

Das zweite Bedenken gegen die Unkündbarkeit der Hypotheken ist das „Teil-
moratorium"; auch das ist nicht zutreffend. Denn wenn der Staat in alle Wirt»
schaftszweige eingreift, wenn er dem Hausbesitzer höhere, besondere Lasten durch
die Wohnpflicht der Kriegsteilnehmer auferlegt, dann ist er auch berechtigt, Höchst-
grenzen für Hypothekenzinsen einzuführen und zn bestimmen, daß Einigungsämter
über jeden Fall der Hypothekenkündigung zu befinden haben, Bestimmungen, die
über die Kriegszeit solange auszudehnen sind, bis eine Neuordnung des städti»
schen Realkredits durchgeführt worden ist.

Eine solche Neuordnung ist die einzige Rettung, Rettung aber muß erfolgen,
nicht nur, weil es sich um Millionen von Existenzen handelt, die den Kern deö
ganzen deutschen Mittelstandes ausmachen, sondern auch, weil die Befriedigung
des nebst Nahrung und Kleidung wichtigsten Bedürfnisses, des Wohnbedürfnisses,
dadurch bedingt wird. Vom Wohlergehen der Hausbesitzer hängt das Gedeihen
des Baugewerbes ab. Wer soll Wohnhäuser bauen und kaufen, solange die Be»
sitzer solcher Wohnhäuser dem Untergang entgegensehen müssen? Die Folge ist
ein Daniederliegen des Bauens, bis die Überproduktion der Wohnungen einem
Mangel an Wohnungen gewichen und dadurch eine erhebliche Mietssteigerung ein-

getreten ist. Ein Daniederliegen des Bauens macht Hunderttausende von Unter»
nehmern und Arbeitern brotlos und ruiniert alle für das Baugewerbe tätigen
Industrien und Handwerke. Die Wohnungsnot aber, die schließlich entstehen
müßte, würde weder dem Hausbesitz noch dem Baugewerbe wesentlich nützen,
denn zu ihrer Bekämpfung würden Staat und Gemeinden einschreiten und
es konnten daraus leicht sozialistische Experimente entstehen, die an den Symptomen
des Übels herumdoktern und das Übel, statt es zu heilen, vermehren.
Es muß ganze Arbeit getan werden, wenn noch jetzt, und ehe es zu spät
wird, Hilfe gebracht werden soll.
Man gebe zunächst die „Moratorium»Bedenken" auf. Die Lage ist zu ernst,
um der Theorie noch Raum zu lassen. Nicht nur Unkündbarkeit der Hypotheken
muß geforder t werden, sondern auch Nachprüfung aller seit Kriegsbeginn vor»
genommenen Hypothekenverlängerungen durch Eim'gungsämter, ohne deren Zu»
stimmung künftig keine Änderung im jetzigen Stand eintreten darf. Nur durch
eine solche Maßregel kann durchgreifend geholfen werden.
Den Einigungsämtern aber muß eine weitgehende Befugnis auch gegenüber
den Schuldnern eingeräumt werden, sie müssen ebenso die berechtigten Interessen
der Hypothekengläubiger wahren. Es wäre höchst verkehrt und würde die Rückkehr
gesunder Verhältnisse auf dem Realkreditmarkt sehr erschweren, wenn nicht erkannt
würde, daß Gläubiger und Schuldner gleich pfleglich zu behandeln sind und in
ihren Interessen nicht als Gegner zu gelten haben, zwischen ihnen muß nach Recht
und Billigkeit der Ausgleich gesucht worden.
Der beste Weg hierzu ist die Umwandlung der Zinshypotheken in unkündbare
Tilgungshypotheken. Soweit die Schuldner kierzu imstande sind, sollte die Um-
wandlung erzwungen werden. Nur die unkündbare Tilgungshypothek gibt dem
Hausbesitz wieder eine unerschütterliche Stellung. Doch auch hier droht eine Ge-
fahr. Zu hohe Anforderungen an die Tilgung, sie mögen theoretisch noch so
begründet sein, hindern praktisch die Durch» und Einführung der Tilgungshypo»
theken. Es muß aber den Hausbesitzern die Kreditmöglickkeit auf der Grundlage
der unkündbaren Tilgungshypothek unbedingt gewährt werden. Hierzu ist die Er-
richtung öffentlicher Pfandbriefanstalten (Stadtschaften) nötig. Damit allein indes
ist es nicht getan, dazu kommt diese Neuschöpfung zu spät. Die Überführung der
Milliarden»Hypotheken, die heute bei Hnpothekenbanken, Versicherungsgesellschaften,
Sparkassen bestehen, auf Pfandbriefanstalten würde die Krisis nicht fernhalten,
sondern herbeiführen oder verschärfen. Es mnß im Gegenteil dahin gestrebt wer-
den, die Hypotheken ohne Änderung des Gläubigers ans Zins» in Tilgungshypo»
theken umzuwandeln. Hierbei kommt eine geradezu entscheidende Frage in Be»
tracht. Die Mündelsicherheit des städtischen Grundbesitzes ist auf 50 Prozent
beschränkt, bis 60 Prozent sind bei Hypothekenbanken usw. Beleihungen zuge»
lassen. Eine baldige Änderung ist hier an sick ausgeschlossen. Jedenfalls mnß
jeder Neuordnung die Einführung eines geordneten Schätzungswesens voraus-

gehen. Daher ist die Verabschiedung des Schätzungsamtsgesetzes in Preußen die
erste Voraussetzung einer Neuordnung des HypotKekenwesens. Das unbedingte
Vertrauen zur Sicherheit des städtischen Realkredits muß zurückgewonnen werden.
Auf der Grundlage zuverlässiger Schätzungen wird sich notwendig ein Wert»
rllckgang des Hausbesitzes ergeben, da dieser tatsächlich als Folge der Zinssteige»
rung und des Mietsrückganges vorliegt. Wir müssen also mit einer gerechtfertig»
ten, ja nach den gesetzlichen Vorschriften notwendigen Forderung auf Teilrück»
zahlungen bei den ersten Hypotheken rechnen. Hiergegen muß Vorsorge getroffen
werden, wenn nicht die schwersten Verluste eintreten sollen.
Es ist nötig, daß die Pfandbriefanstalten und zugleich die Hypothekenbanken,
Versicherungsgesellschaften, Sparkassen die gesetzliche Befugnis erhalten, soweit
ihre Beleihungen zu belassen, wie ihnen eine Sicherheitsleistung durch öffentliche
Körperschaften (Staat, Provinz, Kreis, Gemeinde) gewährt wird. Das ist der
wichtigste, der nach meiner Ansicht allein gangbare Weg zur Rettung des städti-
schen Grundbesitzes. Die Gemeinden werden sich vor die Frage gestellt sehen,
ob sie eingreifen wollen zur Rettung ihrer besten Steuerzahler, zur Vermeidung
einer zur allgemeinen Verarmung führenden Katastrophe.
Nach den Erklärungen des Städtetages ist der Wille zur Hilfe bei den
Städten vorhanden; wo ein Wille ist, ist auch ein Weg.
Aber es ist Recht und Pflicht der Gemeinden, daß sie hierbei die Gesamtinter»
essen ihrer Steuerzahler gebührend berücksichtigen.
Die Gemeinden werden deshalb mit Recht fordern, daß ihre Hausbesitzer für
die etwaigen Verluste eintreten, die den Gemeinden durch die Übernahme der Bürg
schaften entstehen können. Die Hausbesitzer müssen sich zu diesem Zweck organisieren,
wobei nur die Genossenschaft mit beschränkter Haftung praktisch möglich erscheint.
Mit unbeschränkter Haftung würde die Beteiligung unzureichend sein, weil die
Gefahr für den Einzelnen zu groß erscheint, und Zwangsgenossenschaften sind un»
möglich, weil der Hausbesitz viel zu ungleichartig ist (Mietshäuser, Villen, Fabriken,
Theater, Kaufhäuser, Landhäuser, Einfamilienhäuser), die Verschuldung außer-
ordentlich verschieden ist und kein Mensch mehr freiwillig Häuser kauft, wenn
ihm eine Zwangsgenossenschaft zugemutet wird. Kann aber die Genossenschaft
mit beschränkter Haftung genügende Sicherheit bieten? Diese Frage wird manche
Stadtverwaltung vorsichtig verneinen.
Es ist deshalb nötig, die Hausbesitzergenossenschaften zu stärken. Das geschieht
am leichtesten durch Teilung oder Verbreiterung des Risikos nach den bewährten
Grundsätzen des deutschen Versicherungswesens.
Die Hausbesitzergenossenschaften müssen sich zu Verbänden zusammenschließen,
einen Teil des Risikos trägt dann die lokale Organisation, einen Teil gemeinsam
der Verband.
Eine weitere, sehr wesentliche Hilfe bietet die Hypothekensicherung durch
Genossenschaften oder Banken.

Es gibt bereits eine Reihe von Organisationen, welche die Ausbietungs-
garantie für Hypotheken übernehmen.
Indes die nach meiner Ansicht beste, bisher vorgeschlagene Form der
Hypothekensicherung befindet sich noch im Stadium der Vorbereitung. Ihre
praktische Durchführung würde ich für eine der wichtigsten Hilfen für den
städtischen Realkredit ansehen, soweit Selbsthilfe in Betracht kommt. Es ist der
Arbeitgeberbund des deutschen Baugewerbes, der diese neue Schutzbank»Jdee
plant, von der richtigen Voraussetzung ausgehend, daß das Baugewerbe nur
gedeihen kann, wenn dem Hausbesitz die Lebensmöglichkeit bleibt. Nicht das Bau-
gewerbe, sondern nur der Bauschwindel wird ohne Berücksichtigung des Woh-
nungsbedarfs mit dem Hausbesitz in unlauteren Wettbewerb treten.
Seit langem schon waren Bestrebungen im Gange, das Kapital dadurch
wieder dem städtischen Realkredit zuzuführen, daß die Gefahren der Beteiligung
an Zwangsverkäufen dem Kapital abgenommen wurde. Es bildeten sich Genossen-
schaften, z. B. in Berlin, zur Sicherheitsleistung für zweite Hypotheken. Hierbei
wurde die Zwangsversteigerung mit ihren schweren Verlusten und Kosten und mit
ihrer Schädigung des gesamten Grundbesitzes die Voraussetzung für das Ein-
greifen der Genossenschaft. Diese hat das Eigentum zu übernehmen, die vorstehen-
den Hypotheken nötigenfalls auszuzahlen und jedenfalls große Kapitalbeträge
flüssig zu machen und festzulegen. Der neue Vorschlag des Baugewerbes er-
reicht das gleiche Ziel auf viel einfachere und zweckdienlichere Art. Die Schutz-
banken übernehmen den Lastenschutz des Grundstücks.
Sie leisten Bürgschaft für die Hypothekenzinsen und Steuern und verhüten
dadurch die Zwangsversteigerung. Gerät der Besitzer in Zahlungsrückstand, so
übernehmen sie die Verwaltung. Hierbei können nur kleine Verluste entstehen,
oft wird dem Besitzer das Eigentum bald zurückgegeben und er so vor dem Ruin
bewahrt werden können. Auch das Kapital der Hypotheken wird gesichert, wobei
seine Tilgung in mäßigen Grenzen bedingt ist. Im Falle der Kündigung erfolgt
5ie Herbeischaffung des Kapitals ohne Zwangsversteigerung, die nur dann möglich
bleibt, wenn hinter der Schutzbank stehende Gläubiger sie betreiben und die Schutz»
bank auszahlen, ein praktisch kaum denkbarer Fall.
Ist das Risiko dieser Lastensicherung geringer als das Risiko der Aus»
bietungs-Garantie, so muß auch eine billigere Schutzgebühr ausreichen.
Die auf mathematischen Grundlagen ruhenden Berechnungen der Schutzgebühren
sind überraschend gering. Die Befürchtungen mancher Hausbesitzer, daß zu hohe
Beiträge gefordert werden könnten, sind nicht zutreffend. Was die Beiträge kosten,
muß reichlich an Zins gespart werden, denn eine geschützte Hypothek muß einer
ungeschützten vom Kapital so vorgezogen werden, daß ein niedrigerer Zins aus-
reicht. Darüber hinaus wird der Gläubiger von der für den Hausbesitzer so
drückenden Forderung der Teilrückzahlungen absehen können, wenn seine Hypothek
durch die Schutzbank unbedingte Sicherheit erhält. Indem die Schutzbank selbst die

Zahlung der Zinsen und des Kapitals leistet, tritt sie zwischen Schuldner und Gläubiger, wie die Pfa.ndbriefanstalt oder Hypothekenbank.. Der Kapitalist braucht weder das Grundstück noch den Hausbesitzer zu kennen, seine Forderung ist selbst-bürgerisch durch die Schutzbank gesichert.

Das Risiko der Schutzbank aber soll nach den bewährten Grundsätzen des deutschen Versicherungswesens — das ist die zweite, sehr wesentliche Besserung, die der Vorschlag des Baugewerbes bringt — durch Rückversicherung geteilt und verallgemeinert werden. Es wird zuerst eine Verbandsbank der deutschen Hypothekenschutzbanken als Rückversicherung begründet. Sie übernimmt 60 Pro» zent des Risikos, während die lokalen Schutzbanken 40 Prozent tragen. Auf dieser Grundlage kann der örtlichen Organisation der freieste Spielraum gegeben werden. Es können sich Hausbesitzergenossenschaften, soweit sie das System des Lastenschutzes durchführen, der Verbandsbank anschließen und ihr 60 Prozent des Risikos übertragen. Dadurch gewinnen diese Organisarionen an Kraft und Kredit namentlich auch den Gemeinden gegenüber, demn sie für Gemeindebürg» schaften Sicherheit zu stellen haben. Es wird sich dann leicht eiue weitere Tei» lung des Risikos ermöglichen lassen. Die Hausbesitzergenossenschaften bilden Ver» bände, denen sie 80 Prozent des Risikos übertragen. Diese Verbände decken sich mit 60 Prozent bei der Verbandsbank. Wächst das System, so werden neue Ver» bandsbanken entstehen, und der Hausbesitz kann sich auch eine eigene Verbands» bank begründen; diese Verbandsbanken werden dann unter sich die Risiken durch Rückversicherungen ausgleichen.

Eine weitere Ausgleichung der Risiken kann zwischen Stadt und Land ein» treten. Die Steigerung des Zinsfußes bedroht auch den landwirtschaftlichen Real» kredit. Auch hier sind Bemühungen im Gange, die auf Besserung des ländlichen Hypothekenwesens abzielen. Nach dem Bekanntwerden des Vorschlages des Bau» gewerbes ist von landwirtschaftlicher Seite dieser Vorschlag als praktisch und gangbar anerkannt und die Bildung einer Schutzbank für die Landwirtschaft im Anschluß an die Verbandsbank ins Auge gefaßt worden.

So ergibt sich für mich das folgende Programm für die Organisation des Realkredits:

1. Schaffung von Schätzungsämtern und Stadtschaften mit mündelsicherer Beleihung bis zu 75 Prozent für Tilgungshypotheken, bei schneller Abzahlung bis 80 Prozent, unter Sicherheitsleistung der Gemeinden;
2. Ausdehnung der Beleihungsbefugnis unter den gleichen Voraussetzungen für Hypothekenbanken, Versicherungen, Sparkassen;
3. Einrichtung von Einigungsämtern mit bindender Befugnis für Schuldner und Gläubiger, möglichst unter Erlaß von Normativbestimmungen;
4. Bildung von Hausbesitzergenossenschaften und Verbänden von solchen zur Deckung der von den Gemeinden übernommenen Garantien;

5. Anschluß dieser Genossenschaften an die Verbandsbank deutscher Hypo-
thekenschutzbanken und Bildung von Hypothekenschutzbanken behufs Übernahme des
Lastenschutzes.
Es wäre ein schwerer und verhängnisvoller Irrtum, wenn man glauben
wollte, daß die Not des Hausbesitzes, die schon vor dem Kriege bestand, mit Frie»
densschluß beendet ware. Im Gegenteil, dann wird sie erst die gefährlichsten
Formen annehmen. Eine Katastrophe erscheint mir unvermeidlich, wenn wir
noch länger die Hände in den Schoß legen. Diese Katastrophe sehe ich als die
schwerste Gefahr für unsere gesamte Volkswirtschaft an, die uns überhaupt droht.
Deshalb müssen wir endlich aus den ewigen Erwägungen zu Taten schreiten.
Mit halben Mitteln ist es nicht mehr getan. Alle, die es angeht, sind gewarnt.
Reich, Staat, Gemeinde haben, ehe es zu spät ist, ihre Pflicht zu tun, dann wird
auch der Mut zur Selbsthilfe hinzukommen. Dabei versteife man sich nicht auf
Grundsätze und Einzelheiten und mache nicht das Bessere zum Feind des Guten.
Es muß von allen Seiten und mit allen Mitteln angepackt werden. Hierzu wollte
ich einen Beitrag leisten; können Andere bessere Vorschläge machen, so wird mir
das um so lieber sein.

Justizrat Dr. Baumert:

Die Befristung von Hypothekenschulden wahrend des Krieges.

Seit Jahrzehnten habe ich immer, um die Schaffung von Pfandbriefanstalten
und damit die Schaffung von unkündbaren Hypotheken als notwendig nachzuwei»
sen, hervorgehoben, daß im Falle eines schwierigen Krieges der Grund» und Haus»
besitz bei kündbaren Hypotheken nicht bestehen könne. Ich habe jedoch meist tauben
Ohren gepredigt. Mir ist entgegnet worden, ein Krieg werde nur ganz kurze Zeit
dauern, da er viel zu viel Geld beanspruche. Für eine kurze Zeit käme die Kün-
digungsfrist der Hypotheken nicht in Betracht. Auch würde die Reichsbank sofort
Darlehnskassen gründen, so daß man auf Hypotheken Geld erhalte. Leider haben
diese Gegner nicht recht bekommen. Dieser Krieg hat sie gründlich widerlegt.
Der Krieg dauert nun schon zwei Jahre, und das Ende kann niemand mit Sicher»
heit voraussagen. Die Darlehnskassen, welche die Reichsbank geschaffen hat,
beleihen zwar russische Werte, geben aber keinen Pfennig auf eine deutsche Hypo»
thek. Es hat sich dies nicht durchsetzen lassen, und man muß füglich anerkennen,
daß die Leitung der Reichsbank doch triftige Gründe dafür hat, daß sie sich mit
der Beleihung von Hypotheken nicht befaßt, bezw. eine direkte Beleihung mit

Entschiedenheit ablehnt. So kam es, daß nunmehr eingetroffen ist, was ich immer vorausgesagt habe, daß infolge der Kündbarkeit der Hypotheken der Haus- und Grundbesitz schwer in Bedrängnis geraten ist und bei Fortdauer des Krieges immer noch weiter gerät. Denn das beweist die Geschichte aller Zeiten, daß während eines Krieges Geld auf Hypotheken so gut wie nicht zu haben ist. Die Hypotheken, die während des Krieges fällig werden, bedeuten daher in den meisten Fällen den Vermögensruin für den Hypothekenschuldner. Gleich nach Ausbruch des Krieges habe ich auf dieses alles aufmerksam gemacht, insbesondere auch in Berlin*) wiederholt hervorgehoben, daß wir doch gut daran täten, uns auf einen längeren Krieg vorzubereiten und nicht mit einem kurzen Krieg zu rechnen. In» des, auch damals fand ich wenig oder gar keine Zustimmung. Es wurde mir das Wort Moratorium von mehreren Seiten entgegengehalten. Nun ist es zweifellos richtig, daß unsere Regierung weise gehandelt hat, ein allgemeines Moratorium nicht zu erlassen, und daß diese Unterlassung für unsere Volkswirtschaft außer- ordentlich günstig gewirkt hat. Aber man muß doch nicht vor einem Wort, das doch nur ein leerer Schall ist, sich ins Bockshorn jagen lassen. Es kommt doch auf die Sache an, nicht auf den Schall des Wortes. Damit, daß Hypothekenkapi» talien befristet werden, wird noch lange kein Moratorium im allgemeinen Sinne erteilt werden. Sollen doch, wie ich immer hervorgehoben habe, die Hypotheken» zinsen nach wie vor fällig werden und gezahlt werden müssen und auch beitreib» bar sein. Es ist also wenig von einem allgemeinen Moratorium vorhanden, wenn man Hypothekenkapitalien während des Krieges befristet bezw. nicht fällig werden läßt. Es kommt aber hinzu, daß jeder, der sein Geld in Hypotheken angelegt bat, damit eine dauernde Kapitalsanlage gesucht hat. Er hatte also gar nicht die Absicht, das Geld bei irgendwelchen eintretenden anderen Umständen sofort zurückgezahlt zu verlangen. Dies drückt sich ja auch meist in den Beleihungsbedin» gungen aus in der Art, daß die Kündigung oft für längere Jahre ausgeschlossen wird. Kennen doch die preußischen Landschaften, die das Wesen der Hypotheken am besten begriffen haben, nur seitens des Gläubigers unkündbare Hypotheken und sollen doch auch die Hypothekenbanken ihre Tilgungshypotheken selbst nicht kündigen. Ist mir doch auch immer von Sparkassenvertretern vorgehalten worden, daß eine Sparkassenhypothek so gut wie unkündbar sei.

Dies alles, sowie die durch die lange Dauer des Krieges fortschreitende Not des Hausbesitzes hat es aber zuwege gebracht, daß sich gewichtige Stimmen für eine Befristung — ja zum Teil langjährige Befristung — ausgesprochen haben. So an erster Stelle und am weitgehendsten der frühere Oberpräsident von Ost- preußen Batocki, sodann der Geschäftsführer des Deutschen StZdtetages vr. Lu» ther, Reichstags» und Landtagsabgeordneter Dr. Arendt, Oberbürgermeister

*j Vgl. Schriften des Zentralverbandes der Haus» und Grundbesitzervcreine Teutschlands 1916 Heft 1, S. S.

1>r. Glücksmann, Geh. Justizrat Dr. Harnier*). Einige von ihnen scheuen auch vor dem Wort Moratorium nicht zurück.

Wenn man jenes Auftreten der Sparkassenvertreter in Friedenszeiten berück» sichtigt, so werden sich die Sparkassen wirklich nicht beklagen können, wenn man sie jetzt beim Wort nimmt und verlangt, daß sie als gemeinnützige Anstalten sich nicht die Kriegskonjunktur dadurch zunutze machen dürfen, daß sie die Hypotheken kündigen, sie hartherzig einziehen und dadurch großen Gewinn bei der jetzigen Geldknappheit erzielen, wo sie doch auch für die Spargelder ihrer Sparer nicht mehr Zinsen zu geben genötigt sind. Trotzdem haben es Sparkassen fertiggebracht, mehrere sofort nach Ausbruch des Krieges, eine größere Sparkasse erst jetzt vor kurzem, ihre Hypotheken teils schlechtweg zu kündigen, teils durch die Drohung der Kündigung nur eine Zinserhöhung durchzusetzen. Allerdings sind nicht bloß die preußischen Aufsichtsbehörden, insbesondere das preußische Ministerium des Innern, soweit sie dies vermochten, dagegen vorgegangen, sondern auch das König» lich Sächsische Ministerium hat jüngst einen diesbezüglichen anerkennenswerten Erlaß an die Sparkassen gerichtet**). Man kann daher im allgemeinen sagen, daß, von Ausnahmen abgesehen, die Sparkassen von einer Kündigung und einer Zinserhöhung während des Krieges abgesehen haben.

Indes, die Hypothekenbanken benehmen sich anders. Erklärten doch einige Hypothekenbankdirektoren, sie hielten sich im Interesse ihrer Bank für verpflichtet, von der Fälligkeit der Hypotheken auch während des Krieges Gebrauch zu machen und Hypotheken, bei denen die Kündigungsmöglichkeit eintritt, trotz des Krieges auch zu kündigen, um ihre Pflicht gegen ihre Hypothekenbank zu erfüllen, denn sie könnten das Geld nicht unter den alten Bedingungen stehen lassen. Nichts ist irrtümlicher als dies. Auch die Hypothekenbanken sind öffentliche Institute, die auf die Kriegslage pflichtschuldigst Rücksicht zu nehmen haben und nicht die Hppothekenschuldner, die zum Teil im Felde stehen, durch ihre Maßnahmen ins Unglück stürzen dürfen. Denn wenn sie die Hypotheken während des Krieges zu- rückverlangen, so bedeutet das allermeist den Vermögensverfall für den Schuldner. Trotzdem haben die Hypothekenbanken, wenigstens in der ersten Zeit des Krieges, zum Teil die Fälligkeit der ganzen Hypothek geltend gemacht, zum Teil wiederholt und andauernd Abzahlungen auf das Kapital verlangt, die die Schuldner im Kriege doch auch nicht leisten können. Allerdings haben einige Hypotheken» banken von vornherein großzügig erklärt, daß sie auch während des Krieges die fällig werdenden Hypothekenkapitalien zu den alten Bedingungen, ohne jegliche Provision und Zinserhöhung, weiter stehen lassen würden. Dies hat bewirkt, daß schließlich die Mehrzahl der Hypothekenbanken, nämlich 27, sich zu einer Erklärung

*) Schriften des Zentralverbandes der Hans» und Grundbesitzervereine Deutschlands, 1916, Heft 1.

") Vgl. Deutsche Hausbesitzer»Zeitung Nr. 31 v. 3. August 1916.

im Monat Februar dahingehend vereinigt haben, daß sie fälligwerdende Hypo»
theken stehen lassen werden und keine höheren Zinsen als viereinhalb Prozent
verlangen werden*).
Das, man kann wohl sagen, zunächst unkluge Vorgehen einer großen Anzahl
von Hypothekenbanken, das Kündigen selbst seitens der Sparkassen, ganz abge»
sehen von Kündigung seitens der Privatgläubiger hat wohl doch die Reichsregierunz
davon überzeugt, daß sie für den Haus» und Grundbesitz bezüglich der fällig wer>
denden Hypotheken Hilfsmaßnahmen ergreifen muß. Demzufolge erging schon
am 22. Dezember 1914 eine Verordnung dahin, daß Hypothekenkapitalien auf
sechs Monate vom Richter befristet werden können, und daß diese Frist wieder»
holt erteilt werden kann. Die Gerichte legten jedoch diese Verordnung anders
aus, als die Gesetzgeber beabsichtigt hatten. Sie erklärten, nur dann Frist erteilen
zu können, wenn ihnen glaubhaft gemacht würde, daß nach Ablauf der Frist der
Hypothekenschuldner auch wirklich das Kapital zahlen könne und werde. Das
war doch aber während der Kriegszeit ausgeschlossen. Infolgedessen erteilten eben
die Gerichte keine Frist, und es erwies sich diese Verordnung als eine zwar gut
gemeinte Vorschrift für den Haus» und Grundbesitz, die diesen aber nach wie vor
in seiner schrecklichen Notlage beließ. Trotz aller Bemühungen, nicht bloß der
Hausbesitzerverbände, sondern auch anderer Interessentengruppen, wurde erst am
8. Juni 1916 vom Bundesrat eine neue Verordnung erlassen, die endlich dem
bedrängten Hausbesitz wirklich Abhilfe zu verschaffen sich bemühte. Die wesent»
lichsten Bestimmungen der Verordnung sind folgende:

1. Es ist fortan immer das Gericht der gelegenen Sache, d. h. also das-
jenige Gericht, in dessen Bezirk das verpfändete Grundstück liegt, zuständig.
2. Sodann darf der Richter nicht mehr eine Glaubhaftmachung dafür ver»
langen, daß der Schuldner nach Ablauf der Frist auch imstande sein wird, das
befristete Geld zu zahlen.
3. Dem Schuldner kann die Frist, und zwar für das Kapital fortan bis zu
einem Jahre, auch wiederholt, erteilt werden; für Hypothekenzinsen nur bis zu
sechs Monaten und nur einmal.

Diese Befristung, die der Schuldner auch vor Fälligkeit nachsuchen kann,
soll nur erteilt werden, wenn die Lage des Schuldners sie rechtfertigt, und soll
versagt werden, wenn die Zahlungsfrist dem Gläubiger einen nnverhältmsmäßigen
Nachteil bringt. Das erstere wird jetzt im Kriege wohl regelmäßig vorliegen.
Das letztere muß erst seitens des Gläubigers dargetan werden. Der Schuldner
muß danach allemal erst um die Befristung beim Gericht «inkommen. Es ist also
dem Schuldner nicht eine Frist kraft Gesetzes (Moratorium) gewährt worden.
Man hätte aber sehr wohl diese richterliche Fristgewährung einfach durch das

*) Beilage zum roten Tag .Grundbesitz und RcalKedit" Nr. 6, vom 1«. Februar 1916, und
Deutsche Hausbesitzer»Zeitung Nr. g, vom 1«. Februar 1916, und Nr. 37, vom 14. September ISI6.

Gesetz aussprechen können und dem Gläubiger den Nachweis überlassen können,
daß die Lage des Schuldners eine Frist nicht rechtfertige, und daß die Zahlungs»
frist ihm (dem Gläubiger) einen unverhältnismäßigen Nachteil bringt. Man hätte
aber auch bestimmen können, daß dem Schuldner die Frist auf seinen Antrag ohne
weiteres zu erteilen ist, sofern nicht der Glaubiger nachweist, daß er einen unver»
hältnismäßigen Nachteil erleidet und der Schuldner sehr wohl, ohne in Not zu
geraten, imstande ist, das Geld zahlen zu können. In beiden Fällen würde eine
Umkehrung der Beweislast stattgefunden haben, die dem Gläubiger allein obge»
legen hätte. Diese Vorschläge hat die Verordnung nicht angenommen. Sie läßt
es bei der richterlich zu erteilenden Frist, die erst jedesmal vom Schuldner nach«
gesucht werden muß, die aber, soweit die Erfahrung bisher reicht, wohl regelmäßig
von den Gerichten nunmehr erteilt wird.

Außerdem hat die Verordnung für die Zwangsversteigerung noch wichtige
Anordnungen getroffen:

1. Der Zuschlag kann versagt werden, wenn ein Gläubiger, dessen An»
spruch innerhalb der ersten drei Viertel des Wertes steht, nicht gedeckt wird, und er
die Versagung beantragt.

Der Schuldner kann also die Versagung des Zuschlags nicht beantragen,
auch wenn er eine bessere Verwertung des Grundstücks im Frieden zu erzielen
hofft. Auch wird die Forderung des zweiten Hypothekengläubigers in Rücksicht
auf die rückständigen Zinsen und Kosten durch ein Gebot von drei Vierteln des
Wertes in der Regel nicht voll gedeckt sein.

2. Sodann kann der Zwangsvollstreckungsnchter, auch wenn die Urteile ohne
Frist erteilt sind, das Verfahren der Zwangsversteigerung auf sechs Monate aus»
setzen. Und zwar stellt hierfür das Gesetz keinerlei Bedingungen auf. Es über»
läßt die Entscheidung lediglich dem Ermessen des Richters, der sicherlich diese
Aussetzung zu bestimmen hat und wohl auch bestimmen wird, sofern dargetan
wird, daß die Fortsetzung des Verfahrens mit einer Härte für den Schuldner ver»
bunden ist, daß also das Grundstück verhältnismäßig ungünstig veräußert werden
würde. Damit wird in gewissem Sinne der Mangel ersetzt, daß der Schuldner an
sich kein Widerspruchsrecht gegen den Zuschlag hat, wenn nur unter drei Vierteln
des Wertes geboten ist.

Diese Aussetzung ist vom Gericht abzulehnen, wenn fällige Ansprüche des
betreibenden Gläubigers auf wiederkehrende Leistungen für zwei Jahre nicht gezahlt
sind. Dies ist zu Gunsten des nachstelligen Hypothekengläubigers angeordnet,
damit ihm nicht allzu viel Rückstände vorgehen und er nicht um sein Vorrecht durch
die fortwährende Fristgewährung gebracht wird. Es ist also auch hier voraus-
gesetzt, daß die Zinsen gezahlt werden, jedenfalls aber nicht länger als zwei Jahre
rückständig sind.

Kaum war jedoch die Verordnung erlassen, so wandte sich der Zentralverband

der Banken und Bankiers in einer schärfen, an die Reicheregierung gerichteten
Bittschrift dagegen. Diese Bittschrift ist bereits an anderer Stelle widerlegt
worden*). Jedenfalls dürfte diese Eingab« den bestehenden Kriegsverhälwissen
nicht gerecht werden, geschweige denn dem bestehenden Notstande des Haus» und
Grundbesitzes entsprechen. Man muß im Gegenteil sagen, daß die Verordnung
vom 8. Juni 1916 noch nicht genügt. Sie hat insbesondere folgende Lücken:
In vielen Fällen sieht der Hausbesitzer ein, daß er sein Haus doch nicht
halten kann, und würde es gern dem Hypothekengläubiger überlassen. Er bietet
es dem letzten Hypothekengläubiger für die Schulden an. Der würde es auch
übernehmen; er hat aber jetzt im Kriege nicht soviel Geld, um die großen Abgaben,
die bei einer Erwerbung eines Grundstücks bar gezahlt werden müssen, zu ent»
richten, insbesondere die Besitzwechselabgaben zu bestreiten. (Diese bettagen in
Deutschland in der Regel nicht unter 2'/z Prozent des Kaufpreises, in den ein»
zelnen Staaten und Gemeinden aber erheblich mehr.) Sie bewirken, daß sie jetzt
während des Krieges auch den letzten Hypothekengläubiger um sein Kapital brin»
gen, weil er sich nicht ausbieten und das Grundstück nicht erwerben kann. Des-
halb ist schon längst die Reichsvegierung darauf aufmerksam gemacht worden, daß
man nicht bloß dem Haus» und Grundbesitz durch Befristung helfen dürfe, sondern
daß man auch den Hypothekarkredit schützen müsse durch weitergehende Maß»
nahmen, insbesondere dadurch, daß man von den Besitzwechselabgaben mindestens
für die Fälle, in denen bei einer Zwangsversteigerung ein Hypothekenschuldner
das Grundstück ersteht, sowie in dem Falle der freiwilligen Übernahme seitens eines
Hypothekengläubigers für die Schulden womöglich für immer, wenigstens aber wäh»
rend des Krieges absieht. Hierbei zeigte es sich nun, daß die Staaten und die Reichs»
regierung sehr damit einverstanden sind, daß die Gemeinden ihre Besitzwechsel»
abgaben — gewöhnlich Umsatzsteuer genannt — in diesem Falle nicht zur Erhebung
bringen^ Die Gemeinden sagen wieder ihrerseits, sie sind geneigt, erst dann dies
zu tun, wenn der Staat gleiches getan haben wird, d. h. ihnen vorangegangen
sein wird mit Ermäßigung und Außerhebungssetzung der Besitzwechselabgaben. Man
denkt hierbei unwillkürlich an jene Polen, von denen es heißt: „Und weil keiner
wollte leiden, daß der andre für ihn zahle, zahlte keiner von den beiden." Weil
keiner vorangehen will, wird der bedrängte Hausbesitz weiter geprügelt und der
Hypothekarkredit weiter geschädigt. Es ist dies aber für eine Gesundung des
Hypothetarkredits nach dem Frieden sehr bedenklich. Man wird aber wohl auch
nach dem Kriege dahin kommen, daß — soll unsere Volkswirtschaft wieder gesun-
den und sollen diejenigen schwachen Kräfte des Mittelstandes, die zu ihrem Fort»
kommen und ihrem Erwerb ein Grundstück brauchen, dasselbe leicht erwerben
können — einem derartigen Vorwärtsstreben unserer Volkswirtschaft die Besitz»
wechselabgaben eine ungeheure Fessel sind. Deshalb hat sich der Zenttalverband

*) Deutsche Hausbesitzer»Zeitung Nr. 34, vom 24. August 1916.

schulden während des Krieges
Baumert
der Haus» und Grundbesitzervereine Deutschlands für folgende Leitsätze aus»
gesprochen*):
„1. Hohe Besitzwechselabgaben sind, wie die Erfahrungen in Ländern mit
hohen Besitzwechselabgaben, z. B. Frankreich, Österreich (auch Elsaß-Lothringen,
wo die französischen Abgaben bestehen geblieben sind), beweisen, der Volkswohl»
fahrt schädlich. Sie wirken als Hemmschuh eines gesunden Fortschritts in der
Entwicklung der Volkswirtschaft.
Dies zeigt sich in neuerer Zeit auch in den Teilen Deutschlands, in denen
seit einer Reihe von Jahren der Besitzwechsel durch übermäßige Abgaben erschwert,
zum Teil verhindert wird.
2. Dazu kommt, daß besonders seit dem Kriege infolge der Erschwerung und
Verteuerung des Kredits und der Verringerung der Hauserträgnisse Käufer für
Häuser zu einem angemessenen Preise kaum noch vorhanden sind, die etwa vor-
handenen aber durch die hohen Besitzwechselabgaben vom Kaufe abgeschreckt
werden.
Insbesondere wird es dadurch auch dem Mittelstande, namentlich Kriegs»
teilnehmern und Kriegsinvaliden mit wenig Barmitteln unmöglich gemacht,
Grundstücke zu erwerben, deren sie zu ihrem besseren Fortkommen durchaus
bedürfen, obgleich ein hohes Staats» und vaterländisches Interesse verlangt, dies
zu erleichtern.
3. In einer ganz unerträglichen Weise schädlich und ungerecht wirken die
hohen Besitzwechselabgaben bei Zwangsversteigerungen, indem sie den Kreis der
Käufer in bedenklicher Weise verkleinern und das Meistgebot drücken; und noch
bedenklicher in den Fällen, in denen Hypothekengläubiger sich genötigt sehen, sei
es in der Zwangsversteigerung, sei es freihändig, notleidende Grundstücke zu über»
nehmen.
Es besteht ein hohes volkswirtschaftliches Interesse, Zwangsversteigerungen
möglichst zu vermeiden und den freihändigen Übergang notleidender Grundstücke
an den Hypothekengläubiger durch Erlaß der Besitzwechselabgaben zu erleichtern,
ganz besonders auch im Interesse solcher Eigentümer, die ihr Grundstück nicht mehr
halten können.
4. Hervorgehoben sei noch, daß auch die Wertzuwachssteuer eine Besitz»
wechselabgabe und darum auch zu verwerfen ist, und daß sie infolge der am
i. April 1917 in Kraft tretenden Reichsbesitzsteuer zu einer Doppelbesteuerung
führt.
5. Aus diesen Gründen sind Reichs- und Landesregierung zu bitten, die
Vesitzwechselabgaben zu ermäßigen, unter allen Umständen aber bei Zwangsver»
' !.'.!^!"
*) Heft 6 von 191S der Schriften des Zentralverbandes der Haus» und Grundbesitzervereine
Teutschlands.

steig«rungen und bei Übernahme notleidender Grundstücke durch einen Hypotheken» gläubiger die Besitzwechselabgaben, und zwar jetzt noch während des Krieges außer Hebung zu setzen."

Für den nachstelligen Hypothekengläubiger ist es nämlich jetzt sehr schwer, ein Grundstück zu erstehen. Er kann sicher damit rechnen, daß alle vorgehenden Hypotheken fällig sind und deren volle Ausbezahlung von ihm verlangt wird. Natürlich kann er das Geld nicht zahlen. Wenn er aber das Grundstück ersteht, so muß er auch im Kaufgelderbelegungstermin alle Gelder zahlen, und ob ihm nachträglich Frist auf Grund der Verordnung vom 8. Juni 1916 bewilligt wird, kann er im voraus nicht wissen, jedenfalls kann er damit nicht rechnen. Nun ist vorgeschlagen worden, daß dem Ersteher auch die dem Eigentümer gewährte Frist zugute kommen soll. Indes, wenn vom Eigentümer keine Frist nachgesucht ist und ihm keine gewährt ist, so nützt dies dem Ersteher nichts. Deshalb ist weiter vor» geschlagen worden, daß die bereits bestehende Vorschrift des § 62 des Zwangs» versteigerungsgesetzes, welche lautet: „Das Gericht kann schon vor dem Verstei- gerungstermin Erörterungen der Beteiligten über das geringste Gebot und die Ver» steigerungsbedingungen veranlassen, zu diesem Zwecke auch einen besonderen Ter» min bestimmen," eine zwingende Kraft für die Kriegszeit wird, in der Art, daß in jedem Falle vor dem Bietungstermin ein Vortermin abgehalten werden muß, in welchem über die Kaufbedingungen verhandelt wird und die Kaufbedingungen, was die Befristung fällig gewordener Hypothekenkapitalien betrifft, vom Richter vorher festgesetzt und verkündet werden. Auf Grund einer derartigen Feststellung kann dann der nachstellige HypothekenglZubiger oder jeder Hypothekengläubiger erfahren, was er zu zahlen hat, wenn er das Grundstück ersteht, und kann demzu» folge Gebote abgeben, ohne nachher zu erfahren, daß er sich arg verrechnet habe. Nur wenn diese Maßnahme getroffen wird, wird es einigermaßen gelingen, sowohl den bedrängten Haus' und Grundbesitz wie den bedrängten Hypothekarkredit durch den Krieg hindurch zu retten, so daß er im Frieden noch leistungsfähig bleibt.

Schließlich seien die Schutzmaßnahmen für den Haus- und Grundbesitz noch aus einem anderen Grunde gerechtfertigt.

Nach Ausbruch des Krieges wurde es allgemein für ganz selbstver- ständlich gehalten, daß die Hauswirte ihren Mietern, soweit sie in den Krieg zogen, die Miete ermäßigten. Sie taten dies in vielen Fällen aus freien Stücken, insbesondere in der ersten Begeisterung. Als aber später die Städte — bei Zat> lung von Mietsunterstützungen — einen Teilerlaß geradezu verlangten, verstimmte dies schon. Indes, man kam dem Verlangen wohl meist nach. Als nun noch mehr Mieter eingezogen wurden und immer weniger Miete einging, kamen auch die Hausbesitzer in immer größere Zahlungsbedrängnis und in immer größere Schwie» rigkeiten. Diese wurden noch verschärft durch die Vorschrift der Verordnung vom 4. August 1914, daß Kriegsteilnehmer, auch wenn sie gar keine Miete zahlen, aus

ihrer Wohnung nicht gesetzt werden können, sondern der Hauswirt sie, auch ohne
Miete zu erhalten, nach wie vor in der Wohnung belassen muß. Wenn eine der»
artig« Kriegsvorschrift auch unentbehrlich ist, so sieht man wohl jetzt allgemein
ein, daß das Verlangen eines Mietsnachlasses ein ungerechtfertigtes war, und daß
infolge desselben immer mehr Hausbesitzer bei der Dauer des Krieges ihren Besitz
nicht mehr halten können. Man hätte eben einem mittelstandlichen Unternehmer
nicht Verzichte zumuten sollen, die er auf die Dauer nicht ertragen kann.
Wie der Hausbesitz für diese ihm durch behördliche Maßnahmen mittelbar
mit zugefügten Mietsverluste später eine Entschädigung erhalten kann, ist eine
Frage, die bereits eingehend erörtert ist, und der sich die meisten wohlwollend gegen-
überstellen"). Was nämlich die Verordnung vom 8. Juni 1916 betrifft, so ver»
schafft diese zwar dem Hausbesitz eine Frist, aber nach Ablauf der Frist wird der
Hausbesitz — auch im Frieden — zunächst nicht imstande sein, das befristete Geld
zu zahlen.
Um die rückständigen Hypothekenzinsen zu zahlen, dazu fehlen ihm die wäh»
rend des Krieges nicht eingegangenen Mieten. Hoffentlich verhilft ihm zu diesen
irgendeine Hilfsmaßnahme, die noch ins Leben tritt.
Um die fällig gewordenen Hypothekenkapitalien zahlen zu können, dazu bedarf
es auch besonderer Hilfsmaßnahmen und der Schaffung neuer Kreditorganisatio»
nen; insbesondere auch für nachstellige Hypotheken. Man kann daher der preußi-
schen Regierung nur Dank wissen, daß sie in Voraussicht der Din^e schon im
vorigen Winter dem Landtage einen Gesetzentwurf zur Schaffung von Stadtschaf-
ten vorgelegt hat, der bereits in der Kommission des Abgeordnetenhauses ein»
gehend beraten worden ist, und bei dem in Kürze in Aussicht stehenden Zusammen»
tritt des Landtages nochmals zur Beratung gelangt. Hoffen wir, daß der Gesetz»
rntwurf angenommen wird, und dadurch Anstalten geschaffen werden, die dem
Hausbesitz die nötigen Geldmittel besorgen, deren er bedarf, wenn er nicht zu»
grunde gehen soll.
Fassen wir Vorstehendes zusammen, so ergibt sich, daß die Verordnung vom
8. Juni 1916 nicht ausreicht; sie schützt insbesondere nicht ausreichend den nach-
stelligen Hypothekengläubiger. Wird dieser Schutz unterlassen, so ist zu befürch»
ten, daß die zweiten Hypotheken in großem Umfange zum Ausfall kommen und
somit ein großer Teil unseres Volksvermögens vernichtet wird. Dann wird aber
das Kapital sich von zweiten Hypotheken allzu rasch und allzu sehr zurückziehen,
und es wird dies erst recht zum Nachteil des Grundbesitzes ausschlagen.
Aus allen diesen Gründen ist zn fordern:

1. bei Fristgewährung Umkehrung der Beweislast,
2. Außerhebungsetzung der Besitzwechselabgaben,

Schriften de« Zentralverbandes der Hcms» und Grundbesitzervereine Teutschlands 1916
Heft 3.

3. Erhöhung der Grenze für das Meistgebot, gegen welches ein Hypothekengläu»
biger Widerspruch erheben kann. 80 Prozent des Wertes wäre das Mindeste.
4. Anberaumung eines Vorterniins im Zwangsversteigerungöverfahren von Amts»
wegen und in diesem Gewährung einer richterlichen Frist für die fällig gewor»
denen Hypothekenkapitalien, wenn eine Einigung darüber unter den Beteilig-
ten nicht erzielt wird.
5. Hilfsmaßnahmen zur Erstattung der durch die Kriegsteilnehmer erlittenen
Mietsverluste.
S. Schaffung von Pfandbriefanstalten für erste und zweite Hypotheken noch
während des Krieges.

Justizrat Dr. Meschelsohn:

Die Hypotheken-Stundungsverordnung und
ihr Mangel.

Schon vor dem Kriege bestanden besondere Schwierigkeiten auf dem Hypo»
thekenmarkte. In der Regel war es nur möglich, unter unverhältnismäßigen Opfern
in Form einer besonderen einmaligen Vergütung (Provision und Damno) und
eines unerträglich hohen Zinssatzes, in zahlreichen Fällen aber überhaupt un»
möglich, Geld gegen Bestellung einer zweitstelligen Hypothek aufzunehmen oder
für fällige zweitstellige Hypotheken neue Gläubiger zu finden. Diese Schwierig»
keiten führten vielfach zum Ruin der Geldsucher.
Aus hier nicht weiter zu erörternden Ursachen ist im allgemeinen der groß»
städtische Grundbesitz auf Hypotheken-Kredit aufgebaut. Man sah in
weiten Kreisen in dem Erwerb eines städtischen Grundstücks, bei dem
zehn Prozent des Kaufpreises bar angezahlt wurden, während die rest>
lichen 90 Prozent als erste Hypothek, zweite Hypothek und hypothekarisch gesicher-
tes Restkaufgeld nicht zur Auszahlung kamen, sondern das Grundstück dinglich
belasteten, kein wirtschaftlich unsolides Gebaren. Die während langer Jahre
fortgesetzte Steigerung des Wertes des städtischen Grundbesitzes ließ bei den
Grundstückserwerbern keine Sorge aufkommen, ob es ihnen möglich sein werde,
bei Fälligwerden der Hypotheken für deren Deckung zu sorgen. Der Zusammen»
bruch einiger Hypothekenbanken und die darauf einsetzende schärfere staatliche
Kontrolle über die Beleihung der Grundstücke war wohl der erste Anlaß, der die
überspannten Kreditverhältnisse des städtischen Grundbesitzes ins Wanken brachte.
Der Ausbruch des Krieges bewirkte ein fast vollständiges Aufhören des Hypo»

thekenmarktes. Für hypothekarische Werte war Geld auch gegen große Opfer
nur noch in Ausnahmefällen zu erhalten. Hierin ist während der Kriegsdauer
eine merkliche Änderung nicht eingetreten. Dies verschlimmerte die Lage der
meisten Grundstückseigentümer bis zum drohenden Ruin.
Während die Vorschriften zum Schutze der Schuldner, die auf Grund gesetz»
licher Ermächtigung vom Bundesrat erlassen waren, im allgemeinen ihren Zweck
erfüllten, zeigte sich alsbald, daß die Hypothekenschuldner eines weitergehenden
Schutzes bedurften. Es ist besonders die Größe der bei Hypotheken in Betracht
kommenden Kapitalien, die es dem Schuldner in der Regel unmöglich macht,
den Hypothekengläubiger auf anderem Wege zu befriedigen, als dadurch, daß ein
nener Gläubiger auf dem Hypothekenmarkte die Hypothek erwirbt. Während
Ersparnisse aus dem Einkommen, erübrigte Kapitalien, Hilfe und Unterstützung
von Freunden und Verwandten dem in vorübergehende Verlegenheit gerate»
nen Schuldner bei anderen Rechtsverhältnissen regelmäßig oder häufig die Til-
gung seiner Verbindlichkeit ermöglichen, müssen gegenüber dem Gläubiger, der
Befriedigung wegen seiner Hypothek verlangt, diese Behelfe in der Regel ver»
sagen.
Bereits am 22. Dezember 1915 erschien deshalb zum Schutz der Hypotheken»
schuldner eine Spezialverordnung, die zu ihren Gunsten dem Gericht die Bewil-
ligung einer sechs monatlichen Zahlungsfrist ermöglichte. Es bedarf keiner Dar»
legung, daß diese Frist bei der langen Dauer des Krieges und der fortdauernden
Unterbrechung des Hypothekenmarktes keine einigermaßen durchgreifende Hilfe
schaffen konnte.
Auch einige weitere Verordnungen waren von keiner erheblichen Wirkung.
Erst die am 8. Juni 1916 ergangene Verordnung über die Geltendmachung von
Hypotheken, Grundschulden und Rentenschulden (nachstehend als Hyp. V. O.
bezeichnet) versuchte, in weitgehender Weise den Grundeigentümern gegenüber den
Hypothekengläubigern Schutz zu verleiben. Die Verordnung will der Erhaltung
von unbeweglichem Eigentum in derselben Hand und dem Schutze der Gläubiger
dinglich gesicherter Forderungen dienen. Zu diesem Zwecke soll möglichst die
Zwangsversteigerung von Grundstücken während der Kriegsdauer vermieden
werden, indem dem Richter das Recht gegeben wird, die Zahlungsfrist für das
Kapital auf ein Jahr zu erstrecken, diese Zahlungsfrist auch wiederholt zu er»
teilen, und ferner im Zwangsversteigerungsverfahren eine Einstellung auf höch»
stens sechs Monate, im Bedarfsfalle auch wiederholt zu bewilligen. Daneben ist
die Befugnis des Gerichts aufrecht erhalten und erweitert, solche Rechtsfolgen zu
beseitigen, die auf Grund einer Verwirkungsabrede eingetreten sind. In dieser
Beziehung ist der praktische bedeutsamste Fall die Fälligkeit des gesamten Kapitales
wegen Nichtzahlung fälliger Zinsen oder Kapitalsraten, sowie auch wegen Zwangs»
vollstreckungen, die gegen den Grundstückseigentümer aus anderweitigen Schuld»
verhältnissen erfolgt sind.

Man wird anerkennen können, daß die Gesetzgebung auf rechtlichem Gebiete zum Schutz des Grundstückseigentümers in seiner Eigenschaft als Hypothekenschuldner weitergehende Maßregeln kaum zu ergreifen vermochte. Es ist dabei aber eine große Klasse von Schuldnern aus Hypotheken absichtlich oder unabsichtlich unberücksichtigt geblieben, die in gleich hohem, wenn nicht in höherem Maße des Schutzes eines Notgesetzes bedürfen — wenn ihr Ruin infolge der gleichen Ursache, nämlich der Krisis auf dem Hypothekenmarkte, vermieden werden soll —, das sind diejenigen, die aus den Hypotheken persönlich haften, die aber nicht Grundstückseigentümer sind.

Der Hypothek des geltenden Rechtes, des Bürgerlichen Gesetzbuches, liegt eine persönliche Forderung zugrunde. Derjenige, der sein Grundstück mit einer Hypothek belastet, wird zugleich persönlicher Schuldner; er muß mit seinem gesamten Vermögen für die Erfüllung der hypothekarischen Verbindlichkeit ein» stehen. Es bleibe dahin gestellt, ob diese rechtlich« Gestaltung zweckmäßig und berechtigt ist, da doch in dem regelmäßigen Grundstücks» und Kapitalanlage'Verkehr das Grundstück, nicht der Schuldner, die Sicherheit gewähren soll, und diejenige wirtschaftliche Gestaltung, bei der die persönliche Forderung das Wesentliche und die hypothekarische Sicherung etwas Hinzukommendes ist, mehr dem kurzfristigen Kreditbedürfnis genügt. Bei einer Veräußerung des Grundstücks wird nach dem geltenden Recht der Veräußerer nicht etwa von seiner persönlichen Schuld ohne weiteres befreit; zwar haftet für die Schuld das Grundstück, und wenn der Hypothekengläubiger die Schuldübernahme durch den neuen Grund» stückseigentümer genehmigt, erlischt die persönliche Schuldverbindlichkeit des Ver» äußerers. Aber in zahlreichen Fällen bleibt der Veräußerer persönlicher Schuld» ner, weil die Genehmigung der Schuldübernahme des Gnmdstückserwerbers durch den Gläubiger nicht erfolgt. Damit hat der Gläubiger das Recht, bei Fälligkeit der Hypothek den früheren Grundstückseigentümer sofort in Anspruch zu nehmen, der dann seinerseits lediglich das Recht hat, gegen den derzeitigen Grundstückseigentümer seine Rechte geltend zu machen. Eine Einrede, daß der Gläubiger zunächst gegen das Grundstück und den gegenwärtigen Grundstückseigentümer vor» gehen muß, und sich nur wegen des Ausfalls an den früheren Grundstückseigen» tümer halten darf, ist unserem geltenden Rechte fremd.

Dieser Rechtszustand hat schon unter normalen Verhältnissen zu den schwer» sten Mißständen geführt. Der ursprüngliche Eigentümer, der persönlicher Schuld» ner einer Hypothek ist, die er vor vielleicht zwanzig Jahren auf ein Grundstück aufgenommen hat, das er seit langen Jahren veräußert hat, empfängt eines Tages die Mitteilung, daß der derzeitige Eigentümer des Grundstücks die Hypothekenzinsen nicht pünktlich bezahlt hat, daß das Kapital deshalb fällig geworden sei und daß er binnen 24 Stunden das ganze Kapital zahlen soll; ist er dazu außer» stande — was sehr häufig der Fall sein wird —, dann wird ans der üblichen Zwangsvollstreckungsklausel Zwangsvollstreckung in sein gesamtes Vermögen be»

trieben, Konkurs über sein Vermögen eröffnet, und er hat lediglich den Trost,
daß es ihm seinerseits freisteht, gegen den derzeitigen Eigentümer vorzugehen.
Die vorerwähnte Hyp. V. O. hat nun diesem Rechtszustand für die nur per»
sönlichen Hypothekenschuldner eine schwere Ungerechtigkeit hinzugefügt; ihre Lage
ist nicht gebessert, sondern zu einer unerträglichen verschlimmert. Nach dieser Schutz-
verordnung soll der Schutz nämlich nur gewährt werden gegenüber Forderungen,
für die eine Hypothek bestellt ist, soweit der Eigentümer des belasteten Grundstücks
zugleich der persönliche Schuldner ist. Hiernach ist der Schutz nicht demjenigen
persönlichen Schuldner gegeben, der nicht Eigentümer ist, — eine Konsequenz, die
nach der Fassung der Hyp. V. O. nicht etwa durch eine wohlwollende Auslegung
beseitigt werden kann.
Gleicher Ansicht: die Erläuterer der Verordnung, Nußbaum in der Juristi-
schen Wochenschrift v. 1916, S. 93, Scholz, daselbst, S. 926, und Stillschweig,
daselbst, S 1069.
Da nun aber die Hyp. V. O. dem Grundstückseigentümer Schutz gegen den
Anspruch aus der Hypothek verleiht, so ergibt sich für den beklagenswerten per»
sönlichen Schuldner als Rechtslage, daß er aus dem persönlichen Schuldverhältnis
in Anspruch genommen wird, seinerseits aber nicht einmal den Grundstückseigen»
tümer in Anspruch nehmen kann. Er hat letzterem in dem Vertrauen das Grund»
stück überlassen, daß er damit der Sorge um die Hypothek überhoben ist; nun
wird gegen ihn Zwangsvollstreckung in sein persönliches Vermögen betrieben und
der Grundstückseigentümer kann von ihm nicht in Anspruch genommen werden;
er kann sich nicht einmal aus dem Grundstück zu befriedigen suchen.
Man nehme den durchaus alltäglichen Fall:
Vor etwa neun Jahren hat A. ein Grundstück, belastet mit einer ersten Hypo»
thek von 200 000 Mark und einer zweiten von 50 000 Mark, gegen 50 000 Mark
Anzahlung an den ihm als zuverlässig und solvent bekannten B. verkauft. B.
hat die Hypotheken in Anrechnung auf den Kaufpreis übernommen, der Hypo»
thekengläubiger der ersten Hypothek hat aber die Übernahme nicht genehmigt.
B. hat das Grundstück inzwischen an C. weiterverkauft oder vertauscht, der in
Vermögensverfall geraten ist und die nun fällig gewordene erste Hypothek nicht
bezahlt. Der Gläubiger verlangt Zahlung der 200 000 Mark von A., der die
Hypothek unter keinen Umständen von Dritten beschaffen kann, weil das Grund»
stück sich im Eigentum des als zahlungsunfähig bekannten C. befindet, mit dem kein
Geldgeber sich einlassen mag. A. ist andererseits, weil dem C. als Grundstücks»
cigentümer der Schutz der Hyp. V. O. zugute kommt, außerstande, gegen C. vor»
zugehen oder das Grundstück zur Versteigerung zu bringen; er wird durch die
gegen ihn zulässige Zwangsvollstreckung, da er zurzeit leicht verwertbare Vermö»
genswerte nicht besitzt, aus dem wohlhabenden Manne zum Bettler. —

Dieser Rechtszustand, der bei Erlaß der Hyp. V. O. kaum erkannt sein wird, ist der Abhilfe dringend bedürftig. Es steht zu hoffen, daß der Bundesrat sich der Notwendigkeit der Beseitigung dieser Ungerechtigkeit, tie durch die Hyp. V. O. hervorgerufen ist, nicht entziehen und eine entsprechende Ergänzung der Hyp. V. O. erlassen wird.

Das unbillige Ergebnis rührt daher, daß die Hyp. V. O. nur den „Schutz des Grundbesitzes" bezweckt und darüber diejenigen vergißt, die, ohne zurzeit Grundbesitzer zu sein, aus ihrer fortdauernden Rechtsbeziehung zum Grundbesitz in gleicher wirtschaftlicher Notlage sich befinden.

Zur Frage des Schutzes nachstelliger Hypotheken.

Vom Gründungsausschusse des „Verbandes Deutscher Hypothekenschutzbanken", eingesetzt vom Deutschen Arbeitgeberbund für das Baugewerbe und dem Reichsbund baugewerblicher Arbeitgeberverbände.

Während viele deutsche Hausbesitzer unter dem Drncke der Verhältnisse immer mehr dazu kamen, Hilfe aus ihrer Not nur noch von der öffentlichen Gewalt zu erhoffen, hat das deutsche Baugewerbe unentwegt daran festgehalten, daß ihm daneben auch durch Selbsthilfe geholfen werden müsse. Das Baugewerbe ist von der Not des Hausbesitzes naturgemäß schwer mitbetroffen, sind doch fast durch» weg die Baugewerbetreibenden Hausbesitzer. Überdies liegt die Bautätigkeit völlig danieder und es bedarf gewaltiger Anstrengungen, um sie nach und nach wieder zu beleben. Die Schwierigkeiten liegen zunächst in den allgemeinen Verhältnissen, dann aber auch in dem schon vor dem Kriege fehlenden Baukredrt. Letzterer ist nicht zu erhalten, denn die Nachhypothek, die einst die Kapitalanlage der kleinen Sparer war, ist nachgerade eine der unsichersten Kapitalanlagen ge» worden. Wirkliche Abhilfe scheint demnach nur dann zu kommen, wenn es gelingt, der Nachhypothek wieder die gebührende Sicherheit zu verschaffen, ohne daß der Schuldner allzu fühlbar belastet wird. Wir wollen sehen, wie dies möglich sein könnte.

I.

Die Hypothekenversicherung, richtiger Versicherung des Kapitalausfalls hypothekarisch sichergestellter Forderungen bei zwangsweiser Ausbietung des Grundstückes, bezweckt den Schutz der Nachhypothek zu Gunsten des Gläubigers. Gleich»

wohl hat sie sich im Laufe der Zeit nicht durchsetzen können. Warum? Zunächst wurden nicht unerhebliche Bedenken gegen sie deshalb erhoben, weil bedingungs» gemäß der wirtschaftlich Schwächere, der Schuldner, zugrunde gerichtet sein muß, bevor für den Versicherer zu Gunsten des wirtschaftlich Stärkeren, des Gläubigers, eine Leistungspflicht begründet ist. Begreiflicherweise verzichtet daher der Haus» eigentümer auf dieses Hilfsmittel, solange er kann. Es bestehen aber auch andere Bedenken.

Bekanntlich nehmen Bauwert und Nutzungswert des Hauses stetig ab; dies kann allerdings durch sorgfältige Pflege des Hauses und rechtzeitige, sachgemäße Instandsetzungsarbeiten abgemindert und verzögert werden. Daneben können aber unvorhergesehene Einflüsse die Wertabminderung je nach Lage der Verhält» nisse beschleunigen, wie beispielsweise sinkende NuHungsmöglichkeit infolge leb» hafter Bautätigkeit oder Steigerung der Bedürfnisse der Mieter, Verödung der nächsten Umgebung infolge Entstehens neuer Verkehrswege oder Wohnungsviertel, Entwertung durch Aufkommen belästigender oder störender Betriebe, auch Wert» abminderungen durch Katastrophen usw. Dagegen können wertsteigernde Ursachen, wie allgemeines Steigen der Bodenpreise, Kunst» oder Seltenheitswert des Ge- bäudes usw. die genannte Wertabminderung regelmäßig nicht beseitigen.

Wer Kapital auf Hypotheken ausleiht, ohne der hiernach unbedingt zu erwartenden Wertabnahme gebührend Rechnung zu tragen, muß gewärtigen, daß für das Kapital nach und nach die ursprüngliche Realsicherheit nicht mehr gegeben sein wird. Mit der Dauer muß also auch das Risiko der Hypothekenversicherung wachsen.

Nun ist freilich ein wachsendes Risiko im Versicherungswesen an sich nichts Ungewöhnliches; es ist sogar die Regel in der Personenversicherung, denn die Gefahr, zu sterben, arbeitsunfähig zu werden, zu verunglücken, zu erkranken, wächst mit jedem Lebensjahre. Das Versicherungsunternehmen hat daher, wenn es gedei- hen will, der Eigenart des Risikos entsprechenderweise Rechnung zu tragen. Das kann in verschiedener Weise geschehen. So könnte man beispielsweise nach Art der Lebensversicherung anfangs zu hohe Beiträge verlangen und das zuviel Erho» bene für die spätere Zeit ansammeln; man hätte dann gleichfalls eine Art Prämien» reserve zu berechnen. Einfacher erscheint ein anderer Weg, der vom Schuldner regelmäßige Abttagung der Schuld mindestens im Umfange der zu erwartenden Wertabminderung des Grundstücks verlangt, so daß der Unterschied zwischen Hypo» thekenschuld und Grundstückswert wenigstens nicht abnehmen kann.

Soweit nun die Praris der Hypothekenversicherung bekannt geworden ist, ist dieser Sachlage bewußtermaßen wohl nirgends entsprochen worden. Wir be» greifen daher, daß auch die Unternehmungen selbst beim Betriebe dieser Versiche- rungsart nicht gedeihen konnten.

Damit kommen wir dann auf eine dritte Schwierigkeit, nämlich auf die Be» stimmung der notwendigen und hinreichenden Prämie. In der Regel fordern die Unternehmnngen drei Prämiensätze:

1. V< Prozent der versicherten Nachhypothek,
2. V2 Prozent der versicherten Nachhypothek,
3. V« Prozent der versicherten und der ihr im Range vorangehenden Hypotheken.

Nimmt man also den Schätzungswert des Hauses mit 100 000 Mark, die erste Hypothek mit 60 000 Mark, und die zweite Hypothek mit 15 000 Mark an, so würden die entsprechenden Prämien beziehungsweise 37,50 Mark, 75,00 Mark und 187,50 Mark bettagen! Woher diese großen Unterschiede?

Durch Umfrage bei den größeren deutschen Städten haben wir folgende Zwangsversteigerungssätze für die Jahre 1911 bis 1914 (in Prozenten) ermittelt: Aachen 0,50, Altona 1,08, Aschersleben 0,65, Augsburg 0,35, Baden»Baden 0,61, Barmen 0,6«, Bayreuth 0,50, Berlin»Stadt 1,10, »Friedenau 2,80, -Lichtenberg 2,09, »Lichterfelde 1,33, »Neukölln 3,20, -Oberschöneweide 4,50, »Pankow 4,98, »Reinickendorf 2,40, »Steglitz 3,58, -Treptow 1,40, Bernburg 0,59, Benthen 0,29, Bochum 0,16, Brandenburg 0,44, Bremerhaven 1,80, Breslau 1,16, Bromberg 1,00, Cassel 1,04, Celle 1,06, Chemnitz 0,75, Cöln 0,85, Cottbus 0,63, Crimmitschau 1,04, Dessau 0,47, Dresden 0,61, Düsseldorf 0,67, Elberfeld 1,59, Elbing 0,44, Erfurt 0,95, Erlangen 0,38, Essen 0,69, Flensburg 0,54, Freiburg i. Br. 0,51, Gleiwitz 0,50, Gotha 0,31, Göttingen 0,50, Greifs» wald 0,33, Greiz 0,33, Halberstadt 1,30, Halle 0,64, Hamburg 0,87, Hamm 0,37, Hanau 1,13, Hannover 0,50, Herne 1,17, Hof 0,36, Hörde 0,26, Ingolstadt 0,10, Insterburg 0,27, Iserlohn 1,70, Karlsruhe 0,53, Kiel 1,26, Kolberg 0,76, Königsberg 0,44, Königshütte 3,03, Köslin 0,18, Kreuznach 0,36, Landsberg 0,43, Leipzig 0,78, Luckenwalde 0,90, Ludwigsburg 0,23, Lüneburg 0,44, Mainz 0,46, Mannheim 0,52, Meerane 0,57, Meißen 0,50, Mühlheim 0,39, München 0,45, Nordhausen 0,55, Nürnberg 0,77, Osna- brück 0,34, Prenzlau 0,68, Reutlingen 0,09, Siegen 0,34, Straßburg i. E. 0,43, Wiesbaden 0,68, Würzburg 0,70, Zwickau 0,67.

So interessant nun diese Zahlen sind, so wenig haben sie doch praktischen Wert, denn sie sind zweifellos viel zu niedrig. Einmal sind nämlich nur diejenigen Fälle gezählt, bei denen die Zwangsversteigerung mit Erfolg durchgeführt ist, während alle Fälle, in denen die Versteigerung infolge Wertlosigkeit des Grundstückes, Ver- zicht oder Zahlungsunfähigkeit des Eigentümers usw. nicht gezählt sind. Anderer- seits haben die meisten Städte sämtliche Hausgrundstücke, also auch die öffentlichen und die gar nicht hypothekarisch belasteten gegenüber gestellt. Die obigen Sätze sind demnach im besten Falle als allerunterste Grenzen anzusehen. Im allgemeinen

kann als unterster Durchschnittssatz ungefähr V« bis 1 Prozent angenommen werden.

Trotzdem werden diese Zahlen uns von gewissem Werte sein für die Be» urteilung der oben angegebenen drei Prämiensätze:

1. Setzen wir die Kosten für die Zangsversteigerung mit ö Prozent der Schuldsumme, den Kapitalausfall mit nur 25 Prozent der zweiten Hypothek (15 000) an, so daß im Schadenfall 4500 Mark zu leisten sind. Dann beträgt bei einer Schadenziffer von nur V4 Prozent und bei nur 10 Prozent Verwaltungs-kosten die reine Jahresprämie 33,08 Mark, und die vom Schuldner zu zahlende 36,76 Mark, also rund V« Prozent der Nachhypothek.

2. Setzen wir die Leistung im Schadenfall einschließlich Kosten den Tat» sachen entsprechend mit 40 Prozent, d. i. 6000 Mark, an, so beträgt bei einer Schadenziffer von 1 V» Prozent und nur 10 Prozent Verwaltungskosten die reine Jahresprämie 66,15 Mark, und die vom Schuldner zu zahlende 73,50 Mark, also rund Vi Prozent der Nachhypothek.

3. Setzen wir wieder die Leistung im Schadenfalle mit 6000 Mark an, so beträgt bei einer Schadenziffer von 2 V« Prozent und 20 Prozent Verwaltungs» kosten die reine Jahresprämie 147,00 Mark, und die vom Schuldner zu zahlende 183,75 Mark, also rund V. Prozent der Nachhypothek und der ihr vorangehen-den ersten Hypothek.

Den Prämiensatz von 183,75 Mk. verlangt eine größere deutsche Versiche» rungsgesellschaft, die beiden anderen Prämiensätze werden von sogenannten Hypo-cheken»Sicherungs»Genossenschaften deutscher Hausbesitzer verlangt.

II.

Die Mietverlustversicherung ist die notwendige Ergänzung der Hypotheken» versicherung; bietet letztere dem Hypothekengläubiger wirtschaftlichen Schutz ge» genüber dem Hypothekenschuldner (Kapitalsicherheit), so bietet ihn erste« dem Ver-mieter gegenüber dem Mieter und damit wieder dem Hypothekenschuldner gegenüber dem Hypothekengläubiger (Zinssicherheit).

Versicherung von Ausfall am erhofften Ertrag einer Sache scheint als selb» ständige Versicherung noch nicht betrieben worden zu sein, wenn man von den wiederholten Versuchen der Mietverlustversichernng absieht; man kann daher auch nicht auf gleichartiges oder ähnliches Erfahrungsmaterial zurückgreifen. Trotz» dem besteht in Versicherungskreisen die Anschauung, daß die Frage der Mietver» lustversicherung lösbar und nicht allzu riskant sei, es müsse jedoch für den Ver» mieter eine Selbstversichernng von etwa 20 Prozent des Mietausfalls bestehen bleiben. Hält m«n aber gerade an letzterer Forderung fest, so verliert wieder die

Versicherung für viele Hauseigentümer den Reiz, denn sie erhalten dann sehr häufig aus der Versicherung nicht einmal soviel erstattet, als sie zur Deckung ihrer eigenen Verpflichtungen nötig haben — der Hauseigentümer will aber doch gerade deshalb versichern, um im kritischen Augenblicke wenigstens seine Steuern und Hypothekenzinsen zahlen zu können; den Ausfall der Zinsen seines eigenen Kapitals würde er dabei noch gerne verschmerzen.

Und dabei erscheinen die für die Mietverlustversicherung geforderten Prämien nicht einmal niedrig. Der in Konkurs geratene Allgemeine Mietverlustversicherungsverein in Berlin schrieb beispielsweise in seinen Drucksachen eine Prämie vor, die für die einzelnen deutschen Städte zwischen 2 und 4 Prozent lag, in der Regel aber 3 Prozent betragen sollte. Die vom Zentralverbande Schweiz» rischer Haus» und Grundeigentümer geplante Versicherungsanstalt „Fidelitas" mit dem Sitz in Basel sieht als Jahresprämie folgende Prozente des jährlichen Mietwertes vor: Ein» und Zweizimmerwohnungen 2'/z Prozent; Drei-Zimmer» wohnungen 2V2 Prozent; Vier» und Fünf-Zimmerwohnungen 2'/« Prozent; Sechs» und Mehr»Zimmerwohnungen 3 Prozent; Büroräume 3 Prozent; Laden» räume 3V« Prozent; Werkstätten 3V. Prozent.

Sehen wir uns diese Prämien etwas näher an! Die Statistik der leerstehenden Wohnungen ist freilich recht mangelhaft, und auch da, wo sie aufgenommen worden ist, nur für kritische Zeiten gültig; so finden wir leerstehende Wohnungen für: Berlin (1912—1913) 4,39 Prozent; Elberfeld (1907—1912) 1,88 Pro» zent; Kiel (1903—1910) 4,26 Prozent. Die Statistik für Elberfeld teilt ferner mit, daß die Wohnungen durchschnittlich ungefähr ein halbes Jahr leerstanden. Die mitgeteilten Zahlen sind, es sei dies gleich mitgeteilt, wieder zu niedrig, denn den leerstehenden Wohnungen sind sämtliche Wohnungen der betreffenden Stadt, also auch solche, die zur Vermietung gar nicht bestimmt sind, gegenüber gestellt. Nehmen wir nun eine Jahresmiete von 100 Mark an, die Wohnung stehe ein halbes Jahr leer, so daß also im Schadenfalle stets die halbe Miete zu zahlen ist, und bei 25 Prozent Verwaltungskosten des Versicherungsunternehmens betrage der Prozentsatz der leerstehenden Wohnungen viereinhalb Prozent. Dann finden wir eine reine Jahresprämie von 2,21 Mark, so daß der Hauseigentümer jähr» lich brutto 2,95 Mark, d. i. rund drei Prozent der versicherten Miete zu zahlen hätte. Will man gegen die unterschiedslose Behandlung der einzelnen Hauseigen» tümer nichts einwenden, so darf also ein Prämiensatz von ungefähr drei Prozent vom versicherungstechnischen Standpunkte wohl mehr als ausreichend angesehen werden.

III.

Hypothekenversicherung und Mietverlnstversicherung begründen eine Leistungspflicht für den Versicherer erst, nachdem der Verlust eingetreten ist. Zudem

bietet dann erster« dem Hauseigentümer nichts, letztere ersetzt ihm nur einen
Teil seines Verlustes, und trotzdem muß er die immerhin recht erheblichen Prämien
zahlen. Beide Versicherungsarten meidet daher der Hausbesitzer, solange er
irgendwie kann, und so entstand längst in den Kreisen der Grundstücksfachleute
die Anschauung, daß man mit „Versicherung" dem Grundbesitz überhaupt nicht
helfen könne. Und doch braucht der Hauseigentümer eine Hilfe, aber eine
solche Hilfe, die schon dann eingreift, bevor der Verlust
da ist, mit anderen Worten, der Hausbesitz braucht ein Bankunternehmen, das
ihm bei Beschaffung nachstelligen Hypothekenkredits behilflich ist, ihm geeignete
Einrichtungen zur vernünftigen Entschuldung seines Eigentums bereitstellt, für
seine Hypothekenschuld gegenüber dem Gläubiger bürgt, und bei vorschuß»
weiser Zahlung der Steuern und Hypothekenzinsen dem Anspruchberechtigten
die regelmäßige Erfüllung ihrer laufenden Forderungen gegenüber dem Haus»
eigentümer gewährleistet, also gleichzeitig Kapital» und Zinssicherheit leistet.
Derartige Unternehmungen bestehen noch nicht, wenn auch hier und da An»
sätze dazu gemacht worden sind. Das deutsche Baugewerbe hat daher nach ein-
gehender Prüfung der Verhältnisse die planmäßige Errichtung solcher Bankunter»
nehmungen unter dem Namen „Hypothekenschutz»Banken" beschlossen. Diese
Hypothekenschutz»Banken sollen sich an ein Zentralinstitut „Verband Deutscher
Hypothekenschutz»Banken" zwecks Teilung des Risikos anlehnen und natürlich auch
ähnlich gearteten Unternehmungen, wie z. B. den Sicherungsgenossenschaften der
Hausbesitzer und den Städten, die Hypothekengarantien übernehmen, den Anschluß
ermöglichen.

Das jährliche Entgelt des Hausbesitzers, „Schutzzins", muß logischerweise
abhängig sein von der Art und Höhe der hypothekarischen Belastung des Grund-
stücks und der Kreditwürdigkeit des Eigentümers. Im allgemeinen kann gesagt
werden, daß der jährliche Schutzzins in der Regel ungefähr Vi—1 Prozent des
jährlichen Bruttoertrages des Grundstücks betragen dürfte. Ein Beispiel mag
dies näher erläutern.

Ein Grundstück sei auf 100 000 Mark gewertet, die erste Hypothek betrage
60 000 Mark zu 4V2 Prozent und sei jährlich mit V2 Prozent zu tilgen, die zweite
Hypothek 20 000 Mark zu 5 Prozent, die Steuern und sonstigen öffentlichen Ab»
gaben rund 900 Mark, und das Grundstück rentiere sich für den Besitzer mit
6 Prozent. Demnach würde der jährliche Schutzzins entsprechend der jährlichen
Abtragung der ersten Hypothek von Jahr zu Jahr fallen und betragen:

im 1. Jahr

110.80 M.
110.00 „
109.20 „
108.40 „

IS

im 5. Jahr
.. 10- ,,

107.20 M.
101.20 ,.
95.20 „
89.20 „

Hierfür zahlt die Bank vorschußweise an die Gläubiger bei Fälligkeit die Zinsen der geschützten und aller ihnen vorangehenden Hypotheken, ferner bei Fälligkeit die geschützte Kapitalsumme, sowie alle regelmäßigen öffentlichen Abgaben und anderen öffentlichen Lasten. Eine weitere Ermäßigung des Schutzzinses tritt ein durch die auf den einzelnen Hypothekenschutz»Vertrag entfallenden Ge» winnanteile — es sollen nämlich die Hauseigentümer am Geschäftsgewinne be» teiligt werden. Die Feststellung der Schutzzinsen erfolgt selbstverständlich auf streng versicherungstechnischer Grundlage unter Berücksichtigung des steigenden Risikos der Hypothekenschutz»Bank.

Demgemäß ist u. a. vorgesehen, daß die jährlichen Schutzzinsen nicht als reine Risikoprämien angesehen, sondern teilweise, ähnlich wie bei der Technik der Lebensversicherung, zur Ansammlung einer dem rechnungsmäßigen Ausgleiche des Risikos dienenden Schutzzinsreserve verwendet werden. Dadurch er- langt die Bank hinsichtlich des übernommenen Risikos eine der Hypotheken» und Mierverlust»Versicherung unbekannte Festigkeit; sie gerät auch nicht in die Ver» suchung, zu einem unrichtigen Zeitpunkte über Gewinne zu verfügen, über die ohne schwere Gefahr für die Bank nicht verfügt werden dürfte.

Die Hypothekenschutz»Bank wird demnach durch die planmäßige Ansammlung von Reserven weiterhin in die Lage versetzt, auch ihrerseits dem Hypothekenmarkte neues Kapital zuzuführen, soweit sie dieses nicht flüssig halten muß.

Welche wirtschaftliche Bedeutung kommt nun den Bestrebungen des deutschen Baugewerbes zu?

Zunächst muß darauf hingewiesen werden, daß Hypothekenschutz ohne gleich- zeitige Tilgung der Hypotheken schulden in der Regel nicht gewährt werden kann. Der Hausbesitzer mag diese Forderung auf den ersten Blick vielleicht hart finden; wenn wir aber daran denken, daß das Haus einer ständigen Wertabmin» derung unterworfen ist, so wird es verständlich sein, daß von der Forderung der Hypothekentilgung nicht abgegangen werden darf. Es dürfte zudem unter dem Drucke der Verhältnisse wohl die größte Zahl der deutschen Hausbesitzer bereits zu der Überzeugung gekommen sein, daß die regelmäßige Tilgung der Hypotheken innerhalb vernünftiger Grenzen in ihrem eigensten Interesse gelegen ist, und diese Tilgung wird noch dadurch erleichtert, daß die Hypothekenschutz»Dank die Zinsen und die Tilgungsbeträge dem Glaubiger gewährleistet. Der Hausbesitzer wird

also nicht allein gezwungen, zu entschulden, es wird ihm dazu auch
geholfen.
Eine weitere Aufgabe der Hypothekenschutz»Banken wird die Bekämpfung
des Bauschwindels sein. Zwar haben wir ein Gesetz, betr. die Sicherung
der Bauforderungen, dessen erster Teil bereits zur Einführung gelangt ist, aber
es hat doch nicht die Erwartungen des soliden Baugewerbes erfullt; das deutsche
Baugewerbe ist vielmehr zu der Überzeugung gekommen, daß man den Bauschwindel
einzig und allein trifft, wenn man ihm den Kredit entzieht. Dies kann wie folgt
geschehen. Der Bauunternehmer wird, bevor er einen Bau übernimmt, den Bau»
herrn veranlassen, zunächst sich zu vergewissern, in welchem Umfange die Hypo-
thekenschutz»Bank den Schutz der Hypotheken übernimmt. Da diese die Ver»
mögensverhältnisse des Bauherrn in ihrem eigenen Interesse genau prüfen wird,
so wird der Bau immer dann unmöglich werden, wenn die Hypothekenschutz»Bank
den Schutz ablehnt. Übernimmt sie den Schutz der Hypotheken bei Neubauten,
so kann sie in zweifelhaften Fällen fordern, daß die geschützte Hypothek in erster
Linie zur Wegfertigung etwaiger Baurestforderungen zu verwenden ist.
Aber auch der bestehende Hausbesitz wird von der Tätigkeit der
Hypothekenschutz»Banken größten Nutzen haben. Nach dem Kriege werden viele
Hypotheken fällig werden, oder nnr zu wesentlich ungünstigeren Bedingungen zu
erhalten sein, wenn es überhaupt gelingen wird, das große Mißtrauen des Kapi-
tals gegen die Hypotheken zu beseitigen. Die Beseitigung dieses Mißtrauens
dürfte aber um so rascher und um so weitgreifender werden, wenn dem Gläubiger
Hypothekenschutz in der geschilderten Weise gegeben werden kann.
Es besteht ferner die begründete Befürchtung, daß nach dem Kriege die ersten
Hypothekengläubiger Teilrückzahlungen verlangen. Hier werden Schutzmaß»
nahmen seitens des Staates unbedingt getroffen werden müssen; solche könnten
aber durch die Hypothekenschutz-Banken sehr wirksam gefördert und unterstützt
werden.
Damit würde jedoch die Bedeutung der Hypothekenschutz»Banken noch nicht
erschöpft fein. Bekanntlich hat der deutsche Hausbesitz die Errichtung von Stadt»
schuften erstrebt und auch teilweise erreicht; er will damit dem Hypothekenmarkte
neues und nach, seiner Hoffnung auch billigeres Kapital zuführen, nicht etwa im
Gegensatz, sondern neben dem deutschen Baugewerbe, dessen Bestrebungen darauf
ausgehen, das dem Hypothekenmarkte dienende Privatkapital diesem zu
erhalten und möglichst wieder in erhöhtem Maße zuzuführen. Der Erfolg der
Stadtschaften wird aber nur dann ein nennenswerter sein, wenn die Städte inner»
halb gewisser Grenzen und unter Zuhilfenahme von Hausbesitzerorganisarionen
Garantien für die Hypotheken übernehmen, und gerade hier dürfte es beiden Inter-
essenten nicht unerwünscht sein, ihre Garantieverpflichtungen durch Rück»
deckung beim Zentralinstitut der Hypothekenschutz»Banken abwälzen zu können.

Damit würde dann der gesamte Nachhypothekenkredit in innige Verbindung mit dem erststelligen Hypothekenkredit kommen und somit die straffe Organisation des gesamten Hypothekarkredits erreicht werden.
Da es als sicher anzusehen ist, daß es dem deutschen Baugewerbe gelingt, die Gründung zustande zu bringen, so dürfte demnach für die Hypothekenschutz»Banken ein sehr weites und überaus dankbares Feld der Betätigung bestehen. Nicht das Baugewerbe allein hätte davon den größten Vorteil, sondern der gesamte Haus» besitz mit ihm, und schließlich die weitesten Volkskreise, die ihr Kapital in Hypo» theken anlegen oder preiswert wohnen wollen. Hoffen wir, daß diese Erkenntnis in alle beteiligten Kreise dringen und damit das Werk des deutschen Baugewerbes die erhoffte Anerkennung und Mitwirkung finden möge.

Professor Dr. Frhr. von Dungern:

Die ungarischen Ahnen des Zaren Ferdinand von Bulgarien.

Zar Ferdinand ist nicht nur ein großer König und Feldherr und Staats» mann, er ist auch ein Gelehrter. Weil ihm als König bisher ein reichlich auf» regendes und arbeitsschweres Leben beschieden war, hat er für seine gelehrten Forschungen nicht soviel Zeit gefunden, wie seinen Neigungen wohl entsprochen hätte. Darum hat er sich als Naturforscher und als Historiker zumeist auf inten» sives Beobachten und Sammeln beschränkt. Alle erakte Forschung ist ein Stre» ben nach Lückenlosigkeit. Aus der Fülle der Beobachtungen sucht die Wissen- schaft einzudringen in das Gesetz, das dem Werden und Wachsen alles Leben» digen auf Erden zugrunde liegt. Deshalb ist das Sammeln mit dem Anreiz zur Vollständigkeit, den es bietet, stets die Eingangspforte zur wissenschaftlichen Erkenntnis. Der wissenschaftliche Sammler unterscheidet sich dadurch vom dilet» tantischen, daß er planmäßig, also methodisch und systematisch sammelt; daß er die Beobachtungen, die er macht, und die Materialien, die er aufhäuft, richtig einreiht in ein vorgeschautes oder oft nur geahntes System; daß er seine Arbeit einem leitenden Gedanken unterordnet und dadurch wieder Beweismaterial für die Existenz einer allgemeinen Ordnung in der Mannigfaltigkeit, die wir um uns her finden, konstruiert. So hat Zar Ferdinand als Ornithologe, als Vota» niker und auf anderen Gebieten der Naturwissenschaft seit Jahren planmäßig und wohlüberlegt Beobachtungen und Materialien gesammelt. So hat er als Histo»

riker aufmerksam Tatsachen der Gegenwart und der Vergangenheit studiert, um
zu leitenden Grundsätzen des geschichtlichen Geschehens zu gelangen, und hat
dabei mancherlei gesehen und beachtet, das anderen nicht aufgefallen ist. Sein«
naturwissenschaftlichen Neigungen haben ihn auf ein Spezialgebiet der historischen
Forschung geführt: die Genealogie. Natürlich hat er seine eigene Familie und
die Reihen seiner eigenen Vorfahren in erster Linie ins Auge gefaßt. Dabei ist
dem königlichen Forscher nicht entgangen, daß seine Ahnenreihen sich von denen
fast aller anderen Souveräne durch die große Zahl von Ungarn unterscheiden,
die er zu seinen Vorfahren zählt. Deshalb haben ihn diese ungarischen Ahnen
besonders interessiert. Über diese ganz persönlichen Beziehungen des Zaren
Ferdinand zu Ungarn ^ist, soviel ich weiß, bisher nichts veröffentlicht worden.
Bei der gegenwärtigen engen Freundschaft Bulgariens mit Ungarn mag es
wohl gerechtfertigt sein, wenn diese eigenartige Verknüpfung Ungarns mit der
bulgarischen Dynastie weiteren Kreisen bekannt wird.

Den Begriff Vorfahr faßt Zar Ferdinand bei seinen familiengeschichtlichen
Forschungen in streng wissenschaftlicher Genauigkeit als die ganze große Reihe
aller Persönlichkeiten, von denen er, bis in ferne Vergangenheit, soweit die Ge-
schichte Feststellungen möglich macht, in väterlicher wie in mütterlicher Linie
abstammt. Da konnte der Zar nun eine sehr große Zahl von merkwürdigen
Menschen finden. Wenn man die Vorfahren in weiblicher Linie mitrechnet,
wächst ja die Ahnenschaft eines Menschen ins Ungeheure, sobald man nur wenige
hundert Jahre zurückgeht. Zu den zwei Eltern kommen vier Großeltern, acht
Urgroßeltern, die selbst wieder je acht Urgroßeltern haben, usw. Auf diese
Weise ergibt sich eine Reihe von 64 Ahnen, die in der zweiten Hälfte des
17. Jahrhunderts, und eine Reihe von 512 Ahnen, die etwa um die Mitte des
16. Jahrhunderts geboren sind. Bis zu dieser Reihe von 512 lassen sich die
Ahnen des Zaren lückenlos urkundlich feststellen. Gehen wir weiter zurück zu
den größeren Reihen der 1024, 2048 usw., und fragen immer wieder nach den
Eltern jedes Einzelnen, so versagt hie und da die Forschung. Denn schon unter
den 512 sind manche Mitglieder von Geschlechtern, die erst im 16. Jahrhundert
zu Ansehen und Macht gekommen sind und von deren älteren Vorfahren wenig
cder nichts überliefert ist; z. B. bei den Borgiaz den Mazarini, der Familie
des großen Kardinals Mazarin; den Aldobrandini und anderen italienischen
Familien, von denen der Zar durch seine Mutter, die Prinzessin Clementine von
Orleans, abstammt.

Unter diesen großen Ahnenreihen finden sich nun bei dem Zaren Fer»
dinand eine weit größere Anzahl historisch berühmter Familien und Persönlich»
keiten, als bei den meisten anderen Monarchen Europas. Vor allem ist die
nationale Zusammensetzung der Ahnenreihen merkwürdig mannigfaltig. Neben
ehemals oder heute noch regierenden Familien des blühenden und abgestorbenen

deutschen Hochadels begegnen wir manchen Geschlechtern des landsässigen Adels in Österreich, z. B. den Kaunitz, Hardegg, Stubenberg, Thürheim, Waldstein, Sternberg, Czernin, Slavata, Martinitz. Neben den verschiedenen regierenden Zweigen der Bvurbonen in Frankreich, Spanien, Italien finden sich berühmte französische Familien des nichtregierenden Adels: die Rochechouart, Foix, La Tour d' Auvergne, Tr6mouille, Richelieu, Noailles und viele andere. Neben den regierenden Häusern Italiens: Savoyen, Este, Mantua, Medici, verschie» dene andere berühmte italienische Geschlechter: Orsini, Colonna, Gaetani, Spi» nola, Fieschi, Borromeo, Serbelloni; neben den regierenden Häusern Spaniens andere adlige Familien des Landes: die Guzman, Lara, Sylva, Aeuna, Cardona, Luna, Velasco, Ribera, Toledo (Alba). Daß Zar Ferdinand zu seinen Vor- fahren, wenn man bis in das Mittelalter zurückgeht, die Könige von Bosnien, die byzantinischen Kaiser, und vor allem auch die alten Zaren Bulgariens zäh» len kann, habe ich schon vor Jahren nachgewiesen. Aber diese Abstammung von ehemaligen Balkandynastien, die dem Zaren durch seine französische Mutter und seine österreichische Urgroßmutter, Erzherzogin Caroline, Tochter der Kaiserin Maria Theresia, überkommen ist, hat er mit anderen Descendenten der Häuser Habsburg und Lothringen gemein. Die ungarischen Ahnen dagegen, von denen Zar Ferdinand durch seine Großmutter, Prinzessin Maria Kohüry, abstammt, finden sich nur noch bei wenigen anderen Fürsten.

Die Familie Kohüry selbst läßt sich nur bis in das 16. Jahrhundert mit historischer Sicherheit zurückverfolgen, und ihre Alliancen waren seit dem 18. Jahrhundert deutsch. Trotzdem ist die Zahl der bekannten magyarischen Familien, die sich unter den Ahnen jener Prinzessin Maria Kohüry nachweisen lassen, nicht gering.

Die Mutter der Prinzessin war eine Gräfin von Waldstein; die Großmutter, Gemahlin des Grafen Jgnaz Koküry (gest. 1777), eine Gräfin Cavriani; ihre Urgroßmutter, Gemahlin des Grafen Andreas Kohürv (gest. 1757), eine Tha» vonat aus Tirol. Die Mutter dieser Tirolerin Maria Therese Thavonat von Thavon (gest. 1763) war aber aus ungarischem Adel: Polyrene Josefa Jakussith von Orbowa, Tochter des Emmerich Jakussith (gest. 1692) und der Polnxene Ser^nyi (gest. 1684), Enkelin eines älteren Emmerich Jakussith und der Rosina Pethe. Die Mutter des ebengenannten Emmerich Jakussith von Orbowa, dessen Vater Andreas 1606 die Baronie an sein Haus brachte, war eine Tochter des Georg Thurzü (gest. 1617) aus dessen erster Ehe mit Sophie ForgKch. Unter den Ahnen der Rosina Pethe finden sich weitere berühmte Namen des ungarischen Adels: ihre Mutter Susanna war eine Balassa, Tochter des Meinhart Balassa und der Margarethe Bakith. Die väterliche Großmutter der Rosina Pethe war aus dem Hause Per6nyi, Margarethe, Tochter des Johann Per6nyt und der Katharina M6rey.

Die Ahnen der vorerwähnten Polyxena Ser6nyi (gest. 1694) waren zum
größeren Teil böhmisch; ihr Vater Gabriel Graf Ser6nyi (gest. 1664) war
Landeshauptmann in Mähren. Aber seine Großmutter.war eine Thurzü von
Bethlenfalva; seine Urgroßmutter eine Szarmassagy von Glinka, Katharina,
Gattin Andreas' IV. Ser6nyi von Kis-Ser6nyi, dessen Mutter Klara aus
dem berühmten Hause Corbau, und dessen Großmutter Agathe aus dem Hause
Batthyüny stammte.
Graf Andreas Kohüry, der Gemahl der Maria Therese Thavonat von
Thavon, war ein Sohn des Grafen Wolfgang Kohüry und Enkel des Stephan
Kvhüry, der 1664 starb. Die Nachkommen dieses Stephan stammten aus seiner
zweiten Ehe mit Eva, Tochter des Johann Ujfalussy und der Katharina Büǹffy.
Die Mutter des Johann Ujfalussy war vermutlich Katharina Sülyom, Tochter
des Andreas, der um 1550 lebte, und der Katharina Apponyi. Katharina
Bünffy war eine Tochter des Michael Bünffy, der um 1580 starb, aus seiner
ersten Ehe mit Ursula Zrinyi, Tochter des Nicolaus Zrinyi (gest. 1566), und
der Katharina Gräfin Frangipan aus dem kroatischen Hause. Durchsucht man
in dieser Weise die Ahnenreihen weiter, so kommt man auf die Familien
Blagay, Khuen von Belasy, Mlffy, Erdödy, Dersffy und manche andere.
Die Zrinys waren Kroaten, Zsupane von Brebir, Knezen von Spalato,
Trau, Sebenico, Bane von Kroatien und Bosnien, verschwägert mit den mittel»
alterlichen Königen von Bosnien und Serbien, mit den venezianischen Häusern
Dandolo, Tiepelo. Nieolaus Zrinys Gattin Katharina Frangipan (gest. 1562)
hatte, wenn die etwas dürftigen genealogischen Nachrichten über die kroatischen
Geschlechter jener Zeit nicht trügen, zum Vater den Grafen Ferdinand Frangi-
pan, der 1540 starb, einen Sohn Bernhards und der Luise von Aragonien, wie
sie sich nach ihren mütterlichen Vorfahren aus dem sizilianisch»aragonischen
Königshause nannte. Ferdinands Gemahlin aber war eine der genealogisch
interessantesten Frauen jener Zeit: sie war die letzte legitime Deszendentin
vom Stamme der letzten unabhängigen Fürsten von Nordserbien, der Branko»
witsch. Ihr Vater Johann konnte sich 1496 bis 1502 als leidlich unabhängiger
christlicher Despot gegen die vordringenden Türken behaupten. Ihr Großvater
Stephan war, trotzdem ihn 1451 die Türken geblendet hatten, in den Jahren
1459—57 noch wirklicher Herrscher im serbischen Grenzgebiet. Er hatte eine
illustere Verwandtschaft. Eine seiner Schwestern war die Gattin des Sultans
Murad II., eine andere, Katharina, Gattin Ulrichs, des letzten Grafen von
Cilli, der eine Zeitlang wohl der mächtigste Mann am ungarischen Hofe war, und
dessen früher Tod von außerordentlicher Wirkung auf die Entwickelung der
ungarischen Geschichte geworden ist. Eine Schwägerin des blinden Despoten
Stephan, die Gemahlin seines Bruders Lazar, war eine der beiden Töchter des
Fürsten Thomas von Athen, des letzten regierenden Herrschers aus dem alten
byzantinischen Kaiserhause der Palaeologen, eine Schwester jener Prinzessin

Sophie, die infolge ihrer Ehe mit dem russischen Zaren Iwan von den Russen
als die Trägerin der russischen Erbansprüche auf den byzantinischen Thron
angesehen wird. Auch Stephans Mutter war aus byzantinischem Geschlecht,
eine kommenische Kaisertochter aus Trapezunt, und die Großmutter Stephans,
Mara, Gattin des Vuk Brankowitsch, Herrn von Pristina und Prizren, war
eine Tochter des serbischen Fürsten Lazar, der auf dem Amselfeld Krone und
Leben verlor. Stephans Gemahlin aber war eine Vollblutalbanesin, eine Tochter
des albanischen Fürsten in der Gegend von Durazzo, Georg Arianites Topia
mit dem Beinamen Golem, der Große, dessen Gattin Maria Muzakina von
Epirus wiederum in weiblicher Linie nach neueren griechischen Forschungen von
dem Serbenzaren Duschan abstammte, dem einzigen serbischen Fürsten, der auf
dem Balkan eine Zeitlang ein wirklich bedeutendes Reich, das weit über die
Grenzen der serbischen Stammesgebiete hinausreichte, zu bilden vermocht hat.
Übrigens stammt Zar Ferdinand auch noch durch eine andere Tochter des Hauses
Brankowitsch von dem blinden Despoten Stephan und seiner albanessschen Ge-
mahlin ab: durch eine Tochter dieses Herrscherpaares, Maria, die den Mark-
grafen Bonifaz von Monferrat heiratete und Ahnfrau der Herzoge von Mantua
geworden ist; eine der wenigen Balkanfrauen jener Zeit, über deren Schicksale
die Geschichte genauere Einzelheiten zu berichten weiß.

So zieht sich, wenn wir die Ahnenreihen des Zaren Ferdinand durchforschen,
ein lebendiges Band hinüber, nicht nur zu mancher der großen Familien Un'
garns, die einst in der Geschichte ihres Landes eine führende Rolle gespielt
haben und zum Teil noch heute an der Spitze des ungarischen Adels stehen,
sondern weiter, bis zu den christlichen Dynastien, die gegen Ausgang des Mittel»
alters im Kampf mit dem vordringenden Halbmond eine Zeitlang auf dem
Balkan das Christentum erfolgreich verteidigt haben, aber schließlich alle ver-
schwunden sind und nur in der historischen Erinnerung und durch das Blut
ihrer Töchter weiterleben.

Deutsch-Türkische Zusammenarbeit
Emin Raschid

Emin Raschid:
Deutsch-Türkische Zusammenarbeit.

Die Türken griffen in den Weltkrieg ein, nachdem sie wiederholt schwere und gewaltige Schläge erlitten hatten und die Wunden, welch« ihnen der Feind geschlagen, kaum verheilt waren. Das ist kein zufälliges Ereignis. Der Türke mußte sein Vaterland immer mit zahllosen Opfern verteidigen, und trotzdem konnte er nicht darin herrschen. Die Großmächte hatten die Türkei mit vielen ökonomischen, finanziellen und politischen Banden gefesselt und das arme Land herabgewürdigt zu einem Objekt der Ausbeutung, gleich einer afrikanischen Kolonie. Der Endzweck war das Aufhören der Türkei als selbständiger Staat und die Verteilung des Landes unter die Großmächte. In dieser Lage war eine Entwicklung für das Land undenkbar. Alle die unendlichen Schwierigkeiten, welche die Türkei in äußerer und innerer Beziehung hatte, waren von den Groß» mächten geschaffen, um dem obengenannten Ziele näher zu kommen. Für die Türken gab es nur eine Möglichkeit, sich aller Fesseln zu entledigen und Befreiung aus dieser unglücklichen Lage zu finden. Nur eine allgemeine Umwälzung in Europa konnte der Türkei die gehofft« Erlösung bringen. Die Gelegenheit ist gekommen, der Türke erhebt sich mit der Losung: „Freiheit oder Tod!" Für dieses Ideal setzt er all' seine Kraft ein und seinen letzten Mann. Für jeden Kenner der Weltgeschichte ist die Haltung der Türken durchaus logisch. Es ist auch logisch, daß die Türken mit den Zenttalmächten zusammengehen. Das ist kein blinder Zufall. Die Lage Deutschlands ist ähnlich derjenigen der Türkei. England, Frankreich und Rußland hemmten die Türkei bei dem ersten Schritt ihrer Entwicklung, und dieselben Staaten wollen auch verhindern, daß die blühende Industrie und der Handel Deutschlands sich weiter ausdehnen. Das ist der Grund zu dem jetzigen erbitterten Kampf. Auf der einen Seite der „Schwarze Bund" der Mächte, die unter ihrem Joch Hunderte von Millionen fremder Seelen quälen und berauben, auf der anderen Seite Völker, die nur für ihre Freiheit und ihren Fortschritt kämpfen. Wem in diesem Ringen der Sieg gehören muß, ist klar. Die Geschichte der Entwicklung der Menschheit zeigt, daß der endgültige Sieg stets dem gehört hat, der die Kultur förderte und aufbaute, und nicht dem, der sie zerstörte.

Die jetzt geschaffene Lage macht es zur Notwendigkeit, daß die Völker, welche sich für die Erreichung eines so hohen Ideales zusammenfanden, Deutsche, Österreicher, Ungarn, Türken und Bulgaren, auch in Zukunft treu zusammenhalten. Wenn diese Völker ihre Interessen vereinen und fest verbunden bleiben, so gibt ein solches Bündnis eine gewaltige Garantie für einen dauernden Frie» den Europas und für eine freie Entwicklung des ökonomischen und kulturellen

Lebens. Deshalb müssen wir noch während des Krieges daran gehen, die für unsere Zukunft wertvollen Interessen zu vereinen. Wir sind sicher, daß die in Blut und Feuer erprobte Freundschaft alle im Anfang unvermeidlichen Miß» verständnisse leicht beseitigen wird.

Die wichtigsten Fragen, mit denen sich die öffentliche Meinung Deutsch» lands und der Türkei schon jetzt beschäftigen muß, sind: Feststellung der gegen- seitigen Interessen und ihre Begrenzung, die Erwägung der Vorarbeiten, die zur Verwirklichung dieser Interessen nötig sind. Dabei muß stets als Voraussetzung gelten, daß die Türkei, welche für die Ausdehnung des deutschen Handels und der Industrie ein sehr günstiges Gebiet sein wird, nicht wie eine Kolonie behandelt werden darf, sondern sich als ein ökonomisch selbständiges Land entwickeln will. Man darf nicht einen Augenblick vergessen, daß die Türkei für eine tatsächliche wirtschaftliche Unabhängigkeit kämpft. Die bisher in der Türkei ökonomifch herr» schenken Engländer, Franzosen, Italiener, Russen usw. werden gezwungen sein, diese Herrschaft den Türken selbst zu überlassen. Befreit von den Kapitulationen ist die türkische Regierung durchaus fähig, alle wirtschaftlichen Unternehmungen, die dem Lande nützlich sind, zu unterstützen. Die Türken werden die Mitarbeit der deutschen Industrie, des Handels, der Wissenschaft und der Technik gern annehmen und ihr Land für wohlwollendes deutsches Kapital offen halten, welches in der Türkei ein weites Nutzungsgebiet finden wird. Aber die Türkei verlangt, daß die neuen Freunde, welche an die Stelle der Engländer, Franzosen usw. treten, nicht etwa die gleichen, dem Lande schädlichen Methoden befolgen und nur ihre egoistischen Ziele im Auge haben.

Die öffentliche Meinung Deutschlands beschäftigt sich schon jetzt mit diesen Fragen. In den Zeitschriften spricht man mit Begeisterung von der glänzenden Zukunft der deutschen Industrie und des Handels in der Türkei. Vorbereitun» gen werden schon jetzt allerorts getroffen. Man lernt die türkische Sprache, man liest Bücher über die Türken, alte und neue, wertvolle und wertlose, man errichtet Büros für die Vermittlung einer späteren Übersiedlung in die Türkei. Aber bei allen diesen Unternehmungen betrachtet man leider die neue Lage und die jetzige Psychologie der Türken zu oberflächlich. Man hört oft: „Die Türken zeigen sich immer zurückhaltend und stellen übertriebene Ansprüche." Das sagen dieselben Leute, welche bei oberflächlicher Betrachtung der Lage die wirkliche Zukunft für sich übertrieben günstig gesehen haben und nun enttäuscht sind, ja selbst verärgert. Sie gehen so weit, daß sie sich über einen „Größenwahn der Türkei" beklagen.

Die zurückhaltende Psychologie des türkischen Volkes gegen Freund und Feind ist logisch und erklärlich. Die Europäer, besonders die Engländer und Franzosen, welche bisher in der Türkei ökonomische und finanzielle Unternebmun- gen ins Leben riefen, versprachen freigebig den Türken große Vorteile. In Wirk» lichkeit aber nutzten sie alle Lebenskräfte des Volkes schonungslos für ihre eig?>

nen Interessen aus und paralysierten die Entwicklung des Landes. Sie waren schamlos genug, ihre Versprechungen zu vergessen und eines kleinen Vorteils wegen das türkisch« Volk mit Heer und Flotte zu bedrohen. Bis nun war die Praris stets dieselbe. Der Freund von heute zeigt morgen die gepanzerte Faust. Unendlich haben die Türken gelitten und darum wurden -sie vorsichtig. Ein tür» kisches Sprichwort sagt: „Wenn jemand sich den Mund wiederholt durch heiße Milch verbrennt, wird er später so vorsichtig, daß er versucht, kaltes Joghurt abzv» kühlen, bevor er es trinkt." Unsere deutschen Freunde müssen diese Psychologie des türkischen Volkes als das Ergebnis einer bitteren Vergangenheit betrachten. Nur Klarheit und Sicherheit in den neuen Beziehungen werden imstande sein, Änderung und Besserung zu schaffen.

Die ehrlich denkenden Türken wollen zwischen ihrem Lande und Deutschland eine feste und dauernde Freundschaft und richten an das deutsche Volk folgende herzliche Bitte:

„Seiet unsere Freunde, erkläret dem türkischen Volk, welcher Entwicklungs- weg für die Türkei ratsam ist. Zeiget ihm, in welcher Form die ökonomischen und sozialen Vorteile in die Erscheinung treten werden, welche die deutsche Freundschaft der Türkei bringen wird. Saget offen, wie sich die deutsche Indu- strie und der Handel in der Türkei gestalten sollen. Beweiset, daß die Vorteile, welche die eine Seite wünscht, nicht zum Schaden der anderen gereichen."

Diese Auseinandersetzungen sind dringend notig. In den bisher erschienenen Artikeln sind diese Fragen nicht genügend erörtert worden. Es herrscht in Deutsch» land ersichtlich noch keine Klarheit darüber, daß die Lage in der Türkei von der früheren ganz verschieden ist, und daß die Gestaltung der zukünftigen ökonomischen Unternehmungen eine ganz andere sein muß, als die bisher angewandte egoistische Aussaugungspolitik.

Es ist darum vor allem notwendig, daß man sich in Deutschland von der wirklichen Lage in der Türkei eine richtige Vorstellung macht, und daß man die Methoden der Ausnutzungspolitik zu vermeiden sucht, welche die Engländer, Fran» zosen usw. im Lande gründlich verhaßt machten. Vor allem muß man ängstlich besorgt sein, die Interessen des türkischen Bauerntums nicht zu verletzen, man muß sich davor hüten, die Selbständigkeit der Bauern anzutasten oder gar ihnen ihr einziges Kapital, das Land, welches sie bestellen, fortzunehmen.

Das anatolische Volk, welches durch Ausbeutung schon unendlich gelitten hat, würde erschreckt sein, wenn es von solchen Plänen hören sollte.

Kapitalisten wollen in der Türkei Fabriken errichten. Das Volk ist damit einverstanden, aber es will Garantien dafür, daß diese Fabriken nicht nach dem alten System der Engländer und Franzosen mit dem einzigen Zweck errichtet werden, möglichst viel aus dem Lande herauszuholen. Sie wollen vielmehr, daß die türkische Industrie in der Hauptsache für die Türken sein soll. Sie wollen, daß die Türken endlich dazu gelangen, ihre eigene nationale Industrie und ihren

eigenen nationalen Handel zu haben. Sie wollen, daß die Kaufleute und Fabri» kanten, welche kommen, Garantien dafür bieten, daß sie nicht beabsichtigen, die Regungen der Türkei nach eigenem Handel und Industrie zu unterdrücken, son- dern daß sie den Türken helfen, ihre eigene Industrie zu heben, und nicht nur egoistische Zwecke verfolgen. Das Herz des türkischen Volkes krampst sich zusam» men in Sorge um die Zukunft, und unaufhörlich kreisen bange Gedanken und verdüstern die Seele derer, die ihr Volk lieben. Alle diejenigen, denen das Wohl beider Länder am Herzen liegt, müssen diesen Fragen die gespannteste Aufmerk» samkeit schenken.

Es gibt in Deutschland genügend vernünftige Leute, die klar erkennen, daß die ökonomischen Vorteile, welche Deutschland durch diesen Krieg im Orient erreichen kann, nicht ausschließlich in der Türkei zu suchen sind. Der vom Kalifat erklärte „Heilige Krieg" hat in der islamitischen Welt großen Eindruck gemacht. Diese Tatsache ist für die Zukunft der deutschen Industrie und des Handels außerordentlich wertvoll. Die Siege der Türken in den Dardanellen, im Irak usw. haben in der islamitischen Welt das englische und französische Prestige erschüttert und den türkischen Einfluß vergrößert. Die Deutschen als Bundes» genossen der Türken wurden für die islamitische Welt die wahren Freunde des Islam. Ein hiesiger Professor hatte in einen, Vortrag über die Wichtigkeit des „Heiligen Krieges" ein charakteristisches Beispiel gebracht. Während des Krie» ges hatte das Volk in Süd-Persien den englischen und russischen Zucker boykot» tiert, und, da es anderen Zucker nicht gab, verzichtete man lieber auf den Genuß. Plötzlich fand jemand einen Vorrat deutschen Zuckers. Er begann ihn zu oer- kaufen. Die Perser sagten: „Deutscher Zucker, Freundes»Zucker", und in kurzer Zeit war der ganze Vorrat abgesetzt. Nach Friedensschluß wird der Einfluß der befreundeten Deutschen in der islamitischen Welt auf Kosten der Engländer, Franzosen usw. gewaltig steigen. Die Vorteile dieses Einflusses für die Türkei sind nur moralischer Natur, der wirtschaftliche Nutzen wird dem deutschen Handel und der Industrie zugehen. Den Engländern und Franzosen wird es nie mehr gelingen, zu verhindern, daß die Bekenner des Islam die deutschen Erzeugnisse, „die Waren des Freundes" kaufen.

Wenn unsere deutschen Freunde diese klare Zukunft ihres Handels und ihrer Industrie in der islamitischen Welt erkennen, haben sie nicht nötig, ihre Auf» merksamkeit ausschließlich dem ökonomischen Gebiet in der Türkei zuzuwenden, sondern die ganze Welt des Islam steht ihnen offen.

Orestes Daskaljuk:

Die Probleme der russischen Landwirtschast.

Angesichts der lawinenartig anwachsenden Schwierigkeiten nehmen in der russischen Presse die Erörterungen über die volkswirtschaftliche Situation Ruß-lands, die gegenwärtige Tendenz und die zu erwartende Neuausrichtung der künftigen Wirtschaftspolitik breiten Raum ein. Die Weitläufigkeit des Themas, die Unbegrenztheit der Losungsmöglichkeiten und die Unterschiedlichkeit der dabei zutage tretenden Klassen- und Parteiinteressen lassen von vornherein ein einheit» liches Bild russischer Entwicklungsaussichten nicht aufkommen; prüft man aber die zahlreichen Ausführungen, die von Berufenen und Unberufenen in breiter Be» gründung vorgetragen werden, auf ihren Kern, so kommt man nach einigem Sichten auf den gemeinsamen Ursprung, aus dem alle Vorschläge, Wünsche, Hoff» nungen und Befürchtungen fächerförmig ausstrahlen. Es ist dies die fundamen» tale Frage, ob Rußland bei der späteren Festlegung seiner wirtschaftlichen Richt» linien wie bisher das Hauptgewicht auf die nationale Industrie mit ihrem ganzen kapitalistischen Apparat legen, oder ob es getreu den Traditionen die bislang vernachlässigte Landwirtschaft, als die Hauptträgerin der russischen Finanzkraft, in ihre alten Rechte und Würden einsetzen soll. Damit wäre der ganze Problem-kompler auf eine Alternative eingeengt und mit der Entscheidung nach einer Seite zugleich in seinen Hauptzügen gelöst. Aber da die Erscheinungsformen des nationalen Wirtschaftslebens in mannigfacher Verknüpfung zusammenhängen, neben rein wirtschaftlichen Interessen solche des Fiskus, der äußeren und inneren Politik, des Staatshaushalts mitsprechen, da ferner infolge des Krieges eine gewaltige Überspannung aller Kräfte des Reiches weit über die Elastizitätsgrenze hinaus eingetreten ist und zurzeit noch unmeßbare Wandlungen in den Produktions» und Absatzbedingungen, dem auswärtigen Handel und den internationalen Beziehun-gen sich vorbereiten, so sind die endgültigen Gesichtspunkte für die kommende wirt» schaftliche Umgestaltung nichts weniger als klar und eindeutig bestimmbar.

Die Aufgaben, die die russische Regierung zu lösen hat, sind sowohl durch die gegenwärtige Desorganisation der Volkswirtschaft als auch durch das Vermächt» nis der ökonomischen Vergangenheit des Zarenreiches gegeben. Überblickt man die Wirtschaftspolitik des Staates seit den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts und versucht die volkswirtschaftlichen Entwicklungsgänge auf eine Grundformel zu bringen, so wird man dafür das zielbewußte Streben nach Indu» strialisierung des Erwerbslebens und das Zurückdrängen der agraren Vor» herrschaft ansetzen müssen. Der Übergang zur kapitalistischen Wirtschaftsnorm des Westens war für Rußland freilich eine ökonomische Notwendigkeit. Der Ackerbaustaat Rußland war eben auf dem Wege seiner Vorwärtsentwicklung

gezwungen, die Metamorphose zum Rohstoffstaat und in weiterer Konsequenz zum teilweisen Industriestaat vorzunehmen, um einerseits sich wirtschaftliche Selbständigkeit zu sichern, andererseits eine intensivere Verwertung seiner Agrarprodukte durch die Ausbauung seines Welthandelssystems durchzusetzen. Mit dem Aus» reifen der einheimischen Großindustrie und des Industriegewerbes mußte natur» gemäß eine Steigerung des Konsums der landwirtschaftlichen Erzeugnisse ein» treten, mußte aber auch eine umfangreiche Ausnutzung des Exporterlöses, eine Steigerung der Gesamteinkünfte, eine Erweckung schlummernder Naturschätze und eine Hebung des nationalen Wohlstandes platzgreifen. Insoweit war also die kräftig einsetzende Industrieförderung eine Tat weitblickender Voraussicht und durch die Entwicklungstendenz des Staates vollauf gerechtfertigt.

Der Nachteil der Industriepolitik bestand nur in der Einseitigkeit der Bevor» zugung kapitalistisch»industrieller Interessen auf Kosten der Landwirtschaft. Die mangelnde Fürsorge für die Agrarbedürfnisse hatte nämlich bald einen Nieder» gang der landwirtschaftlichen Produktion hervorgerufen, der sich zunächst in einer Entwertung der Ausfuhr äußerte. Tatsächlich lasteten die Kosten des Protektionismus von Anfang an am drückendsten auf der Bauernbevölkerung. Die rapide Preissteigerung und die Abhängigkeit von den verteuernden Tendenzen der Industrie, die den Schutz der Regierung zn eigennützigen Zwecken ausbeutete, waren die Ursachen des landwirtschaftlichen Verfalls. Die Versuche der Regierung, die verderblichen Folgen ihres Systems durch Zwangsmaßnahmen gegenüber der allmächtigen Industrie aufzuheben, wurden von den Industriellen durch die Bildung festgefügter Kartellorganisationen beantwortet, die die Erzeugung nach dem Stande der Nachfrage zu regeln und Preisverminderungen infolge überfüllter Inlandsmärkte hintanzuhalten bestimmt waren. Der Gegensatz zwischen Indu» strialismus und Agrarismus verschärfte sich in den letzten Jahren vor Kriegsanfang und wurde durch das Hinzutreten parteipolitischer Momente schließlich zum Kampf zweier politischer Losungen.

Die erste wirtschaftliche Folge dieses Krieges war zunächst die Lahmlegung eines großen Teiles der russischen Industrie. Dadurch war automatisch die Landwirtschaft wieder in den Vordergrund gerückt, zumal sie bei den zahlreichen russischen Anleiheverhandlungen eine gewichtige Rolle zu spielen bekam. Allmählich begann ihre Bedeutung auch den führenden Wirtschaftspolitikern klar zu werden, die angesichts der bedrohlich anwachsenden Verschuldung Rußlands und des voraussichtlichen Versiegens des Kapitalszuflusses nach dem Kriege zum Mittel der „Mobilisierung der inneren Hilfsquellen" greifen mußten. Der in Petersburg abgehaltene Landwirtschaftskongreß brachte znm ersten Mal diese Anschauungen in zusammenfassender Darstellung zur Sprache. Danach sollte der Ackerbau neu« Belebung erfahren und die Gesamtwirtschaft grundlegend bestimmen, die vermehrte Ausfuhr der Agrarprodukte sollte ferner die Einlösung der ausländischen Verpflichtungen sicherstellen und die Herbeiführung normaler Verhältnisse einleiten.

Professor Tugan-Baranowskij schrieb in der „Rjetsch": „Nur eine Erhöhung
der Ausfuhr entsprechend dem Anwachsen der Verpflichtungen gibt die Gewähr
einer glatten Abwicklung der Zinsentilgung. Die Hebung der Produktivkräfte,
die Sanierung des Geldsystems, die Gesundung des gesamten Wirtschaftslebens
ist mit dem Schicksal der russischen Landwirtschaft nach dem Kriege eng verknüpft."
Die gleiche Tendenz vertraten der konservative Großgrundbesitzerblock und der
Semstwoverband. Beide forderten eine prinzipielle Umordnung der russischen
Wirtschaftspolitik nach agrarischen Gesichtspunkten. Beide wiesen in einer Reihe
von Denkschriften auf die Notwendigkeit der Rückkehr zur intensiven Agrarbetäti»
gung hin, die allein die Bürgschaft für eine durchgreifende Neugestaltung der
finanziellen Verhältnisse des Zarenreiches gebe.
Dennoch verschließen sich die Vertreter der agraren Orientierung nicht der
Erkenntnis, daß die Ausbreitung und das Gedeihen des gewerblichen Kapitalis»
mus auch im Interesse der russischen Landwirtschaft gelegen ist. Die Steigerung
des binnenländischen Konsums ist an ein Fortschreiten des Industrialisierungs»
prozesses gebunden. Der Ackerbau kann den jährlichen Bevölkerungszuwachs
von zwei Millionen Menschen nicht verwerten, und die daraus sich ergebenden
Agrarprobleme wären auch durch die Aufgabe der Schutzzoll» und Industriepolitik
nicht zu lösen. Ebenso ist die rationelle Bearbeitung gewisser Bodenerzeugnisse
(wie Wolle, Flachs, Handelsgewöchse, Tabak, Zuckerrüben usw.) von einer ent-
wicklungsfähigen Industriewirtschaft abhängig. Das schwierige Problem der
Interessenvereinigung von Landwirtschaft und Industrie beschäftigt seit Anfang des
Krieges die russischen Nationalökonomen. Seine Lösung ist aber auch für die
finanzielle und ökonomische Erstarkung des russischen Staatswesens von elemen-
tarer Notwendigkeit. Die Regierung kann freilich den freihändlerischen Nei»
gungen der Agrarkrise im Interesse der Gesamtwirtschaft eben so wenig nach-
geben, wie den übertriebenen Hochschutzzollforderungen der Industrie. Die Formel,
auf die die auseinanderstrebenden Ansprüche gebracht werden müssen, lautet:
Konsumerhöhung im Inland, Verbreiterung der heimischen Absatzmärkte, wirt»
schaftliche Unabhängigmachung vom Ausland und Eigenverwertung der Getreide-
überschüsse. Die Erhöhung der Konsumfähigkeit durch Verminderung der Kosten
der Lebenshaltung ist der Weg dazu. Der gegenwärtige Konsum der breiten
Massen steht zu jenem im Westen in keinem vernünftigen Verhältnis. Die Primi»
tivität der Lebensbedürfnisse in Rußland läßt sich kaum besser darstellen als durch
die Tabelle der Konsumziffern. Die Steigerung der Kaufkraft der unteren Volks»
schichten ist ein Hauptpunkt im Programm aller Wirtschaftsprojekte. Dennoch
sind auch hier alle Maßnahmen solange Stückwerk, als nicht das Grundübel
beseitigt ist: die kulturelle Rückständigkeit des Hauptstammes der Konsumenten,
der bäuerlichen Bevölkerung. Alle Bemühungen der Regierung müssen daher
notwendig auf die Besserung der Lebensbedingungen und die Befriedigung der
elementarsten Kulturbedürfmsse der Bauernschaft hinauslaufen. Demgegenüber

ist die Frage der industriellen oder agraren Wirtschaftsorientierung erst in zweiter Linie bedeutungsvoll. Der wirtschaftliche Aufbau Rußlands, der seit der Auf» hebung der Leibeigenschaft viele verschlungene Wege wandelte, ist dann in feste Bahnen eingelenkt und der endlichen Europäisierung näher gebracht.
Gegenwärtig sind die Verhältnisse so, daß die Bauernbevölkerung die ihr auferlegten finanziellen Lasten aus der imperialistischen Staatspolitik nicht mehr zu tragen vermag. Sie ist durch die fortwährenden Steuer» und Akzisenerhöhun- gen, durch die gewaltigen Lasten der Kriegsleistung und Momente innerpolitischer Natur an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt. Die Ansprüche der Machtstellung des Staates haben sich sprungweise gesteigert, die Bedürfnisse der rapid aufschießenden Industrie haben sich vervielfältigt, ohne daß die Bauern» bevölkerung eine Anpassung an die neuen Verhältnisse durchzuführen imstande war. Die offizielle Politik nahm lange Zeit auf die landwirtschaftlichen Strö» mungen keine Rücksicht, ja sie mußte im Interesse ihrer höheren Ziele direkt auf die Verelendung der Massen hinarbeiten. Die Verminderung der Ertragsfähig» keit des Bodens infolge kulturwidriger Wirtschaftsmethoden machte durch den Antrieb zu schonungsloser Raubwirtschaft weitere Fortschritte. Die Ansätze ratio- nellerer Bewirtschaftung, wie sie namentlich in einzelnen größeren Gutebettieben bemerkbar sind, die Versuche der Meliorierung des Bodens und die Inanspruch» nahme landwirtschaftlicher Maschinen und künstlicher Düngemittel kommen für die Allgemeinheit nicht in Bettacht. Die gesteigerte Ausfuhr der letzten Jahre ist kein Maßstab für den inneren Zustand der Landwirtschaft. Die Forcierung der Ausfuhr, um Kreditoperationen ehrgeiziger Finanzminister den nötigen Hinter» grund zu geben, hatten bekanntlich zahlreiche Hungersnöte im Gefolge, denen die Regierung nur ungern durch Zuweisung von Unterstützungen zu steuern suchte.
Hebung des landwirtschaftlichen Notstandes, der Intensität der Bewirt» schaftung, Hebung des geistigen und sittlichen Niveaus des Bauernelementes, Steigerung der Gesamteinkünfte und des Nationalvermögens sind die Aufgaben, denen sich Regierung und Gesellschaft in Rußland nach dem Kriege widmen müssen.
Nicht die planlose Zuteilung von Grund und Boden, noch die Erlassung von Steuern ist als dauerndes Vorbeugungsmittel von Bedeutung. Die in den Eigen» tümlichkeiten der Rasse, der Geschichte, der Kultur und des geographischen Milieus wurzelnde Undiszipliniertheit und Organisationsunfäihigkeit des russischen Men- schen kann nicht durch die Änderung eines Systems, einer wirtschaftspolitischen Richtung oder durch die „Liberalisierung der Bürokratie" allein behoben werden.
Es ist die Reform des „inneren" Menschen, die heute als wesentlichste Forderung von den geistigen Vertretern des russischen Volkes laut wird und die die bewußte Weiterentwicklung des nationalrussischen Kulrnrideals vollziehen soll. Wie weit die hier verzeichneten Anregungen überhaupt durchführbar sind, und ob dadurch eine völlige „Neugestaltung" Rußlands erzielt werden kann, läßt sich von hier aus natürlich nicht ohne weiteres feststellen.

Für uns sind in erster Linie die Folgerungen maßgebend, die sich aus einer eventuellen Umlenkung der russischen Wirtschaftspolitik ergeben. Gewiß ist, daß Rußland aus dem gegenwärtigen Kriege mit ein« starken Einbuße an finanziellen, wirtschaftlichen und staatspolitischen Potenzen hervorgehen wird. Aber ebenso sicher ist, daß es in seinem Organismus schließlich die ausgleichenden Faktoren ausfindig machen und nach einiger Zeit des reuigen Insichgehens an die Wieder» auffüllung seiner Kräfte schreiten wird. In seiner elementaren Massivität ist es gleichermaßen von dem bei uns gern angekündigten wirtschaftlichen Zusammen» bruch entfernt, wie von der in gewissen russischen und Ententekreisen überschweng» lich prophezeiten Renaissance. Eine Rückkehr zur verstärkten Agrarproduktion ist aber namentlich für Deutschland von Bedeutung, das im Frieden der größte Abnehmer der russischen Exporterzeugnisse war. Deutschland, das nach einer Berechnung des russischen Volkswirtes Rochowitsch 47,5 v. H. der russischen Ge» samtausfuhr verwertete, kommt auch in Zukunft als ein unersetzbarer Absatzmarkt in Betracht. Ein Verzicht auf den Handel mit Deutschland ist darum für Ruß- land, trotz aller Gegenleistung von feiten der Ententeländer, nur unter den schwer» sten Opfern denkbar. Die Pariser Wirtschaftsbeschlüsse sind in ihren praktischen Vorteilen in Rußland niemals überschätzt worden. Ihre Einhaltung hängt von dem Preis ab, den die Entente in Form von Anleihen und Zuschüssen gewähren wird. Rußland aber muß nach dem Kriege den Weg gehen, den ihm seine Jnter» essen vorschreiben, unbekümmert um die in einer Stunde des Hasses eingegangenen Verpflichtungen.

Werner Kohler:

Namur — Maubeuge — Möns.

Drei okkupierte Städte.

Wer möchte an den Krieg und alle die Not und Tränen, die er in seinem Gefolge hat, denken, wenn er die Bäume im Maas» und Sambretal blühen sieht und jeder Halm im leisen Frühlingswinde von Lebensfreude und Lebensbejahung strotzt? Wie ein finsterer Alp in schwüler Nacht, den die Morgensonne mit leuch- tender Klarheit aus Herz und Hirn scheucht, dünkt uns inmitten der lachenden Landschaft der Gedanke an das große Sterben unserer Brüder draußen auf blutgedüngtem Feld — wie ein düsterer Wahn aus längst verschollener Zeit, der in der Gegenwart keinen Platz mehr findet. Aber das blutige Drama ist die grause Wirklichkeit unserer Tage, wovon uns jede Stunde neue Kunde bringt, eine katastrophale Zeit, in welcher eine Welt zugrunde geht, um eine neue zu gebären, die das Wort des Dichters zur Erfüllung bringt:

Werner Köhler Namur — Maubeuge — Möns

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit
und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Unter uns aber blitzen die Fluten der Sambre im Sonnengold, und der helle Frühlingsmorgen steigt hinab auf die Ardenner Berge. Die Bäume blühen im Tal und auf den Hängen, die Lerchen jubeln in die blaue Luft hinein, es ist. als ob der große Weltenschöpfer selber durch diesen Tau des Sonntagmorgens schritte und unter seinen segnenden Händen die Blüten des Frühlings hervor» zauberte. —

Trutzig ragen die Felsen der Citadelle von Namur vor uns auf, von deren Höhe Kanonenschlünde auf die friedliche Stadt herabschauen. Die ausgebrann» ten Ruinen des Grand»Hütel»Namur-Citadelle erwecken die Erinnerung an die Tage, in welchen unsere Truppen in schwerem Ringen den Widerstand eines hartnäckigen, verblendeten Gegners brechen mußten.

Auf diesem Bergvorsprung zwischen Maas und Sambre ließ schon der große Römer, der diese Lande mit seinen Legionen der ewigen Stadt unterwarf, seine Adler horsten und das von der Natur so ausgezeichnete Gelände befestigen. In seinen Kommentaren über den gallischen Krieg steht ein Wort zu lesen, das noch heute den Stolz des belgischen Volkes hervorruft: „Omnium Kallorum sunt forti««imi Lelgae." (Von allen Galliern sind die Belgier die tapfersten.) —

Mannigfach ist das Schicksal dieser Berge, welches uns die Geschichte anfge» zeichnet hat, gewesen. Augenblicklich flattern lustig des jungen Deutschen Reiches Farben von den Wällen, deutsche Soldaten mit blankem Bajonett halten Wache, und wenn ihr Blick ins Tal und zu den Wassern der Maas schweift, dann denken sie wohl der fernen Heimat, an Weib und Kind im deutschen Vaterland. Auf dem großen Sportplatz dort oben, der in den Tagen des Friedens das Ziel der vielen Kurgäste des lieblichen Maasstädtchens war, stählt die belgische Jugend den Körper im munteren Spiel, vielleicht in der stillen Hoffnung auf den der» einstigen Kampf gegen den jetzigen Überwinder. Nicht ganz spurlos ist der rauhe Kriegssturm an dem Stadion vorübergegangen, denn aus der einen Seitenwand hat eine Granate einige Quadern gerissen. Aber das ist an dieser Stelle die einzige Erinnerung, die der Angriff hinterlassen hat.

Aus dem grauen Meer der Schieferdächer des Städtchens zu unseren Füßen ragen die Türme des im Jahre 1388 begonnenen Belfrieds und der in streng klassizistischem Stil erbauten Kathedrale hervor. Don Juan d'Austrias heißes Herz ruht in ihren Mauern. Im Jahre 1578 verlor er wenige Kilometer von Namur Sieg und Leben. Der Leichnam wurde nach dem Eskorial gebracht, nur das Herz ruht in der Erde, für die es kämpfte. —

Frühling überall, Frühling auf den Höhen, Frühling im Tal. Die dicken Knospen an den Büschen sind von der Aprilsonne wachgeküßt worden, und die

jungen Blätter recken sich unter ihren warmen Strahlen zu fröhlichem Wachs» tum. Bald werden sie sich ganz entfaltet haben. Plötzlich stockt unser Fuß auf dem ziemlich schroff abfallenden Serpentinpfad. „^e t'aivae, je t'aiiue —" flüstert es in unmittelbarer Nähe hinter dem Busch vor uns. Ein Klang, ein Wort wie aus einer andern Welt. Oder auch nicht — denn das allgemein Menschliche stirbt auch unter der Kriegsfurie nicht, weil es ewig ist. Aber in diesem Augenblick klingt es berauschend an unser Ohr, denn es erinnert uns an die Heimat. „Ich liebe dich," das lockt und prickelt wie brausender Wein und mahnt daran, daß es trotz allem und allem noch Glück, noch Liebe, noch warm empfindende Herzen gibt. —

Das Land ist wallonisch. Des Frankenreiches Sprache schlägt überall an unser Ohr. Man macht auch hier die Erfahrung, daß Theorie und Wirklichkeit zwei verschiedene Dinge sind. Unsere niederdeutsche Stammesverwandtschaft bedeutet noch keine Zuneigung, das haben uns ja auch unsere lieben Vettern jenseits des Kanals gründlich bewiesen. Noch nach langer Zeit fahren unsere biederen Lanzer aus den vlamischen Gebieten zu ihren ehemaligen wallonischen Quartierwirten auf Besuch. Ein guter Empfang und eine Wurst oder ein Stück Speck für den Rückweg ist ihnen sicher. Von vlamischer Seite kann man davon weniger sprechen. Das mag ja auch seine Ausnahmen haben.

In den Straßen Namurs wogt eine festtäglich geputzte Menge. Merk» würdig nehmen sich dazwischen die oft biderben Gestalten unserer Feldgrauen aus. Aber die liebe Sonne hat heute an allem ihre Freude. Sie scheint über Gerechte und Ungerechte. Sie spiegelt sich auf den blanken Mützenschirmen der Soldaten und in den schwarzen Augen der kleinen Belgierinnen. Ob sie beide necken und einen gewissen Zusammenhang zwischen ihnen herstellen will? — Plötzlich fährt es wie ein elektrischer Schlag durch die Menge. Erst summt es in der Ferne, dann kommt es immer näher und näher heran, bis es schmetternd im Marschtempo um die Ecke biegt: „Wir sind vom k. u. k. Infanterie»Regiment." Und dann: „Das ist die Garde, die unser Kaiser liebt." — Alles summt mit. Der verfehmte „Militarismus" hat mal wieder gesiegt. Und in diesem Zeichen siegt er immer — das ist in Brüssel und Löwen nicht anders als hier.

Das Tal der Sambre ist lieblich zwischen sanften Höhen eingebettet. Nicht wie die Fluten der Maas zwischen malerisch steilen Bergen und pittoresken Fels- bildungen strömen die Wasser des Flüßchens dahin. Donnernd braust der end» los lange V.Zug mit seinen französischen Wagen erster und zweiter Klasse über die vielen Brücken, die über die zahllosen Windungen der Sambre führen. Un» sere Feldgrauen rekeln sich noch schlafmüde von der langen Fahrt in den Polstern. Vom Rhein und von der Elbe, aus dem Sande der Mark wie aus dem schönen Sachsenland und von Westprenßens Seen und Wäldern, eilen sie nach kurzer Er-

holungszeit zurück nach Frankreichs heiß umstrittenem Boden, um mit eiserner Wehr die Heimat zu schützen. Und an diesem lebenden Wall prallen die Wogen der Feinde machtlos ab.

Immer wieder fliegt der Blick über der Dörfer Frieden, die im Blütenmeer der Bäume eingebettet liegen. Auf den Feldern grünt die Saat einer verheißungsvollen Ernte entgegen. Ab und zu starren die Ruinen einer ausgebrannten Wohn» statte in das grelle Sonnenlicht und ein einsames Soldatengrab zeigt sich zwischen den Schollen der mütterlichen Erde. Es ist dasselbe Bild wie überall im Belgier» land, wo unsere Brüder in den heißen Augusttagen des Jahres 1914 stritten und fielen, dasselbe Bild von den Ardennerbergen bis zum Nordmeer, vom Niederland bis zum Frankenreich. — Ein fernes, uns wohlbekanntes Surren läßt aller Augen sich zum Himmel richten. Kühn und sicher nimmt der Beherrscher der Lüfte, der mächtige Zeppelin, die Sambre talabwärts seinen Weg. Stolz flattert des Reiches Kriegsbanner vom Heck, und die Augen der Dörfler folgen ihm mit stummem Staunen. Morgen vielleicht schon nimmt er seinen Flug über das Nordmeer nach Englands Küsten, und Tod und Verderben zeichnen seine Spur. Das ist das eiserne Gesetz des Krieges, dessen möglichst häufige Anwendung den Gegner mürbe machen helfen muß.

Nach einiger Zeit verändert sich die Szenerie. Man sieht in dem lieblichen Tal mächtige Hochöfen und Fabrikschornsteine aufragen. Zeche neben Zeche taucht mit den schiefen Kegeln der Schlackenberge vor unsern Blicken auf. Man glaubt sich in das Industriegebiet Westfalens und der Ruhr versetzt. Wir befinden uns mitten in der südbelgischen Eisenindustrie, deren Zentrum das Städtchen Charleroi bildet. Es ist die Stadt König Karls, nämlich Karls II. von Spanien, der ihr Gründer war. Neun Kilometer davon bei Landelies liegen die großarti» gen Ruinen der im 13. und 14. Jahrhundert hochberühmten Abtei von Aubne, die von den Franzosen im Jahre 1794 zerstört wurde.

Noch lange beherrscht die Industrie die Landschaft, bis am Berghange Thuin auftaucht, das altertümliche Städtchen, von seinem kräftigen Belfried und den Türmen mehrerer Kirchen überragt. Nun geht es hart auf Frankreich zu. Jeu» mont ist der erste Ort auf französischem Boden und Zollstation. Wir haben das Gebiet der Republik erreicht. Nach einviertelstündiger Fahrt donnert der Zug in den kleinen Bahnhof der Grenzfestung Maubeuge hinein. Ein unansehnliches, baufälliges Stationsgebaude mit einem ganz leidlichen Offizierkasino verkündet uns den Beginn der französischen Kultur. Eine nicht minder baufällige elektrische Bahn, deren Führer sich den deutschen „messisnrs" gegenüber, die seine einzigen Fahrgäste bilden, einer besonderen Höflichkeit befleißigt, führt uns in wenigen Minuten in das kleine Städtchen, das noch von alten Festungstoren und Gräben umschlossen ist. An der Porte de France liegt die Caserne de Wattignies, die ehemals der Wohnort der französischen Besatzung war. ' Eine Inschrift an dem

alten Tor erinnert an die ruhmreiche Verteidigung der Stadt im Jahre 1814.
Schmutzige Straßen mit altersgrauen, verwitterten Häusern, miserablen Läden,
in denen dieselbe Mannigfaltigkeit waltet wie in Belgien, wo ein Hutgeschäft
und Fleischverkauf in demselben Raum friedlich nebeneinander eristieren, zeigen
das Typische des französischen Landstädtchens, in dem Ruhe nicht erst braucht
zur ersten Bürgerpflicht gemacht zu werden, weil sie bereits im Übermaß vorhan-
den ist. Abgesehen von einem recht geschmackvollen Kriegerdenkmal ist auch
nicht die geringste Sehenswürdigkeit vorhanden. In zehn Minuten stehen wir
bereits vor der Porte de Mons, die wieder zur Stadt hinausführt. In den
schmierigen Gastwirtschaften erfreuen sich unsere Soldaten des französischen Ger»
stensafts und sind dabei eifrig im Gespräch mit den Wirten und der holden
Weiblichkeit begriffen. Die Verständigung erfolgt durch ein höchst originelles
Gemisch von deutschen und französischen Brocken. Von allen Seiten wurde uns,
im Gegensatz zu Belgien, die Höflichkeit und Zuvorkommenheit der französischen
Bevölkerung gerühmt. Ja, eine Madame der mittleren Jahre zeigte auf der
Straße sogar außerordentliches Interesse für die Kaiser Wilhelm I.»Medaille
meines Landsturmbegleiters, die sie wohl für eine besonders hohe Kriegsauszeich»
nung hielt.
Hat auch Maubeuge keine sonderlichen Reize aufzuweisen, so hat es doch im
Ohre eines jeden Deutschen einen guten Klang. Wurden doch bei der Nieder»
ringung seiner Forts Ende August 1914 ungefähr 40 000 Gefangene gemacht.
Bald liegen die schmutzigen Gassen mit den altersgrauen Häusern, die
Festungstore und der alte Graben, den im Sommer Kastanienbäume beschatten,
hinter uns. Bei Qu6vy erreichen wir wieder belgischen Boden.
Feierlich tönen die Glocken des Sonntags Judica von der Kathedrale Sainte
Wandru über die abendstillen Straßen und Boulevards der Stadt Mons, zu
Vlamisch Bergen. Die späte Gotik des alten Gotteshauses zeichnet sich mit
scharfen Silhouetten gegen den Abendhimmel ab, an dem nur wenige leichte
Wölkchen nach Süden eilen. Die Menschenmenge und die vielen Wagen vor
dem Hauptportal der altehrwürdigen Kirche künden ein Ereignis besonderer Art.
Orgelklang und frommes Singen klingen aus dem stolzen Bau, in dem junge
Menschenkinder ihre erste Kommunion vor der Majestät des Allerhöchsten feiern.
Schwerer Weihrauchduft schlägt uns an den Portalen entgegen. Unweit der
Kathedrale reckt der mächtige Belfried seine massige Gestalt empor. Durch male-
risch gekrümmte Straßen mit alten Giebelhäusern führt der Weg, einst das Snt»
zücken und die Bewunderung der vielen fremden Maler, die hier für ihre Kunst
Vorwürfe suchten. Die späte Gotik herrscht vor. Die Kathedrale und das Rat»
haus an der Grande Place mit den vielen freundlichen Kaffeehäusern sind Meister»
werke spätgotischen Stils. — In dem großen Freiheitskampfe der Niederlande

gegen die spanische Herrschaft und den Katholizismus gelang es dem Grafen Ludwig von Nassau im Jahre 1572 sich eine Zeitlang in der Hauptstadt des Hennegaus gegen Herzog Albas Heerscharen zu halten, während in den nord» lichen Provinzen der Aufstand zur hellen Flamme emporloderte. Aber die Spanier und Rom haben schließlich doch den Sieg davongetragen. Es ist gerade in der heutigen Zeit besonders interessant, in den Blättern der Geschichte über dergleichen nachzuforschen. —

Eine festtägliche Menge durchwogt die Straßen. An der Seite von Eltern und Geschwistern ziehen die jungen Kommunikanten mit feierlicher Miene heim. Manch freundlich lächelnder Blick eines vorübergehenden Landstürmers streift die kleine Schar; er mag der eigenen Kinder daheim gedenken, die vielleicht in diesem Jahr ohne den Vater zur Konfirmation gehen müssen.

Mons ist das Zentrum des belgischen Steinkohlengebietes. Wenn man an die Peripherie der Stadt gelangt, wo die gepflasterten Straßen in die Chausseen überzugehen beginnen, sieht man überall in der Ferne die steilen Kegel der Zechen auftauchen. Bei Mons traten zum ersten Mal in diesem Kriege die Engländer unsern Truppen zu energischem Widerstande entgegen. Am Kanal, der sich unweit der Stadt hinzieht, tobte der Kampf, der schließlich mit unserem Siege endete. Aber so mancher deutsche Mann liegt dort in fremder Erde, und nach Jahren werden vielleicht deutsche Mütter und Frauen nach Mons pilgern, um dort bei den Ruheplätzen ihrer Lieben still zu beten. — Der Abendwind fächelt leise über die dämmerigen Wiesen und spielt um die Hügel der großen Massen« gräber. Was ist der Mensch im Strome dieser Welt?! Hin und wieder klingt ein dumpfes Grollen aus der Ferne, denn noch sinken Jugend und Vollkraft der Nationen wie die Halme unter der Sense des Schnitters dahin. Noch ist die Zeit des großen Allesüberwinders Tod. Möchte der blutigen Saat eine Ernte folgen, die der großen Opfer würdig ist. —

M. Sobotta:

Siebenbürgen, die deutsche Wacht.

Die „Vormauer der Christenheit" wurde Siebenbürgen einst vom Kardinal Kollonitsch genannt, heut erscheint uns das Land als eine weit nach Südosten ragende deutsche Sprachinsel, ein alter Siedelungsboden deutscher Kraft und Zähigkeit. Fremd und abgeschlossen liegt das urdeutsche Land zwischen den Stäm» men der Magyaren und Rumänen. Gegen den Gebirgswall prallten schon die Stürme der Völkerwanderung; Ostgoten und Gepiden überfluteten das Land, das

damals eine fast unbewohnte Wildnis darstellte. Doch die Könige Ungarns er» kannten bald die strategische Bedeutung Siebenbürgens als Schutzwache gegen alle von Ost und Süd anstürmenden Feinde. Asiatische Scharen des Mittelalters drangen zur Walachei»Ebene vor, schon eroberten 1187 die Sarazenen Jerusalem. Vom Balkan führte der Weg durch Siebenbürgen nach Ungarn. Drohend standen feindliche Scharen im Süden des Landes, und vor der großen ungarischen Tief' ebene lag wie eine schützende Festung das Waldland Siebenbürgen.
Die Reste der Dakoromanen und die Rumänen blieben im Gebirge, Stammes- genossen aus der Donaugegend vereinten sich mit ihnen zur Verteidigung. Auch ein magyarischer Stamm, die Szekler, verteidigten als tapfere Kriegsmämner die Ostgrenze, aber zum Bebauen der großen Wildnis in der Hochebene waren sie noch ungeeignet. Daher berief König Geisa II. in der Mitte des zwölften Jahrhun» derts in den öden, unbevölkerten südlichen Teil des Landes Deutsche aus Flandern, vom Mittel» und Niederrhein. Zwei Menschenalter dauerte diese Einwanderung, die sich über das ganze Land erstreckte. 1211 verlieh König Andreas II. dem Deutschen Ritterorden das menschenleere Burzenland; auch hier in der Ebene von Kronstadt wurden Deutsche angesiedelt. Der goldene Freibrief des Königs Andreas II. machte sie zu freien Grundherren des Sachsenlandes oder des „Königsbodens". Hier arbeitete in zäher Kraft die deutsche Faust in einem Staat mit voller Selbstverwaltung. Neues Leben erblühte aus den alten Resten römi» scher Kultur in der Wildnis. Die sächsischen Städte MShlenbach, Kronstadt, Schäßburg, Klausenburg, Hermannstadt, Bistriz erheben sich als die seltenen Städte im Lande, als die Wehren gegen Anstürme neuer Feinde.
Das sächsische Volk mußte stets in der Verteidigung begriffen sein, um nicht dem Andrängen feindlicher Scharen zu erliegen: Die Bürgermeister von Kron- stadt und Hermannstadt hatten ständig ihre Kundschafter auf dem Balkan. Um die Städte wurden feste Ringmauern gebaut, auf den Höhen errichtete man Türme und Burgen, um weite Ausschau zu halten. Man baute die Kirchen zu Kirchen» burgen aus. Die sächsische Verteidigungskirche wurde von den Bauern meist so ausgebaut, daß sie um das Gotteshaus eine Ringmauer mit Basteien und Türmen legten, um diese schloß sich ein ringförmiger Graben, dann wieder eine Mauer. Die gewaltigsten Kirchenburgen weist das Burzenland bei Kronstadt auf, denn es liegt am Fuße des Einfallstores, dem Tömöscher Paß, und es ist zugleich die reichste Gegend im Sachsenlande.
Die mächtigste Kirchenburg ist die Tartlauer bei Kronstadt. Ein Säulengang führt an die eisenbeschlagene Eichentur, durch diese geht es in den Vorhof, dann in den Bäckerhof mit Backofen. Ein gewölbter Gang, der durch ein Falltor ge» schlossen werden kann, führt von dort in den Haupthof, in dem die Kirche liegt. Die Mauern des Haupttinges sind vier bis fünf Meter dick und zwölf bis vierzehn Meter hoch. An der Innenwand sieht man drei Stockwerke von gemauerten Räu»

wen, die zu Kriegszeiten als Zufluchtsort und Vorratskammern für die flüchtenden
Bauern dienten. Spuren der Ringmauern und zwei Türme der Kirchenburg sind
noch erhalten. Die Steine reden eine gewaltige Sprache von Kampf und Wehr.
Man erzählt, daß die Tartlauer Burg trotz vieler Angriffe n« in Feindeshand
geraten sei.
Die Kirchenburg zu Petersberg hat sogar drei Ringmauern. Über die
Gräben führen Zugbrücken. Unterirdische Gänge verbinden die geräumigen Keller.
Kornmühlen, Viehzwinger, tiefe Brunnen und Backöfen erzählen hier von der
Lebensweise der Flüchtlinge auf der Kirchenburg.
Bei der Rotbacher Kirchenburg ist der Turm mit Schieß» und Pechscharten
zur Verteidigung eingerichtet. Bei anderen Kirchenburgen haben die Mauern starke
Strebepfeiler, die durch Rundbogen verbunden sind. Unten ist der Verteidigungs-
gang, an den Mauern unter dem Dache sind auch Schieß» und Pechscharten zu sehen.
Oft ragt das so befestigte Chor als dicker Turm über das Kirchenschiff hinaus.
Die alten Kirchenburgen erinnern noch heut daran, daß Siebenbürgen einst
die Vormauer der Christenheit war. Friede im Gotteshause, Krieg an seinen
Mauern, die das Blut der Kämpfer rötete! Die schützende Stätte, die in Kriegs»
nöten Menschen und Vieh aufnahm. So dienten die Kirchenburgen vielfachen
Zwecken.
Seltener sind die Bauernburgen ohne Kirche. Die größte Burg der Art ist
die Rosenauer Burg bei Kronstadt, die auf hohem Kalkfelsen liegt, an drei Seiten
steil aufsteigt, während die vierte durch sieben Türme und Vorbauten geschützt ist.
Um bei längerer Belagerung nicht unter Wassermangel zu leiden, grub man
in den Felsen einen 75 Meter tiefen Brunnen.
Alte Inschriften zeugen von der deutschen Sinnesart der Siebenbürgener
Sachsen:
Über dem Eingang zur Keisder Bauernburg bei Schäßburg steht die Jn»
schrift:
„Frommen werd ich aufgemacht.
Böse Leut stehn im Verdacht." —
An der Honigberger Kirchenburg steht der Vers:
„Die Alten sollen die Jungen lehren,
Die Jungen sollen auf die Alten hören,
Einer soll auf den andern hören,
Alsdann wird Gott uns vermehren." —
Wunderbar erhielt sich hier zwischen zwei fremden Welten eine kleine deutsche
Welt in ihrer Ursprünglichkeit und Kraft.
Aus der alten Zeit, da die „Sachsen" als Ansiedler in das Land kamen, ist
ein starker Unterschied zwischen deutschen und rumänischen Ansiedlungen in Sieben.

bürgen geblieben. Die sächsischen Bauten mit ihren dicken Mauern, ihren alten
Burgen bieten einen mittelalterlichen Anblick. Die rumänischen Dörfer am Fuße
des Karpathenkammes liegen auf einer sich zum Flusse Alt oder Aluta senkenden
fruchtbaren Ebene. Hier sind die Dörfer meist langgestreckt zwischen den
parallel laufenden Flüssen und Bächen, meist gibt es hier ein Ober- und ein Unter»
dorf. Die Häuser sind gleichartig gebaut, mit Hof und Garten, Stallung und
Ziehbrunnen umgeben. Ungepflasterte Straßen führen durch die sich lang er-
streckenden Dörfer. Die Bauern gehen barfuß und pflegen vor dem Eintritt in
das Bauernhaus die Schmutzkruste von ihren Füßen im vorüberfließenden Bache
zu spülen.
Siebenbürgen, ein Karpathenhochland, ist von Gebirgen in fast quadratischer
Form wallartig abgeschlossen. Die Täler der Hauptflüsse erweitern sich becken'
artig, so die Ebene am größten Fluß, dem Maros, der das Land im Bogen durch»
strömt. Die fruchtbare Ebene des Czibin bei Hermannstadt, das schöne Burzen-
land bei Kronstadt, bis zum Rotenturmpaß. Wenn man südlich von Kronstadt
der Grenze zuwandert, kommt man zum höchsten Punkt des Bucseesgebirges, das
gegen 2500 Meter hoch ist. Hier ist die Landesgrenze, an der eine siebenbürgische
und eine rumänische Schutzhütte steht. Von dieser Höhe sieht man nach Norden
in das „Burzenland" bis Kronstadt, nach Süden in die rumänische Ebene. Der
Predealpaß verbindet die beiden Länder. Südlich von Hermannstadt erheben sich
die Karpathen zum hohen Czibin»Gebirge, an dessen Abhängen Büffelherden in
Waldsümpfen weiden.
Folgt man dem Oberlaufe des Maros, so führt der Weg aus dem bewaldeten
Flußtal zu den kahlen Bergriesen, die im Grenzgebirge des Pietrosul und Kelemen
zwischen Ungarn, Bukowina und dem früheren Fürstentum Moldau bis über
2000 Meter emporragen. Die Grenzwälle gegen Rumänien und gegen die unga»
rische Pußta sind dicht bewaldet, auch auf den Erhebungen im Innern Sieben»
bürgens ist großer Waldreichtum. Transsylvanien heißt bei den Ungarn Erdely,
bei den Rumänen Andealu, die Namen bedeuten „Waldland".
Seit acht Jahrhunderten wohnt hier ein deutscher Stamm, die Sachsen Sie»
benbürgens, in dem merkwürdigen Lande, das so rauh und doch so kultiviert ist,
so abgeschlossen in seiner Gebirgswelt und uns doch so vertraut, so urdeutsch! Dabei
weist das siebenbürgische Gebiet eine starke Mannigfaltigkeit inbetreff der Natio-
nalität und Religion auf.
Die Altmagyaren oder Szekler sind im Berglande stark angesiedelt, sie leben
meist von Alpwirtschaft und wohnen in einfachen Holzhäusern, die mit Lehm bewor»
fen sind. Der gebirgige Südosten und kleine Bezirk in der Mitte ist der Wohnort
dieses an alten Nationaleigentümlichkeiten haftenden Stammes. Im Lande zer»
streut wohnen die Juden als angesehene Handelsleute, die oft im Besitz der Säge»
mühlen und der Papier- und 3ellulose»Fabriken sind. Das Gefälle der Gewässer

wird stark von der Industrie ausgenutzt. Siebenbürgische Rumänen, Ollak genannt, sind viel als Holzarbeiter tätig, sie treiben auch Ackerbau und Viehzucht in ihren Dörfern.
Ein rätselhafter Volksschlag bewohnt die Täler der südöstlichen Karpathen zwischen dem Tschukasch und dem Steinernen Meer. Diese Nachbarn der Sachsen sind die Tschangos, die hier in sieben Gemeinden wohnen. Man hält sie für Nach» kommen der wilden Kumanen und Pctschenegen, die auf Befehl Königs Andreas der deutsche Ritterorden bekämpfen mußte. Sie betätigen sich als Holzarbeiter oder Schmuggler. Nach ihrer listigen Art, wie sie das Holz zum günstigen Verkauf schichten, spricht man von einer „Tschangoklafter".
Die Zigeuner Siebenbürgens sind teils Wanderzigeuner, teils sind sie in den Vororten der Sachsenstädte ansässig, wo sie aber eigene Viertel bewohnen, denn das Rassegefühl der Deutschen und der Magyaren ist zu fein und eigenartig, um sich den Zigeunern zu gesellen. Diese bekennen sich zur Nationalität der Rumänen, sprechen aber noch ihre eigene, an die indische Pali»Sprache anklingende Zigeuner» sprache.
In diesem Völkergemisch auf dem so weit nach Osten vorgeschobenen Posten haben sich die Deutschen rein erhalten, obgleich ihre Bevölkerungszahl den Rumä- nen und Magyaren Siebenbürgens bedeutend unterlegen ist. Kaum ein deutscher Volksstamm hat alte deutsche Sitten und Gebräuche so ursprünglich bewahrt, wie die Sachsen in Siebenbürgen. Die Gründe für das unverfälschte Deutschtum dieser deutschen Warte liegen wohl in der Abgeschlossenheit Siebenbürgens begrün» det, die die deutschen Ansiedler zur steten Verteidigung in zäher Kraft des Selbst» bewußtseins zwang und Einrichtungen zum Schutze ihrer deutschen Eigenart traf und beibehielt.
Denn eigenartig wie die Kirchenburgen Siebenbürgens, die der äußeren Ver» teidigung dienten, sind auch die sozialen Einrichtungen, die den deutschen Geist an diese Stätten fesseln und in seiner Kraft erhalten sollen. An der sächsischen Kirche hing die sächsische Schule. In den deutschen Städten Siebenbürgens gibt es keine Analphabeten, denn seit der Reformationszeit gilt es als heilige Tradition, Schulen neben den Kirchen zu gründen, so daß die Sachsen Siebenbürgens im Verhältnis zu ihrer Bewohnerzahl das schulenreichste Volk auf Erden sind. Von hier nimmt der deutsche Fleiß seinen Weg zum Gewerbe, zu Fabriken, zum Obst» und Weinbau, zum Bergbau.
Zwei weitere Einrichtungen des Familien» und Volkslebens stärken den deut» schen Brudersinn, es sind die Bruderschaften und die Nachbarschaften, die das ganze Volk der Sachsen als Einheit einer Familie ansehen und aneinander ketten. Die Bruderschaft ist eine feste Gemeinschaft, der sich die Knaben nach der Schulentlassung anschließen. Jedes Dorf hat solche Bmderschaft mit ihren alten

Gesetzen, den Bruderschaftsartikeln. Das Haupt dieser Einrichtung ist der Alt»
knecht, dem sich als Redner der Wortknecht, zwei Unteraltknechte, Schaffner und
Jrtenknechte (Vorstandsmitglieder, die Vergnügen leiten) als Vorstandsmitglieder
zugesellen. Im Bund der Brudersa>ft bleibt der Jüngling bis zu seiner Heirat.
Der Bund bewacht sein Leben und Treiben; jeder Streit unter den Burschen wird
von dem Vorstand der Bruderschaft schlichtend oder strafend entschieden. Nach
der Heirat tritt der Bursche in den Bund der Nachbarschaft ein, der auch seine
alten Gesetze hat. Dient die Bruderschaft mehr erziehlichen Zwecken, so ist die
Nachbarschaft auf dem Boden der helfenden Nächstenliebe erbaut. Ein Vorstand,
der Nachbarvater, wird jährlich neu erwählt. Ist ein Mitglied des Bundes in
einer Notlage durch Krankheit, Mangel an Arbeitskräften, so wendet es sich
an den Nachbarvater, der andere Gemeindemitglieder zur gegenseitigen Hilfe
veranlaßt. Der Vorstand hat anch für Sittsamkeit und Anstand in seinem Bezirk
Sorge zu tragen. Bei Übertretungen des Anstandes hat er das Recht, schlichtend,
strafend, ermahnend einzutreten. Einmal im Jahre setzt er einen Sonntag als
Richttag oder Sittag an, an dem er seine Nachbarschaftsmitglieder versammelt zu
gemeinsamer Besprechung ihrer Angelegenheiten. Außerdem werden dreimal im
Jahre Versöhnungsabende festgesetzt, an denen Feindseligkeiten geschlichtet werden.
Die Nachbarschaftgemeinde sorgt auch für würdige Begräbnisse innerhalb ihres
Bezirks. So ward des Menschenschicksals Freud und Leid in der Gemeinde der
Nachbarschaft geteilt. Ein Band der Innigkeit, durch alte Gesetze der Vorfahren
geheiligt, umgibt den Sachsenstamm in Siebenbürgen und hütet seine Einheit und
seine Kraft des Deutschtums.

Siebenbürgen, nach dem das benachbarte Rumänien begehrt, ist der Wildnis
mit deutscher Kraft entrungen und mit deutschem Geist durchdrungen. Es behauptet
sein deutsches Recht.

Richard Paasch:
Zeitgedichte.

Vergeltung.

Ein stolzes deutsches Volk wird nimmermehr-
Den Feinden Haß mit Niedertracht vergelten,
Wenn ihre Tücken an der blanken Wehr
Geeinter Kraft nach Schicksalsspruch zerschellten.
Und schwuren jene, uns mit Stiel und Stumpf,
In blindem Wüten geifernd, auszurotten,
Wir gieren nicht nach prahlendem Triumph.
Die Lust verging, sie kleinlich zu verspotten.
Wir trauern ob der Menschheit großer Schmach.
Was allen hoch und heilig einst gegolten,
Ein traumgeschautes Ideal, zerbrach,
Als sie's mit blut'gen Händen schänden wollten.
Wir klagen um verklärten Menschentumes
Zukunft verheißenden erlosch'nen Glanz
Und winden schwarzen Flor um unsres Ruhmes
Von Tränenströmen feuchten Lorbeerkranz.
Weh' ihnen, die mit neiderfüllten Sinnen
Den Völkerzwist zu grimmem Kampf geschürt!
Es trifft, es trifft ihr frevelndes Beginnen
Der Lohn, der schnöder Hinterlist gebührt.
Vor meinem innern Auge lebt ein Grauen,
Von Künstlerhand ergreifend hingestellt,
Ein Bild. In Abgrundstiefe läßt's uns schauen,
In Satans Küche, in die Unterwelt.
Den Korsen zeigt's. Der heißen Hölle Flammen
Umlodern ihn vom Fuß zum Scheitel schon.
Gequälte Geister rotten sich zusammen:
„Der ist's! Der ist es, er Napoleon!"

Richard Paasch
Verweinte Augen. Gramdurchfurchte Wangen.
Geballte Fäuste. Rache. Wahnsinn. Schmerz.
Und alles zielt mit wütendem Verlangen
Auf sein erbarmungsloses kaltes Herz.
Gibt's solche Hölle? Ach, sie schwelt und brennt
Nicht irgendwo in vorgestellten Räumen,
An Orten, die das Menschenaug' nicht kennt,
Von denen Seher nur und Priester träumen —:
Der Fluch des eignen Busens, das Gewissen
Schafft dem Verbrecher seine Hollenpein,
Und hinzusiechen an den gift'gen Bissen
Des Höllenhunds wird seine Strafe sein!
Ausblick.
Du schreitest vor mir auf umgrüntem Pfad,
Der, an den Abhang lieblich hingelehnt,
Vom Buchenwald auf hohem Bergesgrat
Durch Frühlingssonnenschein sich talwärts dehnt.
Rings Vogelstimmen und ein Funkenmeer,
Das auf Gebüschen, Gras und Laub zerstiebt
Und das — der Hut ward deinem Haupt zu schwer —
Dein Goldhaar wie ein Heiligenschein umgibt.
So leuchtend schrittst du auch an jenem Tag
An meiner Seite, als das ewige Rom
In Mittagsglut zu unsern Füßen lag,
Vom Palatin bis zu Sankt Peters Dom.
Und dir im Auge glomm's von Hochgefühl.
Erschauernd wardst du dir in tiefer Brust,
Fern von des Tags verwirrendem Gewühl,
Geheimen Sinns des Menschentums bewußt.
Nun heut' und hier — ! Vor blut'gem Greu'l entwich
Der Friede scheu in diese stille Welt,
Die uns mit süßem Zauber wonniglich
Wie eines Märchens Traum umfangen hält.
Da draußen um des Reiches Grenzen loht,
Von Rachegeistern wütend angefacht,
Der Krieg, und allem Heiligen, Hohen droht
Vernichtung der Gemeinheit Übermacht.

Ist's nicht ein Hohn auf jeden, jeden Sinn
Von Menschenwürde, Glanz und echten Ruhm?
Schwand nicht ein hehres Götterbild dahin
In eitles Nichts? O stolzes Menschentum!
Europa, das sich töricht selbst zerfleischt,
Das edle Antlitz widerlich entstellt,
Dient, wo es Furcht und Ehrfurcht einst geheischt,
Zur Schadenfreude jetzt der Neuen Welt.
Doch vor uns welch ein Bild! Am Hange dort
Gefang'ne Feinde bei der Arbeit, traun
Mit ihren Hütern tauschend Scherz und Wort,
Schwarzäugig, heiter, von der Sonne braun.
Sie fällten Bäume, stapeln Holz und sÄ'n
Für Zukunftswälder frische junge Saat,
In denen Deutschlands Enkel sich ergeh'n.
So wächst und reift ein Wunsch zu schöner Tat.
Ein Wunsch — ! O sei's in Zukunft deutscher Geist,
Der allen Völkern auf dem Erdenrund
Zu reinen Höhen reine Pfade weist
Zu ihrer Seelenkräfte einigem Bund!
Verbannt, was nicht nach diesem Ziele strebt!
Was roh und selbstisch noch verblieb, verbannt!
Denn nur, wer liebevoll im Ganzen lebt,
Hat uns'res Daseins letzten Grund erkannt.
— Und weiter schreiten wir auf grünem Pfad,
Der, an den Abhang lieblich hingelehnt,
Vom Buchenwald auf hohem Bergesgrat
Durch Frühlingssonnenschein sich talwärts dehnt.
Hinüber schweift der Blick den Fernen zu.
Der Himmel leuchtet wolkenlos und klar.
Ob duft'ger Tiefen träumerischer Ruh
Kreist, weitausschauend, still ein Adlerpaar.

Ein Solo
Hans von Hül,en
Hans von Hülsen:
Ein Solo.
Novelle.
Fortsetzung.
Lisbeth Verhuven hielt den Bogen einen Moment wagerecht in der Luft wie
einen Degen. Ihre Augen schweiften mit hochmütigem, reserviertem Lächeln
über die Runde hin, bis zu Barlösius.
Aber aus der Fermate stieg eine feierliche, getragene Melodie, kindlich»
sanft, choralähnlich und voll Flehens. Dann begann wieder die unaufhaltsame
Steigerung, Schwellen des Meers im Sturm, rasende Anläufe, Aufwärtsringen
einer endlosen, uferlosen Sehnsucht ein furchtbarer Höhepunkt, in dem
noch einmal, sanft, fragend, zagend und wie aus weiter Ferne, das choralähnliche
Motiv aufklang ... Ein Arpeggio ... ein paar Molltöne, ein weinendes
Zögern . . . Schluß. —
Man schweigt, hingegeben an die Melodie, trunken von der Musik. Dann
springt man auf und umdrängt die Virtuosin.
„Entzückend!" sagt die Gräfin.
„Charmant, charmant", die Schauspielexzellenz.
Der dicke Dramatiker, der nur mit einem Ohre hingehört hatte, — denn er
dachte voll Sehnsucht an die Zigarre, die er während der Produktion nicht rauchen
durfte — versicherte:
„Es war einfach kolossal!"
Fräulein Verhuven sieht Barlösius ins Gesicht, und ihre Augen sind ein
wenig unruhig, nicht wahr?
„Danke", sagt Barlösius.
„Ich begreife die Pariser", setzt er dann hinzu, während Lisbeth Verhuven,
ein wenig Röte unterhalb der Augen, die Violine wegpackt. —
Nun sitzt man wieder um den runden Tisch, der vom milden Lichte der
elektrischen Hängelampe leuchtet, nippt am Tee und raucht.
Der Gesandte spricht mit Stefan Wendelin über das National»Denkmal des
alten Königs, mit dem der Bildhauer aus der Konkurrenz einer großen Hansastadt
als Sieger hervorgegangen ist. Er beschreibt es, und Frau von Vopelius bemerkt,
sie habe die Photographie des Entwurfes in einem illustrierten Journale gesehen.
Inge sitzt an der Seite der Gräfin und erzählt von dem Häusel in der
Ramsau, wo sie mit ihrem Manne den Sommer verlebt hat.
Dann fällt das Gespräch wieder auf den Ball des Hilfsvereins und Inge
bekräftigt die Zusage ihres Gatten. Exzellenz Baron Reitzenstein hört mit auf»
merksam schweigendem Lächeln zu, indem seine knochigen Hände mit dem Einglas
spielen.

Florizel ist wieder in die Netze des dicken Dramatikers geraten, der von
seinem neuen Stück in Verbindung mit den Prager Theaterverhältnissen spricht.
Barlösius vergnügt sich daran, zu beobachten, wie er hin und wieder einen erfolg»
losen Versuch macht, aus den Klauen seines Peinigers zu entkommen. Er windet
sich gleich einem Aal im Netz, möchte durch diese oder jene Masche entschlüpfen,
vergebens. Endlich ergibt er sich resigniert in sein Schicksal, aber seine Miene
scheint zu besagen: „Nächsten Donnerstag setze ich mich auf die andere Seite —!"
Dies beobachtet Barlösius, während er sich mit Lisbeth Verhuven unterhält.
„Bleiben Sie lange in München?" fragt er.
„Diesen Winter über, oder doch sicher bis zur Weihnacht."
„Sie werden hier konzertieren?"
„Zwei, drei Konzerte sind beabsichtigt . . . Inzwischen muß ich aber ein»
mal nach Amsterdam, zusammen mit Monsieur Labassindre von der Pariser
Großen Oper."
„Nicht wahr," sagt Barlösius, „Sie besuchen uns einmal, meine Frau und
mich? Es wäre hübsch . . . Kommen Sie Montag, zum Tee. Da sind wir
unter uns. Nur Herr Florizel wird da sein und Katarina .. . Katarina Palmiö",
erklärte er, „eine alte Freundin von mir, Schicksalsgenossin möchte ich sagen,
mit der ich aufs engste verbunden war, als ich zum ersten Male in München
lebte, — vor meiner Berliner Zeit.
Also, Sie kommen?" fragt er und sieht sie an.
Sie verspricht zu kommen, und dann erlöst Barlösius den kleinen Florizel
aus seiner bedrängten Lage, indem er sagt:
„Florizel, wir erwarten Sie Montag um die gewohnte Stunde — und
bringen Sie Ihre Stimme mit: Sie haben uns ein böhmisches Volkslied ver»
sprechen . . . wissen Sie noch?"
„Ihre Gattin hat mich schon vorhin daran erinnert. Ich schicke morgen die
Noten, sie will mich begleiten."
Der dicke Dramatiker fragt Florizel, ob er nicht kegle?, und er übersieht,
daß dieser sich dabei auf eine eigentümliche Art schüttelt:
„Sonst würden wir uns freuen, Sie einmal auf unserer Kegelbahn zu
begrüßen, alle Freitag, nachts, um neun Uhr fangen wir an . . . Wollen Sie
uns nicht auch einmal das Vergnügen machen?" fragt er zu Barlösius hinüber.
Der erwiderte mit verschlossenem Gesicht:
„Danke sehr, Herr Doktor. Ich bin meiner Arbeit ein sehr hygienisches
Leben schuldig."
„Sind Sie kränklich?" fragt Lisbeth Verhuven leise, so, daß die anderen
es nicht hören können.
„Nun, nicht gerade kränklich, Gott sei Dank. Aber doch ein bißchen anfällig
und schnell abgenutzt, wie alle geistigen Menschen in unserer Spätlingsepoche.
Wir haben nicht mehr die urwüchsige Kraft. Was wir hervorbringen, ist

irgendwie aus einem „Trotz alledem" entstanden. . . . Sankt Paulus ist mein Mann, ich fühle mich ihm verwandt, Blut von seinem Blut . . ."
„Ja," sagt die Virtuosin, „mit dem „Trotz alledem" da haben Sie recht, ich weiß es von mir selber . . . ."
Und sie will noch weiter sprechen, als Exzellenz Baron Reitzenstein aufsteht und sich von der Gräfin verabschiedet.
Auch Inge nickt ihrem Mann zu: sie denkt daran, daß sie Billets für das Schauspiel haben.
Alle stehen auf. Durcheinander. Abschiednehmen. „Auf Wiedersehen!"
„Also Montag, — nicht wahr?" Lisberh Verhuven nickt: „Montag." —
„Adieu, Gräfin", „Adieu, Herr Graf." — „Exzellenz, auf Wiedersehn." —
„Revoir, Florizel." — „Vergessen Sie nichr die Noten, Herr Florizel!" „Bewahre, gnädige Frau."
Der Diener rafft die Samtportiere beiseite, indem er sich verneigt.
Graf und Gräfin gehen lächelnd bis zur Türe mit.
, 5 «
„Ein Landhaus . . . ." sagte Barlösius.
„Ja, ein richtiges Landhaus . . ."
Inge saß neben ihm auf der Lehne des Sessels und hatte den linken Arm nm seinen Hals gelegt. In der Hand hielt sie einen Brief, der mit ihres Vaters kleiner, schneller Schrift bedeckt war.
„Den Platz und alles will er uns schenken — das ganze Haus . . . Der Wannsee ist so schön im Sommer."
Barlösius küßte ihre Linke, die weiß, schmal und schmucklos über seine Schulter hing.
„Was du für einen guten Vater hast, Inge", sagte er.
„Ja, er ist gut. . . Und selbst soll ich es mir bauen — Ruest wird alles so ausführen, wie ich es haben will . . . ."
„Ruest? Der Architekt?"
„Der auch unser Haus in der Kaulbachstraße gebaut hat . .
„Das Haus, wo ich damals vor dir auf den Knien lag ..."
„Du," sagte sie, und küßte ihn. —
Es war an Inges Geburtstag. Mit der Morgenpost war die Gratulation des Kommerzienrats gekommen, und Inge hatte hell aufgejubelt, als sie den langen Brief gelesen.
„Kein Geschenk," schrieb ihr Vater, „trifft von mir ein, kein Kistchen, das Dir ein Andenken brächte. Ich habe lange überlegt, was ich Dir senden konnte, aber ich habe nichts gefunden. Mein Liebling sitzt ja in Wohnlichkeit unV Behagen, nichts fehlt ihm, ich kann nichts zu seinem Glücke tun.
Aber nun höre den Einfall, auf den ich kam. Ihr habt Eure hübsche

Wohnung in München und das kleine Häusel in der Ramsau (ich weiß nicht,
ob Ihr diesen Sommer wieder hingehen oder reisen werdet). Aber das liegt alles
weit von Berlin entfernt, und für einen alternden Mann, wie mich, ist die lange
Reise doch schon etwas beschwerlich. Es ist seit langem mein Wunsch, Euch
einige Zeit im Jahre in meiner Nähe zu haben, sodaß ich mein Tochterchen öfters
sehen kann, — denn mein Haus ist einsam geworden, als Du fortgegangen bist —.
Du weißt, daß ich, aus der Erbschaft Deiner Mutter, am Kleinen Wannsee
ein Stück Land besitze — als Kind warst Du mit uns draußen und hast dort Dich
mit den „Pustblumen" belustigt, weißt Du noch? — Es ist mein Wunsch, daß
Ihr Euch dort ein Landhaus bauen laßt, Du und Dein Mann, ein Landhaus, das
Ruest ganz nach Deinen eigenen Angaben ausführen wird. Es ist ein alter Lieb»
lingsplan von mir, dort selbst ein Häuschen zu besitzen; ich war schon einmal
nahe daran ihn auszuführen, da starb Deine Mutter und es unterblieb. Heute,
zu Deinem dreiundzwanzigsten Geburtstage, schenke ich Dir das Haus mit allem,
was dazu gehört, — freust Du Dich ein bißchen?" —
So schrieb der Kommerzienrat, — dies war sein Geschenk.
„Der liebe Wannsee", sagte Inge und blickte versonnen zum Fenster hinaus,
als sähe sie ferne — ganz ferne — ihre frühe Jugend.
„Die Pustblumen," sagte sie, „ja, das war hübsch. Wenn man sie abpustet,
muß man sich etwas wünschen, und wenn kein Federchen dran hängen bleibt,
dann geht es in Erfüllung. Wie oft habe ich mir da etwas gewünscht . . .!"
„Und was, — was hast Du Dir gewünscht, kleine Inge?"
„Ich weiß nicht," sagte sie und blickte wie im Traum: „das Glück . . ."
„Und blieb kein Federchen dran hängen?"
Sie sah ihm lächelnd ins Gesicht.
„Du," sagte sie: „Heinrich." —
Da zog er sie zu sich nieder auf den Schoß und sie lächelten sich lange an,
wie Kinder tun. —
Mittags kam Besuch — die Gräfin Leslie eröffnete den Reigen. Lisbeth
Verhuven kam, Stefan Wendelin stellte sich ein — man saß zusammen und nippte
an Weinkelchen.
Barlösius war heute aufgeräumt. Jedem erzählte er, daß seine Frau ein
splendides — ein geradezu superbes Geschenk bekommen habe, ein ganzes Land»
haus mit Zubehör am Wannsee.
„Wannsee", fragte Lisbeth Verhuven: „Ist das nicht bei Berlin?"
„Ja, Sie Ausländerin!" rief er lachend: „In Deutschland!"
Gräfin Leslie war in Wannsee gewesen. Sie erzählte, daß sie dem K. I. C.
einmal, von Berlin aus, einen Besuch abgestattet hatten, auf Einladung eines
Herrn von Ledebour aus dem Reichsmarineamt in Berlin. Damals war eine
Segelpartie auf dem Großen Wannsee veranstaltet worden, und dann ein Abend»
essen im „Schwedischen Pavillon".

„Ja, aber unser Haus liegt am Kleinen Wannsee", sagte Barlösius.
Den kannte die Gräfin nicht.
„Sind Sie eigentlich geborener Berliner?" wandte sich Barlösius plötzlich
an Stefan Wendelin, der steif daneben gesessen hatte. Gerade diese steife und
zeremonielle Haltung — die er mit Vorliebe annahm, wenn er sich in Kreisen
befand, welche über der Sphäre seiner Geburt standen, — gerade sie hatte Bar»
lösius belustigt, und er vergnügte sich daran, daß seine unmittelbare Frage den
Bildhauer erschreckte.
„Gott bewahre mich davor", sagte Wendelin mit reserviertem Lächeln und
spreizte seine Hände auf den Knien:
„Berlin ist fürchterlich . . . Berlin ist der Tod für alle Kunst. Man
wird dort zum künstlerischen Großindustriellen . . ."
„Na, ich habe nichts davon gemerkt", lachte Barlösius schallend: „Was
ich in Berlin verdiente, war zum Leben zu wenig und zum Sterben zuviel."
Inge sagte, und sie saß tief im Sessel, ein langstieliges Glas in der Hand:
„Gott sei Dank, daß wir immer nur ein paar Wochen da sein werden . . .
Sonst würden wir verhungern müssen . . ."
Alles lachte, und Stefan Wendelin meinte: die Qualität des Weines lasse
nicht gerade auf Armut und Dürftigkeit schließen . . .
„Nein, Gottlob, wir leben in ziemlich geordneten Verhältnissen", lachte
Barlösius und schenkte dem Bildhauer von neuem ein. —
Zum Essen war nur Katarina geladen. Klein und fraulich»zart kam sie und
brachte ihre Glückwünsche dar.
„Sie liebe Frau", sagte sie, und hielt Inges Hände in den ihren.
Barlösius erzählte, als sie bei Tische saßen, auch ihr von dem Landhaus am
Wannsee, und sie klatschte in die Hände:
„Wie mich das für Sie freut", sagte sie und hob das Glas:
„Das Glück meint es gut mit Ihnen, Heiner" — und sie nickte ihm über
den Tisch zu.
„Ja, Katarina, ja, Freundin, das ist ein wahres Wort. Nicht, Inge? Das
Glück meint es gut mit uns beiden. — Über Verdienst gut", setzte er leiser hinzu,
und ihre drei Gläser grüßten sich im Klange.
Am Abend fuhren sie in die Oper — das war Inges Wunsch — wo
„Königskinder" gegeben wurden.
Nie, so glaubte Barlösius, empfand er das Glück seines Besitzes so groß, so
sicher, wie beim Anblick dieser beiden schönen, armen Königskinder, die aus ihrem
Glück vertrieben werden und durch kalte Winternacht irren müssen. Rein und
klar und voll starker Zuversicht löste sich aus diesem Meer leidensvoller Klänge
das Wort: „Der Tod kann nicht kommen — ich liebe dich!"
, « »

„Sie leben in München?" Fräulein Jonasson lachte, wie sie früher immer gelacht hatte, und in ihren fieberkranken Augen war Glanz: „Und — Ihre Frau Gemahlin?"
„Liebe," sagte Barlösius: „Du kennst Fräulein Jonasson, glaube ich?"
„Ja doch, von Venedig her." Inge reichte der Sängerin die Hand.
„Und Sie? Immer auf Reisen, immer auf Tourneen?"
„Man muß eben", sagte Fräulein Jonasson, und ihre Augen blickten trübe.
„Einmal übrigens," fuhr sie frischer fort, „bin ich mit Ihnen zusammen» getroffen, Herr Barlösius. Irgendwo da oben, — Sie lasen vor, und ich sang an dem Abend."
„Ja," sagte er, „sehen Sie, wir haben das gleiche Los . . ."
„Ach Sie! — Aber des Geldes wegen zu reisen und um den Erfolg kämpfen zu mussen, das ist schwer . . ."
„Ja, das muß ich nun nicht — und ich tue es doch." Aber sie mißverstand ihn, und auch Inge mißverstand ihn. —
„Kommen Sie mit uns in die Bar, auf ein Stündchen", sagte er: „Man kann einen so verlorenen Theaterabend doch nicht anders beschließen es würde einen ja die Nacht durch peinigen, meinen Sie nicht auch?"
„Das Stück ist sehr schlecht", sagte Inge, während sie schon die Auffahrt zum Theater hinunterstiegen. Sie war in einen wundervollen, silbergrauen Theater» mantel gehüllt, aus dessen schwanverbrämtem Kragen ihr verschleiertes Köpfchen wie aus einem Blütenkelche hervorwuchs. Ihr Mann trug Frack und Zylinder.
Sie nahmen Fräulein Jonasson in die Mitte und schlugen den Weg nach der Stadt ein. Die Herbstnacht war blau; allmählich zerstreute sich der Schmarm der Schauspielhausbesucher, und nur hin und wieder gingen unter den Gas» laternen ein paar Menschen mit unsicher beleuchteten Gesichtern.
Barlösius dachte, während sie dahinwandelten, zurück; er dachte an jene Zeit, da er Fräulein Jonasson zum ersten Male gesprochen — dies seltsame Geschöpf mit den fieberkranken Augen —; und dann dachte er an jenen Frühlingsabend, an dem er sie, auf einer glänzenden Soiree beim deutschen Konsul in Venedig, wiedergesehen . . . jenen Abend, an dem sie das elsker «Zig" gesungen hatte. . .
„,^ess elsker Si^", dachte er: „was für eine Macht diese drei armen Worte haben! Ein ganzes Leben können sie umgestalten!" — Und lächelnd sah er zum Sternenhimmel auf, in dessen dunklem Samt ein tausendfaches Geschmeide glühte. Hinter Fräulein Jonassons Rücken faßte er nach Inges Hand und drückte sie schnell voll verstohlener Zärtlichkeit.
Die Bar war im Souterrain gelegen, man stieg eine Wendeltreppe hinunter. Der Rauch parfümierter Zigaretten quoll ihnen entgegen, ein Kellner kam und geleitete sie in eine freie Nische.

„Lousair, Sergius!", sagte Barlösius und klopfte einem dunklen Herrn auf
die Schulter, der ganz allein am Tische irgendwo saß und in seinen Soda-Whisky
starrte. „Was machst du hier?"
„Ja, schau, Barlösius, iuov euer!", rief der Angeredete aus und riß die
Augen auf: „(Zomiueut vs-t-il? Hu'est-ee que tu Lais ä Uuuicd?"
,,ll'^ suis ruarie'."
,Msri6? — O'est rigol». Douo, tu es lusriö. Ahaha." Er lachte mit
seiner rauhen Stimme und strich den schwarzen Hängeschnurrbart, und seine
blanken Augen funkelten. Er zog einen Stuhl heran:
„^.ssieas-toi, coquin. R»ooute-moi. ?u es lnsr!6. lZ'est tres, tres,
trös M gs, ue trouves-tu pas? — Kellner!" rief er schallend.
„Aber ich bin nicht allein, Sergius. Willst du dich nicht zu uns setzen?
Meine Frau ist mit mir und eine dänische Sängerin ... wir sitzen dort in der
Nische, siehst du . . ."
„(Zoivrue tu es ölegaut", murmelte der Russe und zerdrückte seine Zigarette.
Dann erhob er sich:
„üo bleu, allous. >se suis tres ourieux <ie counsitre ta kemiue . .
Sergius Pobdonoszeff wurde vorgestellt: „Ein alter, lieber Kamerad aus
meinen prähistorischen Zeiten", so sagte Barlösius: „Welch ein Zufall, dich hier
wiederzufinden!"
Man saß um den Tisch bei einem Cham»agne»Cobbler. Sergius Pobdo-
noszeff redete; er erzählte von seinem umgetriebenen Leben, dessen Wogen ihn
bald nach Madrid, bald nach Paris und London verschlagen hätten, er redete
mit seiner rauhen Stimme auf Französisch, — und während er redete, ließ er kein
Auge von Inge.
Inge saß still in ihre Ecke geschmiegt und warf nur dann und wann einmal
ein Wort dazwischen. Sie betrachtete mit einem gelinden Widerwillen das bleiche
Gesicht des Russen, dem ein starker Bartwuchs etwas Unsauberes gab, seinen
wirren, schlecht verschnittenen Schnurrbart und den leidenschaftlichen Blick seiner
großen Augen, die aus dem Kopfe hervorzuquellen schienen. Und sie drückte sich
noch tiefer in die Ecke. —
Fräulein Jonasson verstand nicht alles, obwohl auch sie öfter in Paris
gewesen war; sie saß still und gab sich den Anschein einer aufmerksam Lauschenden,
während sie mit ihren fieberkranken Augen jede Bewegung von Barlösius
verfolgte.
„Saute', Sergius!", sagte Barlösius und hob sein Glas, um durch den dünnen
Strohhalm das kalte Getränk zu saugen.
Sergius Pobdonoszeff fragte nach seinen Erlebnissen. Zehn Jahre war es
ja wohl her, seit sie sich zum letzten Male gesehen, wie? In Berlin, was?

Und dann machte er Inge ein Kompliment, über das sie lachte, — ein sonder» bares Lachen, kühl, abweisend, ein wenig verächtlich, wie Barlösius es noch nie an ihr bemerkt zu haben glaubte.
Er fühlte, daß auch Sergius dieses Lachen befremdete, und schnell fragte er: ob er allein hier sei?
„^'attevös ^lur?a Iljisodua."
Es stellte sich heraus, daß Marys Jljischna eine russische Studentin war, gleich ihm Mitglied des revolutionären Komitees, und daß sie, sobald als möglich, gemeinsam nach Petersburg reisen wollten.
„II ? kura Se granSes attuires, lä Kaut", sagte der Russe mit geheimnis» voller Miene.
Man sprach von Petersburg und dem Newski-Prospekt und davon, daß dort alle Straßen mit Holz gepflastert seien. Barlösius erklärte, er möchte gern einmal dorthin, Rußland reize ihn sehr, das heilige Rußland .... Fräulein Jonasson sagte, sie habe Verwandte in Petersburg, die wohnten gegenüber der Moika» Brücke ....
Inge sprach nichts. Hatte sie gemerkt, daß Barlösius vorhin für sie ein» getreten war? Verstimmt lehnte sie in der Ecke. — Kellner liefen hin und her, alle Tische waren besetzt, die Ventilatoren surrten. Irgendwo in der Ferne knallten Pfropfen in das Stimmengewirr. Mitternacht mochte vorüber sein. Plötzlich sagte Inge: sie sei müde, sie wollten gehen.
Barlösius sah sie an. Er las in ihren Augen, daß sie unzufrieden war, und obwohl er den Grund nicht kannte, willfahrte er ihr und rief den Kellner. Er legte ihr den schwanverbrämten Mantel um die Schultern und sie stiegen die kleine Wendeltreppe hinauf.
„Schade," sagte Barlösius, als sie draußen waren: „daß ich dich nur so flüchtig gesehen habe, Sergius. Man hat doch so mancherlei miteinander erlebt, wovon man gerne plauderte. — Wollen Sie morgen bei uns zu Mittag essen?" wandte er sich an Fräulein Jonasson und den Russen: „Wenn es dir recht ist, Inge?"
Inge nickte nur mit dem Köpfchen, sie sprach nichts. Aber Fräulein Jonasson sagte: „Danke, Meister, ich muß weiter — mein Zug geht um elf Uhr — ich habe ein Konzert in Wien bei der Fürstin Lichnowsk» . . ."
„Schade, Fräulein Jonasson, viel Glück zur Fahrt! — Aber du, Sergius, dich erwarten wir?"
„Nsis oni, man cder — z'eii suis cdärill6, nisgame . .
„?as S'quoi", sagte Inge, und dann wandte sie sich an ihren Mann: „Wir wollen ein Auto nehmen, Heinrich, es ist spät und ich bin ermüdet."
Barlösius lud die beiden ein, mitzufahren, aber Sergius lehnte ab und ging zu Fuß die Marimilianstraße hinauf. Sie brachten Fräulein Jonasson vor ihr Hotel und nahmen kurzen Abschied.

Als sie die Ludwigstraße entlang fuhren, sagte Inge:
„Sonderbare Freundschaften hast du."
„Gefällt er dir nicht, der Sergius?"
„Nein, nein" — sie lachte kurz — wieder das Lachen von vorhin, das kühl, abweisend und verächtlich war.
„Wir haben viel erlebt, zusammen", sagte er nachdenklich und ernst.
„Ja, damals. Aber du weißt, daß ich deine „prähistorischen Zeiten", wie du es nennst, nicht liebe. Ich hasse die Freibeuterei, ich bin für Würde."
Barlösius schwieg lange. Sie rollten lautlos an der Bibliothek vorbei, an der Universität, der Schatten des Siegestores verdunkelte für eine Sekunde ihre Züge.
„Sergius ist weniger Freibeuter als ich", sagte er dann. „Er wurzelt in der Liebe zu seiner Heimat ... Du weißt nicht, wie er seine Heimat liebt . . ."
„Und du?"
„Wir geistigen Nihilisten haben kein Vaterland . . . Wir sind Entwurzelte."
Plötzlich, als er ein Lächeln auf ihrem Antlitz wahrnahm, fühlte er, daß sie ihm fremd und fern war.
„Dann ist es dir also nicht recht, daß ich ihn zum Essen eingeladen habe? Ich kann es rückgängig machen . . ."
„Nein, nein, laß nur — warum denn . . ."
Sie kamen an. Das Auto bremste. Diem eilte herbei und riß den Schlag auf. Barlösius half Inge hinaus und schritt neben ihr über die teppichbelegten Stufen des Vestibüls, während draußen die Limousine davonbrauste.
(Fortsetzung folgt.)

Philosophische Rundschau.

Von Dr. Walter Meckauer.

Der Streit um Bergson.

Vor etwa Jahresfrist erschien im Verlag von Friedrich Huth, Charlotten» burg, die Broschüre eines Philologen („Plagiator Bergson" von H. Bönke, 1915), der in fleißiger Gegen» überstellung von Zitaten Bergson des Gedankenraubes an Schopenhauer beschuldigte. Seitdem ist der Makel des Plagiats an Bergson haften geblieben. Schon vorher hatte Jll^s Antal im Schopenhauer»Jahrbuch (Kiel 1914) die Abhängigkeit Bergsons von Schoren» hauer nachgewiesen. Andre haben zur gleichen Zeit Fichte (Karl Storck im „Türmer" 1914, p. 163), Hegel (Mo» rit z Kronenberg im „Literarischen Echo" 1914, p. 877), Schelling, sowie die Philosophie der deutschen Romantik überhaupt (Arthur Bonusim „März" 1914, p. 313; O. Kiefer ebenda, p. 746) als den Hauptquell der Berg» son'schen Evolutions- und Erlebnismeta» physik bezeichnet. Diesen Untergrund des Dergsonschen Philosophierens suchte bereits Siegfried Marck in einer Ar» beit darzulegen, die ein Jahr vor dem Kriege in „Nord und Süd" erschien*). Das geschah damals aus rein sachlichem Interesse, in völlig unpolemischer Ab» sicht. Nun aber hat sich die Lage geändert. Während vor dem Kriege die öffentliche Meinung, man könnte mit Florian sagen: die „öffentliche Mode" (M. Florian: Der Begriff der Zeit bei Henri Bergson, Greifswald 1914), von vornherein eine starke Vor» eingenommenheit für Bergson zeigte, ist sie jetzt in gleichem Maße voreingenommen gegen Bergson. Diese anti» bergsonistische Bewegung hat ihre Be» rechtigung und ihren Grund. Und niemand kann das deutsche Schrifttum einer Ungerechtigkeit zeihen, wenn Zeitungen und Zeitschriften gegen die wissenschaftlich sein sollenden, aber im Grunde albernen und böswilligen Anschuldigungen Bergsons protestieren. Bergson beschuldigt Deutschland des ;,Znnismus" und erklärt es als eine Pflicht der Psychologie, darauf hinzuweisen, „daß in der Brutalität und im Zynismus

*) Siegfried Marck: Die Philosoph» Henri Bergsons, Nord und Süd 1S13. Maiheft, p. 201 ff.

Deutschlands, sowie in seiner Gering-
schätzung jeder Gerechtigkeit und Wahr-
heit eine RückkehrzumWilden»
tum liegt". Dieser Zynismus ist nach
Bergson die wahre Barbarei; denn sie
ist, wie er sagt, eine intellektuelle, wäh-
rend die Naturbarbarei wenigstens den
Vorzug der Instinkthaftigkeit hat. Die
Entrüstung über diesen mehr dem subjek»
tiven Zweck, als der objektiven Wahrheit
entsprechenden Vorwurf hat sich in einer
großen Anzahl deutscher Blätter Luft
gemacht, so u. a. im „Türmer" („Berg»
sons Rückkehr zum Wildentum", 1914,
p. 107 ff., „An Romain Rolland, Mae»
terlinck, Bergson, Shaw und Genossen",
1914, p. 162 ff.), im „März" („Berg-
son muß es wissen!", 1914, ?. 312 ff.),
in „Westermanns Monatsheften"
(„Bergson", 1915, p. 795 ff.), in der
„Internationalen Monatsschrift für
Wissenschaft, Kunst und Technik"
(„Bergson und der deutsche Zynismus",
1915, p. 198 ff.), in der „Ähre"
(„Bergsons Welterfolg", 1914/5, H,
19—20), um nur einige Aufsätze der
zahlreichen Abwehrliteratur aufzuzäh-
len. Der Plagiatorenstreit ist dabei
von Bergson auf andere Gebiete überge»
sprungen, ist von der Philosophie auf
die allgemeine Wissenschaft, von der
Wissenschaft auf die Kunst übertragen
worden und verliert sich zurzeit in klein-
lichen Plänkeleien und Nadelstichen. So
konnte man vor kurzem erst wieder lesen
daß die französischen Theater deutsche
Melodien stehlen, und umgekehrt wies
ein findiger Pariser nach, daß Beethoven
ein Belgier gewesen ist und Karl Mana
von Weber ein Plagiator altprovensa-
lischer Volkslieder.

Mit wissenschaftlicher Forschung und
Objektivität hat das nichts mehr zu tun.
Es sollte unter der Würde der Wissen-
schaft, insbesondere der Philosophie sein,
sich in derartige Fragen überhaupt ein-
zumischen. Die subjektive Befangenheit
des Franzosen ist ja allbekannt; sie hängt
mit seinem effeminierten Charakter zu-
sammen. Sie kann man nur bedauern,
wie Karl Storck sagt, und belächeln.
Aber die deutsche Philosophie sollte sich
doch durchaus von nur rein sachlichen
Motiven leiten lassen! Die subjektive
Verengung des geistigen Horizonts, die
Beurteilung nach Absichten, nicht nach
Einsichten — das können wir kalten
Bluts den Franzosen überlassen. Allzu
großer Eifer schadet hier nur! Eine reine

Vernunftwissenschaft, die sich durch irgendwelche Ereignisse der historisch»empirischen Weltentwicklung aus ihrem inneren Gleichgewicht bringen läßt, gibt sich selbst auf. Und aus diesem Grunde scheint mir auch das Buch gegen Bergson von Baron Ca» v. Brockdorff in Kiel („D ie Wahrheit über Bergson", Berlin 1916), so geistreich es in vielen Einzelheiten ist, nichts weniger als zweckentsprechend. Die Absicht, Bergson gedanklich zu überwinden und abzuweisen, ist an sich zweifellos sehr begrüßenswert, — sie kann in gewissem Sinne zugleich philosophisch und national sein. Aber den Krieg als Hauptargument gegen eine Weltanschauung anrufen und sich im übrigen auf ironische Redensarten, wie: „das Wesentliche hatBergson nicht begriffen", oder „die Rückzugstechnik ist immer eine Stärke der Franzosen gewesen", beschränken, da, wo eine gründliche Widerlegung des Gegners erwartet wird, — das ist kein Dienst für die Philosophie und deshalb auch nicht für die nationale Sache, da deutsch sein objektiv sein heißt.

Es heißt, einen genialen Geist, wie den verstorbenen Geheimrat Windelband, aufs ärgste brüskieren, wenn man Bergson einen plumpen, verständnislosen Nachahmer Schopenhauers nennt. Wäre Bergson der ungeschickte Plagiator, der das vorgefundene Gedankengut sich nicht nur aneignet, sondern es sogar noch verschlechtert und verdreht (Brockdorff, a. a. O., p. 8), dann hätten sich Männer wie Win-

delband, Ricker t, Natorp einer unbegreiflichen Sachunkenntnis schuldig gemacht. Denn sie alle setzen sich mit Bergson als einem ernsthaften Vertreter ihnen verwandter Philosophietendenzen auseinander. Und GeorgSimmel, der Verfasser der intuitiven Vorlesungen über Kant, bricht angesichts der Berg» sonschen Akademieworte in die beweg» liche Klage aus („Int. Monatsschr.", a. a. O., p. 197): „Und das ist ja gerade das Entsetzliche, daß nicht bloße „Philosophaster", sondern Männer von solch sublimer Geistigkeit Urteile die» ser Art über uns aussprechen. Von dem franzosischen Durchschnittspublikum, das von Deutschland nur weiß, was ihm seine Zeitungen erzählen, wird niemand etwas Besseres erwarten. Aber daß ein Bergson keine kritische Zurückhal» tung gegenüber der „Objektivität" die» ser Zeitungen übt, Bergson, der sich jahrzehntelang um deutsche Philosophie bemüht hat, ... das zeigt mit einem Schlage die mit alledem hoffnungslose Unfähigkeit des Franzosen, deutsches Wesen zu begreifen."

Die Einwände, die von Brockdorff gegen die Bergsonsche Philosophie er- hebt, sind unleugbare — aber sie sind keine „Enthüllungen", wie der für eine wissenschaftliche Arbeit etwas sensatio- nell zugestutzte Titel anzuzeigen scheint. Es ließe sich noch manches Gewichtigere und Tiefergehende gegen Bergson vor- bringen (vergl. z. B. die in ihrer Kürze bedeutende Kritik Wilhelm Mundts im Literarischen Zentralblatt, 1915, Nr. 46, p. 1131—37). Aber selbst wenn man Bergson einen „öolus" nachweisen würde, so könnte man ihn nicht des „Plagiats" überführen, da er ja von allen möglichen Seiten Gedanken, Bilder und Ausdrücke genommen hat. Ein vielseitiger Plagiator aber ist ein Eklektiker. Jedem Eklektiker je» doch muß man zum mindesten eineige - nes Maß zugestehen, nach dem er aus» wählt. Dieses eigene Maß besitzt nun Bergson zweifellos: es ist sein Grund» problem, der Gedanke der allmiterleben» den Intuition, die Sehnsucht nach dem intuitiven Über» menschen. Und in diesem Grund- gedanken ist er völlig selbständig — er schließt Schopenhauer und Nietzsche implicite in ihn ein, aber er denkt ihn in der spezifischen Steigerung unserer Zeit. Vieles ist schlecht, unehrlich, di»

lettantisch und aufgeblasen an Bergson — das mag das Französische an ihm sein! Aber etwas — und das ist das Philosophische an ihm! — ist groß in seinen wortteichen Büchern. Es ist das Echo aus der Zeit in die Zeit. Seine Erkenntnistheorie ist anfängerhaft, seine Psychologie veraltet, seine emphatischen Polemiken gegen den Naturalismus längst überholt — aber in der Tiefe be» gegnet er sich mit den Problemen der Zu» kunft. Die Allesheit des Erlebens, der „Monismus des Intuitionismus" (wie ein treffendes Wort von Rickert lautet), dieses alles Einzelne umarmende und umfassende Lebensgefühl des wieder zur inneren Einheit gelangenden heutigen Menschen, — des Genossen von tausend äußerlichen Techniken, Maschinen, Pro» dukten und Zivilisationserscheinungen — verknüpft ihn mit den gleichen Strö- mungen in unserer literarischen Schöp» fung. Schon von anderer Seite ist auf diesen Zusammenhang hingewiesen wor» den (G. Hübener: Husserl, Bergson, George, Bremen 1913). Das neue Schlagwort des „Äternismus", die Auf» lösung der nüchternen Außendinge in die vage Unbestimmtheit eines innerlich ge- schauten bunten, aber einheitlichen Er» lebnisflusses, wie ihn die neueste Lyrik am unmittelbarsten bietet, ist nichts Zu» fälliges oder Willkürliches. Daß hier Beziehungen vorhanden sind, die zu der Bergsonschen Problemstellung hinüber» spielen, darf nicht übersehen werden. In solchen Fragen aber kommt man nicht weiter, indem man, wie von Brockdorff, Behauptung gegen Behauptung stellt

und gerade über den Intuitionsbegriff den Nachdenkenden noch mehr im Unge» fähren läßt, als Bergson (vgl. p. 45). Bilder machen („erleuchtete Pfade", „klarer Sternenhimmel", „Segler") heißt auch in diesem Falle nichts anderes, als „mit Gedanken spielen".

Der Krieg hat die Kritik an Bergson gefordert. Der kritiklosen Anpreisung des Ausländers ist durch die poli» tischen Ereignisse ein Ende gemacht wor» den. Dieses ist nicht nur aus philoso» phischen, sondern auch aus patriotischen Gründen erfreulich! Was ist französische Mache, was ist Philosophie an Bergson? — diese Frage stellt die Kritik im Weltkriege schonungsloser als je. Nur systematisch wäre die Frage zu beantworten — darin stimme ich Herrn von Brockdorff vollkommen bei. Aber eine solche systematische Kritik ist bis heute noch nirgends geleistet worden. Die Bergsonschen „Anregungen" beste» ken fort und erheben weiter die Forde» rung der Kritik*). Das intuitive Pro» blem Bergsons ist noch lange nicht ge» löst. In ihm harren phänomenologische, denkpsychologische, sprachkritische und ästhetische Fragen des kommenden Analytikers.

Rundschau der Kriegs» literatur XV.

Von Dr. iur. Kurt Ed. Imberg.

Nicht tadeln und blind verurteilen, sondern verstehen und lernen, das ist der Zweck, den Felir Salomon mit seiner neuesten Schrift über England verfolgt. Unter dem Titel „Der briti» sche Imperialismus" (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig) gibt der Leip» ziger Historiker einen kurzen geschichtlichen Überblick über den Werdegang des britischen Reiches vom Mittelalter bis zur Gegenwart. In knappen, aber treffenden Ausführungen schildert Salo» mon die Entwicklung unseres größten und ernstesten Gegners und seinen Im» perialismus. Diesen teilt der Verfasser in vier Epochen: Der mittelalterliche Imperialismus in England, der bis zum 15. Jahrhundert reicht, scheiterte an der Übermacht der Idee eines nationalen Staatswesens, mit der er auf französi» schem Boden in Konflikt geriet. Er

*) Ein Versuch nach dicker Richtung soll meine Arbeit: „Der Intuitionismns und seine Elemente bei Henri Bergson. Eine kritische Untersuchung« sein, die soeben bei Felix Meiner in Leipzig erscheint.

wurde abgelöst vom merkantilistischen Imperialismus, dessen Blüte in das 18. Jahrhundert fallt, und der durch den Widerspruch des nationalen Selbstbe» stimmungsrechtes im Bereiche der eige- nen Kolonien zum Scheitern gebracht wurde. Dem merkantilistischen schloß sich im 19. Jahrhundert der Jmperia» lismus in der Blütezeit des Freihandels an. Diese Zeit bildet gleichsam nur eine Übergangsperiode zum modernen Im» perialismus, der zur Weltherrschaft strebte, und als dessen traurigste Folge der Weltkrieg anzusehen ist.

Die Salomon'sche Schrift schließt sich würdig den wenigen in den letzten Jahren erschienenen Büchern an, die „sine ira et «tuSio" die englischen Verhältnisse zu ergründen und zu wer» ten versuchen. Aus diesem Grunde kön» nen wir dem Buche die weiteste Verbrei- tung wünschen; denn es liegt keineswegs in unserem eigenen Intesse, alles beim Gegner blindlings zu verurteilen, wie es die Alliierten mit allem Deutschen seit Ausbruch des Krieges machen, son» dern unser eigenes Interesse erfordert es, daß wir unsere Feinde, ihre Absich» ten und ihre Politik zu verstehen suchen und als Folge dieses Verständnisses für die Zukunft lernen.

Dieser Zweck des besseren Kennen» lernens unserer Gegner liegt auch einer Sammlung von Aufsätzen zugrunde, die

Axel Ripke unter dem Titel „Der Koloß auf tönernen Füßen" in I. F. Lehmanns Verlag, München, herausgegeben hat. Außer zwei Aufsätzen des Herausgebers über „die moskowitische Staatsidee" und „Litauer und Weißrussen" enthält die Sammlung u. a. noch beachtenswerte Beiträge von Dietrich Schäfer, Paul Karge, Dmvtro Donzow, Neumann» Frohnau und Rudolf Eucken über Ruß- land und seine Bewohner.

Sehr lesenswerte und beherzigens- werte „Politische Betrachtungen eines Nichtpolitikers" hat L e o G o t t st e i n bei der Verlagsgesellschaft Otto Elsner in Berlin veröffentlicht. Wenn wir auch nicht allen Punkten der Gottstein» schen Ausführungen beistimmen können, auf die näher einzugehen leider an die» ser Stelle nicht möglich ist, so wollen wir doch nicht unterlassen, die Lektüre dieser Schrift aufs wärmste zu empfehlen. —

Im 10.Hefte der Sammlung „Welt» kultur und Weltpolitik" (Verlag F. Bruckmann in München), auf die wir in einer der nächsten Rundschauen aus- führlicher zurückkommen werden, schil» dert Prof. Dr. Johannes Haller „Bismarcks Friedensschlüsse". Knapp und klar sind in dieser Schrift aus dem weitschichtigen Material die Leitlinien herausgearbeitet, die Bismarck bei sei» nen Friedensschlüssen eingehalten hat, die Grundsätze, von denen sein Handeln bestimmt wurde. Auf Grund der Er» gebnisse seines Buches beantwortet Hal- le? die Frage, die wohl mancher heute aufwerfen dürfte: „Was täte Bis- marck nicht?" mit folgenden Worten: „Er würde sich nicht danach umsehen, was andere täten oder getan haben, er wüßte von allem Anfang, was er zu tun hätte. Bismarcks Friedensschlüsse sind gerade darum solche Meisterwerke, weil er sie selbst gemacht hat. Sie sind die seinen nicht nur, weil er sie unterschrie» Ken hat. Wissen, was man braucht, und wissen, was man will — das ist die große Lehre, die aus seinen Friedens» schlüssen wie aus allen seinen Taten spricht."

Im Reichsverlag Hermann Kalkoff (Berlin) hat Dr. Richard Bahr eine kleine anziehende Studie über „Ele» mens v. Delbrück" veröffentlicht. Das Schriftchen ist von gleichem Wert als historisch»psychologische Darstellung des Werdegangs eines bedeutenden Staats- mannes, wie als Skizze der Entwicklung

des Reichsamts des Innern und, in sei»
nem Bereich, der deutschen Sozialpoli»
tik unter den drei Staatssekretären der
letzten beiden Jahrzehnte.
«
Die Anfang dieses Jahres im Ver»
lag« von Lucas Gräfe u. Sillem (Ham-
burg) erschienene Schrift von Dr. Paul
Ehlers: „England, Antwerpen und
die englische Barriere", liegt bereits
jetzt in zweiter durchgesehener und ver»
mehrter Auflage vor. Es ist dies der
beste Beweis für die Güte der Schrift
und dafür, daß wir es nicht mit einer
der „Eintagsfliegen" zu tun haben, die
so zahlreich auf den Büchermarkt flie»
gen. Der Verfasser schildert hier, wie
die belgische Frage wesentlich durch das
Streben Englands entstanden ist, „die
Großmächte des Kontinents von dem
Zugang zu dem für sie geeignetsten Aus»
fallstor nach der Nordsee und dem eng»
lischen Kanal fernzuhalten", wobei der
seit der französischen Revolution wieder
stark aufblühende Scheldehafen Antwer-
pen eine wichtige Rolle spielte. Dieser
Politik Großbritanniens verdankt die
belgische Neutralität in ihren verschie-
denen Formen ihre Entstehung, die der
Verfasser als „ein Angstprodukt zweier
Parteien" bezeichnet, „die damals über
das belgische Problem es nicht zum all»
gemeinen Krieg kommen lassen wollten,
von denen die eine aber den angeblich
neutralen Staat nicht von seiner Da»
seinsbestimmung, als Barriere gegen
die andere zu dienen, entbinden wollte".
Ehlers vertritt in seinen Ausführungen

die Auffassung, daß „ein klarer Vertrag, durch den Rechte und Pflichten zwischen den Großmächten einerseits, Belgien andererseits, in bezug auf die Neutrali» tat festgesetzt worden wären", überhaupt nicht in unzweideutiger Form abgeschlos- sen sei.

Eine andere sehr interessante Arbeit über Belgien hat den bekannten Bonner Professor der Staatswissenschaften Dr. Hermann Schumacher zum Ver» fasser. Die bei Duncker u. Humblot in München erschienene Schrift, die „Ant» werpen" betitelt ist, schildert in ausge» zeichneter Weise die Weltstellung und die Bedeutung des großen Scheldehafens für das deutsche Wirtschaftsleben. Sie zeigt, wie Antwerpen im Gegensatz zu den großen Nordseehäfen Deutschlands und Hollands, dank seiner Verkehrslage und den Wetterverhältnissen einerseits und andererseits infolge seiner günstigen Landlage, „zum internationalsten Hafen Europas" und zum ersten großen An» laufhafen des europäischen Festlandes für alle vom Meere kommenden Schiffe geworden ist. Der Abhandlung hat der Verfasser eine ganze Reihe sehr wert- voller Anmerkungen beigegeben, in denen er zum Teil scharf gegen die von Professor Wiedenfeld bezüglich Antwer» pens gemachten Äußerungen auftritt.

In einer zweiten Schrift: „Meist» begünstigung und Zollunterscheidung", die der Verfasser im gleichen Verlage hat erscheinen lassen, und die bereits in zweiter Auflage vorliegt, stellt Schu» macher Betrachtungen an über eine Neu» gestaltung der deutschen Handelspolitik nach dem Kriege. Er warnt hier vor allem vor einem zu vollkommenen, alle Zollschranken beseitigenden wirtschaft» lichen Zusammenschluß der Zentral» mächte, wie er von vielen Politikern und Gelehrten gefordert wird, da zu tiefwurzelnde Interessengegensätze im vielgestaltigen Wirtschaftsleben der ver» Kündeten Zentralmächte vorhanden sind. Denn in diesem Falle könnte es leicht zu Unstimmigkeiten und Reibereien kommen, die für das Verhältnis der Verbündeten zueinander alles andere als zuträglich und wünschenswert sind. „Wenn man ... ein politisch»militäri» sches Bündnis mit einem handelspoliti- schen verkoppelt," führt Schumacher mit Recht aus, „trägt man in das freie Herrschaftsgebiet eines einheitlichen Willens die unabwendbaren Interessen»

gegensätze des Wirtschaftslebens hinein. Wie sie überall Erbitterung erzeugen, können sie dann auch auf einem ihnen an sich entrückten Gebiet zum gefähr» lichen Sprengstoff werden. So kann eine „tiefere Verankerung" des Bundes mittels des Zollwesens den Zusammen» schluß, statt stärken, lockern. ... Je loser die beiderseitige wirtschaftliche Verkettung ist, um so leichter kann das politisch»militärische Bündnis vor ihrem zersetzenden Einfluß sich schützen."

Gegen einen Teil der Ausführungen Schumachers wendet sich in einer neuen Schrift „Die deutsch-österreichisch»unga» rischen Handelsbeziehungen", die er im Verlage von Hapke in Göttingen ver» öffentlicht, der schon mehrfach in die Öffentlichkeit getretene ungarische Volkswirtschaftler G6za Lukacz.

Nach eingehenden Bettachtungen über die verschiedenen Theorien, die bisher für einen künftigen engeren wirtschaft» lichen Zusammenschluß der Mittelmächte aufgestellt sind, kommt Lukacz an Hand der Statistik, die in einem Anhange der Schrift beigegeben ist, zu dem Ergebnis einer Art bedingter Meistbegünstigung, indem er von den Merkmalen der charak» teristischen Präferenz ausgeht, diese jedoch dadurch modifiziert, daß er von vorn» herein, und noch ehe der konkrete Fall gegeben ist, grundsätzlich das Eintreten eines dritten Staates in den zunächst deutsch - österreichisch»ungarischen Wirt» schaftsbund offen läßt. „Dieser Bund würde durch den Eintritt des dritten Staates nur dem Umfange, nicht aber dem Wesen nach geändert."

Wir werden noch an anderer Stelle auf diese größtenteils interessanten Aus» führungen des Verfassers, denen wir allerdings nicht in allen Punkten zu» stimmen können, des Ausführlicheren zu» rückkommen.

Ein anderes ausgezeichnetes Werk, dessen genaues Studium nicht nur allen Nationalökonomen und Politikern, son- dern auch allen Kaufleuten und Indu» seriellen aufs wärmste empfohlen werden kann, ist das soeben im Verlage der Haude u. Spenerschen Buchhandlung Mar Paschke (Berlin) erschienene Buch „Gründungswesen und Finanzierung in Ungarn, Bulgarien und der Türkei" aus der Feder des Budapester Rechtsanwalts Dr. Hdön Makai. Der Verfasser hat sich mit Rücksicht auf die vielen wichtigen wirtschaftlichen Fragen, die uns Deutsche mit unseren Bundesgenos- sen verbinden, und die insbesondere nach Friedensschluß wieder in den Vorder» grund des Interesses rücken werden, zur Aufgabe gestellt, „gewisse wirtschaftliche und Rechtszustände der verbündeten Länder Ungarns, Bulgariens und der Türkei, zu erörtern", die vom Gesichts» punkte der zukünftigen wirtschaftlichen Beziehungen von Interesse sind. Das sehr sorgfältig gesammelte und geschickt verarbeitete Material ist in zwei Teile gegliedert. Im ersten Teil behandelt Makai die Gründung der Aktiengesell» schaften, die rechtliche Stellung der aus» ländischen Aktiengesellschaften und das Versicherungs-, Emissions» und Börsen» Wesen in den drei genannten Ländern, wobei sämtliche einschlägige Fragen im Lichte der geltenden Rechtsnormen in klarer Weise dargestellt werden. Der zweite Teil des Buches schildert an der Hand eines sehr reichlichen statistischen Materials die Wirtschaftsverhältnisse Ungarns, Bulgariens und der Türkei; er verfolgt den Zweck, „einen Behelf" darzustellen „für das Finanzkapital, welches an irgendeinem Produktions» zweige dieser Länder Interesse nimmt". Es ist sehr zu wünschen, daß diese wert» volle Schrift weiteste Verbreitung und Beachtung findet; sie dürfte geeignet sein, manches zur Klärung der zweifel» los schwierigen wirtschaftlichen Fragen beizutragen, die wir nach dem Kriege zu lösen haben werden. —

Von der von Prof. v. Mammen her» ausgegebenen „Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft" (Wissenschaftliche

Verlagsanstalt „Globus" in Dresden)
liegen wieder vier neue Hefte vor. Die
von Paul Sebastian veröffent»
lichte Schrift „Die Beziehungen zwischen
vegetarischer und Unter»Ernährung" ist
geeignet, manchen auf den richtigen Weg
der Erkenntnis zu leiten. Der Berfas»
ser sieht die wahre Sache der sogenann»
ten Unterernährung in der falschen, von
Jugend an gewohnten Vorstellung, daß
man den Körper gleichsam tüchtig ein-
heizen müsse. Dagegen ist nach Ansicht
des Verfassers der Bedarf der Zellen
maßgebend für die Ausnutzung der Nah»
rung. — In einer Studie über „Wei-
zen und andere Brotfrucht unter dem
Kriegseinfluß" bespricht Prof. J.»Ph.
Wagnerdie heute so akut gewordene
Brotfruchtfrage, im besonderen vom
Standpunkte der Weltweizenpreise, der
Weltweizenproduktion und des Welt»
weizenkonsums aus, jedoch unter weit-
gehender Berücksichtigung des Roggens,
der für Deutschland so hochwichtigen
Brotfrucht. Er gibt dabei wertvolle
Winke und Anweisungen zur Hebung
und Verbesserung des Weizenbaues im
besonderen und des Brotfruchtbaues im
allgemeinen. — Uber das vielbespro»
chene Thema: „Die Einheitsschule"
schreibt C u rt F r i tz s ch e im 21. Heft
der Bibliothek. Der Verfasser unter»
sucht die Triebfedern der Forderung
einer Einheitsschule und zeigt, wie we»
nig gegenständlich die Begründungen
sind, die für die Einheitsschule vorge»
bracht werden, nämlich, daß sie weder
sozial noch national, noch hinsichtlich
2,?0

der großen idealen Güter der Mensch-
heit auch nur entfernt den Ansprüchen
genügen kann, die man berechtigterweise
an eine wahrhafte Volksschule stellt. —
Im neuesten Heft „Amerika und
Deutschland während des Weltkrieges"
unternimmt es Ludwig Fulda, die
überraschende Parteilichkeit der Ver-
einigten Staaten zu Gunsten Englands
volkspsychologisch zu beleuchten und zu
erklären. Er gelangt zu dem Schluß,
daß die deutschfeindliche Politik der
Amerikaner ihrem eigenen wahren
Interesse zuwiderläuft und sich früher
oder später an ihnen rächen wird. —
Bei der Franckhschen Verlagshand»
lung in Stuttgart sind der 2. und 3.
Halbband der Schriftenreihe „Gegen
die Moskowiter" von Dr. Kurt
Floericke erschienen, die in anschau»
licher Darstellung „das Ringen um Ga-
lizien" und den Vormarsch „gegen Lodz
und Warschau" schildern. Auch Anton
Fendrich hat den 3. Halbband sei»
ner Sammlung „Gegen Frankreich und
Albion" veröffentlicht, der den Leser
auf den westlichen Kriegsschauplatz führt
und den Stellungskrieg bis zur Früh»
lingsschlacht (1915) in Flandern be»
handelt. Auch dieser Band zeichnet sich
wieder durch seine anregende und den
Leser mitreißende Darstellungsweise
aus. —
Ein bedeutsames zweibändiges Werk
über „Das Wesen der Geschlechtlichkeit"
veröffentlicht Grete Meisel-Heß
im Verlage Eugen Diederichs (Jena).
Die Verfasserin bemüht sich, auf mora»
lischem Gebiete sittliche Richtlinien von
bleibender Bedeutung zu geben, in das
Entwicklungs»Chaos des seruellen Le»
bens der letzten 20 Jahre vor dem Kriege
Klarheit und Ordnung zu bringen, und
insbesondere der innerlich in Verwir»
rung geratenen jungen Generation, auf
Grundlage objektiver Forschung, die
sittliche Orientierung zu geben, deren
sie bedarf.
Auch der bekannte Berliner Nerven-
arzt Prof. Dr. Albert Eulen»
burg hat ein neues Buch über „Mo»
ralität und Serualität" (A. Marcus u.
E. Webers Verlag in Bonn) erscheinen
lassen, in dem er sich die Aufgabe ge»
stellt hat, ein bisher meist vernachlässig»
tes Problem dem allgemeinen Verständ-
nisse näher zu bringen, nämlich das
Problem der zwischen den sittengesetz»
lichen und ethischen Anforderungen

einerseits, und den teils unabänderlichen Naturtrieben, teils den verwickelten kulturellen Bedingtheiten unterliegenden Verhältnissen des menschlichen Ge» schlechtslebens andererseits obwaltenden Wechselbeziehungen. —

Bei der Akademischen Verlagsgesell» schaft in Leipzig hat Prof. Dr. Wal - therJanellin Verbindung mit Dr. Walther von Hauff, Georg C. Kik und Dr. Otto Nothdurft Berichte und Vor» schlüge unter dem Titel „Kriegspädago» gik" herausgegeben, die eine kritische Übersicht über die wichtigsten pädagogi» schen Fragen der Kriegsliteratur bieten. Die nach Fächern geordnete Darstellung zeigt, welchen Einfluß der Krieg auf Erziehung und Unterricht ausübt, und wie die Leistungen der Kriegszeit nach dem Urteil der pädagogisch interessierten Zeitgenossen für die Zukunft sich ver- werten lassen. Den Schluß des Buches bildet ein Anhang, der vornehmlich pä» dagogisch interessante Äußerungen aus Frankreich und England enthält, sowie ein ausführliches nach Fächern geord» netes Verzeichnis der einschlägigen Lite» ratur. —

Mit einem der Pädagogik sehr nahe verwandten Thema beschäftigt sich ein Sammelwerk des „Deutschen Ausschus- ses für Erziehung und Unterricht": „Der Aufstieg der Begabten", das Peter Pe» tersen im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig veröffentlicht. Vertreter aller Schularten von der Volksschule bis zur Hochschule, Vertreter der Ver» waltung und des praktischen Lebens,

von Handwerk und Handel, Landwirt»
schaft und Industrie, Arzte und Juristen
haben sich zusammengefunden, um zur
Klärung der Frage beizutragen: „wie
erkennt man rechtzeitig, schon in den
Entwicklungsjahren, die eigentliche Be»
fähigung des Kindes und wie bildet
man es nunmehr für denjenigen Beruf
vor, für den es befähigt ist?" In dem
„Allgemeinen Teile" dieses lesenswerten
Buches wird nachgewiesen, wie sich die
Begabungen äußern und wie sie erkannt
werden, wie sie sich entwickeln und durch»
setzen, welche Mittel und Wege ihnen
das Leben, die Schule und die Wissen»
schaft bieten. Im „Besonderen Teile"
sollen Wege zur „Nationalen Schule"
gezeigt werden, d. h., wie der Heraus»
geber in der Einleitung ausführt, „zu
einer unserer deutschen Nation, ihrer
Geschichte und ihrem gegenwärtigen
Sein angemessenen Schule, durch die
das Eigenartige deutschen Wesens und
deutscher Kultur zur Selbstdarstellung
gelangt." —
Zum Schluß seien noch zwei Sam»
melwerke genannt, die allein schon des»
halb weiteste Beachtung verdienen, weil
sie aus Beiträgen von Männern der
verschiedensten politischen Richtungen,
Religionen und Berufsständen bestehen.
Als erstes Buch dieser Art — soviel uns
bekannt ist — hat der Direktor der Bi-
bliothek des Herrenhauses, Dr. Frie-
drich Thimme im Verlage von S.
Hirzel in Leipzig ein zweibändiges Werk
„Vom inneren Frieden des deutschen
Volkes" herausgegeben. Es ist dem
Herausgeber hoch anzurechnen, daß er
es so meisterhaft verstanden hat, alle
Parteien, Gruppen und Glaubensge»
meinschaften zur Mitarbeit heranzuzie»
hen, sie zu vereinen zu sachlicher Aus»
sprache über alle geistigen und wirt-
schaftlichen Fragen. Es ist natür-
lich im Rahmen dieser Besprechung
unmöglich, auf alle die einzel»
nen Beiträge, die größtenteils
als ganz vorzüglich zu bezeichnen
sind, besonders näher einzugehen. Nur
das eine, das allen diesen Aufsätzen ge»
meinsam ist, mag noch hervorgehoben
werden, was das Werk als Ganzes nur
noch wertvoller macht: Keiner sucht das
Heil in einer llbertünchung der Gegen»
sätze; jeder vertritt seine Weltanschau»
ung, seine Interessen, seine Pläne für
die Zukunft. Ein jeder von den nam-
haften und bekannten Mitarbeitern sucht

aber auch das Wesen und die Ziele der
anderen zu verstehen; er wird sich dessen
bewußt, was allen gemeinsam ist, und
strebt danach, dieses Bewußtsein von der
Zusammengehörigkeit aller Deutschen zu
verschärfen. Hoffen wir, daß der „in»
nere Frieden" und dieses gemeinsame
Zusammenarbeiten, das uns die harte
Notwendigkeit des Weltkrieges beschert
hat, auch nach Beendigung dieses Krie»
ges fortdauern mögen zum Wohle unse»
res Vaterlandes und unseres Volkes.
„I^ust not least" — möge niemand
an diesem fremdsprachigen Ausdruck An»
stoß nehmen! — sei noch ein ausgezeich-
netes Buch „Recht, Verwaltung und
Politik im Neuen Deutschland" kurz ge»
nannt, das von Dr. Alfred Bozi
und Dr. Hugo Heinemann im
Verlag von Ferdinand Enke in Stutt»
gart herausgegeben ist. Wir behalten
ims vor, auf dieses Sammelwerk, zu
dem Juristen und Verwaltungsbeamte,
Parlamentarier und Gelehrte Beiträge
geliefert haben, bei späterer Gelegenheit
noch zurückzukommen, wollen jedoch schon
hier nicht unterlassen, ihm einen großen
Leserkreis zu wünschen, den es Zweifel»
los verdient.

Literarische Rundschau.

Von Dr. Alfred Friedmann.

Mar Nordau. Menschen und
Menschliches von heute. (Verlag des
Vereins der Bücherfreunde.)

Skizzen » Glossen nennt der rühm» lich bekannte Verfasser der weitver» breiteten, in alle Sprachen übersetzten „Konventionellen Lügen", der „Para» doxe" usw. sein neuestes Sammelwerk. Eine Kritik ist heute kaum zulässig, diese für die oberstolze „Neue> Freie Presse", die „Vossische Zeitung" u. a. geschriebenen Aufsätze handeln, so weit sie nicht Ewiges berühren, kaum von Menschen von heute. Eher von vor-gestern. Die Zeit hat Siebenmeilen» stiefel an, und vieles, das uns gestern ans Herz und vorgestern an den Ver» stand ging, zwingt uns heute knapp ein mitleidig Lächeln ab. Nordau hat in Paris Jahrzehnte als hilfsbereiter, oft „unentgeltlicher" Armen» und Reichenarzt gelebt. Er hat immerzu über sein geliebtes Paris, dessen Sonnen» und Schattenseiten ge-schrieben, sowie Theodor Wolff, Paul Block, unparteiisch»deutsch. Zum Dank hat man ihn auf der Sommerfrische in der Bretagne von Weib und Kindern gerissen und, nach Irrfahrten, nach Madrid verbannt, von wo er nun — er will doch auch leben und ist kein Jüngling mehr — nach Berlin und Wien, etwas abseits vom Kriege, berichtet. Das ist kein Grund, sein Werk, wie bisher in Deutschland, totzuschweigen. Es ist ein echter Nordau, geistreich, be» lesen, erfinderisch, klug und oft — paradox.

Nordau schenkt uns 31 Essays, die keiner ohne Gewinn oder Genuß lesen wird. Man kennt seine Art des Vor» führens, der Polemik, und es ist gar nicht nötig, daß man immer einver» standen mit ihm ist. Wenn er z. B. gegen das Reisen wettert, so kann man nicht beistimmen. Klassiker haben be-hauptet, Reisen sei der höchste Genuß, und sind gereist. Zum Beispiel: Goethe nach Italien, Livingstone, Peters, schon Marco Polo. Selbst Nordau reiste: „vom Kreml zur Alhambra!" —

Wenn Nordau heute noch von Nestor Roqueplan und San Peladan spricht, so ist eben sein Buch noch bewohnt von Menschen von ehe-gestern. Seinen Aufsatz über unseren tapferen Kaiser wird er bei einer Neu» auflage revidieren. Recht hat er mit dem Kino. Von den heutigen Flieger» schlachten weiß er bei Beurteilung der Flüge noch nichts. Die Gondel in

Venedig ist längst durch Motorboote
verdrängt, überholt! Gondeln auf
Bildern Bellinis und Paris Bordones
sind mir nie aufgefallen. Dann hat er
wieder Recht: yui terre a, gusrre a!
Und: Das Schicksal ist heute die
Politik. Die Politik verdirbt nur den
Charakter, wenn sie eine verdorbene
Politik ist. Es fällt schwer, unter den
guten Aufsätzen den preiswürdigen zu
wählen. — Das neue Buch Nordaus
sollte auf keinem deutsch»österreichisch-un»
garisch»bulgarisch-türkischen Weihnachts»
tische fehlen. Dann könnte er die
zweite Auflage zeitgemäß revidieren!
(Es lebe das Fremdwort. Trotz Pro»
fessor Eduard Engel.)
ch « «
Paul Mahn. Der Kamerad.
(I. G. Cotta, Stuttgart.) I^ucus u
uon luceuSo. Der Autor war weiland
beliebter Rezensent der „Vossischen Zei»
tung", veröffentlichte Birgit Wiborg,
Guy de Maupassant, und Anderes
und zog sich nach einer glück»
lichen Heirat für eine Weile von Kol»
legen und Literatur zurück. Ließ hie
und da eine Romanschwalbe in die
Welt flattern, die aber, wie die Kol»
legin Taube auf Nvahs Arche, immer
ein Friedensblatt im Munde führte,
wenn sich auch die Sramatis personae
des Buches oft ebenso klug, wie weid-
lich zankten. Wir müssen Mahn auch
dankbar sein, wenn er es hier nicht
macht, wie so viele, die vor 1915 reich»
lich Lager hatten, und nun, um zu
räumen, eine Kriegs»Coda anhängten.
IS

Nein, das Wort Krieg kommt nicht
vor. Ist es nicht ein Labsal, da alle
Redakteure nur Krieg verlangen, ein
Buch zu finden, in dem sich — nur die
zwei Ehekameraden bekriegen? Gibt
man die Möglichkeit des ersten Ge»
schehens zu, so sieht man die Folge»
richtigkeit der Folge ein. Ein Maler
liebt Frau Randow. Sie lösen ihr
Verhältnis, der Maler erinnert sich, da
ihn jeder ans Heiraten mahnt, einer
verflossenen Jugendliebe, die er vor
zehn Jahren schmählich im pommerschen
Polkzow verlassen. Sie hatte aber
nicht gewartet, sondern geheiratet, war,
wir erfahren nicht, warum, davon ge-
laufen und geschieden! Sie heiraten!
Aber schon die ersten Verlobungs»
geplänkel sagen dem Leser: „Es ist nicht
wahr, daß, was sich liebt, sich neckt."
Die Flitterwochen sind eitel Glück in
Unteritalien, und wenn der Dichter hier
eignes Erlebnis gibt, ist er zu beneiden.
Sobald kommt er doch nicht wieder an
die Chiaija. Aber bald sehen wir, wie
in Dinah Samuel, in Adolphe, von
Benjamin Constant, Liebende Zwist
wie Horazens ewiges Liebespaar (Donec
ßratus eraip tibi) aufführen. Es ent»
steht doch ein Krieg der Geschlechter.
Nein, der Kampf eines Gottes gegen die
weibliche Dummheit! Es ist das alte
Lied, der Künstler bleibt unverstanden.
Einsam zieht er seine Dahn; sein Kön»
nen ist für das Weib albern, ihm Luft.
Sprüche, Enkel La Rochefoucault's und
La Bruyöres, würzen den Streit. Der
Maler findet seine zweite Rembrandt»
Manier und wird seine erste Frau los.
Das alles ist, bis auf einige derbe
Worte (bramsig, Mutz usw. und einige
echt Paul Mahnsche Wendungen), in
einem klaren und starken Stil erzählt,
und man muß es mit dem unterhalt-
samen Buche machen, wie jener
Meistertrinker mit dem Becher in
Rothenburg ob der Tauber es hielt —
in einem Zug ausleeren. Von den
Klugheiten nur ein Paar:
„Dumme Menschen sind furchtbar,
aber kluge, die Unabänderliches be-
schwatzen, verstimmen fast noch mehr."
„In dem Augenblick, da man An»
sprüche aufgibt, erhebt man welche."

Literarwissenschaftliche Rundschau.

Von Dr. M. Strauß»Worms.

Die Franzosen und wir.

„Der Wandel in der Schätzung deutscher

Eigenart 1871—1914."
Immer und immer wieder liest man
in der deutschen Kriegsliteratur, auch
in der streng wissenschaftlichen, den Satz
von der Verständnislosigkeit, mit der das
geistige Frankreich deutschem Wesen,
deutscher Sitte und deutscher Kultur
gegenüberstehe. Nun ist es wohl rich-
tig, daß die schriftstellerischen Zeugnisse
der ernsten französischen Presse, des gu.
ten französischen Romans, und leider
auch der französischen Wissenschaft, nicht
nur während des Krieges, — das wäre
zu verstehen — als auch schon geraume
Zeit vorher, ein solches Zerrbild deut»
scher Geistesart zeigten, daß man manch»
mal glauben könnte, Deutschland sei
für seinen Nachbar jenseits des Rheines
gänzlich 1°erra iueognita. Und doch
ist diese Ansicht nur in sehr beschränktem
Maße richtig. Nicht immer ist die deut»
sche Eigenart von Frankreich verkannt,
beschimpft und verleumdet worden. Fast
im ganzen neunzehnten Jahrhundert bis
hart an die Jahrhundertwende hat man
dort für deutsche Bildung und insbeson-
dere für deutsche Wissenschaft nicht nur
Verständnis gehabt, sondern eine bis znr
Verehrung gehende Hochachtung, die
uns dem französischen Volk geradezu als
zu erstrebendes Vorbild hinstellte. Die
Wendung kommt erst mit dem Marokko»
streit zum Ausbruch und steiger t sich

dann schnell und heftig, bis dasjenige Bolk, das noch ein Wiktor Hugo „ein Volk höhrer Art" genannt hatte, zu den Hunnen Attilas des Zweiten wurde.

Eine kleine, aber sehr lehrreiche Schrift des Marburger Romanisten Eduard Wechsler „Die Franzosen und wir. Der Wandel in der Schätzung deutscher Eigenart 1871—1914." (Jena, Eugen Diederichs) macht uns diese Wandlung an der Hand zahlreicher Literatur» zeugnisse aus allen Gebieten des fran» zösischen Schrifttums anschaulich; der besondere Wert des Buches liegt in der vorsichtigen Auswahl dieser Zeugnisse: nur die geistigen Führer Frankreichs kommen zu Wort, nur Männer von hoher Bildung und dem Gefühl der Verant- wortlichkeit.

Seit Frau von Stasls Buch über Deutschland galt dieses als das willens» schwache Volk gefühlsseliger Träumer, aber auch als das der Dichter und Den» ker, und so kam es, daß noch in dem Paris des zweiten Kaiserreichs deutsche Wissenschaft und insbesondere deutsche Philosophie herrschten. Lessing und Herder, Kant und Hegel, Goethe und Humboldt, Schleiermacher und Strauß, dann die klassischen Philosophen und Ge- schichtsschreiber, sie waren die Meister und Vorbilder eines Renan und eines Taine. „Die deutsche Geistesart," sagt Renan, „setzte mich in Erstaunen, mir war, als wäre ich in einen Tempel ein» getreten. Ja, das war es, was ich suchte: Die Vereinigung echter Reli- giosität mit dem Geiste wissenschaftlicher Forschung." sSonvevirs S' evtanee S. 291.) An einer andern Stelle sagt er: „Vor einem halben Jahrhundert hat man am Weimarer Hof unter einem absoluten Fürsten mehr Gedankenfrei» keit bewiesen, als >'n unserem Lande, da< so viele Kämpfe für die Freiheit ans gefochten hat. Wir Franzosen sind für das Äußerliche und Oberflächliche; die aroßen Gedanken über Gott waren und sind in Deutschland die Überzeugung eines Jeden, der philosophisch gebildet ist. Wer in Frankreich für sie eintreten wollte, würde auf mehr Hindernisse sto» ßen, als er in Tübingen und Jena unter einer absoluten Monarchie gefunden hatte." (1/ aveiiii- S. 316.) Und Taine, der die Einwirkung des deut» schen Geistes auf den französischen gern ablehnen möchte, erkannte allein der deutschen Metaphysik die Gabe schöpfe-

rischen Denkens zu: „Die Deutschen
sind, verglichen mit uns, das, was die
Engländer zur Zeit Voltaires für Frank»
reich waren. Ich lese bei ihnen Gedan»
ken, von denen ein ganzes Jahrhundert
zehren könnte." In einem Briefe an
Gabriel Monod schreibt Taine:
„Ein verständiger, unterrichteter, junger
Franzose soll seine Ausbildung in
Deutschland abschließen. Die Mehrzahl
der höheren, geschichtlichen Forschungs»
gebiete haben heute ihren Mittelpunkt
und ihre Quelle in Deutschland; unsere
Rolle ist vorläufig ausgespielt. (<üor-
resp. II. S. 316.)" Diese Wert»
schätzung deutscher Eigenart zeigte sich
aber, wie Wechsler an zahlreichen
und gut gewählten Beispielen nachweist,
nicht nur bei den geistigen Führern
Frankreichs, sie entsprach vielmehr
durchaus der öffentlichen Meinung vor
1870. Paul Sabatier (Orievtätiou
rHIi^ieuse) urteilt über diese Zeit: „Es
war damals selbstverständlich, daß für
die Philosophie und die erakte For-
schung die Deutschen den Vorrang vor
allen Völkern hatten, und daß diese
nichts besser tun konnten, als bei ihnen
zu lernen in der Schule Luthers und
der Reformation; es war eine Hoch»
schätzung und eine Art Bewunderung."
Die Einwirkung Deutschlands war
aber nickt nur auf das Reich der stren»
gen Wissenschaft beschränkt, sie ging —
und das war dem spröden gallischen
Geiste gegenüber vielleicht ihr größter
Sieg — auf die höheren Schulen Frank»
reichs über, die nun nach deutschem Vor»
bilde umgestaltet wurden. Die Leole

normale übernahm die deutsche Ar-
beitsweise, und Napoleon III. gründete
Seminare und Laboratorien nach Art
des Betriebes an deutschen Hochschulen.
Wie die Männer der Wissenschaft,
so urteilten auch Frankreichs gefeiertste
Dichter; Viktor Hugo ruft aus:
„Frankreich und Deutschland bilden das
eigentliche Europa, dieeigentliche
Gesittung. Zwischen den beiden
Völkern besteht ein innerliches Band, sie
sind Brüder in der Vergangenheit (!),
in der Gegenwart, in der Zukunft."
Der Krieg 1870 brachte zunächst keine
Verwandlung des Urteils über deutsche
Geistesart. Wohl war man unsanft
aus dem Traum erwacht, daß Deutsch»
land das willensschwache Denkervolk
sei, doch gab man diese Täuschung trotz
der Niederlage noch nicht ganz auf, man
unterschied zwei Deutschland, das unpo»
litische eines Goethe und das neue, ge»
walttätige eines Bismarck. Nach wie
vor wird Kant in den Oberklassen ge-
lehrt, und im Heereswesen nimmt man
Deutschland jetzt ebenso zum Vorbild,
wie vorher im Schulwesen. Noch nach
Sedan durfte Renan die „überlegene
Intelligenz und Arbeitskraft" der
Deutschen preisen und konnte ausrufen:
„!>« «IIeill«iig3 8oot uns r»<?e 8iip6-
rieure, oui, trö« snp^rienre Q nous."
Sogar in den neunziger Jahren noch
wendet sich die vornehme Zeitschrift „1^ e
^lercnreclell'r»nce" gegen die
Patriotenliga, und Remy de Gour»
mont schreibt seinen berühmten Auf»
satz „I^e ^nnjou pntrinti»iiie", in dem
die Sätze stehen: „Mich bedünkt, daß
es lanaweilig geworden ist, das scherz»
kaste Bild von den beiden gefangenen
Schwestern, die im Trauerschleier an
einem Grenzpfahl liegen und keulen wie
ein Kalb, statt daß sie vor ihren Küken
sitzen und melken. . . . Der Tag wird
vielleicht kommen, wo man uns an die
Grenze schicken wird. Wir werden aus»
zieken okne Begeisterung; an uns wird
die Reihe kommen, totgeschossen zu wer-
den, wir werden uns nur ungern tot»
schießen lassen. . . Wir sind keine Pa»
trioten " . . . Bald aber beginnt nun»
mehr die Wandlung: eine neue Gene»
ration ist aufgewachsen, der Chauvinis-
mus erstarkt, und diese deutschfeindliche
Stimmung steigert sich nunmehr immer
stärker bis zum Marokkostreit. Achtung
und Hochschätzung verwandeln sich in
Verkleinerung, ja in Verachtung.

Deutschlands Nachgiebigkeit gilt als Feigheit, und das „Militärwochenblatt" schreibt: „I^e dov Ouillanme a pen r." Wechsler, der sich damals in Frankreich aufhielt, schildert diesen Umschwung anschaulich aus eigenen Er» lebnissen. Er zeigt insbesondere wie die neue Jugend, die den Krieg nur vom Hörensagen kannte, in der Literatur, in der Wissenschaft, in der Presse zum Wort kommt. Jetzt kommen die Schlag» worte vom Hochmut des deutschen Im» perialismus und von seiner Gefahr für die Freiheit der europäischen Kultur auf und verbreiteten sich so stark, daß sie selbst ein Romain Rolland zu Eigen machte (^e»n Odristopne Vand 7 und Band 10), wenn er schreibt: „Allerdings trug Deutschland die Hauptschuld an den Sünden Europas. Wenn man gesiegt hat, übernimmt man auch eine Verantwortung, übernimmt man eine Schuld gegen die Besiegten; man überkommt die stillschweigende Ver-pflichtung, ihnen voranzuschreiten und den Weg zu zeigen. Ludwig der Vier» zehnte als Sieger schenkte Europa den Glanz der französischen Vernunft. Wel» ches Licht hat das Deutschland von Se» dan der Welt gebracht? Das Aufleuch-ten der Bajonette? Ein Denken ohne Schwingen, ein Handeln ohne Hoch» herzigkeit, einen hohen Wirklichkeits» sinn, die bloße Kraft und den Vorteil: den Kriegsgott als Geschäftsreisenden." (Band 10, S. 9.) Man macht gegen den Unterricht in der deutschen Philo» sophie mobil, L6on Daudet, des großen Vaters kleiner Sohn, kämpft,

wie früher schon Paul B o urg et, ge-
gen Kant und ruft aus: „Der Kantia»
nismus ist ein Gift für die französische
Intelligenz. Er macht sie schmerfällig
und lähmt sie. Jeder französische Vater,
der besorgt ist, den Geist seiner Stam»
mesart weiterzutragen, wird gut tun,
seine Söhne vor diesem Gift zu bewah»
ren. (k'ävtümes et Vivants S. 136.)
Nicht anders ist es mit der Romanlite-
ratur bestellt. Wechsler bietet eine Aus»
wahl von Auszügen aus den bekannten
Romanen von M. Barrss (I^a v»Nee
Se la Uoselle; Oollette SsuöocKe),
R6n6 Bazin (I^es 0derI6),
Maurras (1^' avenir Se I' iutel-
lißevee), in denen bereits der Typus
des barbarischen, kulturlosen Deutschen
immer wieder dem geistreichen, kunst»
und geschmackliebenden, moralisch höher
stehenden Franzosen gegenübergestellt
wird. Der Kern der Fabel ist stets der
gleiche: der junge Deutsche — in der
Regel ist es ein Oberlehrer oder Offi»
zier — bietet seine Hand der schönen
und edlen Gallierin, die ihn manchmal
liebt, manchmal verachtet, ihn aber stets
aus Vaterlandsliebe verschmäht. Der
Deutsche ist schwerfällig, so wie das
Goetkebild im Städelschen Institut in
Frankfurt am Main, „wo Goethe
einem Elefanten gleicht" (!),
er ist Trinker, entnimmt sein Französisch
dem Plötz und schwärmt für den Kt^le
««ZoscKvod des Metzer Bahnhofs.
Ihren offensten Ausdruck fand die krie-
aerische Stimmung kurz nach Agadir,
1912 in dem Buch von Etienne
Rey „I^a revki«»«n?s I' orsneN
kranysi«", und dann in einem Werke,
das sich mit deutschem Rittertum be»
schäftiate: „I^e» orij?ines I'ivfl«-
«nce frsv^aise ev ^Uenlk^ve" des
jungen Gelehrten Louis Reynaud.
Hier erinnern die Auszüge, die
Wechsler gibt, schon mehr an die belgi»
schen und englischen Kn'eqserzählungen:
Deutschland war und ist das Land ohne
jeden Idealismus, das Volk der Unzucht,
hier findet man nichts von der vielge»
rühmten Treue, nichts von Frauenver»
ehrung, nichts von Gemüt, nichts von
Arbeitsfreudigkeit.
So ist es denn leicht verständlich,
wenn dieses dem französischen Volke
systematisch eingetröpfelte Gift immer
stärker wirkt, wenn nach Kriegsausbruch
Haß und Verleumdung ins Riesenhafte
wachsen, wenn jede Stimme der Ver-

nunft und Gerechtigkeit schweigt. Zwar veröffentlichten im Frühjahr 1914 noch einmal 71 französische Schriftsteller, Ge» lehrte und Künstler eine Erklärung für den Frieden, in der sie eine ehrliche Ab» findung mit dem Frankfurter Frieden fordern; umsonst! das Gift hat gewirkt, die kulturlosen Barbaren müssen un» schädlich gemacht werden. Das

ist die Geschichte von dem Wandel in der Schätzung deutscher Eigenart, die uns das lesenswerte, kleine Buch Wechs» lers lehrt; bezeichnend dabei ist schließ- lich, daß diese Geschichte mit der Angst der Zauberlehrlinge schließt, die die Gei» ster des blutigen Hasses nicht mehr los» werden: bei Männern, wie Charles Maurras und M. Barres dämmert, wie die französischen Tageszeitungen melden, nach dem, was der Krieg an geistigen, moralischen und wissenschaftlichen Lei» stungen des deutschen Volkes aller Welt kundgetan hat, bereits die Erkenntnis von der Tüchtigkeit und dem Wert des deutschen Wesens, das sich gegen ihren Willen Achtung und Anerkennung er» zwingt.

Kriegs»Frauenrundschau.

Von Ulla Wolff-Frank.

Von friedlicher Arbeit ist manches zu berichten vom Abschluß des zweiten Kriegsjahres und vom Beginn des drit» ten. Als zu Anfang des Krieges jede Art von Fürsorge sich regte, waren die

zu Beginn des Kriegswinters 1914—15
sich einführenden Stricknachmittage von
einer anfänglich angezweifelten, manch»
mal sogar belächelten Bedeutung, bis
sie, wie alles in dieser großen Zeit, sich
entwickelten zu ungeahnter Größe und
zu vollste Beachtung heischenden Wer»
ten. Aus diesen bescheidenen Strick»
nachmittagen mit dem geringen Erträg-
nis, das nur als armseliges Scherflein
in den zu ansehnlichster Höhe anwach-
senden Gabenlisten und Fürsorgespen-
den anzusehen war, entstanden allgemach
die musikalischen und literarischen Veran-
staltungen in den Kreisen der Berliner
Gesellschaft, insbesondere die in den
Häuslichkeiten der Veranstalter. Tau-
sende und Abertausende und Zehntau-
sende konnten in die Hilfskassen einge-
liefert werden, die dazu eingerichtet
wurden, notleidenden Künstlern beizu-
stehen. Biel Sorge und Not wurden
dadurch gelindert, die Hoffnungslosigkeit
gemildert, der Mut gestählt und den
Beschäftigungslosen zur Betätigung
verholfen, indem man sie zu Vorträgen
für diese Nachmittage einlud und sie
dafür honorierte. Die Möglichkeit, sich
künstlerisch zu betätigen, wo sie ausge-
schlossen waren durch die Zeirverhält-
nisse, und dabei außerdem etwas zu ver-
dienen, gab manchem von ihnen neuen
Lebensmut. Hochherzig traten ihnen die
großen Kollegen und Kolleginnen zur
Seite, die ihre Kraft in über-
reichem Maße zur Verfügung stellten
für diese Veranstaltungen zu Gun-
sten der schwer Betroffenen. Es
war bewunderungswert und ver-
dient höchste Anerkennung, mit wel-
cher unermüdlichen Hingebung diese
Künstler bereit waren, für die
gute Sache sich einzusetzen. Alle diese
Privatzirkel konnten auf ihre Mitwir-
kung zählen. Und reichlich wurde das
ausgenutzt. Selbstverständlich waren
diese Arrangements Frauenarbeit, wes-
halb an dieser Stelle ihnen besondere
Aufmerksamkeit geschenkt sei. Es wäre
unmöglich auf Einzelheiten dieser „Tee-
gesellschaften" und ihrer künstlerischen
Darbietungen einzugehen, wie sie in den
vornehmen Wohnräumen in Berlin ^V,
in den Grunewald»Villen, in den Villen
am Wannsee, in Künstlerheimen und
auch in bescheideneren Häuslichkeiten
sich abspielten. Gemeinsam war allen
der gleiche Zug freudiger Hilfsbereit-
schaft, liebenswürdiger Gastlichkeit.

Man fühlte sich behaglich bei diesen Tees, in denen allerdings der Strickstrumpf rasch verschwand und die Geselligkeit sich mehr in den sonst üblichen Formen äußerte. Man begrüßte sich, man plauderte, man lauschte den Kunstgenüssen und man trank — Tee. Das Hauptkontingent der Anwesenden stellten auch hier die Frauen, und die Abonnements» und Eintrittspreise, von den niedrigen bis zu den höchsten, waren kein Hindernis für starke Beteiligung.
Ich möchte, um ein Bild dieser Nachmit» tage zu geben, von den „Mittwochen" bei Frau Maria von Bülow berichten, die diese in ihrem Hause veranstaltete. In erster Reibe waren es die Musiker, die man bei ihr hörte, und von denen die jüngere Künstlerschaft es als Auszeichnung empfand, im Musikzimmer Hans v. Bülows auf dem Klavier, das der unvergeßliche Meister einst beherrschte, spielen zu können. Und neben diesen Jüngsten, von denen manch einer heute schon in den Konzertprogrammen der berühmten Philharmonischen Konzerte sich einen Platz eroberte, Künstler ersten Ranges, wie Max Fiedler, Lütschg, Heinrich Grünfeld, Julius Thornberg, Arnold Földesy, Edwin Fischer, Georg Walter, und der dreizehnjährige Erwin Nyiregehazi. Von den Sängerinnen sei Frau Lula Myß-Ge» meiner genannt, und die literarischen Vorträge waren vertreten durch Franziska Elmenreich, Marie Pospischill, Irene Triesch, Fanny Stolzenberg und die als Meisterin der Vortragskunst -rühmlichst bekannte Hausfrau. Von

Herren beteiligten sich: Hans Land, Dr. Manz, Alexander Moskowski. Zu diesen gesellte sich in einem Sondervor» trag über „Kultur und Weltentwick» lung" Geheimrat Professor Josef Kol)» ler. Da die Räume bei Frau v. Bülow sich als nicht ausreichend für die ange» meldete Zuhörerschaft erwiesen, fand dieser Vortrag, dem gleichen Zwecke ge- weiht, im Hause des Reichstagsabgeord» neten Dr. Stresemann statt, vor einem gewählten Publikum von Parlamenta» riern, hohen Staatsbeamten, vielen Of» fizieren, MÄmern der Wissenschaft und Kunst. Hier überwogen allerdings die Männer, aber die Ziele waren die gleichen und das überaus glänzende Re» sultat ebenfalls, und wieder war es Frauenarbeit und -Unternehmungsgeist, die es zustande gebracht. Einer beson» deren Art dieser Nachmittage sei noch gedacht. In den prunkvollen Luxus» räumen eines der haute finance ange» hörigen Bankiers verwandelte sich der Tee in ein kaltes Büffet mit Sekt. Die größten Künstler der Kgl. Oper sangen, vom Hausherrn hoch honoriert, der selbst für 10 000 Mark Eintrittskarten erstan» den und sie als Einladungen versandt hatte. Den auch sonst hohen Eintritts» preisen entsprechend, hatte sich die ele» ganteste und zahlungsfähigste Gesell» schaft dort zusammengefunden. Man trank Tee und ... Sekt, aber die Grund» linie blieb unverändert. Es ist: die Hilfsbereitschaft. Wertvoll in jeder Form; der Zweck heiligt die Mittel.

Und schon werden aufs neue die aus Sommernachtsträumen voll Hoffnungen und Wünschen auf den inbrünstig er» flehten, heiß ersehnten Frieden jäh und grausam Aufgeschreckten ans Werk ge- rufen. Frau v. Bülow kündigt für den vierten Oktober den Wiederbeginn der „Mittwoche" an, denen in diesem Jahre Josef Schwarz von der Kgl. Oper, der bewundertste und verwöhnteste Liebling des Berliner Publikums, die Weihe geben wird. —

Neben diesem geselligen Einschlag der Fürsorgearbeit ruht aber nimmer der Ernst und die Durchforschung der schwe» ren Probleme, die die Zeit für die Frau» enbewegung herbeiführt. „Das weib» liche Dienstjahr" unterliegt immer neuen und weiteren Ausführungen. Sehr be» merkenswert und interessant äußert sich Elise Hirschmann zu dieser Frage:

„1. Ein obligatorisches Jahr haus-

wirtschaftlicher Ausbildung vor allem
für die Volksschuljugend. Das Dienst»
jahr für die aus der Volksschule Entlas»
senen soll ein hauswirtschaftlich»ver-
tieftes, vvlkswirtschaftlich»staatsbürger»
liches sein.
2. Für die aus höheren Schulen
Entlassenen ein soziales Dienstjahr.
Meist wird hierfür der Nachweis genü»
gender hauswirtschaftlicher Kenntnisse
gefordert.
Es ist nun die sehr wohl stellbare
Frage: ist ein soziales Dienstjahr aller
höheren Schülerinnen zweckentsprechend
und wünschenswert unter der Voraus-
setzung, daß die gesamte weibliche Ju»
gend sich eine Fachbildung angeeignet
hat?
Soziale Arbeit ist in Tat umgesetzte
Menschenliebe, etwas Wundervolles,
aber etwas, das sich selbst überflüssig zu
machen gewillt ist. Wir leben in einem
Zeitalter sozialer Gärung und können
nicht voraussehen, ob nicht in einigen
Dezennien auf dem Wege der Refor»
men, der mit den Versicherungen begon»
neu hat, der Kreis der zu Versorgenden
so gering geworden ist, daß der Bedarf
an Hilfskräften ein so minimaler wird,
daß, wie wir es heute schon wünschen,
soziale Arbeit Beruf, Lebensarbeit ge»
worden ist. Man wünscht aber das so»
ziale Dienstjahr nicht nur, weil man
einen größeren Kreis sozial Helfender
zu brauchen vermeint, sondern auch zur
sozialen und persönlichen Erziehung
der Mädchen. Die Frage der sozialen
Erziehung ist aber eng mit der der Fach»
bildung und Berufstätigkeit verknüpft.

Fachbildung zielt auf Berufsarbeit.
Diese ist nötig aus zwei verschiedenen
Gründen. Erstens, um der unbedingt
notwendigen ökonomischen Selbständig»
machung der Frau willen; sind doch bis
zum 30. Lebensjahre rund 70 Prozent,
und nach dem 50. Lebensjahre rund 50
Prozent ohne ehelichen Ernährer. Zwei-
tens, um dem durch sein Vermögen un»
abhängigen Teil der unverheirateten
weiblichen Bevölkerung eine innere Be-
friedigung zu ermöglichen und sie zu
produzierenden, nicht nur konsumieren»
den Staatsbürgern zu machen.
Wenn von der dumpfen Empfindung
einer an die Allgemeinheit abzutragen»
den Schuld, vom pflichtlosen Dasein des
jungen Mädchens gesprochen wird, so
trifft das nur noch einen verschwindend
kleinen Teil: acht Neuntel aller jungen
Mädchen sind im Beruf, nur ein Neun-
tel berufslose Haustöchter. Und aus
oben genannten Gründen ist die Be»
rufserziehung auch dieses Bruchteils
wünschenswert, womit eine Menge For-
derungen des weiblichen Dienstjahres
stehen und fallen. Vor allem, Berufs»
bildung diszipliniert, erzieht zur Pflicht»
erfüllung, ertüchtigt auch zur Über»
nahme andersgearteter Pflichten und
führt, so unmittelbar, zu den sozialen
Problemen. Auf Frauen, die in der
Arbeit mit den verschiedensten Klassen
zusammenkommen, wird es nicht passen,
wenn v. Hauff sagt, daß der furchtbare
Klassenhaß mehr von den Frauen als
von den Männern genährt wird."
Nachdem sie das Für und Wider
dieser Frage nach allen Seiten mit ge»
nauer Sachkenntnis und eingehender
Gründlichkeit behandelt hat, gelangt sie
betreffs derNotwendigkeit des weiblichen
Dienstjahres in bezug auf den Krieg
zu der Schlußfolgerung: „daß im
Falle eines Krieges ernste Berufsarbeit
dem Vaterlande größere Dienste leistet,
als vorübergehende soziale Beschäfti-
gung. Braucht man einen größeren
Teil sozialer Arbeiter, so sollen die lei»
tenden Posten sozial Berufstätige be»
kommen, die Handlangerdienste wird
unter einer Bedingung jede Berufsfrau
leisten können. Diese Bedingung ist:
das hauswirtschaftliche und erziehungs»
kundliche Dienstjahr." Die richtige
Form dafür müsse noch gefunden wer-
den, obwohl die verschiedensten annehm»
baren Vorschläge bereits gemacht sind.
„Gerade die Erfahrungen des Kriegs»

jahres haben die Forderungen nach
einem weiblichen Dienstjahr verstärkt",
betont Elise Hirschmann, wie aber die»
ses beschaffen und eingeführt werden, ob
es der Volksschule, der Fortbildungs-
schule, der Fachschule, oder gar den hö-
heren Schulen und dem Lyzeum anzu-
gliedern sei, bleibt doch noch pädagogi-
schen und sozialen Erörterungen der Zu-
kunft, der die Ausführung des weiblichen
Dienstjahres zufällt, vorbehalten. Auch
die leider früh verstorbene Lilly Braun
hat sich in Vorträgen und Schriften viel-
fach mit dem weiblichen Dienstjahr be-
schäftigt, das sie aber nur als in zweiter
Linie stehende Forderung der modernen
weiblichen Gesellschaftsordnung ansieht.
Der Krieg ist ihr nur „ein Schrei nach
der Mutter", dem sie für Staat und
Volksvermehrung die allerhöchste Wich»
tigkeit beimißt. Die Mutterschaft ist das
höchst zu bewertende Ziel und mit ihr
eine Erhöhung der Daseinsbedingungen
für Mütter und Kinder. In diesem
Sinne behandeln auch Gertrud Bäumer,
Adele Schreiber und viele andere Frau»
enrechtlerinnen diesen Gegenstand.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
Serausgeder und Chesredakteur: Pros. Dr. Lud wlg Silin in Berlin W 10. LliKowuser 5,. iTeleson Amt Kurfürst Nr, L308) — Berantwortlicher Redakteur: Dr. SylviusBruck In Breslau, — Allein»Bertretung sür Ungarn:
Vrilllche K. K. Hosouchhandlung (I. Benkol, Budapest V, Dorottya»ulc,a 2. — Berlag und Druck der Schleichen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.^S,, Breilau IU.

I^^nnm Ingeraten ^VnnaKme ^^^^
«lurck unsers UesodäktsgtsIIs, Vsrlin W. I^üKowuksr Ss; 6urod uvsern
Verlag, Lrsslsu III; ksrnsr äurek 6is ?irms: ktuckalk KI«Lss unck ckis
bskanntsn ^imonoen-k!xve6iti«nen.
lnsertionspreks: pro 46 mm Kreits /sils <Ku6oIk I^osss'» ^«rmsl-
Asilenmesser I^o. 5> 70 ?k.

Bildnis und eigenhÃ¤ndige Unterschrift Sr. Exzellenz des Staatsministers a. D.
vr Albert bon Bcrzeviczy, PrÃ¤sidenten der k. ung. Akademie der Wissenschaften,

EüleöeuOeMl>naWch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schlesische Buchdruckerei,

Kunst- und Verlagsaustalt
v. S. Schottland er, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin VV.l« Budapest Kopenhagen
?, Steinacker, Berthoid Sutter, «rM'sche K k.tzoftuchhandl, lk»Iev K Saslelbolch
Stockholm Christiania Konstantinopel
<l. E Fritze, l.ldrnIrie «ovale. Jacob Dybwad Buchhdlg, Internat, Buchhandl, Otto Kell,
sür die Provinzen in Schweden und In Dünemarl,: «eorg Ehr. Urstnl Rachsolgn, «apenhagen.
sür die Schwelz: Akadem. Antiq«. «. Buchhandlung Her«. Paur, Zürich l.
Generalvertretung fiir Holland: ll». P. »an Etockum und Cohn, Haa«, BuitenhosZö.
4i. Jahrgang. Band 159. Heft 507. Dezember 1916.

Professor Dr. Ludwig Stein:

Die geschichtlichen Träger der Autorität.

Die geschichtlichen Träger der Autorität sind entweder Persönlichkeiten
und deren Überlieferungen oder öffentliche Einrichtungen. Ahnen» und Heroen»
kultus stehen, wie ich anderwärts dargetan habe, an der Schwelle, wie aller Reli-
gion, so auch aller Autorität. Deshalb ist die elterliche Gewalt (rmtria potest»«)
der ursprüngliche Träger aller Autorität. Selbst Gott wird mythologisch zum
Vater des Menschengeschlechts, und hervorragende Monarchen werden zum
Vater des Vaterlandes (patei- patiiue) umgedichtet, damit sie zu höchsten Trä»
gern der Autorität aufrücken. Landesväter, Religionsstifter und Kirchenväter
sind von jeher bevorzugte Autoritätsquellen. Die geschichtlichen Träger der
Autorität sind: 1. die elterliche, 2. die göttliche, 3. die priesterliche, 4. die
königliche, 5. die staatlich»militärische, 6. die rechtlich«, 7. die Schulautorität,
8. die WissenschaftsautoritA. In diesem Weltkriege erweist sich die militärische
Autorität als der eigentliche Träger dieses Begriffs.

Autorität ist das Ruhende, Beharrende, Gesicherte des Gesamtwillens im
Gegensatz zum Schwankenden, Fließenden und Willkürlichen des individuellen
Einzelwillens. Die Autorität ist in allen ihren Trägern Repräsentantin des
menschlichen Kollektivwillens, der sich meist auf die Gattungserfahrung der vor-
angegangenen Geschlechter stützt, gegenüber der ratlosen Willkür des Einzelnen.
Die ewige Tragik des Menschen ist sein ruheloses Pendeln zwischen der Selbst»
erhaltung, die ihn zur kräftigen Behauptung seines Eigenlnteresses reizt, und
der Arterhaltung, die ihn zur Preisgebung des eigenen Willens zu Gunsten des
artnützlichen Gesamtwillens nötigt. Und diesen Gesamtwillen symbolisieren die
einander ablösenden Träger des Autoritätsprinzips.

Daß diese Träger von Hause aus wirkliche oder erdichtete Persönlichkeiten
— Ahnen, Heroen, Götter — waren und erst bei gesteigerter Abstraktionsfähig-
keit sich in Institutionen verwandelten, ist in der auf sinnliche Anschaulichkeit
gestellten menschlichen Gattungsnatnr tief begründet. Allüberall geht das Kon-
krete dem Abstrakten, das personifizierende oder vergegenständlichte Denken
dem zuständlichen, vollends dem beziehentlichen Denken zeitlich voraus. Autorität

aber ist ein Beziehungsbegriff, genau so wie Kausalität oder Wahrheit, wie Nutzen oder Schaden. Daß alle Beziehungsbegriffe nur von Menschen für Menschen gelten, also jenseits des menschlichen Bewußtseins gar keine Realität besitzen, wird nur zu leicht vergessen. Wie vor Wortfetischen, so kniet man vor seinen Begriffsfetischen nieder. Man stirbt für die „Gerechtigkeit", als wäre sie eine Person, der man sich opfert, oder man wird zum Märtyrer der „Wahr» heit", als wäre sie ein für sich seiendes Wesen, ein Gott, dem man huldigt. In Wirklichkeit entstand das Substantivum: Wahrheit durch kategoriale Verschie» bung aus dem Adjektivum: wahr, wie das Substantivum: Gerechtigkeit nur die Umwandlung des Eigenschaftswortes: gerecht in das Gegenstandswort: Gerech» tigkeit darstellt. Wahr und falsch gilt eben niemals von den Beziehungen der Gegenstände untereinander — denn diese sind entweder wirklich oder unwirklich — vielmehr nur vom Urteil über die logische Zulässigkeit der Verbindung von Vorstellungen untereinander. Ebenso gelten „gerecht" oder „ungerecht" nur als menschliche Wertbezeichnungen von Willenshandlungen, und zwar lediglich menschlicher Willenshandlungen. Tiere sind gutartig oder bösartig, aber sie sind nicht gerecht oder ungerecht. Eine Gerechtigkeit vollends, als Ding oder Gegenstandsbegriff, drückt nur die Umwandlung einer Beziehungsform mensch» licher Willenshandlungen in ein Substantivum aus. Da wir uns Eigenschaften ohne Träger dieser Eigenschaften, ohne Substrat (ÜTwxeiu^vov) nicht vorzustellen vermögen, dichten wir den Träger hinzu, indem wir die Eigenschaften durch kate» goriale Verschiebung von Attribut zur Substanz veranschaulichen, verlebendigen, verdinglichen. Der reine Beziehungsbegriff: Gerechtigkeit verwandelt sich in Dike oder Thenns, verfleischlicht sich zur Person oder sublimiert sich zur Gött» lichkeit, um sich später in göttliche Gerechtigkeit wieder zurückzuverwandeln. Und so dient denn überall dieser zu den Beziehungsiegriffen hinzugedachte Träger als lebendiger Odem, der dem toten Skelett abstrakter Beziehungsbegriffe warm pulsierendes Leben einhaucht und ihm solchergestalt zu selbständigem Dasein ve» hilft. Ohne den hypostasierten (hinzugedachten) Träger könnte die leere Be» ziehung von „Gerechtigkeit" oder „Wahrheit" nicht auf eigenen Füßen stehen. Die Umwandlung in ein Substantivum verleiht diesen Beziehungsbegriffen erst die Krücken zum selbständigen Gehen. Hat sich aber erst das beziehentliche Den» ken in ein gegenständliches zurückverwandelt, wie dies beispielsweise bei der reinen Denkform (Kategorie) der Kausalität der Fall ist, die ja ihrerseits immer nur eine Beziehung zwischen Ursache nnd Wirkung, Grund und Folge, Reiz und Empfindung oder Motiv und Handlung ausdrückt, so kennt die Begriffsausdeh» nung eines solchen Wortfetisches keine Grenzen mehr. So z. B. tritt die Kau» salität zuerst in der mythologischen Gestalt des Schicksals, der Vorsehung, der Moira, des Fatums genau so auf, wie die Gerechtigkeit unter der Worthülle „Dike". Nach und nach aber verwandelt und verflüchtigt sie sich zum logischen Begriff des Determinismus, um endlich bei Spinoza zu den höchsten Staffeln der

Vergegenständlichung und Substanzialisierung emporzusteigen: Die logische Kau»
salität von Grund und Folge wird bei ihm als causa «ui zur Substanz, zur
Natur, zu Gott. Gott ist für einen Spinoza die logische Prämisse der Welt.
Denselben logischen Prozeß macht das Autoritätsprinzip durch. Es setzt
ein mit Ahnen und Helden, mit Zauberern und Priestern, mit Gesetzgebern und
Religionsstiftern, die wir als die ersten Träger der Autorität anzusehen haben.
Nach und nach wird die hinzugedichtete Persönlichkeit, der Träger der Autorität,
zu einem Zustands- oder gar Beziehungsbegriff verflüchtigt, ganz ebenso wie die
Dike in die abstrakte Gerechtigkeit und das Fatum in den philosophischen Determi»
nismus sich auflösten. Nicht mehr Personen sind jetzt Trälger der Autorität, son»
dern Institutionen, die man als verdichtete Gattungsvernunft oder, mit Hegel,
als objektiven Geist ansprechen kann.
Der Dekalog, das Solonsche Zehntafelgesetz, die Sullaschen Zwölftafeln, die
drei Testamente der monotheistischen Religionen, das römische Recht, Kaisertum
und Papsttum, Konzilien und Synoden, Gesetze und Verfassungen, Parlamente
und Regierungen heißen nunmehr die neuen Autoritätsquellen. Die konkrete
Autorität des Vaters, die noch in ihrem letzten Stümpfchen fortlebt in „Gott»
vater", im „Heiligen Vater", im „Landesvater", im „Väterchen Zar", verdünnt
sich allgemach zu unpersönlichen Institutionen und Gesetzgebungen. Die per»
sönliche Autoritätsquelle der voluuta« rezzis weicht im aufsteigenden geschicht-
lichen Rhythmus der unpersönlichen »ulus public». Auch das Autoritätsprinzip
demokratisiert sich. An die Stelle der Heteronomie tritt seit der großen fran»
zösischen Revolution je länger, desto ausgesprochener die Autonomie.
Die Träger der Autorität sind nicht mehr von oben herab befohlen, sondern
sie sind von unten herauf gewählt, und das heißt: Autonomie (Selbstgesetzlichkeit
im Gegensatz zu Fremdgesetzlichkeit). Gesetze als unpersönliche Autoritätsquellen
werden uns heute nicht mehr von fremden Willen aufgenötigt, sei es von Ahnen
oder Heroen, sei es von Göttern oder Despoten, sei es von Konzilien oder Syno»
den, deren Zusammensetzung nicht der souveräne Wille des Volkes bestimmt hat,
sondern von gesetzgeberischen Behörden, die in konstitutionell regierten Staaten in
letzter Instanz den Volkswillen repräsentieren. Alle wahlfähigen Bürger sind
Mitkonstituenten jener Gesetze, denen sie sich um so williger unterwerfen, als diese
Gesetze nicht Fremdbefehle, sondern Eigenbefehle darstellen. Deshalb sind solche
Staaten, ungeachtet aller Freiheiten, vermutlich sogar infolge ihrer, besser diszi»
pliniert, als z. B. der tönerne Koloß Rußland, wo die Schattenautorität noch
auf Furcht und Nachahmung sich stützen möchte, welche eine überwundene
geschichtliche Phase der Selbstentfaltung des AutoritÄsprinzips fordert.
Unser heutiges Autoritätsprinzip ist kein gepredigter Glaube, sondern eine
wissenschaftlich gefestete Überzeugung. Wir setzen selbst Autoritäten ein — Be»
hörden, gesetzgebende Körperschaften, Regierungen, öffentlich-rechtliche Einrich»

tnngen, Verfassungen, — weil man uns biologisch beweisen kann, daß wir solche Autoritäten im Interesse unserer Arterhaltung, die ja letzten Endes auch der Selbsterhaltung zu Gute kommt, unweigerlich brauchen. Die soziologische Geltung des Autoritätsprinzips beruht auf seiner nachgewiesenen Nützlichkeit als Art» erhaltungsprinzip. Die von uns selbst eingesetzten Träger der Autorität sind die erforderlichen Stützmauern, ohne welche der abstrakte Beziehungsbegriff „Autori- tät" kein lebendig wirksames, anschaulich darstellbares Fundament hätte. Wie wir den Kausal» oder Substanzbegriff errichten, um mittelst dieses Einheitsgerüstes die Funktionen und Gesetze der Natur zu begreifen, so setzen wir uns bewußt Autoritäten, um die Zwecke und Werte der menschlichen Gesellschaft vermittels ihrer zu erreichen.

Die Träger der Autorität sind nun jene Macht- oder Willenszentren, die wir zur Formung von Imperativen im Interesse der Arterhaltung brauchen. Jeder Träger der Autorität stellt eine Herrschaftsform von Menschen über Men» schen dar. Diese Träger der Autorität sind die Organe der sozialen Willens» bildung. Je nach Zone und Kulturstufe wird ein solcher Befehl (sozialer Jmpe» rativ) von übersinnlichen oder sinnlich greifbaren Instanzen, von Göttern oder Monarchen, von Gesetzestafeln oder Gesetzbüchern erteilt. ?ater kamilis», Herdenoberhaupt, Lehnsberr, die Eupatriden Athens, der mittelalterliche Stadt- magistrat, Zünfte und Gilden, Orden und Bruderschaften, Papst und Kaiser, Kirche und Staat sind, je nach der geschichtlichen Konstellation, Beispiele von Trägern der Autorität. Indes herrschte früher durchweg ein Einzelner über ein Kvllektivum, während heute in vorgeschrittenen Staaten umgekehrt das Kollek» tivum über den Einzelnen herrscht.

Die Träger der Autorität bedienen sich zur Durchsetzung ihres Macht» willens, den sie dem normalen Individuum aufprägen, — die anderen, der Autori» rät sich widersetzenden Individuen heißen in der Kirche Ketzer, im Staat Revo» lntionäre, im Recht Verbrecher, in Kunst und Wissenschaft Neuerer oder Wüh- ler — durchweg der Massensuggestion. Ihre Hilfsmittel sind große Worte, Offen- barungen, Wunder, Bilder, Formeln, Kultformen, Illusionen, Versprechungen, Erlösungen, Erleuchtungen, zu allerletzt Vernunftgründe. Art und Grad dieser Hilfsmittel der Massensuggestion hängen von Klima und Bodenbeschaffenheit, von Zivilisationsstand und Kulturgrad, kurz von geschichtlichen Bedingungen ab. In vorgeschrittenen Ländern versehen Parteiparole und politisches Schlag» wort den Dienst der Massensuggestion. Mit der Verbreitung der Naturerkennt» nis weicht die mythologische Form der Autorität allgemach der logischen, wie mit dem Aufkommen von Handel und Industrie die mystischen Vertreter der Autorität zurücktreten, um bewußt gesetzten Trägern der Autorität den Platz zu räumen.

Das Autoritätsprinzip verliert nichts an Ansehen und Würde dadurch, daß wir es als unsere eigene Setzung aufgedeckt haben. Muß sich doch seit Fenerbach

selbst der Gottesbegriff diesen seelischen Ursprung gefallen lasten. Subintelligiert
>n?n nämlich an die Stelle der Autorität der menschlichen Gattung die Person,
so wird Gott Einer, wie — im Orient der Despot Einer ist. Die Einheits-
funktion unseres Bewußtseins drängt mit psychologischer Notwendigkeit immer
und überall auf Einheitssymbole der Autorität. Selbst Republiken geben sich
Präsidenten als Träger dieses Einheitssymbols. Jedes organisierte
Zusammen von vielen Menschen behufs Erreichung
gemeinsamer Zwecke bedarf der hierarchischen Glie-
derung, und es tendiert darum allüberall einer führen»
den Persönlichkeit, einer präsidialen Spitze entgegen.
Wenn auch die persönlichen Gesetzgeber (Solon, Lykurg, Moses) allgemach ver»
schwinden, um dem abstrakten Gesetz den Platz zu räumen, und die persönlich
gedachten Naturgottheiten als Symbole der Naturkräfte der besseren Erkenntnis
weichen müssen, daß die Naturgottheiten nur personifizierte Symbole von Natur-
gesetzen waren, so haben doch auch wir Modernen unsere vereinheitlichten Autori-
tätszentren, heißen sie nun: Humanität, Gerechtigkeit, Wahrheit oder Menschheite»
fortschritt. Jedoch begreifen wir heute diese Autoritätsinstanzen nicht mehr als
lebendige Personen, sondern als lebenspendende Ideale. Personen sind (exi»
stieren), Ideale sollen sein, sollen sich verwirklichen. Dachten sich die früheren
Generationen ihre Autoritäten als seiend, so begreifen wir sie heute als sollend.
Die Träger unserer autonomen (selbstgesetzten) Autoritäten sollen jene Zwecke
realisieren, derentwegen wir sie eingesetzt haben. Die früheren Träger der
Autorität wurden ontologisch als Seinsnotwendigkeiten gedacht, die heutigen
werden teleologisch als Zwecknotwendigkeiten gedeutet. Jene waren Vollstrecker
einer starren Idee, diese sind Vollzieher eines allmählich zu verwirklichenden Ideals.
Den Naturgesetzen in der Physik und den Sittengesetzen in der Moral korrespon»
dieren die Zweckgesetze in der Soziologie. Haben die Naturgesetze — nach Kant
— denknotwendige und die Sittengesetze (der kategorische Imperativ) willens»
notwendige Gültigkeit, so haben die Imperative der Autoritäten zweckgesetzlichen
Charakter. Den Naturgesetzen muß man, den Sittengesetzen soll man sich, nach
Kant, unbedingt unterwerfen, den Zweckgesetzen aber, in deren Mittelpunkt die
Imperative der Autoritäten stehen, soll man sich nur bedingt unterwerfen. Natur-
und Sittengesetze gelten absolut, soziale Imperative der Autoritäten aber nur
relativ, denn sie sind zeitlich und örtlich bedingt. Sie begründen keine starren
Gesetze, sondern nur Tendenzen oder Willensneigungen der Menschennatur.
Mathematische oder logische („ewige") Wahrheiten sind denknotwendige Setzun»
gen, Autoritäten aber sind nur Willenssetzungen, die eine Disposition begründen.
Ihre Geltung ist von der restlosen Erfüllung ihrer Aufgabe abhängig. Haben
die Träger der Autorität jene Ideale, in deren Dienst sie gestellt sind und als
deren lebendige Inkarnation sie eingesetzt worden sind, nicht begriffen oder nicht
erfüllt, so haben ihre Befehle keinen unwidersprechlichen Zwangscharakter. Zweck»

setzungen können in dem Augenblicke aufgehoben werden, in welchem sie ihre
Funktionen nicht mehr zweckdienlich erfüllen. Unsere heutigen Träger der Autori»
tät sind deshalb der öffentlichen Kontrolle unterworfen, weil sie als Funktionäre
der Gesamtheit sich in ihren öffentlichen Handlungen darüber auszuweisen haben,
daß das Vertrauens» und Machtzentrum, das man stellvertretend in ihre Hände
gelegt hat, fortdauernd gerechtfertigt bleibt. Früher hatte die Autorität nur zu
befehlen, das Individuum nur zu gehorchen. Heute aber sind die Träger der
Autorität unsere eigenen Setzungen, folglich unterstehen ihre Handlungen der
öffentlichen Kritik genau so, wie sie aus dem öffentlichen Vertrauen hervorgegan-
gen sind. Wie wir nun aus der geschichtlichen Tatsache, daß man Penaten, Götzen»
bilder, Idole nur zertrümmerte, um immer wieder neue Götter zu schaffen, fol»
gern müssen, daß der Gottesbegriff eine seelische Notwendigkeit der sich kulturell
entfaltenden Menschennatur darstellt, genau so müssen wir aus dem Umstände,
daß man alte Autoritäten stürzt, um immer wieder neue zu errichten, unabweis»
lich den Schluß ziehen, daß Autoritäten sozialpsychische Notwendigkeiten dar»
stellen. In meinem Aufsatze „Hindenburg und der Autoritätsbegriff" („Nord
und Süd", Oktoberheft, 1916) habe ich Hindenburgs Ernennung zum Genera-
lissimus als den Triumph des Autoritätsbegriffs bezeichnet. Im Kriegszustande
ist ein solches Autoritätszentrum das sicherste Schutzmittel staatlicher und nationaler
Selbstbehauptung. Mit einer Umbiegung des bekannten Ausspruches von Vol»
taire könnte man von einem so gearteten Träger der Autorität sagen: Wenn
er nicht bestünde, so müßte man ihn erfinden. Zum Glücke brauchen wir den
nicht erst zu erfinden, den wir den Unserigen nennen. Im Zeichen dieses
unbedingten Vertrauens auf Hindenburg als den geschichtlichen Träger unseres
Autoritätsbedürfnisses, werden wir siegen!

Gemeindebevollmächtigter Joses Humar:
Bekämpfung der Hypothekennot in Bayern.
Daß die Verhältnisse im städtischen Haus- und Grundbesitze keine befriedi»
genden mehr sind, ist nach und nach zur allgemeinen Erkenntnis gekommen. Haupt
sächlich äußert sich die Gesamtlage in einer Erschütterung des Realkredites, des
wichtigsten Faktors im gesamten Jmmobilienbesitz.
Es haben deshalb auch die verschiedensten Anregungen stattgefunden, eine
Reorganisation des Realkredites anzubahnen, die indes zumeist eine praktische
Verwirklichung nicht, oder nur in geringem Umfange gewannen.
In erster Linie beteiligt sind die Organisationen der Hausbesitzer, und daß
es für diese eine Art Pflicht bedeutet, hier nach Wegen auszuschauen, die zu einer
Besserung führen, ist selbstverständlich. Auch der Münchener Grund» und Haus»
besitzerverein hat auf diesem Gebiete und an der Hand langjähriger Erfahrungen
wiederholt versucht, für seine Mitglieder und damit auch für die Allgemeinheit
Hilfe zu schaffen, und hat auch speziell durch die nun feit acht Jahren bestehende
Tochtergründung, die Bank für Haus» und Grundbesitz, verhältnismäßig viel leisten
können. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß, wenn auch die Selbsthilfe
als vornehmstes Prinzip für alle diese Aktionen anzuerkennen ist, diese Selbsthilfe
materiell nicht ausschlaggebend sein kann gegenüber den hohen Werten und großen
Zahlen, die hier in die Erscheinung treten.
Auch ohne die Wirkung des derzeitigen Krieges mußte deshalb versucht
werden, andere Wirtschaftsfaktoren mit zu interessieren, und es ist uns in München
gelungen, auf diesem Wege einen Schritt vorwärts zu kommen.
Es dürfte notwendig erscheinen, an die Spitze der hier zu führenden Betrach-
tungen einige allgemeine Erörterungen zu stellen und zu zeigen, von welcher Be-
deutung die Frage eines gesunden Hausbesitzes für unser modernes Kultur-
leben ist.
Nichts kann zu diesem Zwecke besser verwendet werden, als das Studium der
Entwicklung der großen Städte, wie sich solche als modernes Charakteristikum ein-
gestellt hat.
Wie sich in kurzer Zeit Bevölkerung und ihr Raumbedarf in München
entwickelten, geht daraus hervor, daß 1846 bei einer Bevölkerung von 85 555
Einwohnern 3425 Anwesen für ihre Unterkunft genügten.
Fünfzehn Jahre später, 1861, hatte sich die Zahl der Anwesen fast verdoppelt.
Sie wird mit 6120 angegeben, während die Bevölkerung sich nur auf 130 222
erhöht hatte.

Wenn in diesem Zeitraum die Zahl der Anwesen rascher zunahm, als die Bevölkerung, so änderte sich das bald; denn schon 1871 finden wir in 7011 Anwesen 169 633 Bewohner, und 1905 steht die Bevölkerungszahl auf 538 00«, die Anwesenzahl auf 15 108, während für die Jetztzeit in runden Zahlen mit 16 000 Anwesen und 640 000 Einwohnern gerechnet werden darf.

Wir sehen also in einem Zeitraum von siebzig Iahren auf eine Verfünffachung der Anwesen und auf eine fast acht mal gesteigerte Einwohnerzahl. In durchschnittlicher Rechnung treffen dabei in den angegebenen Jahren auf ein Anwesen 24, 20, 23, 35, zuletzt 40 Einwohner, Zahlen, die zeigen, wie verhältnis» mäßig gering die Zahl der Besitzer gegenüber den nichtbesitzenden, od« gewöhnlich „Mieter" genannten Bevölkerungsschichten ist.

Diese Zahlen zeigen aber auch, wie sich allgemach der Hausbesitz zu größeren Objekten herausarbeitete, deren wirtschaftliche und finanzielle Bedeutung eine zunehmende Abhängigkeit des Besitzers von seinen Mietern zum Ausdruck bringt.

Es erscheint nun aber auch notwendig, ein Bettachtung über die festgelegten Werte anzustellen. Grundlegend mögen hier die Ziffern sein, wie sie aus der Besteuerung hervorgehen, die in der Form der Grund- und Haussteuer den städtischen Jmmobilienbesitz erfaßt. Aus der Staatssteuerveranlagung ergibt sich, daß die versteuerte Jahresmiete für München in runden Summen für 1905 mit 90 Mil» lionen Mark, für 1910 mit 100 Millionen Mark und von 1912 an mit 117'/2 Millionen Mark anzusetzen ist.

Im allgemeinen rechnet man, wenigstens für derartige Überschläge, daß der Hausbesitz sechs Prozent brutto ertragen soll, um wirtschaftlich zu sein. Aus diesem Prozentsatze heraus würde sich ergeben, daß für 1905 im städtischen Haus» besitz Münchens Werte von 1V2 Milliarden, 1910 bereits 1,67 Milliarden, und 1912 1,95 Milliarden angelegt waren.

Aus der Zahl der Anwesen und dieser Millionenwerte ergibt sich von selbst der Schluß, daß die kleine Zahl der Besitzer diese Riesensummen nicht als ihr freies Eigentum ausweisen kann, es zeigt sich vielmehr eine neue Abhängigkeit, jene von fremdem Kapital, das sowohl notwendig ist, den Besitz zu schaffen, wie ihn dauernd zu erhalten. Rechnet man die Belastung durchschnittlich mit 75 Prozent, so mögen zurzeit in München wohl 1V2 Milliarden Mark fremdes Kapital am Jmmobilienmarkte festgelegt sein. Mit den Zinsen aus diesen Summen und den sonstigen Belastungen im Hausbesitz sind dauernd zu belasten die Benützer der geschaffenen Räume, das ist, wie oben nachgewiesen, die Mehrheit der Be» völkerung als Mieter.

Aus diesen Betrachtungen geht hervor, daß das Interesse am Immobilien» besitze nicht ausschließlich beim Besitzer liegt, daß vielmehr das wirtschaftlich höhere Interesse bei den breiten Massen zu suchen wäre, die ja ihrerseits wieder in der

Form der Geldgeber für Danken, Sparkassen, Versicherungsanstalten usw. gewisser-
maßen als stille Anteilnehmer am Haus» und Grundbesitz erscheinen.
In diesem Zusammenhange betrachtet, mutet es eigentümlich an, wenn der
kleinste Kapitalist Freude darüber empfindet, daß der Zinssatz seiner Hypotheken»
pfandbriefe sich erhöht, während er doch als Mieter unter Umständen persönlich
hierfür aufzukommen hat.
Es ist überhaupt nichts verhängnisvoller, als die ständige finanzielle Be»
drückung des Hausbesitzes, wenn auf der anderen Seite gefordert wird und ge»
wünscht werden muß, innerhalb erträglicher Schranken dem allgemeinen Bedürfnis
des Wohnens gerecht zu werden, und wenn eine Steigerung der hierfür not-
wendigen Ausgaben vermieden werden soll. Mit anderen Worten: es ist
eine wünschenswerte nationale Forderung, daß gerade auf diesem Gebiete tunlichste
Stabilität herrsche, weil nur aus ihr heraus gesunde Verhältnisse für alle Betei»
ligten sich entwickeln können.
Aber nicht die fortgesetzte höhere Belastung allein ist die Ursache beklagens-
werter Mißstände, auch die Unmöglichkeit, entsprechende erststellige Darlehen zu
erhalten, äußert sich in folgenscliwerer Art. Das Reichshypothekenbankgesetz, das
in Ansehung der Mündelsicherheit die Belehnungsgrenze auf 50—60 Prozent des
ermittelten Wertes festsetzt, wirkt nicht immer segensreich, weil es ganz sicher
normalen Verhältnissen nicht entspricht, daß 40—50 Prozent eigenes Kapital
mitarbeiten können. Es bleibt infolgedessen nichts anderes übrig, als zweite
Hypotheken zu snchen, oder, wenn dieselben sich nicht finden, von einem Unter»
nehmen, wie sie eine private Bautätigkeit darstellt, abzusehen. Was das in
seinen Folgen heißt, hat ja am deutlichsten das Aussetzen privater Bautätigkeit im
Bereiche des sogen. Kleinwohnungsbaues gezeigt. Es wurde nötig, seitens des
Staates und der Gemeinde hier helfend einzugreifen. Aber all die Genossenschafts»
bauten und auch die privaten Unternehmen dieser Art wären nicht entstanden,
wenn nicht hohe Belehnung, von 75—90 Prozent des Aufwandes, billige Dar»
lehen, Befreiung von allen möglichen Bauvorschriften, Steuernachlaß und sogar
barer Staatszuschuß mitgeholfen hätten. Unter solchen außergewöhnlichen Maß»
nahmen kann sich natürlich auch eine Privatunternehmung entwickeln, wenn ihr
schließlich ein jährlicher Gewinn in bescheidener Form zugebilligt wird. Trotzdem
hat sich aber auch bei den meisten genossenschaftlichen Unternehmungen gezeigt, wie
abhängig sie von den Verhältnissen sind, und es hat nicht der Erfahrung der Kriegs»
zeit bedurft, um zu beweisen, daß durch das Ausbleiben der Mieter, durch häufigen
Mietwechsel und durch Mietverluste das ganze Unternehmen ins Wanken kam,
weil eben keinerlei Reserven zur Verfügung standen.
Im privaten Hausbesitze, bei dem im allgemeinen doch 20—25 Prozent eigener
Wert als mitangelegt erachtet werden darf, bei dem schließlich das persönliche
Interesse an der Erhaltung des Besitzes ganz anders entwickelt ist, ist es gleichwohl

ebenso notwendig, an Reserven zu denken. Ganz von selbst tritt ja ein, daß mit dem zunehmenden Alter eines Bauwerkes vorübergehend große Aufwendungen sich notwendig machen, sei es für Reparaturen, sei es für Modernisierungen, und diese Aufwendungen wollen bezahlt werden, während es schwer ist, neue Darlehen dafür aufzunehmen. Solange ein Besitzer über bares Vermögen oder über genügend große sonstige Einnahmen verfügt, erfolgt eben eine neue Festlegung von eigenem Kapital. War das Objekt bisher schon mit 75 Prozent seines Wertes belehnt, so bleibt es eben bis zu diesem Maße verschuldet, wenn nicht allgemeine Verhältnisse der Lage, des Wachstums der jeweiligen Stadt, oder weitausgreifende bauliche Veränderungen diese Wertverhältnisse beträchtlich verschieben.

Im allgemeinen ergibt sich eben auch hier die Notwendigkeit, Reserven zu schaffen aus den Objekten heraus, und das kann wohl nur in der Form richtig geschehen, daß durch gute Wirtschaft ein Teil des Ertrages zur allmählichen Min» derung der Belastung Verwendung findet. Nur solche Reserven sind das richtige Äquivalent gegenüber einer durch die Zeit von selbst einsetzenden Wertminderung. Die Möglichkeit hierzu ist am besten gegeben bei der Form der sogenannten Annuitätendarlehen, d. h. der auf Tilgung gestellten unkündbaren Hypotheken. Leider hat dieses System mehr und mehr Anhänger eingebüßt. Diese Abneigung beruht in der Langfristigkeit und in dem Umstande, daß hieraus ein fühlbarer Vorteil für den Besitzer nicht entsteht.

Das im Jmmobilienbesitz angelegte Vermögen teilt sich wohl in drei Teile: in die durch das Reichshypothekenbankgesetz begrenzte Belastung von 50—60 Prozent, in eine weitere Belastung bis zu 75 Prozent der sogenannten zweiten Hypothek, z. Zt. das schwierigste Problem auf dem Markte des Realkredites, und in das selbstangelegte Kapital von 25 Prozent des Besitzes.

Es entsteht aus diesem Zahlenverhältnis zunächst die Forderung der Er» höhung des gesetzlichen Prozentsatzes der Ersthypotheken, eine Maßnahme, die, wenn sie überhaupt Aussicht auf Erfolg haben würde, nur auf langwierigem Wege erreicht werden könnte.

Da bietet sich denn ein anderer Weg, der durch das Gesetz selbst vorgezeichnet erscheint, und das ist der der Erhöhung erststelliger Hypotheken über den Normal» satz hinaus unter Haftung öffentlich-rechtlicher Institute, in erster Linie der Gemeinden, als der Vertreter des beteiligten Interesses der Allgemeinheit.

Wir haben also einen gemeinsam gangbaren Weg gefunden, der auch heute schon ermöglicht, dem Realkredit neue Bahnen zu eröffnnen. Natürlich kann das nicht in dem Sinne erfolgen, daß nun mit einem Schlag sich eine völlige Umwand» lung vollzieht, sie kann sich aber anbahnen und wird in ihrem Ausbau sicherlich erfolgreich sein können, wenn ohne Überhastung und nur dem unabweisbar auf» tretenden Bedürfnis entsprechend vorgegangen wird.

Aber auch hier kann nicht verlangt werden, daß ohne weiteres seitens der
Gemeinden derartige Verpflichtungen zugunsten einer Bevölkerungsschicht trotz der
wohltätigen Wirkung für die Gesamtheit übernommen werden. Das hiermit ver-
bundene Risiko muß in irgend einer Form beseitigt oder soweit gemindert werden,
daß es erträglich erscheint, und in diesem Sinne zu wirken, ist die Aufgabe der
direkt Beteiligten, das sind die Hypothekenschuldner und ihre Organisation.
Kurz zusammengefaßt wäre nach den bisherigen Verhandlungen für München
als Leitsatz folgendes festzustellen:
Die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank, die Bayerische Handelsbank,
die Bayerische Vereinsbank, die Süddeutsche Bodenkreditbank und die Pfälzische
Hypothekenbank haben sich auf Grund einer Vereinbarung mit dem Münchener
Grund» und Hausbesitzer»Verein bereit erklärt, vorerst drei Millionen Mark zur
Verfügung zu stellen, um nachstellige Hypotheken auf folgender Grundlage zu
gewähren:
4. Die Stadtgemeinde München übernimmt für denjenigen Hypotheken»
betrag, der über das hypothekenbankmäßige Darlehen hinausgeht, die Haftung bis
zu 75 Prozent des Wertes.
2. Gegenüber der Gemeinde übernimmt der Münchener Grund- und Haus»
besitzer»Verein seinerseits die RückHaftung (Ausbietungsgarantie) und hinterlegt
bei Inkrafttreten der Einrichtung eine Garantiesumme von 100 000 Mark.
Außerdem zahlt der Schuldner an die Hypothekenbank jährlich V4 Prozent
der auf diese Weise gewährten Hypothek von 75 Prozent des Wertes, behufs An»
sammlung eines Sicherheitsfonds, welcher bei der Stadtverwaltung hinterlegt
wird. Hierbei werden die aus diesen drei Millionen gewährten Hypotheken zu
einer eigenen Gruppe zusammengefaßt. Der zu stellende Sicherheitsfonds gilt für
diese Gruppe. Übernimmt die Stadt weitere Haftungen, so werden später weitere
Gruppen gebildet.
Z. Der Grund» und Hausbesitzerverein München verpflichtet sich, kostenlos
die belehnten Anwesen so zu überwachen, daß die Mieteinnahmen nur zu den Lasten
des Hauses Verwendung finden. Zu diesem Zwecke sind die Mieteinnahmen bei
der Bank für Haus- und Grundbesitz in Mönchen auf Scheck»Konto des betreffen»
den Hausbesitzers einzubezahlen.
Dieses Verfahren hat sich seit Jahren in München bei den vom Hausbesitzer»
verein bis jetzt gegebenen 2. Hypotheken (2V2 Millionen Mark) bewährt.
Der Hausbesitzerverein München verpflichtet sich ferner, Anwesen, die not»
li'ide, d werden, rechtzeitig in eigene Verwaltung zu nehmen.
4. Die zweite Hypothek braucht nicht grundsätzlich von derselben Bank
gegeben werden, wie die erste.
5. Für die zweite Hypothek wird derselbe Zins nnd keine höhere Entschädi»

gung für Geldbeschaffungskosten erhoben, wie sie die beteiligten Banken z. Zt. der
Bewilligung für neue erststellige Hypothekendarlehen fordern.
Da bei den süddeutschen Banken der Pfandbriefumlauf in stärkerem Maße
als bei den norddeutschen Pfandbriefe zu 3V2 bis 4 Prozent umfaßt, ist der hier-
nach anzuwendende Zinssatz in der Regel nicht hoher als 4Vz Prozent.
6. Die zweite Hypothek wird nur als Tilgungshypothek ausgegeben. Die
Tilgung auch der ersten Hypothek muß als Regel vorausgesetzt werden. Die Til-
gung muß bei der nachstelligen Hypothek rascher vor sich gehen als bei der ersten.
Der Tilgungssat z soll in der Regel mindestens 1Vi Prozent für die zweite und
I V« Prozent für die erste Hypothek betragen.
7. Ist die erste Hypothek nicht Tilgungshypothek, so kann gleichwohl, falls
die sonstigen Voraussetzungen erfüllt sind, eine zweite Hypothek gegeben werden,
doch ist auch in diesem Falle für die erste Hypothek V« Prozent jährlich an die
Münchener Stadtverwaltung zur Ansammlung eines Tilgungsfonds solange zu
zahlen, bis die erste Hypothek in eine Tilgungshypothek umgewandelt ist.
8. Wenn die zweite Hypothek notleidend wird und das Haus deshalb zur
Zwangsversteigerung kommt, so darf die Bank, welche auch die erste Hypothek
gegeben hat, diese nicht ohne weiteres wegen der erfolgten Versteigerung zurück»
fordern, sondern muß sie auf die Dauer des laufenden Darlehensvertrages zu den
alten Bedingungen jedenfalls dann liegen lassen, wenn die Stadtgemeinde per»
sönlich haftende Ansteigerin wird oder die selbstschuldnerische Bürgschaft dafür
übernimmt.
9. Bei Gewährung der nachstelligen Hypothek wird jeder Fall für sich
geprüft und behandelt. Auf Grund der getroffenen Vereinbarung sollen bei bereits
beliehenen Grundstücken zweite Hypotheken zunächst in den Fällen gegeben werden,
in dcnen der Krieg die Fälligkeit der vorhandenen zweiten Hypothek herbeigeführt
hat und zugleich der Gläubiger nachweislich die Rückzahlung des Hypotheken»
betrages oder einen Teilbetrag braucht, oder keine zweite Hypothek vorhanden ist
nnd der Besitzer nachweislich durch den Krieg derart geschädigt wurde, daß er die
Zinsen, Steuern und Umlagen nicht aufzubringen vermag.
1l>. Steht einer Vertragsbank, welche eine zweite Hypothek aus dem Fonds
der drei Millionen gewährt hat, auch die erste Hypothek auf dem Objekte zu, so
wird die Bank, solange sie Inhaberin der zweiten Hypothek ist, und keine sicher»
heitlichen Bedenken im Wege stehen, auf Wunsch die erste Hypothek, falls diese
ein Zinsdarlehen ist, zu 4V2 Prozent Zins und höchstens 1 Prozent Provision auf
ie 10 Jahre verlängern oder auch in ein Annuitätendarlehen zu 4V? Prozent Zins
und Vz Prozent Tilgung gegen eine Provision von höchstens 2 Prozent umwandeln,
welch letztere auch den Ersatz der Talonsteuer für die ganze Tilgungsperiode dar»
stellt; hierbei kommen die Banken im allgemeinen weiters in dem Sinne entgegen,

daß diese 1 oder 2 Prozent innerhalb 1 oder 2 Jahren in zu vereinbarenden Raten bezahlt werden können.

11. Bei Zusammenrechnung der ersten und zweiten Hypothek sind für das gesamte Kapital nach dem Vorhergesagten durchschnittlich höchstens zu zahlen: 4V2 Prozent Zinsen und V2 Prozent Tilgung jährlich und V« Prozent jährlich als Beitrag zu dem in Ziffer 2 erwähnten Sicherheitsfonds, im ganzen also 5V,, Prczent. Wenn Annuitätenkapitalien zu 4 Prozent und V2 Prozent Tilgung bestehen, so bleiben dieselben zu dem alten Zinssatz.

12. Wo die Vertragsbank mit einem Tilgungssatz der ersten Hypothek unter Vz Prozent einverstanden ist, wird in der Regel Veranlassung bestehen, mit dem Schuldner und der Vertragsbank eine Erhöhung dieses Tilgungssatzes auf 1 Pro» zent, eintretend mit der vollendeten Tilgung der zweiten Hypothek, zu verein» baren.

13. Nach völliger Tilgung jeder Gruppe der gewährten Hypothek (Ziffer 2) wird von dem verbliebenen Bestande des für die Gruppe angesammelten Sicher» heitsfonds die Hälfte des Betrages an die Stadtverwaltung und die andere Hälfte an den Münchener Grund» und Hausbesitzerverein, in beiden Fällen zur Förderung des Realkredits, überwiesen.

14. Mit den vorerst überwiesenen drei Millionen Mark wird lediglich beab- sichtigt, aus dem Kriege unmittelbar hervorgegangene Schwierigkeiten abzu» schwächen. Sind die drei Millionen erschöpft und werden weitere Mittel gebraucht, so werden entweder neue Barbeträge unter zu vereinbarenden Bedingungen bereit» gestellt, oder den Gemeinden in dem erforderlichen Bettage Kommunaldarlehen behufs Gewährung nachstelliger Hypotheken unter näher zu vereinbarenden Bedin» gungen gegeben werden, in welchem Falle der etwaige Mindererlös vom Schuldner übernommen werden müßte, gegebenenfalls in Form eines Zusatzdarlehens, das besonders verzinst und getilgt wird.

15. Auch Neubauten können beliehen werden, wenn sich bei der vorzuneh» menden Prüfung der Erbauer als solide und zuverlässig erweist.

Um den Wert und die Durchführung dieses Systems genauer zu zeigen, sind folgende Ausführungen dazu notwendig:

Ein Anwesen habe einen Wert von 100 000 Mark; dasselbe ist an erster Stelle belehnt mit 55 000 Mark und unter den vorher genannten Bedingungen an zweiter Stelle mit 20 000 Mark, beides zu 4 Prozent Zins und V2 Prozent Annuität.

Die Tilgung (Annuität) kann auf verschiedene Arten erfolgen. Wird z. B. V- Prozent von der ganzen Hypothek, 55 000 Mark -s- 20 000 Mark, getilgt und der ganze Tilgungsbettag K conto der zweiten Hypothek verrechnet, so erlischt

die zweite Post mit 20 000 Mark in 30 Jahren; bei einem Kapital von 4V2 Prozent und Vz Prozent Tilgung in 28 Jahren. Man kann aber auch die erste Hypo' rhek mit 55 000 Mark zu V< Prozent, die zweite mit 20 000 Mark zu 1V2 Prozent tilgen. Diese Art erreicht, im Durchschnitt gerechnet, ebenfalls V2 Prozent Til» gung der ganzen Hypothek, nur wird gleichzeitig an der ersten und zweiten Hypo» thek abgetragen. In diesem Falle ist die zweite Hypothek mit 20 000 Mark in 34 Jahren getilgt.

In der Belastung des Hausbesitzers ist kein großer Unterschied, wie folgende Berechnungen zeigen:

1. M. 75000.- (Mc. 55000.— ^ Mk. 20000.—) zu 4^^°/« Mk. 3 375.—
„ 75000— zu 1/4°/° ^ (Sicherheitsfonds) .' '. . . ' '187.50
Mk. 3 562.50

2. Mk. 55000.- zu 4 V.°/° Mk. 2337.50
„ 20000.- zu 4 ^ iV,"/« - « 11«).-
„ 75000.— zu (Sicherheitsfonds) „ 187.50
Mk. 3 625 —

Bei beiden Arten soll nach Tilgung der zweiten Hypothek von 20 000 Mark die erste Hypothek mit 1 Prozent getilgt werden, alle anderen Lasten fallen dann weg, so daß der Hausbesitzer nach Ablauf von 30 bezw. 34 Jahren zu zahlen hat:

1. Mk. 5500«.— zu 4 ^ 1°/« M. 2 750.—
die gänzliche Tilgung dieser Mk. 55000— erfolgt in 41 Jahren.

2. Mk. 55000— zu 4 ^ 1°/, Mk. 2 750.—
die gänzliche Tilgung dieser Mk. 55000.— erfolgt in 28 Jahren,
da schon vorher durch 34 Jahre je ^4°/« getilgt wurde.

Der Hausbesitzer kann demnach durch diese Art der Hypothekenregelung noch persönlich in den Genuß seiner Leistungen treten, da er keine Kündigung oder Zinssteigerung seines Kapitals zu befürchten braucht und in verhältnismäßig kurzer Zeit die zweite Hypothek gelöscht werden kann. Dadurch fällt ein großer Teil der Lasten fort, und es kann daher mit Recht behauptet werden, daß die auf diese Weise erzielten Ersparnisse durch Zahlung der Annuität dem Hausbesitzer selbst wieder zugute kommen.

Auch die Haftung der Stadtgemeinde und des Hausbesitzervereins erlischt nach 28 bezw. 30 oder 34 Jahren, je nachdem eines der hier angeführten Beispiele zur Anwendung kommt, vollständig; aber auch in der Zwischenzeit bildet die Übernahme der Haftung keinerlei Gefahr, denn in jedem Jahre verbessern sich die Grundlagen; auf der einen Seite wird durch Annuitätenzahlung die Schuld geringer, auf der anderen Seite wächst der Sicherheitsfonds, so daß schon nach 1S Jahren über die Hälfte der verbürgten Annuität gesichert ist. Folgende Tabelle möge eine Ubersicht geben:

Bekämpfung der Hypochekennot in Bayern Josef Humar
Berechnungen für ein Annuitätenkapital von 75 000 Mk.
Die Verzinsung beträgt 4 Prozent, die Annuität 4V2 Prozent; außerdem wird ein Sicherheitszuschlag von V. Prozent erhoben, welcher einem Sicherheitsfond zufließt.

1.
Jahr
2.
3.
4.
b.
6.
7.
8.
S.
10.
11.
12.
IS.
14.
15.
16.
17.
18.
1!).
20.
21.
22.
23.
84.
25.
26.
27.
^8.
29.
30.

Von
der 4V»"/°igen
Annuität treffen
auf Tilgung
375.0«
390.00
405.60
421.82
438.7«
456.25
474.49
493.47
513.22
533.74
555.09
577.90
600.39
624.40
649.38
675.35
702.37
730.46
759.68
790.07

821.67
854.54
888.72
934.27
961.24
999.69
1039.68
1081.26
1124.51
1169.49
Tilgung
bis zum Ende
des Jahres
Höhe
des Sicherheits-
fonds
375.00
765.00
1170.60
1592.42
2031.12
2 487.37
2 961.86
3 455.33
3 968.55
4502.29
5 057.38
5 634.68
6 235.07
6 859.47
7508.85
8184.20
8 886.57
9 617.03
10 376.71
11166.78
11 988.45
12 842.99
13 731.71
14 655.98
15 617.22
16 616.91
17 656.59
18 737.85
19 862.36
21 031.85
187.50
382.50
585.30
796.21
1 015.56
1 243.68
1 480.93
1 727.66
1 984.27
2 251.15
2 528.69
2 817.34
3117.53
3 429.73
3 754.42

4 092.10
4 443.28
4 808.51
5188.35
5 583.39
5 994.22
6 421.49
6 865.85
7 327.99
7 808.61
8 308.45
8 828.29
9 368.92
9 931.18
10515.92
Summe aus
Darlehenstilgung
und Höhe des
Sicherheitsfonds
562.50
1147.50
1 755.90
2 388.63
3 046.68
3 731.05
4 442.79
5 182.99
5 952.82
6 753.44
7 586.07
8 452.02
9 352.6«
10 289.20
11263.27
12 276.30
13 329.85
14 425.54
15565.06
16 750.17
17 982.67
19 264.48
20597.56
21982.97
23 425.83
24 925.36
26 484.88
28106.77
29 793.54
31547.77

Diese Berechnung ist zunächst aufgestellt und hat Gültigkeit für e i n An» wesen, das in der genannten Weise mit einer zweiten Hypothek zu belehnen ist. Es sollen aber gleichzeitig auf eine größere Anzahl von Anwesen zweite Hypotheken gegeben werden, für deren jede die Stadtgemeinde die Haftung übernehmen soll.

18'

Hierbei erhöht sich die Summe der Kapitalien, für welche die Stadtgemeinde
haftet, in gleichem Maße, aber das wirkliche Risiko der Stadtgemeinde vermindert
sich. Für jedes belehnte Anwesen wird ein Sicherheitszuschlag von V4 Prozent
erhoben, und die Summe aller Sicherheitsfonds bürgt der Stadtgemeinde für jedes
einzelne Anwesen, das notleidend wird. Die Bürgschaft wird keineswegs für
alle garantierten Hypothekendarlehen in Anspruch genommen werden, sondern nur
für einen kleinen Teil derselben; nur für einen Bruchteil der belehnten Anwesen
besteht die Gefahr der Subhastation; denn die Anwesenbesitzer haben selbst ein
großes Interesse daran, den Besitz ihrer Anwesen zu erhalten.
Es sei angenommen, daß etwa 5 Prozent der mit zweiten Hypotheken belehnten
Anwesen zwangsweise versteigert werden. Wenn hundert Anwesen gleichzeitig
mit zweiten Hypotheken zu je 20 000 Mark in der oben dargelegten Weise belehnt
werden, so haftet die Stadtgemeinde für ein Kapital von insgesamt 2 Millionen
Mark. Wenn hiervon 5 Anwesen zur Versteigerung kommen, so ist ein garantier»
ter Betrag von 100 000 Mark gefährdet. Es liegen aber für alle hundert Anwesen
zusammen schon nach 5 Jahren 100 mal 1015,56 Mark — 101 556,— Mark im
Sicherheitsfonds, außerdem sind nach 5 Jahren für die 5 subhastierten Anwesen
schon 5 mal 2031,12 Mark — 10 155,—Mark getilgt, so daß sich die gefährdete
Summe auf 89 845,— Mark erniedrigt. Bei dem angenommenen Zahlenver»
hältnis würde also schon nach 5 Jahren für die Stadtgemeinde aus ihrer Haftung
kein Risiko mehr bestehen. Der Sicherheitsfonds wächst aber weiter an und bildet
von Jahr zu Jahr für mehr garantierte zweite Hypotheken die Deckung.
Der Grund» und Hausbesitzerverein München bietet der haftenden Stadt-
gemeinde noch weitere Sicherheit. Zunächst ist derselbe bereit, außer der Errich»
tung eines Sicherheitsfonds sogleich bei Übernahme der Bürgschaft seitens der
Stadtgemeinde einen Garantiefonds von 100 000 Mark zu hinterlegen. Ferner
übernimmt der Verein die Kontrolle darüber, daß die Mieteingänge aus den
belehnten Anwesen auch wirklich zur Bestreitung der Lasten verwendet werden.
Der Verein würde sofort eingreifen, wenn er eine Verlesung dieses Grundsatzes
wahrnehmen würde. Der Verein wird des weiteren ein Anwesen in Verwaltung
nehmen, wenn eine Gefahr für dasselbe droht. Der Verein würde den Besitzer
nicht fortwirtschaften lassen.
Die Stadtgemeinde übernimmt daher nur die Haftung gegenüber der Hypo»
thekenbank als öffentlich»rechtliche Korporation. Die Rückdeckung, also die eigent-
liche Haftung gegenüber der Stadtgemeinde übernimmt der Hausbesitzerverein, die
Stadtgemeinde darf kein Risiko haben und kann sich nicht um die einzelnen An»
wesen kümmern, das ist Sache des Hausbesitzervereins, also der Organisation.
Ebenso stellen alle Hypothekenschuldner zusammen die Garantiesumme zur gemein»
samen Haftung. Der Hausbesitzerverein übernimmt kostenlos bis auf die evtl. Ver»
waltung der Häuser die gesamte Durchführung, dafür steht ihm dann ein Teil

der freiwerdenden Sicherheitsfonds für weitere Haftungen oder wirtschaftliche Einrichtungen zur Verfügung.
Wie verhalten sich nun die gesamten Leistungen des Anwesensbesitzers, wenn er einerseits unter den obigen Bedingungen ein Darlehen aufnimmt, andererseits auf diese Bedingungen nicht eingeht, sondern zu den gegenwärtigen und jeweiligen Geldverhältnissen sich ein Hypothekenkapital verschafft?
Bei den obigen Darlehnsbedingungen hat der Schuldner für ein Gesamt-Hypothekkapital von 75 000 Mark, wenn der Zinsfuß 4 Prozent V2 Prozent ist, in den ersten dreißig Jahren, während welcher die zweite Hypothek von 20 000 Mark weggefertigt wird, alljährlich zu entrichten 3375,— Mark -j- 187,50 Mark, also 30 mal 3562,50 Mark,— 106 875 — Mark. Im Gegensatz sei angenommen, daß die erste Hypothek zu 55 000 Mark kein Annuitätenkapital, sondern eine Zinshypothek sei. Die erste Hypothek ist mit 4V2 Prozent, die zweite Hypothek von 20 000 Mark mit 6 Prozent zu verzinsen; außerdem muß das Darlehen zu 55 000 Mark alle 10 Jahre erneuert werden. Hierbei läuft der Anwesensbesitzer Gefahr, daß der Zinsfuß auf 4V« Prozent oder noch mehr erhöht wird, oder daß er einen Teil der Hypothek heimbezahlen muß, weil der Anwesens» wert infolge Unterlassung von zeitgemäßen Neuerungen oder aus sonstigen Gründen ein geringerer geworden ist. Die zweite Hypothek ist angenommen alle 5 Jahre gesondert zu beschaffen.
Bei diesen Darlehensverhältnissen zahlt der Hausbesitzer:
1. M. 55000.— zu 4V«°/° in 30 Jahren Mk. 74 250.—
2. „ 20 000.—zu 6 °/„ in 30 Jahren - „ 36000.—
Umwandlung der Mk. 55000.— 3mal in 30 Jahren
mindestens je 2°/«, also 6«/„ aus Mk. 55.000.— . . . ^ „ 3300.—
3. Unter normalen Verhältnissen ist die zweite Hypothek alle
S Jahre Mg, der Durchschnittsverlust beträgt 10°/,,
demnach in 30 Jahren «0°/« aus M. 20 000.— . 12 000.—
Mk. 125550.—
dagegen nach den Bedingungen des Hausbesitzer-Vereins „ 106 875.—
somit Mehrleistung Mk. 18675.—
4. Außerdem ist bei einer Hypothek nach dem System des
Hausbesitzervereins die zweite Post mit Mk. 20 000.— nach
diesen 30 Jahren gelöscht, im andern Falle besteht sie aber
noch voll zu Recht, somit weitere Disierenz .... . . „ 20 000.—
der Hausbesitzer hat somit innerhalb dieser 30 Jahre
einen Schaden von Mk. 38675.—
Hierbei hat der Anwesensbesitzer die weiteren Nachteile, daß er nach 30 Iah» ren jedes der zwei Kapitalien in dem vollen Umfange schuldet, daß er alle 10 bezw. 5 Jahre die Schuld erneuern muß, daß beide Hypotheken gleichzeitig fällig werden können, und daß er vielleicht bei Fälligkeit einer Hypothek einen Teil

derselben heimbezahlen muß. Dagegen hat der Hausbesitzer bei Darlehensauf»
nahme nach den hier vorgeschlagenen Bedingungen ein ruhiges Kapital, das ihm
nicht gekündigt und nicht gesteigert werden kann.
Wohl kann zum Schluß die Frage aufgeworfen werden, was sind drei Mil-
lionen Mark für München, besonders in der jetzigen schweren Zeit des Welt»
krieges? Gerade in der jetzigen Zeit sind drei Millionen Mark bares Geld mehr,
als vielleicht in guten Zeiten 10 oder 20 Millionen Mark. Was nützen dem
Hausbesitzer alle Beratungen über Gründungen von Reich, Staat und Gemeinde
zu seinen Gunsten, wenn noch Jahre vergehen, bis irgendeine derartige Gründung
in Kraft treten kann; gewiß, man kann ja an allen diesen Fragen weiter arbeiten,
was wir aber heute brauchen, ist bares Geld, sofort bares Geld,
um die notwendigsten Sorgen abwenden zu können.
Wir denken in München gar nicht daran, durch derartige Maßnahmen alle
zweiten Hypotheken umzuwandeln, das wäre unmöglich und volkswirt»
schaftlich unpraktisch, das Privat»Kapital muß nach wie vor am Hypo»
thekenmarkte in erster Linie beteiligt bleiben; hierfür eine gesunde und dauernde
Organisation zu schaffen, wird eine weitere Aufgabe sein, an der zurzeit gearbeitet
wird; der größte Teil der zweiten Hypotheken kann heute wohl als ruhende
Anlage verzeichnet werden; er ist zunächst geschützt durch die bekannten Bundesrats-
bestimmungen, aber nach Beendigung des Krieges wird hier eingegriffen werden
müssen. Jetzt ist der Teil zu behandeln, wo Gefahr besteht, auch hier muß man
gerecht beurteilen und bedenken, daß auch ein Hypothekengläubiger in eine Zwangs-
lage kommen kann und dadurch veranlaßt wird, sein Kapital zu kündigen und zu
verwerten zur eigenen Rettung.
Hier kommen zwei Existenzen in Frage: der Hypothekenschuldner,
der das Kapital schaffen soll, und der Gläubiger, der sein Geld haben muß. In
solchen Fällen muß geholfen werden, da nützen alle noch so gut gemeinten Bundes»
ratsverordnungen nichts.
Es ist auch nicht immer notwendig, daß die ganze bestehende
Hypothek zur Auszahlung gelangt, sondern nur der Bruchteil, der unbedingt für
den Gläubiger sich als notwendig erweist, und so kann wohl mit drei Millionen
Mark mehr an Hilfe und Sicherheit für den Realkredit erreicht werden, als man
vielleicht zuerst annimmt.
Ist in München diese Form der Belehnung durch Zustimmung des Stadt»
Magistrats eingeführt, so wird sofort ein großes Unternehmen für ganz Bayern
ins Leben gerufen, um auch den Hausbesitzern in allen anderen bayerischen Städten
Hilfe zu bringen.
Die Hausbesitzer Bayerns haben zu diesem Zwecke bereits einen
Frnds von 100 000 Mark bei der Bank für Haus- und Grund»
besitz in München hinterlegt, die bayerischen Hypothekenbanken

sind nicht abgeneigt, auch hier Mittel zur Verfügung zu stellen;
der Vertrag der Stadt München mit den Banken und dem Hausbesitzerverein
kann dann den anderen Städten als Grundlage dienen; die staatlichen Aufsichts-
behörden haben auch bereits ihre Bereitwilligkeit zu erkennen gegeben, und so
hoffen wir, daß es uns gelingen wird, die Hausbesitzer in Bayern in den schweren
Zeiten des Krieges zu stützen, in erster Linie durch Selbsthilfe unserer Organi»
sation und durch Unterstützung der Gemeinden und Banken, denn eine Wirt»
schaftsgruppe von der Bedeutung der deutschen Hausbesitzer kann nur einen An-
spruch auf Unterstützung des Staates und der Gemeinde erheben, wenn sie selbst
sich stark genug zeigt, die mit ihr verbundenen wirtschaftlichen Probleme zu
lösen.

Professor Adolf Weber, Breslau:

Unftr Wirtfchaftslebcn als Gegenstand des Universitatsunterrichts.

Schon vor dem Kriege waren alle Sachkundigen einig darin, daß ein ver»
mehrtes und vertieftes Verstehen unseres Wirtschaftslebens und seiner Zusam»
menhänge für die leitenden Justiz» und Verwaltungsbeamten, aber auch für die
volkswirtschaftlichen Beamten dringend erwünscht sei. Diese Erkenntnis ist durch
die Erfahrungen des Krieges so gestärkt worden, daß sie zu einer der wichtigsten
Tagesforderungen geworden ist.

Es ist anzuerkennen, daß gewisse Fachhochschulen, die Handelshochschulen,
die Verwaltungshochschulen, auch einzelne von den Hochschulen losgelösten län»
geren oder kürzeren Unterrichtskurse innerhalb eines engen Raumes Ersprieß-
liches für die wirtschaftliche Ausbildung und Fortbildung geleistet haben, aber
nur ausnahmsweise konnten sie die Kreise beeinflussen, auf die es ganz vorzugs»
weise ankommt: die Universitätsstudenten, die Referendare und Assessoren. Für
diese müssen im engen Anschluß an die Universitätseinrichtungen geeignete Vor»
lesungen und Übungen neu geschaffen werden. Der Universitätsunterricht darf
sicki zur Einführung in das Wirtschaftsleben, in das Verwaltungsrecht, in das
Arbeitsrecht nicht mehr mit den wenigen Vorlesungen begnügen, die seit mehreren
Menschenaltern gang und gäbe sind. An die Errichtung von neuen Lehrstühlen
konnte man nun aber schon vor dem Kriege in der Regel kaum denken, weil
weder die erforderlichen Mittel, noch die geeigneten Persönlichkeiten dafür vor»
handen waren. Alles drängt daher darauf hin, daß man die Verbindung zwi»
schen Theorie und Praris in der Weise sucht, daß hervorragende Praktiker neben-

amtlich für das Gebiet ihrer praktischen Betätigung als Dozenten mit heran» gezogen werden.

In eigenartiger Weise will das vom nächsten Semester ab die rechts» und staatswissenschaftliche Fakultät der Universität Breslau unter Mitwirkung der Technischen Hochschule und des Landwirt» schaftlichen Instituts organisieren. Es werden besondere Lehrgänge eingerichtet -für eine ganze Reihe von Fachgebieten, im nächsten Semester bereits für Wirtschaft und Verwaltung der Kommunen, für soziale Versicherung und soziale Fürsorge, für Bankwirtschaft und für ländliche Verwaltung. Ähnliche Lehrgänge für In» dnstrie- und Bergwirtschaft, für privates Versicherungswesen, für Verkehrswirt» schaft, für Zeitungswesen, sowie zum Studium der Verhältnisse Rußlands und Polens, Hsterreichs und Ungarns sind für die Zukunft ins Auge gefaßt. Jeder Lehrgang besteht aus zwei Semesterkursen. Im Mittelpunkte stehen die eigent» lichen Spezialvorlesungen, um die sich dann zahlreiche Vorlesungen und Ubun» gen aus dem reichhaltigen Unterrichtsplan der Breslauer Hochschulen teils als „grundlegende", teils als „ergänzende" Vorlesungen gruppieren. Etwa vierzig hervorragende Praktiker werden zunächst Lehraufträge erhalten; von diesen sind manche durch ihre Wirksamkeit in weiteren Kreisen Deutschlands bekannt gewor- den; wir nennen den Bankherrn Dr. Kurt von Eichborn, den Direktor der Darmstädter Bank in Berlin Dr. zur. et pdil. Fischer, Stadtverordnetenvor» steher Justizrat Dr. Heilberg, Generaldirektor Dr. Hölscher, Oberregie» rungsrat Koeppel, Direktor des Statistischen Amts der Stadt Breslau Pro» fessor Dr. Neefs, Wirklichen Geheimen Oberbergrat Berghauptmann Dr. Schmeiß er, den Vorsitzenden des Bundes für Heimatpflege Professor Sohnrey, Oberlandesgerichtspräsident Exzellenz Dr. Vi er haus.

Um die Beziehungen zwischen den neuen Unterrichtseinrichtungen und dem Wirtschafts», Rechts» und Verwaltungsleben aufrecht zu erhalten, ist ein „Bei» rat" gebildet worden, dem 27 führende Männer der Justiz-, der staatlichen und kommunalen Verwaltungspraxis, sowie der Wirtschaftspraxis neben Vertretern der Technischen Hochschule und der Universität angehören. Die ordentlichen Mitglieder der rechts» und staatswissenschaftlichen Fakultät bilden den „Ver» waltungsausschuß der Fachhochschulkurse".

Ziel des Unterrichts soll sein: möglichst klares Erfassen der wirtschaftlichen und rechtlichen Zusammenhänge; einem oberflächlichen Dilettantismus soll kein Vorschub geleistet werden.

Wie es an den deutschen Universitäten von jeher gute Sitte war, sollen auch die neuen Einrichtungen an der Schleichen Friedrich»Wilhelms»Universität nicht nur dem Unterricht, sondern auch der Forschung dienen. Im Anschluß an die bestehenden juristischen und wirtschaftswissenschaftlichen Seminare ist deshalb die Schaffung eines „Instituts für Wirtschaft, Recht und Verwaltung" geplant,

dem u. a. auch ein Archiv eingegliedert wird. Die Einrichtung dieses Archivs, das sich die Sammlung von Urmaterial aus dem Gebiete der Wirtschafts- und der Verwaltungspraxis sowie von Zeitungsausschnitten zur Aufgabe stellt, ist bereits in Angriff genommen; vorläufig sind vier Abteilungen vorgesehen, je eine für Volkswirtschaft und Handelstechnik, für kommunale und soziale Verwaltung, für Kriegswirtschaft und für Lehr» und Anschauungsmaterial.

Die nicht unerheblichen Mittel für die neuen Einrichtungen konnten trotz des Krieges ohne Inanspruchnahme der Staatshilfe lediglich in der Provinz zu» sammengebracht werden, u. a. beteiligten sich die Stadt Breslau und die Pro» vinzialverwaltung.

Im Auftrage der rechts» und staatswissenschaftlichen Fakultät hat Professor vr. Adolf Weberim Verlage von I. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen in diesen Tagen eine Schrift veröffentlicht, die unter dem Titel: „Unser Wirt- schaftsleben als Gegenstand des Universitäts»Unterrichts" die neuen Einrichtungen eingehend beschreibt und begründet. Im Schlußwort dieser Schrift heißt es: „Theoretiker und Praktiker, Juristen, Techniker und Ökonomen, Staatsbeamten und Angehörige des freien Erwerbslebens, Männer konservativer und liberaler Weltanschauung vereinigen sich in dem Bemühen, der Wahrheit, zugleich aber auch dadurch dem wirtschaftlichen und sozialen Fortschritt zu dienen, daß sie so unbefangen wie möglich die Hörer lehren, die sozialen und wirtschaftlichen Gescheh» nisse zu sehen, wie sie wirklich sind. Wenn wir uns einmal über das Sein und seinen inneren Zusammenhang besser im klaren sind, als das jetzt gemeinhin der Fall ist, dann wird auch der Kampf um das Sollsein wieder mehr eine auf Wissen» schaft gestützte Politik werden, die sich da nicht mit billigen Schlagworten begnügt, wo ernste, in gesundem Wirklichkeitssinne wurzelnde Gedankenarbeit wichtigste und dringlichste soziale Forderung unserer Zeit sein muß."

E. Hampe:
Deutscher Frühling.
Gedanken aus dem Felde.
Geleit:
In kürzester Form habe ich versucht, die mannigfachen inneren Erkenntnisse zusammenzufassen, die der große Lehrmeister Krieg in vielen schweren Stunden mir und manchem Kameraden schenkte. Mich führte dabei der Wunsch, diese von den Firnen des .Krieges geschauten Wahrheiten festzuhalten, wenn dereinst im Frieden der Nebel des Alltags den freien Blick wieder verschleiert. Möchten dann diese lichten Blicke mithelfen, gleich Sonnenstrahlen, in den suchenden Herzen den knospenden Frühling des deutschen Wesens zu wecken, zum Heil und Segen unseres geliebten Vaterlandes!
Gipfel und Abgrund.
Je höher der Gipfel, um so tiefer ist auch der Abgrund, und je erhabener der Fels, um so steiler ist auch seine Wand, die in die Tiefe führt. Und so wächst in gleichem Maße mit der Höhe des Aufstieges die Gefahr des Absturzes. Der Ausgleich ist das oberste Gesetz der Natur, aus dem diese ihre Ewigkeit schöpft.
Die gleichen Gesetze der Natur gelten auch für das Leben des Menschen und der Völker, im Kleinen wie im Großen. Die äußeren sichtbaren Gesetze der Natur sind ja nur Gleichnis für ihr unsichtbares Walten.
Deshalb: Das Volk, das im Begriff steht, einen Gipfelpunkt seiner Bahn zu erreichen, sei sich bewußt, daß der Gipfel oft nur der letzte Punkt des Auf» stieges ist. Wie den Wanderer nach hartem Klimmen am Ziel auf ragender Spitze plötzlich der Schwindel überfällt, so hüte dich, deutsches Volk, daß dich nicht auch auf deiner hohen Bahn der Schwindel packt. Nüchtern und klar behalte den Kopf, scharf und wach deine Augen, sei wahr! Dann wirst du erkennen, daß noch höhere Ziele deiner harren. Die Völker, die sich in der Mittagshöhe ihrer glänzenden Bahn wähnten, standen bereits im Sonnen» Untergang.
Schwindel, Wahn, Eitelkeit sind die natürlichen Gefahren der Höhe. Es ist schon Täuschung, wenn wir wähnen, nicht davon befallen zu werden. Wer im täglichen Kampfe auf Leben und Tod hüllenlos die Wahrheit sah, muß bekennen: Nicht jeder Deutsche war ein Held in diesem Krieg, nicht jeder Deutsche tat rest» los seine Pflicht, nicht fehlerlos war unser Handeln!
Seid still daheim mit eurem rauschenden Beifall und übertriebener Lob- preisung! Laßt sie denen gelten, die ihr Herzblut für ihre Pflicht dahingegeben

haben. Uns aber tut sie weh, denn wir sehen, wie u n t e r s ch i e d l o s ihr
dem Schein wie der Wahrheit zujubelt. Ihr lebt noch im blinden Wahn und
falschen Vorstellungen, ihr lerntet noch nicht, unterscheiden und
erkennen.
Wer aber ohne Prüfung und Unterscheidung nur nach dem äußeren Scheine
lobt, preist mehr das Unverdiente, als das wirkliche Verdienst. Denn es liegt
in der Natur des wahren Verdienstes, daß es bescheiden und sich selbst genug
ist, in der des Unverdienten, daß es nach äußerem Schein und Zeichen hascht.
So ziehet ihr selbst durch falsche Behandlung die giftige Pflanze des falschen
Scheines und Wahnes hoch und übertraget die Krankheit von euch in das Mark
des Volkes, das Heer. Herrscht dort erst einmal Scheinheldentum, so wird an
dem Tage, da wieder in blutigem Krieg die Maskeraden fallen, unser Volk am
Untergang stehen.
Wer wahr sein will, wird kargen müssen mit dem Lob. Denn ist der schon
ein Held, der seine Pflicht tut? Sollte das nicht vielmehr selbstverständlich
sein? Viele derer, denen als Helden Hymnen gesungen werden, taten nur ihre
Pflicht — und hatten Glück! Wie undankbar ist deren Lobpreisung gegenüber
Tausenden von denen, die auch ihre Pflicht taten, ohne auf Glück dabei jemals
rechnen zu können.
Lassen wir darum das Lobpreisen, denn es führt zu leicht in den gefähr»
lichen Wahn. Die, denen wirklich Lob gebührt, gieren nicht danach, weil jede
Tat ihren schönsten Lohn in sich trägt. Wenden wir vielmehr unseren Blick
ernst und scharf auf unsere Fehler. Dann werden wir erkennen, wie hoch wir
erst noch steigen müssen, um den Gipfel wahr und wirklich zu erreichen, auf dem
wir uns fast schon wähnten: Das Volk der Welt zu sein, an dessen Wesen die
Welt genesen kann.
Denn unser Wesen ist's, woran wir weiter bauen müssen, wenn wir
unsere äußeren Erfolge sichern wollen. Jeder Erdenstoff ist den Gesetzen der
Natur Untertan. Man mag eine Kugel werfen, so hoch man will, sie fällt zur
Erde zurück; das ist Erdenschwere. Was Hände bauen, können Hände zerstören;
das ist Menschenhändewerk. Wesen aber ist Inhalt der Form, ob diese sich auch
wandelt. Es unterliegt nicht den Naturgesetzen, sondern richtet sich selbst nach
eigenen Gesetzen.
Alles Werk aus Erdenstaub ist an sich Sisyphusarbeit. Nur das Wesen,
von dem es geboren und getragen, hat Ewigkeitswert. Denn dieses allein unter»
liegt nicht den Gesetzen des ewigen Wandels und Ausgleichs in der Natur, son-
dern schafft sich neue Formen, wenn die alten brechen. Darum mehren wir
unseren Besitz nur, wenn wir unser Wesen mehren. Die Arbeit an unserem
Wesen allein ist ewig fruchtbar und nicht den Naturgesetzen des Werdens und
Vergehens unterworfen. Und darum besteht das Wort mit Recht: Nicht durch
Waffen, am Wesen allein kann die Welt genesen.

Wegweiser Pflicht.
Wenn wirklich die erste Eigenschaft des deutschen Charakters die Treue
ist, dann ist unser Volk glücklich zu preisen. Wäre es nicht so, dann müßte
unser erstes Bestreben dahin zielen, diese Eigenschaft zu erlangen. Denn sie
allein ist der fruchtbare Boden, aus dem die Werte unseres Menschenlebens empor-
blühen können. Dies eine tut not; ohne dies eine ist kein Aufbauen, kein ewiges
Blühen, Reifen und Fruchtspenden möglich.
In Einzelbegriffe freilich ist das herrliche Wesen der Treue mit der Zeit
verkümmert. Man spricht von einer Soldatentreue, einer Diensttreue, einer
Gattentreue, einer Glaubenstreue. In all diesen lebt wohl als Licht und Kraft
das Wesen der Treue, aber doch sind sie nur Teile des Ganzen, der
Pflichtentreue.
Treu jede Pflicht tun, die kleinste wie die höchste, nicht aus Zwang, sondern
aus freiem Willen und bewußter Erkenntnis heraus, diese Zuverlässigkeit ist
Grunderfordernis, um einen Menschen überhaupt ernst zu nehmen. Mag er die
höchste Begabung, die größten Talente besitzen, ohne diesen einzigen Eckstein des
Menschenlebens sind solche Güter nichts wie schillernde Seifenblasen, heute ent»
standen, morgen verweht; Blüten ohne Wurzel und Frucht!
Was nützet dem Staat der klügste Beamte, der nicht jede seiner kleinen
Pflichten treulich erfüllt, was dem Heere der tollkühnste Soldat, der nicht in
jeder Lage zuverlässig ist? Sie schaden mehr, denn sie nützen! Als Scheide, ob
ein Menschenleben fruchtbar oder unfruchtbar ist, gilt die Gewissenhaftigkeit.
Erst aufwärts dieser Scheidegrenze ist eine Fruchtbarkeit möglich.
Treu jede Pflicht tun, die kleinste wie die höchste, das ist es aber auch, was
ein Menschenleben reich und ein Staatswesen blühend und unüberwindlich
machen kann.
Fraget unsere Feinde, worauf die Kraft des deutschen Heeres in diesem
Weltkriege beruht hat. Sie werden mit der ihnen eigenen Umschreibung des
schlichten Ausdruckes antworten: „es war die unübertreffliche Organisation
eures Heeres." Woraus aber besteht diese Organisation und wodurch tritt sie
erst wirksam in die Wirklichkeit? Dadurch, daß jeder kleinste Teil an seiner
Stelle treu seine Pflicht tut, bewußt auch mit der kleinsten Pflichtleistung ein
notwendiges Glied in der Kette der Millionen Glieder zu sein. Oder schlichthin
gesagt: daß jeder treu seine Pflicht tut, unbekümmert in seiner Pflichtentreue
um Gewinn, Verlust oder Tod. Ein Volk in diesem Zeichen muß siegen, denn
solche einheitliche Kraft läßt sich in der Welt nicht überbieten. Weil nun in
unserem Volke diese Eigenschaft stärker verkörpert war, als bei unseren Fein»
den, vermochten wir, Erfolge zu erringen.
Und wie im Kriege nicht etwa Tollkühnheit, Verwegenheit oder körperliche
Leistungsfähigkeit uns den Sieg verleihen, so sind es auch im Leben des Einzel»

neu nicht besondere Eigenschaften oder Besitztümer, die sein Leben reich und
kraftvoll gestalten, sondern die schlichte Treue im Kleinsten. Denn
ein Leben, auf solchem Boden erbaut, ist klar und rein wie köstlicher Kristall
und stark wie ein festgewurzelter Stamm, der nicht zu stürzen ist. Es hat sein
eigenes unwandelbares Gesetz in sich, das es sicher und aufrecht durch alle Stürme
hindurchgeleitet. Ja, je höher der Bau steigt, um so breiter wird der Grund,
denn das Maß der Pflichten im Leben wächst mit der höheren Lebensstellung
des Einzelnen.

Daran kann man erkennen, ob einer hoch oder gering im Werte des Lebens
steht, an dem Maß seiner Pflichten, und wie er sie erfüllt. Nur ein Leben voller
Pflichten ist reich und inhaltsvoll, nur ein Leben, das jederzeit treu seinen Pflicht
tenkreis ausfüllt, wirkt Wert und Segen. Aber bedenke, daß es besser ist, einen
kleinen Pflichtenkreis ganz auszufüllen, als in einer hohen Stellung nicht allen
Pflichten nachzukommen. Denn Solcher säet Unsegen. Er wird zum Schädling
am eigenen und fremden Leben. Denn wer nicht wirket und aufbauet in diesem
Leben, der zerstört.

Aber — fraget ihr — was ist denn Pflicht? Und ist das Pflichtgefühl
nicht verschieden? Ja und nein! Verschieden nämlich nur insofern, als die Men-
schen sich unterscheiden in solche, die sich Rechenschaft über ihr Leben geben, und
solche, die es ohne eigenes Bewußtsein, den Tieren vergleichbar, hinleben. Für
einen Menschen aber, der sich der Verantwortung seines Lebens bewußt ist, gilt
als Pflicht: die Ausführung seines Willens zum Besten!

Nicht ein hartes Muß, sondern der heilig»ernste Wille, das Beste zu tun in jedem
Augenblick, in jeder Lage, in jeder Stellung und an jedem Platze, gegen jedes
Ding und jedermann, ist der rechte Wegweiser der Pflicht, und die Umsetzung
dieses Willens zum Besten durch die Tat die rechte Pflichterfüllung!

Wer den Begriff seiner Pflichten in diesem Sinne auffaßt, für den ist es
klar, daß solche Pflichtentreue fruchtbar und segensreich sein muß. Sie segnet
ihn und sein Werk.

Ein Vater, der mit solchem Pflichtgefühl gegen sein Kind beseelt ist, wird
einen rechten Menschen erziehen, ein Soldat, der seinen Dienst in solchem Sinne
tut, wird Taten vollbringen, die Frau, so gesinnt als Gattin und Mutter, wird
tausendfachen Segen in ihrem Kreise säen. Und wie vielmal mehr wird erst
der segensreich wirken können, der an die Spitze eines größeren Gemeinwesens
gestellt ist, wenn er sich seiner Pflicht bewußt ist, seinen Willen zum Besten für
alle ihm Anvertrauten auch wirklich in die Tat umzusetzen.

Wem dieser Wille zum Besten Wegweiser fürs Leben geworden ist, hat an
ihm einen Kompaß gewonnen, der ihm in allen Lagen anzeigen wird, was er
zu tun und zu lassen hat. Denn nicht nur seine Pflicht, auch das Gegenteil,
die Sünde, lehrt er ihn erkennen. Denn wer seine Pflicht kennt, kennt auch
die Sünde. Sie ist der Verstoß gegen die Pflichten oder deren Unterlassen.

Sünde ist, die Ausführung des Willens zum Besten zu unterlassen oder ihm zu» widerzuhandeln. Der sündigt an seinem Mitmenschen, der es unterläßt, ihm zum Besten zu verhelfen, obwohl er es weiß und könnte, oder gar, statt zu helfen, wehe tut und sein Los, anstatt zum Besten, zum Schlechteren wendet. Wie vielmal aber sündigt der, dem das Los Vieler anvertraut ist, ihre Besserung aber unterläßt, obwohl er es könnte, oder sie gar zum Schlechteren hinabgleiten läßt.
Pflichten, entsprungen aus dem freien Willen zum Besten, drücken nicht, sondern erheben. Sie veredeln unsere Alltagsarbeit und krönen unser tägliches Tun, sei es auch noch so gering. Sie macheu unser Leben zu einem geschlossenen Werk, das Frucht ist und Same zugleich. Denn solch ein Werk ist kein totes, sondern ein lebendiges voll Inhalt, getragen und erfüllt vom Willen zum Besten.
Nicht die Arbeit oder deren Gewinn, nicht das Leben oder seine äußeren Bedin» gungen sind Selbstzweck oder Ziel, sondern nur Mittel und Formen des Aus- druckes jenes uns als Geist von Gottes Geist erfüllenden Willens zum Besten.
So führt die Pflicht unser Leben aus Erdenschwere und Materialismus auf die lichten Höhen eines bewußten, tatkräftigen Idealismus. Treue Arbeit im Kleinsten, beseelt dabei von höchsten Zielen, das ist deutsche Pflichtentreue.
Möchte sie Wegweiser werden für jedes Deutschen Leben!

Wunderblume Glück.

Wer suchet, darf nicht blind sein, sondern muß offene, blanke Augen haben.
Wer das Glück suchen geht, muß gleichfalls zuerst erkennen und unterscheiden lernen. Denn Glück ist nicht jene Marktware, die öffentlich als solche ange- priesen und käuflich zu erwerben ist; es ist ein in der Einsamkeit verborgener Schatz, den dir niemand zeigen, den du ganz allein finden mußt. Wie eine stolze Frau sich nicht gewinnen lassen wird durch Sporenklirren oder güldenen Glanz, sondern erst durch das restlose Opfer deines Herzens, so blüht dir auch die Wunderblume Glück erst auf nach der Entsagung aller anderen Güter.
Es gibt zwei Begriffe im Leben, die sich so ähnlich klingen, daß ein Blinder sie leicht verwechseln mag, und die doch so wesensverschieden sind, wie zwei ent» gegengesetzte Welten: das ScheinglLck und das Glücklichsein. Beide scheiden sich aus, sie können nicht zusammenwohnen in einem Herzen.
Beide mußt du erst unterscheiden lernen, damit du nicht die zarte, seltene Wunderblume verwechselst mit jener ihr äußerlich ähnelnden Giftblume. Sie wirst du finden in Masse neben den breiten Wegen des Lebens, auf denen der Strom der Millionen zieht. Sie kannst du auch kaufen für blankes Geld oder kannst sie dir schenken lassen von reichen Freunden durch deren Gunst. Aber je mehr du von ihnen pflückest, um so stärker berauscht dich ihr giftiger Duft, um» nebelt deine klaren Sinne und versteinert dein lebendiges, warmes Herz. Nicht köstliche Ruhe und selige Träume, aber wilde Fieberschauer und zuletzt eisigen Tod bringt dir solch Strauß an deiner Brust.

Zerpflücke mit klarem Blick diese giftige Pflanze Scheinglück, und du wirst
erkennen, woher ihr Gifthauch stammt. Denn ihre Blätter sind toter Tand,
nach außen gleißend, aber innen wasserig und faulig wie Sumpfblumen.
Ehren, Titel, Orden, Macht und Reichtum sind die Blätter, die
jene Blume Scheinglück ausmachen, und der Gifthauch aus solchem Blätter»
kelche ist Eitelkeit, Genußsucht und Hochmut.
Hänge dein Herz nicht an solche Blumen. Hasche nicht mit den Anderen -
danach, die ihnen nachjagen in tollem Taumel und ihres Lebens wahre Kostbar-
keiten darüber vergessen. Bestaune auch nicht mit den Anderen Solche, die
einhergehen, diese Sträuße auf geblähter Brust tragend, und falle nicht auf die
Kniee vor denen, die solche Blumen auszuteilen vermögen. Denn du hast erkannt,
wie nutzlos, ja gefährlich sie sind. Lerne lächeln über dieses Treiben der Men»
schen, das dem „Blindekuh"»Spiele der Kinder gleicht. Und hast du solches
Lächeln gelernt und gern und freudig solche Blumen abgelegt, dann wirst du
freilich dich plötzlich allein auf einsamem Pfade finden. Aber getrost! Das
Samenkorn des wirklichen Glücks trägst du dann bereits im Herzen. Nun laß
Gott in dir walten, daß es zur Blüte gedeihe.
Denn die Wunderblume Glück kannst du nicht pflücken und dir zur äußeren
Zierde an die Brust stecken. Sie kann nur auf einem einzigen winzigen Fleckchen
Boden entsprießen, deinem Herzen. Aber dort schlägt sie Wurzel, daß keine
Menschenhand oder Sturmeswut sie knicken kann. Von dort aus verbreitet sie
ihren köstlichen Duft, der dir Frieden gibt, inmitten wildester Stürme, Kraft,
wenn Menschenkraft erschlafft, und Freude inmitten dunkelster Nacht.
Willst du darum, daß dieses Samenkorn zu solcher Blume wachse, so pflege
fürsorglich den Boden, in dem es verborgen liegt, dein Herz.
Höre fortan bei allem Tun nur noch auf deines Herzens innerste Stimme,
denn sie ist Gottes Ruf. Das Beste in uns ist Gott. Bei deinem Handeln sei
dir der Wille zum Besten Geleit.
Dann wird dein Tun Segen wirken, dir, deinen Mitmenschen, deiner Sache.
Denn es ist rein und voller Kraft. Immer reicher, glücklicher und stärker wirst
du dich fühlen, je reiner dein Herz sich klärt, je mehr die schwarzen, zerfressenden
Flecken der Schuld und Reue von deiner Seele schwinden. Und böte man dir
alle Ehren und Reichtümer der Welt, du würdest sie jetzt nicht mehr tauschen
gegen den Schatz in deiner Brust, dein reines, fröhliches, strahlen»
des Herz: deine Wunderblume Glück!
Aber nicht dir allein zur Freude wächst diese Blume in deiner Brust, sie
sendet durch dich ihre Samenkörner hinaus in die weite Welt. Wem du gibst
mit reinem Herzen, in den fällt ihr Samenkorn, wem du nahe bist, der spürt an
deinem Wesen ihren beruhigenden, stärkenden Duft. Manch Samenkorn frei»
lich mag verdorren, überwuchert von jenen feindlichen giftigen Blüten, und
mancher Dufthauch erstickt werden von deren giftigem Atem, Aber manch

Samenkorn sprießt doch auf — dann denke, e i n reines Herz ist kostbarer als eine ganze Welt voll Schein und Flitter.

Darum sollst du dich nicht verkriechen mit deinem Glück, sondern frei einhergehen in der Welt, rüstig wirken und arbeiten dein Teil. In alles Tun aber lege den heiligen Glanz deines reinen Herzens. Dann wird jede kleinste Tat ein köstlicher Gewinn und dir zur Freude. Dann ist deine Arbeit voll Willens zum wahren Besten deine Seligkeit, die Erfüllung deiner Pflichten dein Glück.

Denn es gibt keine schönere Freude, als Freude zu bereiten, und kein höheres Glück, als Glück spenden zu können!

Frucht und Same.

Das aber ist Vorbedingung zu jeder wirklichen Hilfe, daß wir auch helfen können. Ein Blinder kann keinen Blinden führen, ein Armer keinen Bettler beschenken, ein Sünder keinem Frevler helfen. Wie will darum jemand eines Anderen Lage bessern, wenn er selbst nicht weiß, was das Bessere ist, wie jemand einem Anderen Glück spenden, der selbst nicht das wahre Glück kennt und besitzt? Statt eines Führers würde er leicht zum Verführer.

Denn die geben und bessern wollen mit blinden Augen, säen mehr Unglück als Segen. Einem Bettler, dem wir Geld in den Schoß werfen, verhelfen wir nur zu weiterem nichtswürdigen Leben, statt ihn der Not zu überantworten, die ihn arbeiten und beten lehren würde. Einen Frevler seiner gerechten Strafe zu entziehen, heißt ihn ermutigen zu neuer Missetat. Wer sein Kind oder seine Untergebenen nicht straft, wenn sie Schlechtes tun, macht sich mitschuldig an ihrem Verderb, denn er ist über sie gesetzt zu ihrer Erziehung und Besserung. Wie aber will er sie lehren, was recht und was schlecht ist, ohne zu loben und zu strafen?

Sorge darum ein Jeder zuerst für die eigene Erkenntnis des wahren Besten. Das ist notwendig. Alle Fragen, denen wir im Leben draußen entgegentreten, müssen wir zuvor im eigenen Herzen klären und lösen. Unser Herz muß zum Untergrund unserer Lebensarbeit werden. Erst wenn wir diese Grundlage haben, dürfen wir es wagen, mitzubauen an dem Lebensbau Anderer, erst wenn wir selbst erkannt haben, was das wahre Beste ist, dürfen wir Andere bessern wollen. Das Erkennen muß am Anfang jedes Tuns stehen, wenn es ersprießlich werden soll. Und wie vielmal erst mehr, wenn es sich um Anderer Lebensglück handelt.

Darum ist es nicht ein selbstisches Ziel, sondern deine erste Pflicht als Mensch, nach dem eigenen wahren Lebensglück zuerst zu streben. Dann erst, wenn dein Herz rein, zuverlässig und friedvoll ist, kannst du daran denken, andere Herzen lenken und führen zu wollen. Alle Güter, die du deinen Mitmenschen mitteilen willst, mußt du zunächst selbst besitzen. Aus diesem Grunde sollst du deine innere Persönlichkeit entwickeln und entfalten zu einer vollwertigen reifen Frucht. Denn erst die reife Frucht birgt Samen.

Und wenn du dann aussäest von den kostbaren Erkenntnissen deines Her-
zens, so streue diesen Wundersamen nicht wahllos in die Winde, sondern auf
den Ackerboden, über den dich Gott als Sämann setzte und für dessen Fruchtbar»
keit du ihm verantwortlich bist, deine Familie. Dort liegt das erste Feld deiner
Nächstenliebe.
Dein Weib braucht deine Liebe zu ihrem Glück. Wie könnte sie auch sonst
eine rechte Mutter werden! Je mehr der sonnigen Liebe du ihr schenkest, um so
kostbarer wird die Frucht, die sie dir wiedergibt. Denn das sind die schönsten
Früchte, denen die wärmste und innigste Sonne strahlte. Liebe von ganzem
reinem Herzen dein Weib, so tust du das erste Werk praktischer Nächstenliebe,
das auch in der Zukunft fortwirken wird.
Sei deinen Kindern ein Erzieher zum wahren Besten, so tust du das zweite
Werk praktischer Nächstenliebe. Und wie deinen Kindern, so solltest du auch
deinen Untergebenen ein Fükrer zum Besten werden. Denn mit solchen Pflich»
ten hat dich Gott über sie gesetzt. Wenn du dieses dir von Gott gewiesene Ar-
beitsfeld mit ganzer Kraft und Inbrunst deines Herzens recht bestellest, erfüllst
du deine Nächstenpflicht.
Denn du Einziger kannst eine ganze Welt nicht glücklich machen. Du
würdest deines Herzens Kräfte in Atome zersplittern, die zu schwach wären, um
fruchtbar zu sein. Darum sei weise und übe Beschränkung, denn auch im Klein»
sten zeigt sich das Große. Bemesse dein Feld nicht weiter, als du es überschauen
und bestellen kannst. Jeder nach dem Maß seiner Kraft! Denn füllest du auch
nur den kleinsten Teil voll aus, so bist du für das Ganze mehr wert, als wenn
dn deine Kraft fruchtlos zersplitterst.
Denn was du an dir selbst tust, tust du deiner Familie, was du an deiner
Familie tust, tust du deinem Volke, was du deinem Volke tust, tust du der Mensch»
heit, was du dieser tust, tust du Gott.
Das ist die Bahn, auf der sich auch das kleinste, wahrhaft gute Werk segen»
spendend fortpflanzt, auf der ein Jeder durch Treue auch im Kleinsten das Höchste
wirken kann.
Das aber auch sind die Sprossen, auf denen wir das Werk unseres Lebens
aufwärts bewegen sollen, soweit unsere Kräfte reichen. Um so herrlicher und
reicher gestalten wir es, je höher wir auf diesen Sprossen hinanklimmen und damit
um so weiter Segen fruchtbringend spenden können. Um so näher aber rücken
wir auch auf dieser Leiter der Ewigkeit an jenen Einzigen heran, der auf
oberster Sprosse thront und uns die Hände reicht: der einer Menschheit
Heiland ward!

Emil Zimmermann:
Die deutsche Weltpolitik und AM.

i.

Unser großer Krieg hat ein doppeltes Gesicht. Er sieht nach Osten und Süd» osten in weite Landgebiete hinein und auf alte Verbindungen, die im Mittelalter stark begangen waren; nach Westen und Nordwesten hin blickt er aufs Meer und weit über die See. Unsere Politik der letzten Jahrzehnte finden wir darin wieder. Auf der einen Seite unsere Bemühungen um Erhaltung Österreich»Ungarns, die Sicherung des Weges zur Türkei, unsere stete Sorge, die vorderasiatische Türkei zu kräftigen und in einer sie umlauernden feindlichen Welt lebensfähig zu erhalten; auf der andern Seite Steigerung des Überseehandels, Förderung der Übersee» schiffahrt, stetes Mühen um Vermehrung der überseeischen Absatzgebiete, und zur Sicherung dieser Weltwirtschaftspolitik Bau einer starken Flotte.

Unsere weltwirtschaftlichen Ziele lagen nicht in der Richtung unserer poli- tischen Bestrebungenz das war die schwache Seite unserer Weltpolitik. Selbst Fürst Bülow, der konsequenteste Vertreter unserer weltwirtschaftlichen seewärts gerichteten Politik, vermerkte es sehr übel, daß ihm 1909 der Vorwurf gemacht wurde, er unterstütze Österreich»Ungarn nicht genügend, und er verwahrte sich dagegen in seiner Reichstagsrede vom 29. MÄrz 1909 unter Berufung auf den Fürsten Bismarck. Es ergab sich die merkwürdige Situation, daß unsere Politik auf Osterreich»Ungarn und den nahen Orient eingestellt war, während uns die stärksten wirtschaftlichen Beziehungen mit den Gegnern einer solchen Politik, mit Rußland und England, verbanden. Unser Handel mit Österreich-Ungarn, dem Balkan und dem Türkischen Reiche wertete 1913 nur 2444 Millionen Mark, der mit Rußland und England und seinen Kolonien aber 6552,8 Millionen Mark. Dazu kam der Überseehandel mit den Vereinigten Staaten, Mittel» und Süd» amerika im Betrage von 4397,8 Millionen Mark. Unsere wirtschaftlichen Inter» essen wiesen also aufs Weltmeer und ab von jener Politik, die uns in Gegensatz zu Rußland und England brachte.

Wenn aber gleichwohl selbst Fürst von Bülow mit aller Entschiedenheit an Osterreich»Ungarn festhielt und dem Eintreten für seine Balkaninteressen, wenn auch er die Orientpolitik weiter pflegte, so ist dies der schlagendste Beweis für das Vorhandensein stärkster Gründe für diese letzten Endes gegen unsere Welt» wirtschaftsinteressen gerichtete Orientierung.

Schon Fürst Bismarck hatte immer wieder betont, daß das unveränderte Bestehenbleiben der Donau»Doppelmonarchie eine Lebensfrage für uns sei. Vom Balkan hielt er sich fern, wennschon er großen Wert auf beste Beziehungen zu

Rumänien legte. Aber die Balkan» und vorderasiatischen Fragen hatten zu Bismarcks Zeit noch lange nicht die Schärfe späterer Jahrzehnte angenommen. Die Türkei spielte damals immer noch eine große Rolle auf der Balkanhalbinsel; Ägypten fiel erst 1882 an England. Und die Besetzung der türkischen Nilprovinz durch die Engländer löste eine so heftige Erregung in Frankreich aus, daß die Bedrohung Vorderasiens, die ohne Zweifel in der Festsetzung Englands am Nil liegt, durch den englisch»französischen Gegensatz stark gemindert war. Es kam der deutsch»russische Rückversicherungsvertrag hinzu, durch welchen Bismarck in genialer Weise die große Gefahr österreichisch-ungarisch»russischer tödlicher Balkan» gegensätze verminderte. Ein weiteres Plus in der bismarckischen Rechnung nach 1882 war der Mahdistenaufstand und das durch ihn hervorgerufene Zugreifen der europäischen Mächte in Zentralafrika. Italien und Frankreich erschienen auf der Bildfläche; Leopold II. spann seine Pläne, und der erste Reichskanzler sicherte uns Kamerun und Ostafrika. Von einer Hegemonie Englands im östlichen Afrika konnte keine Rede sein, ebensowenig von einer Bedrohung Vorderasiens durch Ägypten.

Diese günstige Lage erfuhr in der Folge eine grundstürzende Veränderung. Der Draht von Berlin nach Petersburg wurde zerrissen, während die österreichisch-russischen Beziehungen sich verschärften und gleichzeitig die Türkei schwächer wurde. England aber beseitigte die in Frankreich durch Ägypten entstandenen Verstimmungen und schloß mit der Republik 1904 ein Übereinkommen, das ihm die Hände am Nil und im Orient freigab; die Mahdistenbewegung war nieder» geschlagen. Und so stand auf einmal neben Vorderasien riesengroß die ägyptische Gefahr. Sie bedrohte Österreich-Ungarn aufs schärfste mit. England, von dem Wunsche getrieben, Ägypten und Indien miteinander in Verbindung zu bringen, war kein Rückanhalt mehr gegen weitausgreifende russische Pläne und die Treibereien des Panslawismus, welch« die Donaumonarchie in ihren Lebensinteressen treffen wollten. Vom Gedanken der Teilung der Türkei war Rußland weitergegangen zum Spiel mit der Teilung Österreich»Ungarns; Deutschland war in Gefahr, den einzigen Schutz gegen die russische Hochflut zu verlieren. Dies war es, was unsere auswärtige Politik zwang, sich nach Südosten zu orientieren.

Die Frage unseres Weiterbestehens als Großmacht belud uns mit den schweren, ungelösten Balkanproblemen, mit vorderasiatischen und afrikanischen Sorgen und dem Gegensatz zu Rußland; mit diesem Knäuel verwickelter Fragen im Rücken aber steuerten wir kühn aufs weite Weltmeer hinaus, betätigten wir uns in Ostasien und der weiten Südsee des Stillen Ozeans, trieben wir Weltwirtschafts» politik, investierten wir in Südafrika, Mittel- und Südamerika, Ostasien Riesen» summen und schufen damit ebenso viele Angriffspunkte für seegewaltige Gegner. Das Gefährliche unserer Lage sahen wir ein, und wir bauten eine Flotte, suchten daneben mit England Verständigung; aber auch um die Wiederherstellung alter Vertrauensbeziehungen zu Rnßland haben wir uns mit Eifer bemüht. Viel

wurde getan, nur eines nicht: die Herstellung einer klaren Linie in der äußeren Politik wurde unterlassen. Wenn es vor dem Kriege, namentlich in der Bülow» zeit, einen klar ausgesprochenen Grundgedanken in unserer Politik gab, so war es dieser: Fortführung der Deutschland bereichernden Weltwirtschaftspolitik solange, als nur irgend möglich, unter Vermeidung äußerer Konflikte! Im übrigen sollte die mittlere Linie innegehalten werden. Man rechnete so: Deutsch» land vermehrt seine Bevölkerung jährlich um 800 000 bis 900 000 Köpfe, Frank» reich um wenige Tausend. Wir sind Frankreich bereits um 26 Millionen Köpfe voraus; nach zehn bis fünfzehn Jahren wird es seine dauernde Unterlegenheit als unabwendbar erkannt haben, wird der Revanchetraum verflogen sein. Auch den deutsch»englischen Gegensatz sollte die Zeit heilen.

Da eine Ausnutzung der russischen Schwierigkeiten in Ostasien zur Rege- lung der Balkanfragen in deutsch»österreichischem Sinne unterblieb, stehen im heutigen Kriege die westlichen sowohl wie die östlichen Gegensätze zur Entschei» dung; die Doppelseitigkeit unserer Politik ist uns bis in die Auseinandersetzung mit den Waffen gefolgt. Und während an allen Grenzen gerungen wird, haben wir im Lande den stillen Gegensatz zwischen denen, die endgültig nach Südosten alle Fragen lösen wollen, und jenen, welche von der Sicherung unserer Stellung an der Nordsee alles Heil kommen sehen. Diese Letzteren können die Größe unserer überseeischen Beziehungen mit Erfolg ins Feld führen. Nahezu vierem» halb Milliarden Mark wertete unser Handel mit Amerika, 800 Millionen unser Warenumsatz mit Ostasien (China, Japan, Niederländisch Indien, Philippinen, Siam usw.). Dieser Handel könne uns von England jederzeit abgeschnitten werden, sagt man, wenn uns die Freiheit des Meeres fehlt, und da Weltwirt» schaft zu unserm Leben nötig ist, müsse die Freiheit der Meere errungen, Belgien behauptet werden.

Wie man sieht, ist es wieder die Frage der Weltwirtschaft, die ganz das Denken und die Debatte beherrscht; damit verknüpft sich aufs engste die Frage der Kolonialwirtschaft. Doch berühren sich Welt- und Kolvnialwirtschaft viel inniger und steht diese in viel engeren Beziehungen zu den großen politischen Problemen, als die Anhänger des Gedankens der verbreiterten Nordseeküste ahnen, und vor allem liegen die Dinge heute gar nicht mehr so einfach, daß im Osten die slawischen Probleme vor uns stehen und in der Nordsee die englische Gefahr. Durch Englands ägyptische und vorderasiatische Politik, durch seine Einigung mit Rußland, die leider von uns nicht mehr hintertrieben werden konnte, greifen alle Fragen und Probleme so ineinander, daß die Lösung heute nicht mehr einfach im Osten oder im Westen zu suchen ist, sondern nur an der Stelle der Verschlingung des gordischen .Knotens: in Ägypten und Norderasien. Und für die endgültige und richtige Entwirrung aller unsere Politik hemmenden Ver- wickelungen ist der afrikanische Kontinent von höchster Wichtigkeit. Und so soll nachfolgend dargelegt werden, wie Afrika die größte Bedeutung für unsere Poli»

tik gewonnen hat, wie wir das in falscher Wertung des schwarzen Kontinents leider übersahen und Fehler begingen, die wir gutmachen müssen, soll unsere Entwicklung wirklich und endgültig in gesicherte und stetige Bahn ein» münden.

II. Die Orientfrage und Europa.

Man darf wohl von einer arabisch»türkischen Weltherrschaftsperiode sprechen, die sich von etwa 1000 n. Chr. bis in die neueste Zeit über Vorderasien und Nord- und Ostafrika, sowie den Indischen Ozean erstreckte und den Gang der europäischen Entwickelung entscheidend beeinflußte. Besonders im Mittelalter war das Araber» und Türkentum eine große Weltmacht, deren Hilfsmittel zwar bei weitem nicht an die des heutigen großbritannischen Weltteiches heranreichten, aber in der damaligen Zeit bedeuteten sie ein Schwergewicht von entscheidendem Werte.

Araber aus Oman, Perser aus Schiras waren damals die Beherrscher der Schiffahrt des Indischen Ozeans. Sie gingen bis zu den malayischen Inseln, bis nach Hinterindien und China und besaßen an der afrikanischen Küste vom Äquator bis nach Mozambique hinunter blühende Fürstentümer. Von dort sind Produkte Zentralafrikas schon im Mittelalter nach Alexandrien und von da weiter nach Europa gelangt. Hervorragende Forschungsreisende brachte das Arabertum hervor; einer der bedeutendsten war Jbn Batuta (1304 zu Tanger geboren). Er kannte Afrika bis Timbuctu und zum Tschadsee, besuchte Indien und China. Seine Schriften werden heute noch von europäischen Gelehrten geschätzt.

Die direkte Verbindung Mitteleuropas mit der arabisch»türkischen Welt- macht — das Mittelländische war damals in der europäischen Vorstellung das Weltmeer, und die europäischen Westmächte waren Randländer — begründete im Mittelalter den Reichtum und die Kraft Oberitaliens, Süddeutschlands und der Hansa.

Es waren hauptsächlich die Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Indien, wodurch die europäischen Westmächte in den Vordergrund gerückt wur- den, und nach und nach eine völlige Umgestaltung des Weltbildes erfolgte.

Gleich die ersten Afrika-Umsegler, die Portugiesen, begannen mit Angriffen auf die arabisch»persische Herrschaft im Indischen Ozean; in Ostafrika wurden die Araber hart bedrängt, und es gab ein Jahrhunderte währendes Auf und Ab.

Die Hauptmächte des europäischen Westens richteten sich in den neu gewon- nenen Erdteilen Amerika, Südasien, Australien häuslich ein und ließen die ara- bisch»türkische Welt unberührt; eine Änderung trat erst durch den Zug Napoleons nach Ägypten ein. Seitdem fühlte sich Frankreich gewissermaßen als Schutzmacht des Pharaonenlandes. Französische Offiziere, Kaufleute, Ingenieure, Künstler gingen nach 1820 zu Hunderten nach Ägypten; besonders begünstigte der Vize-

könig Mehemed Ali diese Einwanderung französischer Intelligenz. Aber nicht in Ägypten begann Frankreich mit afrikanischen Eroberungen, sondern in Algier; es wurde 1830 besetzt.
England zeigte in jenen Jahren wenig Interesse an Nordafrika; ihm genügte der Süden für seinen Seeweg nach Indien.
Da trat 1859 durch die Inangriffnahme des Suezkanals eine abermalige Umgestaltung der Lage ein; das Mittelländische Meer und seine Randländer erhielten erhöhte Bedeutung. In England war es besonders Lord Beaconsfield (Disraöli), der mit genialem Blick erkannte, daß sein Land unter allen Umstän» den den kürzesten Weg nach Indien in Händen haben müßte. Schon 1875 hatte er deshalb die Mehrheit der Suezkanal»Aktien in englischen Besitz gebracht, und 1882 mußte Gladstone, ganz gegen seinen Willen, Ägypten besetzen lassen.
Damit war der Kampf um das arabisch»türkische Erbe auf der ganzen Linie eröffnet, und die Initiative hatten die Westmächte Europas ergriffen, die durch ihre Stellungen in Amerika, West» und Südafrika, Südasien und Australien ohnehin schon ein großes Übergewicht über Mittel. und Südeuropa errungen hatten.
Nur Rußland hielt ihnen durch seine Eroberungen in Asien die Wage, und es war auf dem Plane, den rechten Augenblick zur Verspeisung von Vorderasien zu erspähen.
Kamen die Absichten der großen Mächte zur Durchführung, dann wurden Österreich»Ungarn und Deutschland völlig eingekreist; aber Fürst Bismarck wußte der Gefahr zu begegnen. Italien hatte seit langem begehrliche Augen auf Tunis gerichtet; als Frankreich 1881 an die Eroberung dieses Gebietes ging, erhob sich ein Sturm jenseits der Alpen, und der Altreichskanzler nutzte dies geschickt aus; er zog Italien zum Dreibunde hinüber. So nahm die Gründung des Dreibundes von einer afrikanischen Frage ihren Aus» gang. Die englischen Pläne in Ägypten begünstigte Fürst Bismarck, um den Riß zwischen England und Frankreich tiefer werden zu lassen; auch Rußland wußte er 1884 zum Dreibunde heranzuziehen; er brachte das Dreikaiserbündnis zustande, das bis 1887 dauerte. Ein weiterer Glücksfall war der Mahdistenaufstand im Sudan, der Italien Gelegenheit zu Kolonialerwerb gab, und auch Fürst Bismarck griff zu und sicherte dem Reiche die Schutzgebiete.
Sorge machten nach wie vor die russischen Balkanbestrebungen. Sie führten im Falle Alerander von Battenberg, trotz der sehr vorsichtigen Politik Bismarcks, Ende 1887 zu neuen schweren Verstimmungen und zur ernsten russisch» französischen Annäherung.
Trotzdem war die Lage glänzend, als der Altreichskanzler von seinem Posten schied. Rußland und Frankreich standen wegen Ägypten in schwerer Opposition gegen England; der französisch»englische Gegensatz, innerhalb dessen sich der ver-

wegene, langjährige Kampf Leopolds II. gegen die englischen Sudanpläne ab» spielte, bestand in unverminderter Stärke bis 1898; der Dreibund stand zwischen den feindlichen Erben der Türkei als der lachende Dritte.

Diese günstige Stellung wurde nach Bismarcks Abgang plötzlich durch das scharfe Abrücken von Rußland und den Vertrag mit England vom 1. Juli 1890 aufgegeben. Den größten Vorteil von diesem Vertrage hatte das Inselreich; es machte sich sofort daran, seine afrikanische Stellung auszubauen, wobei Deutschland als Rückendeckung dienen mußte. Die südafrikanische Gesellschaft unter Cecil Rhodes drang ins Matabeleland ein; Portugal wurde aus dem heutigen Nord» Rhodesien hinausgeworfen. In Westafrika stellte England durch Vertrag mit Frankreich vom Sommer 1890 seinen ausschließlichen Einfluß am unteren Niger sicher; in Ostafrika machte Großbritannien an der Somaliküste Eroberungen.

Diese afrikanischen Ausdehnungen richteten sich so sehr gegen das deutsche Interesse, daß diese üble Nachwirkung des Helgoland»Sansibar»Vertrages gar nicht übersehen werden konnte. Die Cecil Rhodes'schen Kap»Kairo»Pläne nahmen in dem Pachtvertrag, den England mit dem Kongostaat über einen Landstreifen am Tanganjikasee abschloß, bald so bedrohliche Gestalt an, daß Deutschland mit Frankreich Einspruch erhob, und durch Beendigung des deutsch»russischen Zollkrieges 1894 wurden auch die deutsch»russischen Beziehungen wieder gebessert.

Es begann nunmehr eine antienglische Arbeit der deutschen Diplomatie, deren Markstein das Kaisertelegramm an den Präsidenten Krüger war, und den stärk» sten Vorstoß unternahm Deutschland mit dem Sprunge nach Vorderasien, der durch die Reise des Kaiserpaares nach Konstantinopel und Damaskus eingeleitet wurde (Herbst 1898). Kurz zuvor hatte Kitchener die Macht der Mahdisten zertrümmert, und England forderte den ganzen Sudan bis zu den Nilquellen; Frankreich, das mit dem Zuge nach Faschoda noch einen großangelegten Versuch gemacht batte, seinem Gegner in Ägypten die dortige Stellung zu erschweren, unterwarf sich. Der englisch'französische Gegensatz, auf den Mitteleuropa seine Hoffnung gesetzt hatte, zerflog in nichts; bereits bei Faschoda entschied sich das Schicksal der Türkei. Die Hauptanwärter auf ihren afrikanischen Besitz hatten sich geeinigt; daß nunmehr durch französische Vermittelung auch eine Einigung zwischen England und Rußland über Vorderasien versucht werden würde, war vorauszusehen.

Im Keim war die englisch»französisch»russische Verständigung über die Türkei fertig; die europäischen Mittelmächte hatten sie nicht verhindern können. Die Gefahr, daß Vorderasien unter westmachtlich»russischen Einfluß fiel und Rußland die Balkanfragen in seinem Sinne löste, war dringlich geworden; die Zukunft völliger Einengung Mitteleuropas zwischen dem Westen und dem russischen Welt» reich lag greifbar nahe. Nach 1898 waren die Orientfragen Lebensfragen für Deutschland und Österreich»Ungarn geworden.

III. Die deutsche Weltwirtschaftspolitik.

Die deutsche nachbismarckische Politik wurde von etwa 1897 ab von Welt» wirtschaftsideen beherrscht; sie nahm eine wesentlich andere Richtung, als die englische Politik. Während England den Sudan unterwarf und die Buren» republiken einverleibte, seine Stellung in Afrika und am Indischen Ozean also ganz bedeutend festigte, gab sich Deutschland mit dem völlig bedeutungslosen Vertrag über die portugiesischen Kolonien zufrieden, dem Jangtse»Abkommen und dem Erwerb von Samoa. Nach 1897 wurde das Hauptgewicht auf Ostasien und die Südsee gelegt. In Afrika verloren wir an Boden, weil unsere früheren guten Beziehungen zu den Burenrepubliken durch Vernichtung ihrer Selbständig-keit erledigt wurden; Fortschritte machten wir (Erwerb Kiautschous, der Karo» linen und Marianen, Samoas) nur im fernen Osten. Nach dem Falle der Mah» disten und Faschoda waren wir nach Vorderasien gegangen; die große neue Welt» linie Berlin»Bagdad-Persischer Meerbusen sollte aber nicht in Afrika ihren End» punkt finden, sondern sie sollte aufs Meer weisen, vornehmlich nach Ostasien und insbesondere nach China, von dem Fürst Bülow in seinem Buche „Deutsche Politik" sagt:

„Bei der Industrialisierung eines Riesenreiches von 400 Millionen Einwohnern — der fünfte Teil der Menschheit lebt in China — ist viel zu gewinnen. China ist durch seine Bodenschätze, Eisen und namentlich Kohle, wie durch seine Wasserstraßen eines der reichsten Länder der Welt; es bietet dem Einfuhrhandel ungewöhnliche Aussichten; es ist das größte, noch nicht vergebene Absatzgebiet der Erde."

Absatzgebiete für unsere Industrie, war die Losung der Bülowperiode, Welt» wirtschaft, Verkehr mit den zukunftsreichen Ländern. Da die deutschen Afrika» kolonien anscheinend keine Zukunft hatten, fanden sie wenig Beachtung.

Es mußte von vorneherein klar sein, daß Weltwirtschaftspolitik nur im Ein» vernehmen mit England und den großen Weltmächten getrieben werden konnte. England, Frankreich, Rußland und die Vereinigten Staaten beherrschen von de» 131 Millionen Quadratkilometer der bewohnten Erde 75 Millionen, das sind über 57 Prozent. Zu ihrem Besitz gehören die reichsten Tropengebiete der Erde und die bedeutendsten Erzlagerstätten. Von der Goldgewinnung der Welt beherr-schen diese Staaten sechs Siebentel, von der Silbergewinnung über die Hälfte. Sie sind die Hauptlieferanten für Kupfer und Blei, für Petroleum, Holz; allein Rußland und die Vereinigten Staaten gewannen 1912 über 82 Prozent der Roh. ölerzeugung der Welt. Die Vereinigten Staaten, das britische Weltteich und Rußland erzeugten 1913 von 29,3 Millionen Ballen Baumwolle Weltproduktion 22 Vg Millionen Ballen. Diese drei erzeugen zwei Drittel der Weizenernte der Welt, sind die Lieferanten von Ölfrüchten, von Häuten und Wolle; ihr Rindvieh»

bestand beläuft sich auf 243 Millionen Stück, der Bestand an Schafen und Ziegen auf 309 Millionen Stück. Von der Bevölkerung der Welt beherrschen sie 813 Millionen Köpfe, ungefähr die Hälfte.

Dementsprechend wertete auch unser Handel mit England und Kolonien, Frankreich und Kolonien, Rußland und den Vereinigten Staaten 1913 in der Einfuhr 6015,1 Millionen Mark (56 Prozent unserer Gesamteinfuhr von 10 769,7 Millionen Mark), in der Ausfuhr 4294,3 Millionen Mark (nahezu 43 Prozent unserer Gesamtausfuhr von 10 097,2 Millionen).

Weltwirtschaftspolitik setzte also ein gutes Verhältnis zu den großen Weltmächten und großen Kolonialmächten voraus, und in der Tat war ja die ganze Bülowzeit erfüllt von Bestrebungen, zu Rußland, England (Journalisten», Pastorenbesuche!) und den Vereinigten Staaten (Austauschprofessoren!) in ein besseres Verhältnis zu kommen.

Wir haben die Flotte gebaut. Sollte sie aber nicht viel mehr das Mittel sein, eine wirkliche deutsch»englische Verständigung auf dem Boden der Gleich» berechtigung herbeizuführen als das Instrument des großen deutsch»englischen Entscheidungskampfes um die Herrschaft der Welt? War nicht vielleicht der Grundgedanke unserer Weltwirtschaftspolitik: Verständigung, namentlich mit England und Amerika, damit wir durch den Welthandel reich würden und auf dem europäischen Kontinent volkreicher und kräftiger?

Die Erfolge unserer Weltwirtschaftspolitik lassen sich gar nicht leugnen; sie drücken sich in unsern steigenden Außenhandelsziffern aus und in den gewaltigen Deträgen unserer Kriegsanleihen; aber bei näherem Eindringen in die Gestaltung unseres Außenhandels und unserer Volkswirtschaft erkennt man doch sehr bald die großen Mängel unserer sogenannten Weltwirtschaft.

Im Jahre 1891 hatten wir von den Vereinigten Staaten für 457 Millionen Mark bezogen und für 358 Millionen Mark nach dort ausgeführt. Unser Export war bis 1900 nur auf 440 Millionen Mark gestiegen, unsere Einfuhr aus den Vereinigten Staaten aber auf 1021 Millionen Mark. Im Jahre 1913 waren die entsprechenden Zahlen 713,2 und 1711,1 Millionen Mark. Ferner bezogen wir aus den englischen Kolonien 1891 für 220 Millionen Mark Waren und führten für 85 Millionen nach dort aus, 1900 waren die entsprechenden Ziffern 404 und 159 Millionen Mark, 1913 aber 1327,8 und 445,6 Millionen Mark.

Im Falle der englischen Kolonien wirkte unser Handel mit ihrem'Mutterlande als Ausgleich; England bezog 1913 von uns für 1438,2 Millionen Mark Waren, während wir ihm nur für 875,9 Millionen Mark abkauften; trotzdem lieferte das englische Weltteich uns 1913 für 317,6 Millionen Mark mehr, als es unS abnahm. Ganz allgemein war unser Handel mit unsern hauptsächlichsten Rohstofflieferanten sehr stark passiv. Wir bezogen aus Rußland 1913 für 1424,6

Millionen Mark und führten nur für 880,2 Millionen nach dort aus; für Nieder»
ländisch»Indien waren die entsprechenden Ziffern 227,6 und 98,7 Millionen,
für Argentinien 494,6 und 263,9 Millionen, für Chile 199,8 und 97,9 Mil»
lionen, für Brasilien 247,9 und 199,8 Millionen Mark. Es gibt doch zu denken,
daß unser Handel mit den großen Überseegebieten, den Absatzgebieten des Fürsten
Bülow, steigend passiv gewesen ist. Befriedigend hat sich nur unser Handel mit
Europa entwickelt. Während wir 1909 aus europäischen Landern für 4961,2
Millionen Mark Waren bezogen und für 4992,1 Millionen Mark nach dort
ausführten, belief sich 1913 die Einfuhr auf 5888 Millionen Mark, die Ausfuhr
auf 7677,5 Millionen. Scheiden wir Rußland aus, das halb asiatisch ist, so
stand 1909 und 1913 einer Einfuhr von 3597,3 und 4463,4 Millionen Mark
eine Ausfuhr von 4547,6 und 6797,3 Millionen Mark gegenüber. Im Jahre 1909
war unser Europahandel (ohne Rußland) mit etwa einer Milliarde Mark aktiv,
1913 aber mit 2Vs Milliarden Mark. Dagegen war in beiden Jahren unser
Handel mit den außereuropäischen Erdteilen und Rußland mit drei Milliarden
Mark passiv. Im Jahre 1909 stand einer Ausfuhr von 2029,2 Millionen Mark
eine Einfuhr von 4922,6 Millionen Mark gegenüber, im Jahre 1913 einer Aus-
fuhr von 3289,3 Millionen Mark eine Einfuhr von 6293,6 Millionen Mark. Es
war uns gelungen, unsere Ausfuhr nach Rußland und den fremden Erdteilen
um 1260 Millionen Mark in einem vierjährigen Zeitraum zu steigern; unsere
Einfuhr aber stieg gleichfalls um 1371 Millionen Mark. Unser Bedarf an
Rohstoffen aus den Rohstoffländern stieg so gewaltig, daß wir gezwungen waren,
um jeden Preis unsern Absatz dorthin zu vergrößern. Die Steigerung von 2029
auf 3289 Millionen in vier Jahren zeigt unsere scharfe Konkurrenz auf den
fremden Märkten; aber die Unterbilanz von drei Milliarden Mark blieb.

Fremde Rohstoffgebiete sind eben, wie besonders die Entwickelung unseres
Handels mit den Vereinigten Staaten und den englischen Kolonien zeigt, nicht
die idealen Absatzmärkte, die unsere Weltwirtschaftspolitik in ihnen vermutete.
Britisch.Indien, Britisch»Malakka und Ceylon bezogen 1909 von uns für 89,5
Millionen Mark Waren, 1913 für 170,4 Millionen Mark; unsere Einfuhr von
dort belief sich in den beiden Jahren auf 363,4 und 608 Millionen Mark. Die
Einfuhr aus den Ländern des Australischen Bundes hob sich von 233,1 auf 296,1
Millionen Mark, die Ausfuhr nach dort von 58,4 auf 88,5 Millionen Mark.
Die Vereinigten Staaten sandten uns 1913 für 1711,1 Millionen Mark Waren
gegen 1262,6 Millionen in 1909; unsere Ausfuhr war nur von 606,3 auf
713,2 Millionen Mark gestiegen.

Man kann auch gar nicht sagen, daß der außereuropäische Handel an
Wichtigkeit gewachsen wäre; er machte (Rußland einbezogen) 1909 wie 1913
genau 46 Prozent unseres Gesamthandels aus. Die Erklärung dafür ist einfach
diese, daß die fremden Erdteile als Rohstoffgebiete solche Produkte besitzen, die
wir haben müssen, während sie ihren industriellen Bedarf in denjenigen Ländern

decren, unter deren Flagge sie stehen. Rußland und die Vereinigten Staaten
aber haben selber Industrien entwickelt.
Die Weltwirtschaftspolitik ist also durchaus nicht das A und O aller Weis»
heit; England, das von seiner Ausfuhr 4102 Millionen Mark an seine eigenen
Kolonien abgeben konnte und auf den übrigen Märkten nur mit 6403 Mil»»
livnen Mark Warenangebot in 1913 auftrat, ist besser daran wie wir. Auch die
Vereinigten Staaten sind in weit günstigerer Lage. In ihrer Ausfuhr im Werte
von 10 199,7 Millionen Mark waren ganz überwiegend Rohstoffe enthalten;
von unserer Ausfuhr des Jahres 1913 im Betrage von 10 097,2 Millionen Mark
werteten die Fertigfabrikate 6786,7 Millionen Mark. Wir hatten erstens eine
kleine Ausfuhr von Rohstoffen und zweitens geringen Absatz in eigenen Kolonien.
Auch für unsere Politik hat die Weltwirtschaft uns wenig Gutes gebracht. Wir
ließen um ihretwillen den Engländern in Afrika freie Bahn und gaben ihnen
damit das Mittel in die Hand, uns politisch einzukreisen.
Bismarck hatte Afrikafragen zur Schaffung des Dreibundes (Tunis) und
zur Herstellung des Dreikaiserbündnisses benutzt. Die englische Festsetzung in
Ägypten wollten die Russen mit einem Vorgehen in Zentralasien beantworten,
und sie wandten sich zu diesem Zwecke 1884 an die europäischen Mittelmächte.
Von 1897 ab war England in der Lage, Afrikafragen gegen Deutschland
auszubeuten. Faschoda führte folgerichtig zum englisch»französischen Vertrage
vom April 1904, und nachdem diese beiden Mächte sich über den türkischen Besitz
in Afrika geeinigt hatten, war Italien natürlich bereit, aus ihren Händen Tripolis
zu empfangen. Das englisch»russische Abkommen über Persien und Vorderasien
war die weitere Folge.
Die Bemühungen, zu den großen Kolonial» und Wirtschaftsmächten gute
Beziehungen herzustellen, hatten wenig Erfolg; unser Streben nach mehr indu»
stricllem Absatz in den Überseegebieten wurde, namentlich von England und den
Vereinigten Staaten, als unlautere Konkurrenz betrachtet. Und unsere heutigen
Gegner erkannten schärfer als wir, daß unsere Weltwirtschaftspolitik zum krie-
gerischen Zusammenstoß führen mußte.
Insbesondere England waren wir in seinem Kolonialbesitz recht unbequem
geworden. In den letzten Jahren wuchs unsere Ausfuhr nach den Übersee»
gebieten prozentual stärker als die Einfuhr, und der englische Handel fühlte sich
beunruhigt. Im Besitze der großen Kolonialgebiete strebte er nach ruhigem
Geschäft; er wurde durch die deutsche Konkurrenz darin gestört. Bei uns in
Deutschland hatte der Daseinskampf die schärfste Form angenommen; wir mußten
mit Anspannung aller Kraft arbeiten, um die fremden Märkte billig beschicken und
behaupten zu können; Organisation, Disziplin war bei uns die Losung. Diese
Organisierung des ganzen menschlichen Lebens aber mit ihrer Vernichtung selb»

ständiger Existenzen lehnten die außenstehenden Völker ab; das ist's, was sie den deutschen Militarismus nennen.
England hat die uns feindseligen Stimmungen vorzüglich auszunutzen gewußt, und mit großem Geschick hat es uns an den beiden verwundbarsten Stellen gepackt, in der Nordsee, und im Südosten. Durch Abschnürung der Schiffahrtswege flog unsere gesamte Weltwirtschaft sofort nach Kriegsbeginn auf, und den Ver» einigten Staaten ist das ebenso angenehm gewesen, wie England selber; weit gefährlicher war aber der Versuch, die Türkei von uns abzuschnüren und die Balkanvolker gegen uns ins Gefecht zu führen.
Daß England der Vorstoß gegen die Bagdadbahn nicht geglückt ist, haben wir der Vorsorge des Fürsten Bismarck zu verdanken, mit der er uns mit Afrika» kolvnien versah. Nur dieser so verachtete Besitz hat einen englischen Vormarsch von Ägypten aus durch Syrien gegen Obermesopotamien verhindert.
Gegen Südwestafrika hat England 50 000 Mann in Marsch setzen müssen, gegen Deutsch-Ostafrika nach und nach über 100 000 Mann; Kamerun hat 20 000—25 000 Engländer und Franzosen siebzehn Monate lang in Atem gehal» ten. Mit diesen gefährlichen Gegnern und den großen Aufstandsgefahren im Sudan im Rücken konnte England nicht vom Suezkanal aus gegen Syrien vor» rücken oder Truppen in Arabien an der Mekkabahn landen. Es war gezwungen, Ägypten und den Sudan im Auge zu behalten und in Afrika so starke Kräfte anzusetzen, daß für Vorderasien keine genügenden Truppenmengen zur Verfügung waren. Im andern Falle wäre die Türkei sehr bald überwältigt gewesen und Hsterreich»Ungarn wäre vielleicht schon von der slawischen Flut verschlungen.
Dadurch, daß unsere Afrikakolonien und die mit ihrer tapferen Verteidigung zu-sammenhängenden Aufstandsbewegungen im Sudan gut 300 000 Feinde in Afrika festgehalten haben, haben sie die Kriegslage auf dem Balkan zu unsern Gunsten beeinflußt und mitgeholfen, den Versuch, uns von Südosten her zu umfassen, niederzuschlagen.

IV. Weltpolitik und K o l o n ia l p o l i ti k.

Der Weltkrieg hat uns vor die Aufgabe gestellt, unsere Beziehungen zu de« großen Weltmächten auf eine gesunde Basis zu stellen. Der nächste Gedanke ist wohl der, sie zu zwingen, daß sie unserer Weltwirtschaftspolitik keine Schwierig-keiten mehr machen. Also: freies Meer, freier Weltverkehr!
Wie wir gesehen haben, trägt aber unsere Weltwirtschaftspolitik ihre Schwie» rigkeiten in sich selber; sie hat uns zu dem einzigen Lande der Welt gemacht, dessen Ausfuhr überwiegend aus Fabrikaten besteht. Überall aber in der Welt drängen andere Völker in die Fabrikationsstufe nach, und die Fertigware ist heute nichts Begehrtes mehr. Die „m»teria prima" ist das Wertvollste geworden; Roh» produkte aber führen wir, an unserer Ausfuhr gemessen, nur in recht bescheidenem

Maße aus. Im Jahre 1913 versandten wir für 516,4 Millionen Mark Stein»
kohlen, 264,7 Millionen Mark Zucker, 132,9 Millionen Mark Roggen, 93,1 Mil»
lionen Mark Hafer, 63,7 Millionen Mark Kali- und Abraumsalze. Über zwei
Drittel unserer Ausfuhr aber bestanden aus fertigen Waren.
Es wird außerordentlich schwierig sein, die Weltwirtschaft so nach unserm
Willen zu lenken, daß unsere Rohstofflieferanten uns entsprechende Mengen Fertig»
fabrikate abnehmen; wir müssen durch den Krieg zu einer Verbesserung unserer
Wirtschaft kommen. Sie erreichen wir nur durch große Kolonialgebiete, die
Rohstoffe in größeren Mengen abgeben können. Wie die andern großen Welt»
und Kolonialvölker müssen wir mehr als bisher im Besitz der „roaterig, prim»,"
sein.
Vieles werden wir trotzdem nach wie vor aus Amerika beziehen müssen
und Übersee, wie Baumwolle und Kupfer (1913 für 462 Millionen Mark Baum»
wolle und für 294 Millionen Mark Kupfer) aus den Vereinigten Staaten, Kaffee
aus Brasilien und Mittclamerika, Wolle aus Argentinien, Südafrika und Austra»
lien, Häute aus Argentinien, Brasilien und Indien; also brauchen wir ungehin-
derten Weltverkehr und eine freiere Stellung den Westmächten gegenüber, wie
wir sie zu Bismarcks Zeiten besaßen. Unsere damalige glänzende Stellung ist
uns durch die Vernachlässigung Afrikas verloren gegangen; also müssen wir sie
uns in Afrika wieder holen. Freunde erwirbt man sich nur durch Zuweisung von
Vorteilen, nicht durch Freundschaftsbeteuerungen. Bismarck gewann Rußland
durch Deckung seiner zentralasiatischen Bestrebungen; England zog es durch Ent»
gegenkommen in Vorderasien und Persien zu sich hinüber. Wir müssen den eng»
lischen Einfluß auf Persien und Vorderasien brechen; damit bricht gleichzeitig
das englisch»russische Bündnis. Was Englands vorderasiatische Pläne am sicher»
sten zertrümmert, zeigt deutlich genug der Krieg: ein deutsches Afrika. Es legt
England in Afrika fest und löst sofort Freiheitsbestrebungen der sudanischen Völker
aus und sichert die Freiheit Abessyniens. Ohne Deutschafrika wird England aber in
Afrika so übermächtig, daß es auch die Geschicke Vorderasiens in Händen hält
und damit die Macht, Rußland dauernd an sich zu binden. Deutschafrika aber,
indem es diese Gefahren beseitigt, macht unsere Politik wahrhaft frei und erlaubt
ihr, beruhigt in die Welt zu gehen. Ob nun Afrika die Fähigkeit hat, uns zu
einem größeren Besitz von Rohstoffen zu verhelfen?
Zunächst fei darauf aufmerksam gemacht, daß das größte der auf der Welt
vorhandenen Reservoire an für industrielle Zwecke brauchbaren tropischen Nutz-
hölzern der über West» und Zentralafrika sich erstreckende Urwaldgürtel ist.
Zum Zweiten ist ohne Zweifel Mittelafrika eines der bedeutendsten Viehzucht»
gebiete der Zukunft, das sehr wohl einen Viehbestand wie Indien ernähren könnte,
wo 1912 gegen 112 Millionen Stück Rindvieh gezählt wurden. Unser altes Ko»
lonialreich in Afrika hatte etwa 6 Millionen Stück Großvieh; ein erweitertes

Kolonialreich könnte sofort 12 Millionen Stück haben, darunter acht Millionen weibliche Tiere, und eine jährliche Ausfuhr von vier bis fünfMillionen Stück Rinds» häuten S, 12 Kilogramm trocken — 48 000 bis 60 000 Tonnen. Eine schnelle Vermehrung des Großviehbestandes ist sehr wohl möglich. Der Bestand an Klein- vieh (Schafe, Ziegen) ist in Afrika sehr beträchtlich; die Ausfuhr von Talg, But» terschmalz kann sehr vermehrt werden. Mittelafrika ist außerordentlich reich an Ölpalmen, und der Anbau von Ölfrüchten wie Erdnüssen ist sehr steigerungsfähig. Unser Kautschukbedarf könnte durch Mittelafrika sofort nahezu vollständig gedeckt werden; Sisalfaser würde Ostafrika allein heute für 18 Millionen Mark liefern. Es läßt sich sehr wohl ein afrikanisches Kolonialreich denken, das sofort eine Rohstoffausfuhr von 300 Millionen Mark hat und nach kurzer Zeit daö Doppelte. Unsere Entwicklung könnte die folgende Richtung nehmen:

Der Balkan, Vorderasien, Persien und Österreich»Ungarn lieferten uns 1913 für zirka 716 Millionen Mark Rohstoffe, Lebensmittel und Getränke. Diese Zu- fuhr bis nach zehn Jahren nach dem Kriege auf eineinhalb Milliarden Mark zu steigern, müßte eine Kleinigkeit sein. Kommen dazu 500 Millionen Mark Liefe» rungen unseres Kolonialbesitzes, dann haben wir aus den uns verbündeten Ge- bieten und unsern Kolonien eine Rohstoffzufuhr im Werte von zwei Milliarden Mark, und unser Gesamthandel mit diesen Gebieten (vor dem Kriege zirka zwei» einhalb Milliarden) könnte sich auf sechs Milliarden Mark belaufen.

Anschließen würde sich der Handel mit Belgien, Dänemark, Italien, den Niederlanden (ihre Kolonien können uns einen sehr großen Teil der indischen Einfuhr ersetzen), Norwegen, Schweden, der Schweiz, Spanien, Finland und auch Rußland; der Warenaustausch mit diesen Ländern stellte sich 1913 (Niederländisch» Indien eingerechnet) auf 7671,4 Millionen Mark, zusammen mit dem Vorherigen ergibt das bereits einen Handel von 13V: bis 14 Milliarden Mark ohne England und Kolonien, Frankreich und Kolonialbesitz, Portugal, Ostasien und Amerika.

Eine tüchtige Bearbeitung der uns durch den Krieg gewordenen südöstlichen Möglichkeiten und eines großen deutschen Afrikabesitzes gibt uns eine wirtschaftlich sehr starke Stellung dem englischen Weltreich und Amerika gegenüber; durch Afrika verbessern wir unsere Stellung wirtschaftlich und politisch. Wir gewinnen damit die Grundlage für eine gesicherte Weltpolitik.

Paul Michaelis
Dr. Paul Michaelis:
Renans Verhältnis zu Deutschland nach 1870.
Das literarische Frankreich von heute nimmt eine feindliche Haltung zu
Deutschland und seiner Kultur an. Französische Künstler und Gelehrte protestieren
als die angeblichen Vertreter der wahren Kultur und Zivilisation gegen deutsche
Barbarei. Zu den Unterzeichnern dieses Aufrufes zählen in Deutschland wohl»
bekannte französische Namen wie die Flammarions, Rostands, Saint»Saens und
vor allem Anatole Frances. Vor dem Kriege deutsche Kultur und deutsches
Geistesleben anerkennend, nennen sie sich jetzt Verächter deutschen Wesens und
«reisen laut und eindringlich französische Kultur und französisches Geistesleben.
Deutschlands Geistesgrößen haben es nicht nötig, sich gegen den Vorwurf
„deutscher Barbarei" zu verteidigen, noch werden sie auf Frankreichs Provokation
mit der gleichen Münze antworten. Was vom französischen Geistesleben und
französischer Kultur wirklich zu bewundern ist, wird in Deutschland weiter geachtet
und geschätzt — trotz des Krieges, während des Krieges und nach dem
Kriege.
Zur Ehre Frankreichs sei hier ausgeführt, daß einer der großen französischen
Geister während des deutsch»französischen Krieges 1870/71 und nach seiner Be»
endigung sich Deutschland gegenüber anders verhalten hat als die französischen
geistigen Führer von heute. Das war Ernest Renan, der den Mut besessen
hat, im Kriegsjahre 1871 seinen Landsleuten das Lob Deutschlands zu singen.
Renan hatte vor dem Kriege in Deutschland seinen großen Lehrmeister be-
wundert, und er hat dem deutschen Lande nach dem Kriege, obwohl sein fran»
zösisches Vaterland besiegt war, dieselbe Bewunderung gezollt.
Renan ist der bedeutendste Schüler der Frau von Staöl, weil er in ihrem
Sinne literarischen Kosmopolitismus lehrte und verbreitete. Frau von Staöl
hatte, was nur wenige Franzosen zu Beginn des 19. Jahrhunderts taten, deutsch
gelernt, um das „Volk der Dichter und Denker" in seinen Schriftwerken (Goethe,
Schiller) eingehend zu würdigen und zu verstehen. Sie war selbst nach Deutsch»
land gereist (eine Seltenheit damals!), um das deutsche Volk bei seiner Arbeit
kennen zu lernen. Sie war in Weimar gewesen und hatte dort Goethe und
Schiller besucht. Nach ihrer Rückkehr legte sie das, was sie in Deutschland gehört
und gesehen hatte, in ihrem Buche: „De I' ^IlemaßQe" nieder, das nach mannig»
fachen Schicksalen 1813 veröffentlicht wurde. Durch dieses Buch lernte Frank»
reich das Nachbarland Deutschland und sein Geistesleben kennen; und wer von
den Franzosen sich nicht mit der Lektüre dieses Buches begnügte, sondern sich auch
in das Studium deutscher Sprache und Literatur vertiefte, lernte Deutschland
schätzen, vor allem: Renan.

Paul Michaelis

Renans Verhältnis zu

Ernest Renan, im Jahre 1823 zu Treguier in der Bretagne geboren, hatte sich dem Studium der Theologie gewidmet. In das von der Welt abgeschlossene Priesterseminar von Saint-Sulpice drangen heimlich deutsche Bücher, aus denen Renan Deutschlands Denker zuerst kennen lernte: Herder, Goethe, Kant. „Ich glaubte, in einen Tempel zu treten", lautet sein Glaubensbekenntnis, als er die Werke deutscher Dichter gelesen hatte. Nachdem er dem priesterlichen Berufe ent» sagt hatte, weist er, der inzwischen deutsch gelernt hatte, unaufhörlich auf Deutsch» land als nachahmenswertes Vorbild hin, träumt von einem Kulturbündnis zwischen seinem Vaterlande und Deutschland, dem sich England anschlösse, und vereint würden diese drei großen abendländischen Nationen tonangebend in der Welt sein.

Es war im Jahre 1870. Renan befand sich auf einer Erholungsreise in Tremsoe in Norwegen, als er die Nachricht von dem Ausbruch des deutsch-fran» zösischen Krieges erhielt. Es war nur natürlich, daß er, der von jenem geistigen Dreibunde geträumt hatte, durch die Kriegsnachricht tief erschüttert wurde. Er betrachtete den Krieg zwischen Deutschland und Frankreich als das größte Unglück, das der Zivilisation zustoßen konnte. Die Schuld am Kriegsausbruch schiebt er in der Hauptsache der „oberflächlichen französischen Demokratie" zu. Hatte er schon vor dem Kriege in den „(Zuestions contem^tti-gine»" scharfe Worte gegen die Demokratie Frankreichs gebraucht, so verwandelt sich seine Schärfe nach dem Kriege in Anklagen. Er wirft der oberflächlichen Demokratie vor, militärische und politische Ohnmacht im Lande hervorgerufen zu haben. Die Demokratie hätte sich Reformen widersetzt; Frankreich hätte eine untätige und lässige Politik be- trieben. Trotzdem verzweifelt Renan noch nicht. Ohne sich entmutigen zu lassen, schreibt er im Kriegsjahre 1871 seine „Reforme intellectnelle et niorgle Se la I'rgiice", ein Buch, in dem er ein neues sozial»pädagogisches Pro» gramm entwirft und dabei auf den — Sieger Deutschland als Vorbild hinweist.

Dieses bedeutsame Buch stellt in seinem ersten Teile „das Übel" '.le >lal) dar, an dem Frankreich krankt. Frankreich hätte seine alte Geschichte und Vergangenheit vergessen und wäre ins Vulgäre gesunken (enkoQee'e 6avs lg, vul^krite'); es sei materialistisch geworden. Patriotismus, Begeisterung für das Schöne, Liebe zur alten „Littire" seien verschwunden und mit ihnen die vornehmen Gesellschafts» schichten, die einst die Seele Frankreichs ausmachten. Arbeiter und Bauern herrschten jetzt. Man spreche zum Bauern oder zu einem Anhänger der sozia» listischen Internationale von Frankreich und seiner glorreichen Vergangenheit, er wird eine solche Sprache nicht verstehen! Dieser Abschied von der ,.Aloire" und von Frankreichs großer Vergangenheit seien das „I'irns I>«vci»e". Und nun erst dieser unglückselige Krieg! Sah Napoleon denn nicht, daß ein Krieg mit Deutschland eine zu gewaltige Heimsuchung für ein so geschwächtes Land wie Frankreich sei? Die französische Demokratie löse die militärische Organisation, die auf Disziplin gegründet sei. Deutschland hat wohl auch seine demokratische Be» wegung; aber sie habe sich der nationalen vaterländischen Begeisterung unter»

geordnet. Der Sieg Deutschlands konnte also nur vollständig sein; denn eine organisierte Macht schlägt stets eine nicht organisierte, selbst wenn diese zahlen» mäßig überlegen ist. „Der Sieg Deutschlands war der Sieg des disziplinierten Menschen über denjenigen, der es nicht ist." Mit diesem Lobe Deutschlands geht Renan zum zweiten Teile seines Buches über, zu den „Heilmitteln" (reniöSes) gegen das „Übel". Die Heilmittel sieht Renan trotz des Kriegsjahres 1871 in Deutschland. Frankreich solle seine Niederlage zum Ausgangspunkt einer Aera der Erneuerung machen, wie es das besiegte Preußen nach 1807 getan hätte. Was tat Preußen nach dem Frieden von Tilsit? Es reorganisierte sich still» schweigend, scharte sich um das Herrscherhaus, um seinen König, besonders um die Konigin Luise. Alle Geistesgrößen wurden zusammengerufen; Stein voll-brachte das große Reformwerk. Die Reform des Heeres war ein Meisterstück. Renan wiederholt also, was er in den „Zeitgemäßen Fragen" von 1369 bereits aus» gesprochen: „Was soll man nachahmen? Die deutschen Schulen, die deutschen Universitäten, die moralische Erziehung Deutschlands, die deutsche Art, religiöse Fragen zu behandeln. Als der Freiherr vom Stein 1808 die Regeneration Preußens unternahm, machte er Berlin zum intellektuellen Zentrum Norddeutsch» lands." Fünfzig Jahre lang hatte Preußen diese ernste Regenerationsarbeit ge» trieben, um dann als eine der ersten Nationen Europas hervorzutreten. Wenn Frankreich diesem Beispiele folgte, würde es in kurzer Zeit ebenso weit sein. Wenn es sich ähnlichen Reformbestrebungen unterzöge, würde es sehr schnell seine Stelle im europäischen Konzert wiedereinnehmen. Man ahme also das Verfahren Preußens nach Jena nach! — Nicht nur auf politischem und militärischem Ge» biete sei Preußen nachzueifern, mehr vielleicht noch im Unterrichtswesen. Im Kriege 1870/71 hätte sich die Unterlegenheit Frankreichs erwiesen; das geistige Wesen Frankreichs sei geschwächt; man müsse es stärken; man blicke dabei auf Deutschland. Das französische Unterrichtswesen bedürfe gründlicher Reformen; das französische Elementarschulwesen müsse sich nach der deutschen Volksschule richten. Den Hochschulen sei Lehrfreiheit zu gewähren wie in Deutschland. Man schaue nur auf die kleinen deutschen Universitäten, wo sich echter Forschergeist ent-wickele! Niemand dürfe von nun an wegen seiner Ansichten von einem Lehr» stuhle an der Universität ferngehalten werden. Man schaffe Privatdozenturen wie in Deutschland, damit junge Forscher sich auf wissenschaftlichen Gebieten betätigen könnten, die außerhalb des erhaltenen Lehrauftrages lägen. Das, was man in Deutschland „Fach"»Studium nennt, müsse in Frankreich gefördert werden. Wenn Frankreich sich durch solche Nachahmung auf sich selbst besänne, so schließt Renan sein Buch, dann wäre in diesem Falle der Krieg dem Besiegten nützlicher gewesen als dem Sieger. „Mit diesen ernsten Bemühungen wäre eine Renaissance mög-lich. Ich bin überzeugt, wenn Frankreich zehn Jahre hindurch den Weg ver» folgte, den ich anzugeben versucht habe, wäre es aller Revanchegelüste enthoben." So schrieb Ernest Renan im Jahre 1871, als sein Vaterland einen demütigen-

den Frieden schließen mußte. Im selben Jahre schrieb er ein zweites Buch, die
„Dialoges pdilosopdiques", die er jedoch nach seiner Vollendung noch nicht
der öffentlichkeit übergab. Er wollte zunächst abwarten, ob sein Mahnruf in
der „R6koriue iutellectuelle" Widerhall bei seinen Landesgenossen fände. Seine
Mahnungen zu einer Reform wurden nicht gehört, und so entschließt er sich im
Jahre 1876, seine „OialuAues pdilosopniques" zu veröffentlichen. Das Buch
enthält einen zweiten Mahnruf und einen zweiten Hinweis auf Deutschland:,

In einem Briefe (an seinen Freund Berthelot), der dem Vorwort vorangeht, ent»
wickelt Renan für sein besiegtes Vaterland ein literarisches und philosophisches
Zukunftsprogramm. Im Jahre 1871 sei Frankreich dem Abgrunde nahe ge»
wesen; auch in den folgenden Jahren 1871—1876 sei es kaum besser geworden.
Renan erhebt die bange Frage: „Werden wir endlich bessere Tage sehen?"
Der Optimist in ihm hofft. Er weiß ein Mittel für die Besserung: Verdoppeln
wir die Arbeit! Zeigen wir der Welt, zeigen wir Deutschland, daß Frankreich
noch etwas zu leisten vermag! Setzen wir die Welt durch etwas Außerordentliches
in Erstaunen! Victor Hugo und George Sand mögen zeigen, daß ihr Geist noch
nicht gealtert sei. Taine, About, Flaubert mögen sagen, daß ihre besten Werke
noch nicht geschrieben sind. Claude Bernard und Balbiani sollen andere Ge»
heimnisse des Lebens entdecken, und Berthelot, der Empfänger dieses Briefes, der
berühmte Chemiker, solle der Wissenschaft eine neue Atomlehre schenken. Er selbst,
Renan, schreibt in Versailles die „Diglog«es pdilosopdi<iues", in denen die Lob»
preisung Deutschlands zu hören ist in den Worten: Für die Beherrschung der
Welt durch die Vernunft scheine ihm Deutschland das geeignete Land zu sein.

Das sind die Ansichten eines französischen Großen über Deutschland aus den
Jahren 1871—76. Trotz der Enttäuschung, die ihm der Krieg bereitet hatte,
kein Schmähwort, kein Wort des Hasses, kein Vorwurf der „Barbarei"!

Und heute! An der Spitze der Ankläger Deutschlands, die gegen angebliche
deutsche Barbarei protestieren, marschiert Anatole France, der sich selbst
einen Schüler und geistigen Nachkommen Ernest Renans nennt. Und doch trennt
ihn vieles von seinem Lehrer Renan, vor allem eines: France kann nicht Deutsch.
Das ist der Hauptgegensatz zwischen seiner Bildung und der Renans. Der Man-
gel deutscher Bildung läßt ihn und die Schar der mitunterzeichneten Protestler
gegen „deutsche Barbarei" blind werden. Sie alle haben nicht den weiten Blick
Renans, der auch in der Zeit allgemeinen Hasses die nationale Duldsamkeit lehrte.

Alma von Hartmann
Ein wirklich Neutraler
Alma von Hartmann:
Ein wirklich Neutraler.
Aus der Schweiz, in der sich ja die verschiedenen politischen Richtungen scharf gegenüber stehen, ist neuerdings eine Stimme zu uns gedrungen, die in unserem Herzen starken Widerhall weckt. Ein Züricher Theologe, Dr. td. u. ?K!l. Bolliger, Pfarrer am Neumünster, hat sich veranlaßt gesehen, das Sendschreiben der französischen Protestanten an die Protestanten der neutralen Staaten in einer kleinen „Tatsachen" betitelten Schrift (bei Carl Hirsch, Konstanz, 20 Pfg.) per» sönlich zu beantworten. Dadurch zog er sich eine Antwort des Vizepräsidenten Puaur vom protest. Verein für französische Propaganda im Ausland zu, der er in einer zweiten Schrift „Deutschlands Recht" eine kräftige Abwehr zuteil wer» den läßt. Beide Veröffentlichungen der Franzosen sind beigedruckt, eine dritte, in der Revue odrStienue erschienene, wird in ihren Kernpunkten herangezogen. Es handelt sich den Franzosen vor allem um die Schuldfrage an diesem „verruch» ten Krieg, dessen Verantwortung zurückfallen muß auf Österreich»Ungarn und besonders auf Deutschland, das seit vierzig Jahren alle Kräfte konzentrierte in Ermartung der Stunde, da es denselben entfesseln konnte." Von dem Ausgang dieses Krieges hängt das Schicksal der Neutralen ab, da im Fall des deutschen Sieges jedes kleine Volk sich umsonst auf seine Neutralität und die Achtung vor Verträgen berufen würde. Frankreich hat sich seit der Annexion Elsaß-Lothringens gegen den Willen von dessen Bürgern zum Protest gegen das bar» barische Recht der Eroberung erhoben und kämpft jetzt für die Unabhängigkekit der Völker und für die Gerechtigkeit, die nach den Worten der Schrift allein die Völker erhöht.
Diese erhabenen Worte der Franzosen schrecken den streitbaren Schweizer nicht. Er bejaht die Frage, ob Frankreich, Rußland und England im allerengsten Sinne auf diesen Krieg hingearbeitet haben, ohne Abzug mit einem festen Ja. Die Pläne und Taten König Eduards, Poincare's und des Großfürsten Nicolai Nieo» lajewitsch sind ihm keine Erfindungen der Phantasie, ebensowenig der Dreiver-band. Und wenn Frankreich den Gedanken der Revanche nie zur Ruhe legte, soudern sich mit einem Staate verbündete, in dessen Kerkern Hunderte der Besten, die dem Volke auch die Fackel der Freiheit vorantrugen, elend vermodern, so muß man es im vollsten Sinn für diesen Krieg verantwortlich machen. In Peters» burg wirkte Delcass6, der am liebsten schon im Jahre 1905 den Krieg zum Aus» bruch gebracht hätte. Damals war der Zeitpunkt für Frankreich aber nicht günstig genug, man ließ den Minister, der hinter dem Rücken seiner eigenen Regierung konspiriert hatte, für den Augenblick verschwinden, aber nicht aus allgemeiner Friedensliebe, sondern weil man gegen den furchtbaren Feind noch eines stär»

keren Bundesgenossen bedurfte, als RuÃŸland gerade damals war. Dann aber
schickte man ihn nach Petersburg, wo er natÃ¼rlich nicht als Friedensfreund wirkte.
Vielleicht, ja wahrscheinlich war die Mehrheit der Franzosen wie der EnglÃ¤nder
und Russen gegen den Krieg, aber wenn sie den intrigierenden MÃ¤nnern das
Regiment nicht zu entwinden vermochten, so trifft die Schuld auch sie. DaÃŸ EngÂ»
land erst durch die Verletzung der belgischen NeutralitÃ¤t zum Mitgehen veranlaÃŸt
worden sei, glaube auf dem ganzen Erdenrund kein Mensch mehr, am wenigsten
ein EnglÃ¤nder; es war aber ein herrlicher Vorwand, England mit der Aureole
des Anwalts kleiner Nationen in den Krieg ziehen zu lassen. Der englische VorÂ»
schlag eines Kongresses bringt Bolliger zu den Worten: â€žSolch ein KongreÃŸ
hÃ¤tte freilich dem Dreiverband gÂ«paÃŸt. Denn die Zeit der Beratung hÃ¤tte RuÃŸÂ»
kand und Frankreich Raum gegeben, ihre Mobilisation zu vollenden. Es wÃ¤re
nicht ein FriedensÂ», sondern ein VerzÃ¶gerungskongreÃŸ geworden zum SchaÂ»
den Deutschlands." Er sieht einen anderen Grund in dem Zaudern Englands.
Es â€žmuÃŸte warten, weil eine frÃ¼he ErklÃ¤rung, daÃŸ es in jedem Fall von der
Partie sein werde, vielleicht Deutschland zurÃ¼ckgeschreckt hÃ¤tte. In diesem Fall
unterblieb ja der Krieg. Er durfte aber nicht unterbleiben. England begehrte
denselben mit heiÃŸer Seele, und gerade darum muÃŸte es sich zurÃ¼ckhalten, bis
Deutschland unwiderruflich in dem grimmen StrauÃŸ engagiert war." England
wollte die Vernichtung Deutschlands von der See her besorgen; zur Besorgung
der Blutarbeit auf dem Lande hatte es seine Festlandsblutknechte angestellt. Und
zwar, weil es diesmal ganz groÃŸe Arbeit gab, klugerweise gleich zwei Ã¼beraus
starke VÃ¶lker, Frankreich und das an Menschen unerschÃ¶pfliche RuÃŸland. Es
meinte, deshalb nur eines kleinen eigenen Landheeres zu bedÃ¼rfen; ein Beweis
fÃ¼r seine friedliche Unvorbereitetheit ist darin nicht zu sehen.
So verwirft Bolliger die Ansicht, daÃŸ es Deutschland sei, das auf diesen
Krieg hingearbeitet habe, vollstÃ¤ndig. Da Deutschland bei der stets offen zur
Schau getragenen franzÃ¶sischen Revanchelust den Bund mit RuÃŸland, dessen
RÃ¼stungsanleihen in Paris begeistert finanziert wurden, als stete Bedrohung aufÂ»
fassen muÃŸte, erfÃ¼llte es nur seine Pflicht, wenn es seine Vorbereitungen traf,
umsomehr, als es auch Englands wachsenden Neid zu fÃ¼hlen bekam und sich der
Einkreisung durch den mÃ¤chtigen Dreiverband immer klarer bewuÃŸt wurde.
â€žLauter defensive Bereitschaft, so klug als notwendig. Von einer RÃ¼stung, um
Frankreich zu Ã¼berfallen und diesen ungeheuren Krieg zu entfesseln, ist fÃ¼r redliche
Augen nichts zu sehen."
Noch ein anderer Schweizer, Professor Hermann BÃ¤chtold, Historiker an
der Basler UniversitÃ¤t, hat in seinem hÃ¶chst lesenswerten Buch â€žDie nationalÂ»
politische Krisis in der Schweiz" bei der Frage nach der Verantwortung fÃ¼r den
Krieg ebenfalls auf die Urheber der vorangegangenen diplomatischen Aktion hingeÂ»
wiesen, die, wenn auch nicht zu dem Ende ins Werk gesetzt, um die Welt in
Brand zu stecken, doch wesentlich zu diesem Brand gefÃ¼hrt habe. â€žWer war es,

der die politische Mächtekonstellation, mit der das 19. Jahrhundert geendet, mn»
organisierte? Etwa Deutschland, um jenen Widerstreit mit England zu seinen
Gunsten auszufechten, oder umgekehrt England?" Die englische Politik ist sich
ja auch des Gelingens der deutschen Einkreisung als eines diplomatischen Meister»
stücks bewußt. Durch das Zusammenrücken der Engländer, Franzosen und Ruf»
sen in Front gegen Deutschland mußte dieses bei seiner schwierigen geographischen
Lage in immer steigende Unruhe geraten; und es ist kein Zweifel, daß die Taktik
der Entente, alle diese Bündnisse als ganz harmlos hinzustellen, von ihrem Geg-
ner richtiger gedeutet worden ist. Die Ausnahmestellung Englands, die „das freie
ungehemmte Erfließen des Lebens anderer Völker über die Welt nicht zuließ",
traf in Deutschland, das dem englischen Imperialismus das Prinzip der Koordi»
nierung und freien individuellen Entwicklung gegenüber stellte, zum ersten Mal
auf einen Gegner. Diese Interessencollision trat um die Jahrhundertwende in
das politische Bewußtsein und führte zu der diplomatischen Umgruppierung der
Mächte. Wer sich diese Ereignisse nicht in ihrer vollen Bedeutung vergegenwär-
tigt, wird nie richtig bewerten können, welche Partei schließlich die entscheidende
Verschärfung der Gegensätze hauptsächlich bewirkt hat.
Bolliger drückt sich weniger verklausuliert aus. Wenn er aber auch Deutsch»
land von der Schuld an diesem Kriege als einen lange vorher zu Eroberungs»
zwecken beabsichtigten weit wegweist, so kommt er doch zu dem Resultat, daß die
deutsche Regierung im Juli 1914 den Krieg in Übereinstimmung mit der öster»
reichischen wollte. Und er fügt hinzu: „sie mußte den Krieg wollen. Das Nicht»
wollen wäre Verbrechen gewesen. Wieso? Nun, der Krieg gegen die drei
verbündeten Großmächte war unvermeidlich. Das war längst ohne besonderen
Scharfsinn zu erkennen. — Bei dieser Sachlage gebot die Klugheit unerbittlich,
die relativ günstige Stunde zu wählen und die Wahl nicht dem übermächtigen
Gegner zu überlassen. Alles in Ordnung, nach Regeln der Weisheit und Sittlich«
keit in Ordnung. — Deutschland hat gehandelt, wie es bei der wesentlich durch
Frankreich herbeigeführten Weltlage zu seiner Rettung handeln mußte." So
nakm Deutschland, für welches das schreckliche Wagnis Pflicht geworden war,
mutig das Odium der Kriegserklärung auf sich und begann die Offensive zum
Zweck der Defensive, nicht in sittlicher Ruchlosigkeit, sondern zur Selbstverterdi»
gung; verschuldet hat es den Krieg nicht, wohl aber verursacht, „nämlich durch
seine Tüchtigkeit und seine großartige polltische und wirtschaftliche Entwicklung.
Das weckte Groll und Neid bei seinen Nachbarn, die so oft den Boden des ohn»
mächtigen Deutschlands zertreten und seine Städte und Dörfer verwüstet hatten."
Elsaß»Lothringen sind für den Schweizer zwei echt» und urdeutsche Provin»
zen, und wenn die französischen Protestanten gegen „das barbarische Recht der
Eroberung" opponieren, das ihnen 1870 diese Länder genommen habe, so
erinnert sie Bolliger ironisch daran, daß Frankreich „aus Versehen und Vergeß»
lichkeit ein Reich von einigen Millionen Quadratkilometern zusammenerobert

habe", und an ihren erlauchten Sonnenkönig, der mitten im Frieden dieselben Länder dem damals ohnmächtigen deutschen Reiche geraubt habe, und er findet es selbstverständlich, daß Deutschland die verlorenen Glieder wieder an sich zog. Er glaubt auch nicht, daß Deutschlands Sieg, der ihm gar nicht so fern zu liegen scheint, der Schweiz schaden würde. Freilich, jede Neutralitätsgrenze ist limitiert. „Die Garantie, mag ihr Wortlaut noch so überschwänglich lauten und mit Ewig» keiten um sich werfen, besagt tatsächlich nur: ich werde nicht aus Willkür, Macht-hunger oder einem ähnlichen Motiv euren Boden betteten." Aber wenn die Not drängt, die Selbsierhaltung des Staates auf dem Spiele steht, dann muß die Neutralität verletzt werden, wie Deutschland es Belgien gegenüber getan hat; vor der großen Not sind wohl schon ältere und heiligere Ordnungen als solch ein Staatsverttag gewichen. In wenigen Worten ist hier der springende Punkt getroffen; keine bessere und gerechtere Beurteilung der Verletzung der belgischen Neutralität kann gefunden werden, als dieser Hinweis auf das höhere Recht gegenüber dem niederen. In bezug auf die Gültigkeit von Neuttalitätsverttägen steht Bolliger ja nicht allein, Eduard von Hartmann spricht schon 1888 in einem hochpolitischen Aufsatz der „Gegenwart" von einer „wirkungslosen papiernen Neuttalitätsgarantie" und weist auf die wiederholten Erklärungen der englischen Regierung hin, wonach die Neuttalitätsgarantie die garantierenden Mächte nicht einseitig zu einem militärischen Schutze gegen Neuttalitätsverletzungen verpflichte. Auch Frankreich würde, davon ist Bolliger fest überzeugt, im Fall der höchsten Not die schweizerische Neutralität nicht achten, wie England ja schon überall, wo es ihm vorteilhaft erschien, die Rechte der Neutralen verletzt hat.

Bolliger gehört zu der kleinen Zahl vorurteilsloser Neutralen, die sich durch das Lügengewebe unserer Feinde nicht haben einfangen lassen, sondern einsehen, daß der Kampf auf unserer Seite, und nur auf der unsrigen, ein verzweifeltes Ringen um die Existenz ist, in welchem man nicht mehr nach den alten Theorien fragen darf, weil es sich um Sein oder Nichtsein eines Staates handelt, der seine Daseinsberechtigung durch innere Größe mehr als hinreichend bewiesen hat. Der Schweizer Pfarrer weiß, daß unsere „Einschnürung entsetzlich war, die Prognose noch entsetzlicher." Er verzettelt sein Mitleid nicht mit den Serben und Monte» negrinern, sondern wendet sie dem Nachbarlande zu, „in dem doch am Ende Völ» ker wehnen mit soviel politischer Freiheit, wahrer Selbstbestimmung, mit so hoher sozialer Entwicklung und Fürsorge, wie man sie auf Erden kaum zum zweitenmal antrifft," weil seine Seele sich empörte, als das ganz vom Verkehr abgeschnittene Deutschland so unerhört verleumdet wurde und man es durch die vergiftete Waffe der Lüge in der öffentlichen Meinung der Völker zu vernichten suchte. „Gab'S da für mich nichts zu tun? Mein Nachbar ist ein Ehrenmann, aber er wird von bösen Zungen entsetzlich verleumdet. Wenn ich nicht für ihn eintrete, bin ich ein Schuft. Hier geht's um mehr als einen Ehrenmann, um ein ganzes Volk sterb» licher und unvollkommener Menschen. Aber bei allen menschlichen Mängeln ist's

ein grundtüchtiges und geistig hochstehendes Volk, also daß zurzeit sich schwerlich ein zweites auf dem Erdenrund mit ihm messen kann. — Laßt nur einmal den deutschen Herbst kommen, und Ihr werdet Euch verwundern, was aus diesem „geknechteten Barbarenvolk" geworden ist." Und er empfindet stark die Ironie der Geschichte, daß gerade die Franzosen das beste dazu beigetragen haben, die deutsche Einigung herbeizuführen und das deutsche Kaisertum aufzurichten, ist auch fest davon überzeugt, daß sie jetzt im Bunde mit den Engländern und Russen die deutschen Lande nur einer größeren Herrlichkeit entgegenführen. Die schlichten und doch so kräftigen Worte eines Mannes, der unsere gefährliche Lage nicht leichtherzig unterschätzt, soll uns eine Bürgschaft dafür sein, daß wir in dieser ernsten Zeit noch viele wertvolle Freunde besitzen, die sich trotz aller gegen uns vorgebrach» ten Anklagen treu und mutig zu uns bekennen, einerlei welchen Anfechtungen — an denen es dem streithaften Schweizer natürlich auch nicht gefehlt hat — sie selber dadurch ausgesetzt sind.

Dr. jur. Kurt Ed. Imberg:

Eil! Amerikaner zum Weltkrieg.

Nicht oft tönten Stimmen von jenseits des Ozeans zu uns herüber, die unseren Kampf gegen eine Welt von Feinden richtig verstehen, die begreifen, trofür der Deutsche nunmehr schon über zwei Jahre lang kämpft, und daß es große Fragen, große Werte sind, um die gerungen wird. Nur selten findet man einen Amerikaner, der all dem volles Verständnis entgegenbringt und der einsieht, daß die Fragen, die jetzt zur Entscheidung gelangen, nicht nur rein europäische sind, sondern daß auch der amerikanische Erdteil, d. h. vor allem die Vereinigten Staaten an der Lösung dieser Fragen in hohem Maße interessiert sind.

Abgesehen von der deutsch»amerikanischen Presse haben die amerikanischen Zeitungen mit geringen Ausnahmen herzlich wenig Verständnis für uns Deutsche und unsere Sache gezeigt. Um so erfreulicher ist es, daß eine so angesehene, absolut nicht als deutschfreundlich anzusprechende Zeitung wie der „Philadelphia Public Ledger" im Juli einen Artikel aus der Feder des früheren Gouverneurs von Pennsylvania Samuel W. Pennypacker veröffentlicht hat, der von amerikanischem Standpunkte aus die Frage zu beantworten sucht: Was bedeutet Deutschlands Sieg für die Menschheit und für die Vereinigten Staaten im besonderen?

Die Ausführungen dieses angesehenen Amerikaners, die auch nebenbei eine

scharfe Kritik der amerikanischen Politik enthalten, dürfen zweifellos auch bei uns auf Interesse rechnen; wir geben sie daher im folgenden in deutscher Über» setzung wieder.

„Es ist viel in Amerika über den europäischen Krieg geschrieben worden, aber leider sind die meisten Arbeiten über dieses Thema, wie die Bücher von James M. Beck in Newvork, Dr. I. William White in Philadelphia und die faden Erklärungen Theodor Roosevelts nur Äußerungen, die in der Hauptsache auf Einzelereignisse basieren wie das Überrennen Belgiens, die Versenkung der „Lusitania" und die Bestrafung der Miß Cavell, die den Feind unterstützte, während sie hinter den deutschen Linien als Krankenschwester zugelassen war. Es ist sehr einfach, solche Beispiele auszuwählen und auszuschlachten. Wer andererseits sein Urteil nach Tatsachen bilden wollte, wie z. B. daß die Alliierten den Krieg mit der Ermordung einer vertrauensvollen und harmlosen Frau begonnen, daß sie die Neutralität Chinas und Griechenlands verletzt, mindestens zwei Frauen wegen militärischer Vergehen hingerichtet und versucht haben, das kleine Griechenland zuerst durch Bestechung und dann durch Einschüchterung in einen Vernichtungs» krieg zu stürzen, der hat auch nur leicht die Oberfläche berührt und die wahren Fragen und Kräfte, die diesem gewaltigsten Ringen der Weltgeschichte zu grunde liegen, vollkommen außer acht gelassen.

Amerikaner, die durch keinen Bindestrich erblich belastet, also keine Anglo-Amerikaner oder Deutsch»Amerikaner sind, sollten ernstlich zwei Grundfragen rich» tig zu lösen suchen und entscheiden, welches Ergebnis für die Zukunft der Mensch» heit am besten wäre, und wie sie sich verhalten sollten, um ihrem eigenen Lande am meisten zu nützen.

Anfangs liefen die militärischen Pläne der Alliierten, die bis heute keine allzu großen Erfolge aufzuweisen haben, darauf hinaus, daß England, Frankreich und Belgien Deutschland im Westen im Schach halten sollten, während Rußland die Aufgabe zufiel, mit seinen enormen Trnppenmassen Berlin zu besetzen. Deutsch» land sollte zermalmt und durch die Gewalt und den Druck überwältigender Über, macht vollkommen zu Boden geworfen werden. Angenommen, dieser Plan hätte am Ende Erfolg, wie sollte der Welt die Zerschmetterung Deutschlands zur Wohl» tat gereichen?

Selbst Deutschlands Feinde geben zu, daß sein Volk zu den tüchtigsten, tat» kräftigsten und kultiviertesten aller Völker der Erde gehört. Es hat seine Fähig» keiten im Laufe dieses Krieges gezeigt, wie früher auf dem Gebiete der Literatur, der Wissenschaft und des Handels. Ist es da denn nicht besser für die Menschheit, daß es erhalten bleibt, daß seine Methoden, die sich nützlich bewiesen haben ver» breitet zu werden, und sein Einfluß erweitert werden?

Würden die Alliierten gewinnen, so würde dies das Vordringen Rußlands»
nach Westeuropa bedeuten. England hat ihm bereits den Besitz Konstantinopels
als Weg zum Mittelländischen Meere versprochen. Wie soll das für Europa oder
für die Welt von Nutzen sein! Rußland besitzt schon die Hälfte Europas und
die Hälfte von Asien mit einem Gebiete, das größer ist, als es auszunutzen ver-
mag, und mit einer Bevölkerung, die zu groß ist, als daß es für sie in dem
erforderlichen Maße sorgen oder sie gar zivilisieren könnte. Würde es ein Fort»
schritt oder ein Rückschritt sein, wenn etwa Slawen und Kosaken an die Stelle
des Deutschen träten?

Wahrhaftig, wenn man die Sache ganz allgemein und mit Rücksicht auf das
Wehl der Menschheitsfragen ansieht, dann sollten sich alle Zweige der teuto»
nischen Rasse, Deutschland, Holland, England, die Bereinigten Staaten, Schwe»
den, Norwegen und Dänemark, vereinigen zur Förderung ihrer gemeinsamen Inter»
essen und zum Schutz gegen das Eindringen der Slawen und später der Mongolen.
Die Engländer sind nur ein Stamm der Deutschen, die im sechsten Jahrhundert
den Weg über die Nordsee zu ihrer Inselheimat fanden.

Ihre größte Sünde in diesem Kriege ist es gewesen, daß sie Rassenverrat
getrieben und sich mit Heiden und Fremden zusammengetan haben, um Hilfe zu
haben in einem häuslichen Streite.

Die Sünden der Völker rächen sich stets ebenso wie die der Einzelmenschen,
und bitter wird England den Tag bereuen, da es in der Hoffnung, seine Bluts»
verwandten, die mit seinem Handel in Konkurrenz standen, zu bekämpfen, sich
bemühte, Rußlands Macht zu vermehren und Mongolen als Kampfgenossen auf»
zunehmen. Seine Staatsmänner handelten kurzsichtig, da sie nicht einsahen, daß
Mitteleuropa im Besitz Deutschlands ihr eigener Schutz gegen das Vordrängen
fremder Rassen aus dem Osten und das stärkste Bollwerk ist für die Wahrung
ihrer eigenen Interessen und der der Menschheit überhaupt.

In keiner Krisis der Vergangenheit sind die amerikanischen Interessen mit
so wenig richtigem Urteil wahrgenommen worden wie jetzt. Wir haben einen
Mangel an Fähigkeit bewiesen, den Gang der Ereignisse zu übersehen und unsere
eigenen Interessen richtig zu würdigen, ein Mangel, der — man kann wohl
sagen — an dünkelhafte Dummheit grenzt. Amerikanische Staatsmänner sollten
scharfsinnig genug sein, zu erkennen, daß, welche Höflichkeiten man uns auch er-
weisen möge, wie groß auch die Freundschaftsbezeugungen sein mögen und wie
zahlreich die Millionare unter uns, die mit ihren Lippen die Hand des König«
berühren dürfen, daß die Engländer notwendigerweise und unveränderlich stets
unserem Emporkommen feindlich gegenüber stehen werden.

Spencer und Darwin haben vor langer Zeit ausgeführt, daß der Kampf
Blut eng miteinander verbunden sind. England ist uns feindlich, weil es weiß,
daß wir beide dasselbe Ziel erstreben. Es bewies diese Feindseligkeit, als es
da? wir beide dasselbe Ziel erstreben. Es bewies diese Feindseligkeit, als eS

«nser Kapitol niederbrannte*), als es die „Alabama" und die „Florida" aus-
laufen ließ**), um unseren Handel auszurauben, als es in Gemeinschaft mit
Rußland Shuster***) aus Persien vertrieb, und als es Wilson und Elihu Root
überredete, unsere Souveränität über den Panamakanal aufzugeben. Würden
wir in diesem Kriege eine wahre Neutralität bewahren und eine angemessene
Sympathie für ein starkes und tüchtiges Volk zeigen, das gegen eine scheinbar
überwältigende Zahl von Engländern, Franzosen, Serben, Belgiern, Italienern,
Russen, Algeriern, Japanern und Indern um seine Existenz kämpft, dann würden
wir uns einen Freund unter d«n Völkern erworben haben. Man sollte meinen,
daß die Unterstützung eines derartig gewaltigen Bündnisses von den Amerikanern
übel aufgenommen werden würde. Statt dessen kann man sehen, wie wir durch
unsere Handlungsweise einerseits die alte Nebenbuhlerschaft Englands gegen uns
behalten und andererseits uns in Deutschland einen neuen Feind geschaffen
haben.

Unter dem Verwande der Furcht vor Deutschlands militärischem Geist,
hal en wir alles getan, was überhaupt nur möglich war, um den Zorn Deutsch»
lauds auf unser Haupt zu laden. Ungestüm haben wir Deutschland verurteilt.
Wir haben die bei weitem schwereren Anklagen gegen England begraben und
verziehen. In unserer ganzen Geschichte hat Deutschland niemals unseren Weg
durchkreuzt. Niemals haben wir dagegen einen Schritt vorwärts getan, ohne
daß England nicht versuchte, uns den Weg zu vertreten. Niemand sollte ver-
gessen, daß in den Fragen, die uns angingen und wegen deren wir Deutschland in
diesem Kriege Vorwürfe machen, seine Handlungen gegen seine Feinde gerichtet
waren, und daß das uns angetane Unrecht nur eine zufällige Begleiterscheinung
dieser Handlungen war, daß aber auf der anderen Seite das Unrecht, das
England uns angetan hat, gegen uns selbst gerichtet war. Die Engländer
haben die Nordsee unserem Handel verschlossen. Sie haben unsere Flagge benutzt,
um ihre militärischen Handlungen zu decken, und haben hierdurch einen sichtbaren
Rechtfertigungsgrund gegeben für die Angriffe auf Schiffe, die unter unserer

Während des Krieges mit England <1812—14> wurde Washington von oen Engländern
unter Admiral Cockburn erobert und das Kapitol sowie viele andere Regierungsgebäude niedergebrannt.

") Die „Alabama" und »Florida" waren zwei von den Kaperschiffen, die während de»
Bürgerkrieges in England für die Kimföderierten ausgerüstet worden waren. Wegen dieser nach
Ansicht der Nordstaaten begangenen Neutralitätsverletzung machten die 17. 8, ^. England verant-
wortlich. Es sind dies die unter dem Namen „Alabama Claims" bekannten Forderungen, die einem
Schiedsgericht in Genf unterbreitet wurden, das 1872 den II, S. H,. eine Entschädigungssumme von
15'/, Millionen Dollar zusprach.

"*) Morgan Shuster war Anfang 1911 als Gcneralschatzmeistcr und Steuerdirektor nach
Persien berufen worden, um die Finanzen des Landes in Ordnung zu bringen. Seine Unpartei-
lichkeit und Tätigkeit zu gunsten Persiens veranlaszten England und Rußland, von Persien seine
Absetzung zu fordern, da nur ein finanziell und militärisch schwaches Pcrsien den Plänen dieser
beiden Staaten entsprach.

Flagge fuhren. Sie haben unsere Häfen blockiert, unsere Schiffe abgefangen
und unsere Waren beschlagnahmt.
General Grant teilte seinerzeit Frankreich mit, daß wir das Kreuzen von
Kriegsschiffen einer kriegführenden Macht vor unseren Häfen als einen „un»
freundlichen Akt" betrachten würden; aber wir haben amerikanische Traditionen
vergessen und sind wie der prahlerische Arzt im alten franzosischen Theaterstück
geworden, der erklärte: „das Herz ist gewöhnlich auf der linken Seite, aber wir
haben das alles geändert!" Die Engländer und ihre Verbündeten haben es
gewagt, unsere Schiffe auf hoher See zu durchsuchen und Leute, die sie auf ihnen
fanden, fortzuführen.
Wir führten den Krieg von 1812, um derartige Übergriffe zu verhindern,
und einige von uns erinnern sich noch gut der Haltung Englands, als Wittes die
Abgesandten der Rebellen, Mason und Slidell, auf einem englischen Schiff fest-
nahm, auf dem sie bei ihrem Botengang zwecks Zerstörung der amerikanischen
Nationalität fuhren. Trotz dieser Tatsachen haben wir Deutschland in Zeiten
seines Heldenkampfes die Zähne des Tigers gezeigt und unsere Einsprüche Eng-
land gegenüber in den liebenswürdigsten Noten vorgebracht. Wir haben England
mit den Mitteln versorgt, die es zur Kriegsführung braucht. Wir waren einfältig
genug, ihm das Geld zu borgen, mit dem es die von uns gekaufte Munition bezahlt.
Unsere Presse hat bei Gelegenheit von Ereignissen wie der Versenkung der
„Lusitania" oder der Erschießung der verräterischen Krankenschwester nicht
gezögert, törichterweise das häßliche Wort „Mörder" zu gebrauchen. Wilson hat
den Amerikanern, die man nach Mexiko gelockt hatte, die dort ihr Vermögen angelegt
und ihre Familien mitgenommen hatten, aufgefordert, das Land zu verlassen. Er
fand kein Wort der Warnung für diejenigen Amerikaner, die unbesonnen an Bord
der „Lusitania" gingen und auf dem Schiff einer kriegführenden Macht, das mit
Kri'egsmunition beladen war, untergingen. Man hätte vor dem Unglück warnen
sollen und nicht nachher, und man hätte sie vor den Folgen ihrer Unbesonnenheit
bewahrt; aber Wilson tat nicht seine Pflicht.
In seiner ersten Note an Deutschland hat Wilson erklärt, daß Unterseeboote
nicht ohne Verletzung des Völkerrechts gegen Schiffe eines kriegführenden Staates,
die Munition an Bord haben, gebraucht werden dürfen und daß man daher von
dieser Waffe Abstand nehmen müsse. In seiner letzten Botschaft an den Kongreß
empfahl er mit sonderbarer Inkonsequenz den Bau von Unterseebooten durch die
Vereinigten Staaten. Was sollen diese nutzen, wenn unsere eventuellen Feinde
ungestraft Kanonen und Munition zu unserer Vernichtung transportieren dürfen,
indem sie zu dem einfachen Mittel greifen, irgendeinen Neutralen an Bord zu
nehmen? Wir haben Deutschland zu laut verurteilt, weil es in den letzten 40
Jahren Vorbereitungen zu seiner Verteidigung getroffen hat. Wilson hat ver»
ständigerweise dem Kongreß empfohlen, Amerika solle seinem Beispiel folgen
und genau dasselbe tun.

Wenn England in diesem Kriege gewinnt, so wird es seinen Einfluß auf der See noch verstärken, wo es schon jetzt Newyork und unsere ganze Küste bedroht. Der Kosacke wird in Konstantinopel und vielleicht in Berlin sein und der Japaner, Englands Verbündeter, der — wie ihm von England zugestanden — schon vor Friedensschluß zufriedengestellt sein muß, wird über den Stillen Ozean kommen. Was wird dies alles Amerika nützen, wenn auch Schwab, du Pont und Morgan reicher geworden sind?

Gewinnt Deutschland, dann wird aller Wahrscheinlichkeit nach Kanada mit den großen Seen, dem St. Lawrence»Strom und den Weizenfeldern von Manitoba, das die Engländer uns in den Tagen des Demokraten Polk entwunden haben, in die Union der Vereinigten Staaten eintreten. Kanada wird nicht imstande sein, sich in anderer Weise zu schützen und kann nicht anders handeln. Was Charles Carroll während der Revolution versucht hat und was ihm auch geglückt wäre, hätten die Kanadier nicht den Widerwillen gegen die Puritaner Neu Englands gehabt, das wird verwirklicht und die Hoffnung Washingtons und der Patrioten, die unseren Staat gegründet haben, wird erfüllt werden. Wenn diese Zeit kommt, und sie soll kommen, dann werden die Vereinigten Staaten von Amerika einen Erdteil umfassen und seine vorbildlichen Gesetze werden die Geschicke der Mensch» heit beherrschen. Sein Regierungssystem, das den Beweis der Überflüssigkeit eines Königtums liefert, das heute ein Anachronismus geworden ist, wird bald von Großbritannien angenommen werden. Und wir werden unsere Befreiung aus der Knechtschaft zur See und unsere Befreiung aus einer Gefahr, die uns oft im Norden bedroht hat, nicht unserer eigenen Klugheit und unseren eigenen Anstren» gungen verdanken, sondern der Klugheit und den Anstrengungen Deutschlands."

Adolf Teutenberg:

Die neuflamische Bewegung.

Vor diesem Kriege, da man so manches anders las als heute, schrieb der wallonische Abgeordnete D e str 6 e, der gegen ein Abendhonorar von 500 Franken in Italien die bekannten kriegshetzerischen Vorträge hielt, eine „lettre au Roi »ur la s6Mratiol l Ig, ^Vallouie et öe la ?I»v<Zre". Darin heißt es: „Du herrschest, Kimig, über zwei Völker. In Belgien gibt es Flamen und Wallonen. Aber Belgier gibt es mit nichten "

Als dann der Krieg ins Land fiel, schien der ungestüme Zusammenschluß der in Belgien wohnenden Volksstämme die Feststellung des Sozialisten Destr6e Lügen zu strafen. Flamen und Wallonen gingen, zum ersten Male, in wirklicher Eins-

gesinntheit in den Krieg. Das belgische Volk schien eine Nation geworden, der
belgische Staatsgedankc schien die belgische Seele geboren zu haben.
Aber es schien nur so. Der zeitliche Ablauf der Dinge hat bewiesen, daß es
«in plötzliches Wunder nationaler Einswerdung nicht gibt, nicht geben kann in
einem Staate, der auf eine so künstliche Weise aus zwei widerstrebenden und gegen»
südlichen Volkselementen zusammengeklebt ist; in einem Volke, das kein Volk ist . ..
Heute heftiger als je tobt in Belgien, tobt um Belgien der Belgier alter Hader
und Parteistreit. Und ist es nicht ein Hohn auf alle Staatskünstelei, daß gerade
um den Grundsatz, der das Fundament des Staates Belgien sein sollte, eine
Hauptschlacht geht?
Belgien soll neutral sein, sagen die einen, und neutral bleiben, ja es soll
neutraler sein, als es vor dem Kriege tatsächlich gewesen. Aber das Belgien von
heute, das durch die in Le Havre sitzende Regierung dargestellt wird, ist längst
nicht mehr neutral! Während es, seinem neutralen Berufe getreu, sich nur ve»
teidigungsweise gegen das (formell) neutralitätsverletzende Deutschland in diesem
Kriege hätte verhalten dürfen, erklärte es der Türkei den Krieg, brach es die Be»
Ziehungen zu Bulgarien ab, unterstützte es das wankende Russenheer mit 4000
technisch geschulten Soldaten und schwerer Artillerie. Damit hat Belgien seinen
neutralen Rechtsstandpuvkt verlassen, ward der Verbündete der Entente und griff
in die europäische Politik ein. Der Grundsatz der Neutralität ist, mag er formell
noch immer betont werden von Le Havre aus, in diesem Kriege auch auf offener
Bühne gefallen. (Während er vor dem Kriege nur, hinter der Kulisse und in
geheimen .Kabinetten verletzt worden ist.) Aber die Neutralität soll fallen,
sagen die Sprachrohre der belgischen Regierung! Denn man will etwas anderes
als nur die Wiedereinrichtung eines „neutralen" Belgien: „Man findet es
schlankweg selbstverständlich", so schreibt am 29. Januar das offizielle belgische
Regierungsblatt „XX. Siecke", . . . „territoriale Kompensationen zu fordern"
(beim Friedensschluß). Worin diese bestehen sollen, darüber belehrt ein gleich»
falls in Le Havre ausgegebener „Kleiner Katechismus", worin für Belgien das
ganze linke Rheinufer, soweit es in die niederdeutsche Ebene fällt, als Krieaspreis
verlangt wird. Streiten wir nicht lange darüber, ob diese „Forderung" ernst-
gemeint ist. nach den schwer mißzuverstehenden militärischen Erfahrungen dieses
Krieges; oder ob mit solchen Luftspiegelungen nicht vielmehr der längst gelähmten
Hoffnungsseligkeit der Bevölkerung Belgiens aufgeholfen werden soll. Tatsache
ist, daß dieser von der belgischen Presse mit vielem Geschrei verkündete neubelgische
Imperialismus der Anlaß heftigen Gegeneinanderwirkens der belgischen Politiker
geworden ist. Insbesondere finden die regierungsseitigen Eroberungspläne ent»
schlossen? Widersacher in der Gesamtheit des flämischen Volksteiles Belgiens.
Sogar der katholische Parteiführer van Cauwelaert, der im übrigen sein Flamen»
tum in dieser entscheidenden Stunde verraten hat, bekämpft die wallonischen
„Rheinritter" in seinem in Holland erscheinenden Blättchen „Vry Belgie" mit

Erbitterung; worauf dann von Le Havre aus, wie zu erwarten, der große Bann
auch gegen die von Cauwclaert repräsentierte Flamengruppe geschleudert wurde.
Denn man ist in Le Havre, sei es unter dem Eindruck der unfreiwilligen Luftver»
Änderung, sei es unter dem Eindruck der sehr bewegten Umgebung, die zur eigenen
Angebundenkeit in einem peinlich fühlbaren Gegensatz stehen mag — sehr wort»
und gebärdenreich und im Wegdekretieren unliebsamer Tatsächlichkeiten nicht eben
genant. (Auch hierin dem geliebten Franzosenideal getreu, dem „«an« gSue" ja
immer einen Vorzug menschlichen Wesens bedeutete) ....

In der Parteischarung des also umstrittenen Neutralitätsgedankens, die auf
der einen Seite die ganz von Frankreich erfüllten Wallonen, auf der andern die
mählich wiedererwachenden Flamen sieht, liegt eigentlich schon ausgesprochen, daß
der Kampf um die Neutralität im Grunde nur Symptom ist. Symptom eines
andern, ungleich umfassenderen und folgenschwereren Kampfes. Des Kampfes um
die belgische Nationalitätenfrage.

Was dieser Krieg an Ergebnissen und Umwälzungen auch zeitigen möge:
soviel steht fest, daß er das einstige Belgien in einen von Grund aus gewandelten
Zustand bringen wird. Das macht, der flandrische Löwe, der 85 Jahre lang
geschlafen, oder träumend nur leise vor sich hin geschnurrt hat, ist im Donner
der Kanonen aufgewacht und fordert mähneschüttelnd seine Freiheit.

Zum ersten Male seit den Tagen der Romantiker Arndt, Grimm und Hoff-
mann von Fallersleben, die nach der Trennung der Flamländer von den Hol»
ländern der Nerselbständigung des kleinen niederdeutschen Stammes als einer
„germanischen Welle" zujubelten, weckt das Schicksal des flandrischen Volks»
splitters wieder unsere Aufmerksamkeit; ja man kann sagen, daß die Aufmerk»
samkeit für dieses Schicksal deutscherseits zum ersten Male überhaupt auftritt, in-
sofern sie tätig»mitgestaltend ist.

Das deutsche Bewußtsein von der weittragenden Bedeutung des flämisch»
belgischen Problems hat in einer umfangreichen Spezialliteratur bereits viel»
fachen Niederschlag gefunden. Die objektivste — weil vor Ausbruch des Krieges
gefertigte — Darstellung des „Nationalitärenkampfes der Flamen und Wallonen"
hat Dr. P. Oßwald geliefert (Georg Stilke Verlag, Berlin), eine Arbeit, die
reich an dokumentarischen Belegen und in ihrer Erfassung der Kulturbedeutung
des Problems übers rein Politische hinausgeht. Nicht minder wissenschaftlich»
gründlich, aber aus objektiver Zurückhaltung heraustretend, behandelt Franz
Fromme die Sache Flanderns in den Heften der „Deutschen Rundschau"
(Januar und Dezember 1915 und Februar 1916 — Gebr. Paetel, Verlag, Berlin).
Von kath?lischer Seite stammt das Büchlein „Die Flamen im Kampf um ihre
Sprache und ihr Volkstum" (Borgmeyer u. Co., Münster i. Westfal.), dessen Her»
ausoeber Franz Jostes es wohl hauptsächlich um eine reiche Materialsammlung
von Geschichtsdokumenten zu tun war. Wie ein antiklerikaler deutscher Politiker
die flämisch-belgischen Dinge sieht und gelöst sehen möchte, darüber belehrt Karl

Zimmermanns leichtflüssig geschriebenes Büchlein „Das Problem Belgien", wälz»
rend die „Tat"»Schrift von Hans Friedrich Blunck: „Belgien und die niederdeutsche
Frage" (beide bei Eugen Diederichs, Jena) mehr die Rassen» und Sprachenfrage
ins Auge faßt und die flämische Zukunft in einen kulturellen Zusammenhang mit
dem Niederdeutschtum gebracht sehen möchte.
Das Schwergewicht aller dieser vortrefflichen Schriften liegt in der Dar»
stellung und Deutung des Historischen; sie kommen deshalb für das Verständnis
der Gegenwart nur insoweit in Betracht, als ein Wissen um die geschichtliche Ver»
gangenheit für die Erfassung heftig brennender Zeitfragen überhaupt von nöten
ist. Wer die neuflämische Bewegung in ihren vielfach gespitzten und gegen.?!n»
ander gerichteten Tendenzen aus dem Wogen der Zeit und dem Rollen der Bege»
benheit ersehen will, muß sich an die in Holland, Frankreich und Belgien erschei»
nende belgische Presse halten; er muß die große holländische Zeitungs» und Bro-
schürenliteratur hinzunehmen und ganz vor allem jenes in Monatsheften erschei»
nende Organ lesen, das unter dem Namen „Diersche Stemmen" erscheint (in
Utrecht, Oude Gracht ?. Z. 23), und nicht nur flämische Politik und Kultur»
politik in durchdachtester Form und ausgeprägtester Gestalt betreibt, sondern auch
ein wissenschaftlich geführtes Sammelwerk ist, das alle Strömungen und Gegen»
strömungen der unterm Krieg erwachsenen neuflämischen Bewegung wie in einem
Brennspiegel auffängt und treulichst abzeichnet.
Welches sind nun die deutlichst sichtbaren Tendenzen und Zielrichtungen dieser
neuen flämischen Bewegung?
Man muß, indem man dieser Frage nachgeht, den Untertitel der „Dietsche
Stemmen" beachten, die sich eine „Tydschrift voor Nederlandsche Stambelange"
nennen. „Zeitschrift für niederländische Stammesbelange": das will besagen,
daß man sich, inmitten des Waffentumultes der europäischen Großmächte, zu»
nächst und vor allem als ein eigenbeschaffenes, unabhängig für sich seiendes und
sein wollendes Kulturvolk empfindet und einrichten will. Ohne gerade politische
Unifizierungsabsichten zu hegen, faßt man den niederländischen Volksstamm, wie
er in Flandern, in Holland, in Südafrika mit mehr als zwölf Millionen Seelen
lebt, als eine Volkseinheit auf, deren sprachliche Gemeinsamkeit man pflegen
deren kulturelle Eigenart man bewußt durchprägen, deren wirtschaftliche Kraft
man, durch mannigfache Verbindung mit dem holländischen Stammlande, stärken
will; das eigentliche politische Ziel der „groß»niederländischen" Bewegung läuft
darauf hinaus, die freie Entfaltungsmöglichkeit der politisch zu Fremdstaaten
gehörenden „Dietschen" auf alle Weise zu fördern und, wo sie behindert wird,
sie kämpferisch durchzusetzen.
Hier liegt die Berührung der „groß'niederländischen" Bewegung mit der
eigentlich flämischen; hier ist der Punkt, von dem ans die Bewegung in die Welt»
politik übergreift.

Im kochenden Schmelztiegel dieser Weltpolitik, der Kriegszustand heißt,
muß sich zweier niederländischer Völker zukünftiges Schicksal endgültig formen:
das der Völker Flanders und Südafrikas. Dadurch bestimmt sich das politische
Verhalten der „Dietschen" in diesem Kriege.
Der gegebene Feind der flämischen Volkskultur ist Frankreich: jenes Frank-
reich, welches Belgien mit seinem Geiste, mit seiner Politik, mit seiner ganzen
Kultur so intensiv durchdrang, daß sogar weite Kreise Flanderns „verfranschten"
und daß die Minderheit der französisch sprechenden Wallonen im Staate Belgien
die vollkommene Vorherrschaft bekommen konnte. — Der alte Feind der nieder»
ländischen Südafrikander ist England: jenes England, das die Burenrepubliken
zertrat und der holländischen Bauernfreiheit nach einem unmenschlichen Kriege
ein Ende machte.
Also, könnte man zu folgern geneigt sein, wird die groß»niederländische Be»
wegung nur vom Siege Deutschlands eine Erfüllung ihrer Ziele erwarten kön-
nen, und deshalb diesen Sieg erwünschen und erwarten?
Es ist klar, daß eine mit der Front gegen England und Frankreich stehende
Bewegung ihre Spitze nicht gegen Deutschland kehren kann; dies um so weniger,
als die Deutschen den „Dietschen", wie schon der fast übereinstimmende Name
sagt, stammesverwandt sind; auch wird der Dialekt der Klaus Groth und Fritz
Reuter in den groß»niederländisch-m'ederdeutschen Sprachenkreis einbezogen, so
daß der Dichter Gustaav Vermeersch die Zahl der „niederdeutsch sprechenden
Menschen germanischer Abkunft" auf insgesamt 20 Millionen Köpfe beziffern
kann.
Trotz alledem wurde man falsch gehen, wenn man die Wortführer des groß»
niederländischen Gedankens auch für Wortführer der deutschen Sache halten
würde. Wohl wird man Deutschlands geschichtliche Linie und sein höheres mora»
lisches Recht, das sich ja zum nicht geringen Teile von der Tüchtigkeit seiner
germanisch»rassischen Eigenart herschreibt, durchweg erkannt finden, aber die
verhaltene Hinneigung zum deutschen Bruder kommt doch eigentlich mehr negativ,
d. h. in der sehr entschieden betonten Abkehr von England und Frankreich zum
Ausdruck. England wird nicht nur um der Vergewaltigung des Burenvolkes
wegen verabscheut, sondern auch als der große Seeräuber von Anbeginn, als
systematischer Kriegserreger und typischer Landeroberer erkannt. Aber mehr noch
steht unsern Großholländern Frankreich im Wege, jenes sich selbst überschätzende
Frankreich, das der am stärksten national fühlende Staat Europas ist und doch
keine einheitliche Nation, sondern ein Chaos, dem von einer kleinen Gruppe füh»
render Leute: der Beamtenkaste, der regierenden Klasse, „I'Kme krauti»e" ein-
geknetet wird. Die rücksichtslos romanisierenden Tendenzen der Pariser Zentrale,
die die Idiome des Proventzalischen, des Katalonischen, des Baskischen, des Bre»
tonischen und des Französisch»Flämischen auszurotten streben, haben sich nach
Belgien fortgepflanzt, wo sie den zahlenmäßig überwiegenden flämischen Volks»

teil auf der ganzen Linie zu unterdrücken verstanden. Hier, in Belgien, ist das
Unglaubliche geschehen, daß ein geschichtliches Volk sich selbst und seiner alten
Kultur entfremdet werden konnte, daß es sprachlich vollkommen entrechtet und
unterdrückt ward, daß es politisch einer dem französischen Revanchcgedanken
ergebenen Minderheit im Staate vollständig unterworfen werden konnte. Hier
in Belgien wollen Flamen und Großholländer deshalb die große Schlacht gewin»
neu, die ihnen beiden die Erfüllung ihrer engeren und weiteren nationalen Wünsche
bringen soll.

Es geht den Flamländern um zwei Dinge: um Gleichsetzung der flämischen
Sprache mit der französischen in Schule, Heer, Rechtspflege; und um „bestuur-
lpke scheiding", d. h. um Trennung der Verwaltung vom wallonischen Belgien,
wodurch die sprachliche und völkische Wiedergeburt für immer gewährleistet wer»
den soll.

In der Erstrebung des ersten Zieles sind alle Flamen einig. In der Frage
der Verwaltungstrennung aber wird der Standpunkt der Gruppen und Führer
von der Stellungnahme zur belgischen Regierung und zum Kriege im allgemeinen
bestimmt.

Es gibt da abwartende Opportunisten, — und zu ihnen gehört vor allem
jener bekannte Katholikenführer Frans van Cauwelaert, — die es weder mit dem
flämischen Volke, noch mit der Regierung verschütten möchten. Sie lassen die
Forderung der Verwaltungstrennung zwar nicht fallen, aber sie wollen sie ruhen
lassen, solange „der Feind" im Lande stehe. Im Grunde haben sie mit den
übrigen Flamen nur noch die Abneigung gegen die französische Überfremdung
gemein, die bei den Katholiken wieder auf besondere Motive zurückgeht. Bedenkt
man, daß gerade die Tatsache, daß ..der Feind" im Lande steht, den Flamen
die letzte Möglichkeit nationaler Verselbständigung bietet, so kann man es verstehen,
daß Cauwelaert in den „Dietsche Stemmen" als Verräter an der flämischen
Sache bezeichnet wird.

Die wirklichen Flamen begreifen denn auch sehr gut, daß ihr intimster
Feind die belgische Regierung ist, die unter französischen Einflüssen steht und den
von England gewollten „belgischen" Staatsgedanken wiederherstellen will, der
das Flamentum nach solcher Wiederherstellung ersticken müßte. Naturgemäß
stehen diese flämischen „Homeruler" zur belgischen Regierung in schärfster Op»
position. Sie bekämpfen nicht nur die lateinische Kulturpolitik und den der
Entente verbündeten Imperialismus dieser Regierung, sondern „die belgische
Idee", d. h. das Streben nach Wiederherstellung eines belgischen Einheitsstaates
überhaupt. So verficht der flämische Dichter und ausgezeichnete Journalist De
Clercq in seinem in Holland erscheinenden Organ „De Vlaamsche Stem" den
Grundsatz, daß nicht Belgien, sondern Flandern die Mutter der Flamen sei, die
es wiederzufinden gelte; so hat vor noch nicht langer Zeit der bekannte Dichter

Gustaav Venneersch in einem „Aufruf an die Flamen" offen ausgesprochen, daß
der frühere belgische Staatsverband eine mißratene Schöpfung sei, in der die
Flamländer nicht mehr als Opfer seien: „Die Fehler der belgischen Regierung
haben dazu geführt," heißt es u. a. darin, „daß Flanderns Söhne jetzt an der
Jser kämpfen müssen, um ihren eigenen Feinden zu helfen; nach 85 Jahren
der Bedrückung und Verfolgung ist dies des Werkes Krönung, das Maß ist nun
voll . . " Und so rief endlich die in Gent erscheinend „Vlaamsche Post", die
ein s^lbstäudiges Flandern in einem belgischen Staat mit Domela Nieuwsnhuys»
Nyegaard, dem unerschrockensten Vorkämpfer der flämischen Sache, für ein Diug
der Unmöglichkeit hält, den Flamländern schon vor langer Zeit zu: „Auf die
Barrikaden, Flämen, um das freie, unabhängige Flandern von Dünkirchen bis
zur Maas zu gewinnen!" . . .
Die nationale Richtung, die in diesem Kampfruf zum Ausdruck kommt, ist
unter den mannigfachen flämischen Parteischattierungen die entschiedenste, zu»
gleich aber auch diejenige, die den realpolitischen Verhältnissen am meisten Rech»
nung trägt und daher am aussichtsreichsten ist.
Es scheint mir hiernach eine naturnotwendige Entwickelung der Dinge, daß
das Flamenvolk in seiner Gesamtheit mit seiner belgisch»staatlichen Vergangenheit
eines Tages entschlossen brechen wird, um sich in einem eigenen, von Grund aus
neuerrichteten Hause in jedem Sinne wiederherzustellen. Denn einmal ist die
Lebensunfähigkeit des Zwitterstaates Belgien durch diesen Krieg auch dem kurz-
sichtigsten Laienauge offenbar geworden. Sodann aber kann nicht zweifelhaft
sein, welches Schicksal die „rebellierenden" Flamen in einem von der Entente etwa
wiederhergestellten bezw. erweiterten und von Frankreichs Kultur überschatteten
„Groß»Belgien" erwarten würde: die Maßregelung des obengenannten De
Clereq, der seiner flämischen Gesinnung wegen als Schullehrer sozusagen ««W
illkamia relegiert wurde, gibt davon einen verheißenden Vorgeschmack. Und
drittens sind jene groß»niederländischen Ziele, auf die die weitestblickenden Männer
niederdeutscher Zunge aus einem großen nationalen Idealismus hinarbeiten, auf
flandrischer Erde nur nach einer Auslöschung jenes Belgien erreichbar, das nichts
anderes war und sein wollte, als ein jedes ursprünglich schaffenden Eigenwillens
beraubtes Anhängsel Frankreichs.
Wir Deutsche haben allen Grund, dem flämischen Verselbständigungswillen
Vorschub zu leisten. Und zwar nicht nur aus dem naheliegenden politischen Motiv
des „DivZ6e et impera" — denn „herrscheu" im Sinne Roms wollen wir ja
gar nicht über die Flamen —, sondern vielmehr aus einem Gefühl verwandtschaft»
licher Zuneigung, das ohne Zweifel in großen Teilen unseres deutschen Volkes
für den flämisch»niederländischen Stammesbruder vorhanden ist. Von diesem
Geiste ist denn auch die Politik der deutschen Verwaltung in Belgien sichtbarlich
eingegeben: soeben erst hat sie, nachdem der Verflamung der Genter Hochschule
ZW

durch etatsmäßige Maßnahmen vorgearbeitet worden ist, das Recht auf mutter-sprachlichen Unterricht in den Volksschulen praktisch durchgeführt; und auch im Leben der Großen werden die sprachlichen Wünsche der flämischen Bevölkerung tunlichst berücksichtigt.

Kein besseres Mittel als dieser versöhnliche Geist brüderlichen Entgegen» kommens, um die vielfach noch verhetzten, widerstrebenden und abgekehrten Flamen die Kriegstragik von 1914 vergessen zu machen und sie einer Zukunft zuzuführen, die ihnen die Erfüllung aller nationalen Wünsche und uns die Lösung des bel» gischen Problems bringen muß.

Als der Belgier Maurice Maeterlinck bei Kriegsbeginn zu einem leiden» schaftlichen Ausbruch des Deutschenhasses hingerissen wurde, entdeckte man in Deutschland plötzlich seinen literarischen Unwert, bezichtigte man ihn, über Nacht wunderbar wissend geworden, des Diebstahls an fremdem Geisteseigentum, brand-markte man ihn als geschäftskundigen Gaukler, der die mystischen Ekstasen eines Ruysbroek und Novalis nutzbringend nachahme. Seitdem gilt Maeterlinck, vor» mals einer der in Deutschland meistgelesenen, meistgespielten Autoren, bei uns als toter Mann.

Nur schade, daß er — nicht der Dichter, wohl aber der Philosoph und Moralist — das nicht schon eher nnd aus triftigerem Grunde war. Maeterlincks Dichtungen haben stille Schönheiten, die kein noch so völkisch gesinnter Pro» fessor der Literaturgeschichte je aus der Welt deuteln wird. Jeder Unbefangene ehrt in ihm einen Meister des Wortes; wennschon in seinen Dramen dieses Wort selten Fleisch ward, sondern zumeist Musik blieb und sich in einem Schattenreich geheimnisvoller, das Unsagbare umkreisender Symbolismen auswirkte. Wo er aber, wie im „Schatz der Armen" oder im „Doppelten Garten", mit einer ver» führerisch»schwermütigen Rhetorik zur Weltanschauung des Mystikers zu überreden suchte, da hätten die, die jetzt am lautesten sich als die Erben Kants, Goethes, Schillers gebärden, in aller Deutlichkeit ihn längst von ihrer Schwelle weisen sollen. Daß dies keineswegs geschah, kann den nicht überraschen, der um die heillose Zerfahrenheit unseres Zeitalters in Sachen der Philosophie weiß.

Es ist nicht leicht zu entscheiden, ob man die üppig wuchernden und gemein» hin unter dem vieldeutigen Namen des Monismus zusammengefaßten Bestrebun» gen Häckelscher und Ostwaldscher Provenienz oder die in bewußter Abkehr davon

Otto
Die <

LI*
Z07

erwachsene romantisch-mystische Gefühls» und Erlebensphilosophie eines Maeter-
linck und Bergson für das gefährlichere llbcl halten soll. Beide begegnen sich
in derselben Wirkung: sie machen die Köpfe untauglich zur Aufnahme derjenigen
Gedankenmassen, deren Durchdringung und Verarbeitung gleichbedeutend ist mit
wahrhaftem sittlichen Fortschritt. Sie machen zunächst und vor allem die Geister
unzugänglich für jene revolutionäre Denkmethode, „die sich nicht sowohl mit
Gegenständen, sondern mit unserer Erkenntnisart von Gegenständen, sofern diese
a priori möglich sein soll, überhaupt beschäftigt". Der philosophisch Interessierte
weiß, daß hier von Kant die Rede ist.

Wenn nicht gerade in der Ethik Kants die Zuversicht unerschütterlich
gründete, daß „das menschliche Geschlecht im beständigen Fortschritt zum Besseren
sei", so wäre nicht einmal das Erlebnis dieses ungeheuerlichsten der Kriege von»
nöten gewesen, um einem Verehrer des großen Königsbergers an der Wirklich»
keit jener Besserung gelinde Zweifel einzuflößen: es genügte ein Blick auf die
Tragikomödie der Irrungen, die sich Kantnachfolge nennt und deren letzter Akt
noch lange nicht gekommen scheint, nachdem just in den Tagen des vorigen deutsch»
französischen Krieges Hermann Cohen, der größte und echteste Kantianer unserer
Zeit, daranging, das Werk des Neubegründers der Philosophie von allem Wust
der Deutelei und aller falschen Übermalung zu befreien und in jahrzehntelanger
strenger Gedankenarbeit seinem Volke und der Welt zum zweiten Mal zu schenken.
Wenn aber schon das Zunftgelehrtentum diesem einzig möglichen, einzig wahren
Kantianismus Cohens und der Marburger Schule noch heute zumeist diejenige
verdächtige Art der Achtung zollt, die sich durch Schweigen äußert; wenn man
noch heute munter fortfährt, Kants Kritizismus mit Psychologie zu verwechseln
und seine Meinung über das berüchtigte „Ding an sich" als seinen gröbsten
Schnitzer zu bettachten; wenn es in unsern Tagen einem bestellten Lehrer der
Philosophie möglich war, Hume gegen Kant auszuspielen und solchermaßen sich
in den Ruf eines philosophischen prseceptor (Zermalliae zu setzen; wenn dies
und anderes geschehen durfte: kann es angesichts so trostlosen Wirrsals unter
den zu Pfadfindern und Führern Berufenen selbst noch verwundern, daß der
Fischzug, den Mystizismus und Romantik in der chaotischen Flut ratlos durchein»
ander treibender seelischer Volkskräfte unternahm, reiche Beute eintrug?

Die philosophiegeschichtliche Konstellation, die wir in jüngster Zeit erlebten,
war schon einmal da: Damals, als der sonst so friedfertige Kant gegen die
>,pdilo«opdo8 per inspirationem", die Schlosser, Hamann, Herder, Jacobi, vom
Leder zog, die — so schrieb der Kantianer Schiller zornentflammt an seinen Freund
Goethe — „sich auch durch die Metaphysik hindurchriechen und »fühlen" wollten.
Jenem Kreise schwärmender Gefühlsphilosophen war die straffe, nüchterne, rein»
liche Disziplin begrifflichen Denkens, die Kant von seinen Jüngern forderte,
zuwider. Nach Art genialisch veranlagter Aristokraten des Geistes scheuten sie
die harte und mühselige Arbeit eines ernsthaften Kantstudiums und suchten, wohl

nicht ohne ein dunkles Bewußtsein ihrer wissenschaftlichen Insuffizienz, mit
den Schwingen der „unmittelbaren Anschauung" und des „inneren Erlebnisses"
das unverrückbar und dräuend sich gen Himmel türmende Gebirge des trans»
zendentalen Idealismus zu überfliegen. Der trockene Alte aus der Pregelstadt
hat es ihnen damals in seiner Schrift vom „vornehmen Ton in der Philosophie"
nicht übel gegeben und den Versuch, „unter dem Aushängeschild der Philosophie
in der Tat alle Philosophie zu verbannen", mit scharfen Hieben pariert. Den
Beschluß der Schrift aber — und hier hätte man sich gern eine noch kräftigere
Tonart gewünscht — bildet der Hinweis auf die Gefahr, welche der verschwom-
mene Subjektivismus dieser Mystagogen und Liebhaber des gedanklichen Hell»
dunkels für die Entwicklung des ethischen Bewußtseins bildet: statt
zur Erkenntnis seiner eigenen objektiven Gesetzlichkeit vorzudringen, muß es not»
wendig in der Sphäre des ahnenden Gefühls stecken bleiben und wird so zur
„Stimme eines Orakels, welches allerlei Auslegungen ausgesetzt ist".
„Allerlei Auslegungen" — und je größer die rhetorisch»dichterische Gabe des
Interpreten ist, um so kühner werden sie ausfallen. Ist der Mystiker zufällig
ein Liebhaber ritterlichen Sports, so überrascht es nicht, wenn wir ihn im Lager
derer finden, die das „Recht des Degens" moralisch zu verteidigen suchen. Der
Aristokrat der Philosophie wird zum Anwalt mittelalterlich»aristokratischer Stan-
dessitte. So steht es für den Mystiker, Juristen und Sportsmann Maeterlinck
fest, daß der Zweikampf in gewissen Fällen unentbehrlich ist, da nämlich, wo der
Rechtsschutz nicht ausreicht. Daß solche Fälle möglich sind — und sie scheinen
ihm zahlreich —, hält er durchaus nicht etwa für einen Mißstand; denn: „nichts
schläfert die Initiative und den Charakter mehr ein, als ein übereifriger und
allzu beständiger Rechtsschutz. Vergessen wir nicht, daß wir vor allem kampf» und
beutelustige Wesen sind und daß man sich hüten muß, diese Eigenschaften des
Urmenschen vollständig in uns zu ersticken, denn die Natur hat sie nicht ohne
Grund in uns gelegt." Kürzer: sehe jeder, daß Vernunft und Gesittung nicht
allzu rasch um sich greifen. Allerdings heißt es dann auch wiederum ein anderes
Mal: „Ich will nicht sagen, daß es in der Mehrzahl der Fälle nicht besser wäre,
wenn die Gerichte eingriffen — doch müßten vorher unsere Gesetze einfacher, prak»
tischer, weniger kostspielig und mehr volkstümlich werden." Was aber würde
dann aus der Pflege unserer famosen Rauf» und Beutelust? Man sieht schon
jetzt: die Moral des Mystikers ist nicht nach den Regeln gemeiner Logik zu
messen. Vorläufig ist der Degen nach Maeterlinck jedenfalls als „Instrument
der Gerechtigkeit" unentbehrlich; und denni, die sich seiner bedielten, gebührt
alles Lob, denn „sie unterhalten in uns ein außerrechtliches Gerechtigkeitsideal".
Wie steht es nun aber um die immanente Gerechtigkeit des Degens? — „Es
ist klar, daß seine Handhabung von jedem gesunden Manne erlernt werden kann."
Also: der Schwache, Kranke, Nervöse ist von vornherein von dieser „Rechts-
quelle" ausgeschlossen. Und daß das Recht des Degens von jeher nur das Vorrecht

einer Kaste war, darauf geht der moralisierende Mystiker schon gar nicht ein.
Er übersieht geflissentlich, daß dieses Rechtsmittel der vornehmsten Eigenschaft
eines solchen ermangelt: der Allgemeingültigkeit. Doch weiter: wodurch ist uns
die Richtigkeit des Rechtes verbürgt, das nach der Meinung Maeterlincks der
Degen spricht? Man höre die Antwort des Mystikers. Im Zweikampf ver»
trauen wir unsere Sache dem „Unbewußten, Unerkennbaren und gleichsam Zu»
künftigen in uns selbst" an. Die Entscheidung ist „nicht mechanisch noch mathe»
matisch vorherbestimmt"; es ist „weder nnvermeidlich noch auch gewiß, daß der
Stärkste und Geschickteste den Sieg davonträgt". Der Degen wird „zu einem
Stück von uns selbst mit unsern Mängeln und Eigensckiaften. Er ist unsere
Festigkeit, unsere Hingebung, unscr Wille, unsere Kühnheit, unsere Überzeugung,
unsere Gerechtigkeit, nnser Zandern, unsere Ungeduld und unsere Furcht." Aber
er ist noch mehr: „Er personifiziert einen unbekannten Teil unseres Lebens,
und zwar unter den günstigsten und feierlichsten Umständen, die der Mensch sich
ausdenken kann, um sein Geschick zu befragen, nämlich in dem Augenblick, wo
die geheimnisvolle Wesenheit, die in ihm lebt, von allen dem Bewußtsein unter-
worfenen Fähigkeiten unmittelbar unterstützt wird." Es stellt also anch „zwei
Zufälle, zwei Arten von Glück, zwei Mysterien und zwei Geschicke gegenüber".
Der Zweikampf appelliert an das Urteil „unserer Zukunft, unseres Glücks oder
Schicksals. Es wird im Namen unserer guten oder schlechten Möglichkeiten auf»
gefordert, zu erklären, ob wir vom Standpunkte des unerklärlichen Lebens Recht
oder Unrecht haben." Die Klinge „vollzieht einen geheimnisvollen Beruf, und
bevor sie ihren Spruch fällt, richtet sie uns, oder besser: dadurch, daß wir sie
vor dem großen und furchtbaren Rätsel auf Tod und Leben führen, zwingt sie
unser Schicksal, uns zu richten."

Man kann zu dem hier Angeführten auf verschiedene Art Stellung nehmen.
Die literaturbeflissene Jungfrau wird seufzen: Mein Gott, wie tief — und Herr
Klöterjahn wird sich auf das bündige Urteil „Flausen" beschränken. Der Philo»
soph hinwiederum wird fragen: kann Mystik das gesicherte Fundament einer
wahrhaft sittlichen Lebensanschauung sein? Und er wird diese Frage mit einem
einfachen, entschiedenen Nein beantworten. Mystik kann nie und nimmer sagen,
was gut oder böse, richtig oder falsch ist. Es widerspricht ihrem Wesen, allgemein»
gültige Wahrheiten zu geben, weil ihr Quellgebiet das Subjektivste des Subjek»
tiven, das persönliche Erleben ist. Sie verachtet das Wissen, um an seiner statt
das Schauen und Ahnen zur Grundlage ihrer Lebensdeutung zu machen. Damit
stellt sich aber sofort das große Dilemma des Mystikers ein; dem der Menschen»
natur innewohnenden Trieb, sich mitzuteilen, folgt wie sein Schatten die Er»
kenntnis: „Man kann von diesen Dingen nicht reden, denn man ist zu allein."
Aber man redet dennoch und erst recht, schlimmstenfalls über die bedauerliche Tat»
fache, daß es da eigentlich nichts zu reden gibt. „Wir wähnen, eine Schatzgrube
wunderbarer Schätze entdeckt zu haben, und wenn wir wieder ans Tageslicht

kommen, haben wir nur falsche Steine und Glasscherben mitgebracht; und trotz»
dem schimmert der Schatz im Finstern unverändert." — Als hoflicher Mensch wird
man die Echtheit des Schatzes nicht in Zweifel ziehen. Indessen schätzt man, wie
auf andern Gebieten, so auch hier das „sofort Greifbare".
Dem Mystiker als Dichter soll sein Daseinsrecht nicht verkümmert werden.
Man mag daher immerhin seine Kunst bewundern, seltsame Stimmungen zu
erzeugen, die Atmosphäre mit Todesahnungen zu erfüllen und aus geheimnisvollen
Grüften gruselige Schauer wehen zu lassen. Versucht er aber, im Gewand des
Philosophen und mit den Mitteln gleißender Rhetorik uns ernstlich zum Gespen»
sterglauben zu bekehren, insonderheit zum Glauben an dasjenige Gespenst, das
Kant im Kapitel von den „Paralogismen" ein für allemal als ein von unserer
eigenen Vernunft zurechtgemachtes Spukgebild entlarvt hat: an die „Seele" im
alten ontologisch-metaphysischen Sinne — so lassen wir ihn stehen, um mit
Voltaires ehrlichem Candide.in den Garten zu gehen und zu arbeiten.
Maeterlinck der Philosoph verharrt in erkenntnistheoretischen Dingen durch»
aus auf dem Boden der von Aristoteles und den Neuplatonikern beeinflußten
mittelalterlichen Scholastik und Mystik und teilt den Grundirrtum der alten vor»
kantischen „rationalen Psychologie", von der nur formalen Einheit des denkenden
Ich auf die substantielle Einfachheit einer denkenden Seele zu schließen, die reine
Gesetzlichkeit der transzendentalen Apperzeption zur „Sache" zu machen, sie, um
mit Kant zu reden, zu „hypostasieren". Uns aber, sofern wir als Vorkämpfer für
den kritischen Idealismus Kants zu gelten beanspruchen, liegt die Pflicht ob, das
Kind beim rechten Namen zu nennen und jenen dichterisch verbrämten Okkultis»
mus als das zu bezeichnen, was er ist: als Obskurantismus.
Dem Verehrer des belgischen Mystikers wird der Versuch, seinen Meister
mit der kantischen Vernunftelle zu messen, vermutlich nur ein nachsichtiges Lächeln
entlocken. Denn zugegeben, daß Kant ein Denker von erheblichen Ausmaßen war,
so zählt er doch nach Maeterlinck zu den „Meistern der gewöhnlichen Ver»
nunft"; und wenn wir ihn lieben, so ist dies „kein Grnnd, die Meister einer
anderen Vernunft zurückzuweisen . . . . , die vielleicht die Vernunft der Zukunft
sein wird". In der Tat: wer so gelassen von mehreren Vernünften spricht und
sich dabei etwas zu denken glaubt, der hat gut lachen, denn solche Weisheit ent»
waffnet selbst den zudringlichsten Rationalisten. Der darf getrost statt von
Kants „einigem" Raum und „einiger" Zeit als den Formen unseres Anschauens
von beliebig vielen andern Anschauungsmöglichkeiten reden, ohne eine Erwiderung
fürchten zu müssen. Der bekennt sich als Adepten der vierten Dimension und
treibt die Vernunft durch ihren eigenen Plural aus.
Freilich ist es bequem, mit Hermann Bahr Maeterlincks Essays „Gebete"
zu nennen und zu sagen: „Daß man seine Sätze logisch anfechten kann, hat noch
keinem Gebet geschadet; seine Sätze wollen gar nicht eine Kette von Beweisen
schließen, sondern sie sind Stufen der Schwärmerei, auf ihnen steigt die Seele

empor." Gut — dann aber dürfen wir uns sehr ernsthaft auskitten, daß der Mystiker es unterlasse, im Wege der Schwärmerei Probleme meistern zu wollen, die im eminenten Sinne Angelegenheiren des allgemeinen, öffentlichen, sozialen Bewußtseins sind. Sobald er in einer Frage, die aus menschlichem Gemein» schaftsleben herausgewachsen ist und ganz allein in diesem wurzelt, Partei ergreift, begibt er sich in die Niederungen des „gewöhnlichen" vernunftgemäßen Denkens, das allgemeingültige Grundsätze aufzustellen sucht. Die schwermütig»ironische Miene des Besser» und Tieferwissenden schützt ihn da nicht vor der Feststellung, daß seine Arbeit im Weinberge der Menschheitskultur schlecht und schädlich ist. Mystizismus in der Ethik — eine schlimmere Hemmung menschlichen Fort» schritts läßt sich kaum denken. Und den Ruin jedes sittlichen Bewußtseins bedeutet der Gedanke, der aus allem Nebel immer wieder als einziger klar hervorleuchtet: unsere Seele weiß nichts von unseren Sünden, sie haben sie nie erreicht. „Tausend Meilen von ihrem Throne sind sie begangen, und selbst die Seele des Sodomiten könnte mitten durch die Menge gehen, ohne etwas zu ahnen, und in ihren Augen läge daö durchsichtige Lächeln des Kindes." Es zeigt sich die verhängnisvolle Folge jener „Hypostasierung" der Seele: ihr kann nichts geschehen, denn sie hat letzten Endes nichts zu schaffen mit den Handlungen des Menschen, ja nichts mit seinen innersten Gedanken. Sie lebt, außerhalb der Niederungen des „gewöhn- lichen" Daseins, ein verschwiegenes, einsames Leben, und alle menschliche Gemein» schaft im wahren, hohen Sinne besteht darin, daß die Seelen sich nähern, indem sie „die lastende Bürde der Materie" mehr und mehr abzuschütteln suchen. So aber kann es geschehen, daß der Held oder Heilige den Schurken zum Freunde erwählt, und dennoch, dem Augenschein zum Trotz, sich nicht getäuscht hat. „Und wenn der Heilige von seinem Auserwählten verraten und verkauft wird, so bleibt doch etwas Unerschütterliches übrig, das ihm sagt, es läge kein Irrtum vor, und er hätte nichts zu bedauern. Die Seele wird nie vergessen, daß die andere Seele klar war." Im Bezirk dieser vornehmen Art von Sittlichkeit büßen die Begriffe Gut und Böse, Schuld und Sühne auch den letzten Rest an faßbarem Sinn ein.
Und ein Äußerliches ist von symptomatischer Bedeutung: beinahe ein jeder Satz des Maeterlinck'schen Aufsatzes über „die Moral des Mystikers" schließt mit einem Fragezeichen. „Alles muß in der Luft stehen" — so sagt nicht Maeter- linck, sondern ein armer, von den Ärzten aufgegebener Nervenkranker in ein^r Novelle von Thomas Mann.
Es ist kein Zufall, daß in Deutschland von derselben Stelle, die seit mehr als anderthalb Jahrzehnten die romantisch»mystische Richtung in der schönen Literatur planmäßig fördert, zugleich die Philosophie Henry Bergsons importiert wurde. Was sich bei Maeterlinck unter den schweren Gewändern einer kost- baren und feierlichen Bildersprache nur hier und da zu deutlicherer Form her» vorhebt, das hat bei Bergson die Gestalt eines wissenschaftlichen Systems ange» nommen. Und wenn der Seherblick des Dichters die Überwindung Kants,

dieses Meisters der gewöhnlichen Vernunft, durch eine andere, zukünftige Ver-
nunft ahnend kündete, so stellt sich uns Bergson mit Anstand und Esprit selbst
als diesen Überwinder vor. Den diskursiv arbeitenden Verstand, die Methode
5er begrifflichen Analysis, deren Kant und die anderen Rationalisten sich bedie»
nen, hält er für ganz unangemessene und unbrauchbare Mittel, das „wahre
Wesen des Lebens, den tiefen Sinn der Entwicklungsbewegung" zu erfassen.
Die Deutung der Wirklichkeit kann nur von dem ausgehen, was der Mensch als
sein eigentlichstes innerstes Sein unmittelbar empfindet, unmittelbar erlebt. Dies
innerste Wesen aber ist nach Bergson der vital", und seiner werden
wir inne im Akte des Erlebens und der Intuition. Indem der wahre Philosoph
die konventionellen, künstlichen Formen und Mittel, mit denen der Intellekt
t>ie Dinge einzufangen sucht, verschmäht und sich im Wege der Intuition ganz
der Erlebniswirklichkeit hingibt, „wird er die Welt sich auflösen sehen in ein
reines Fließen, in ein Werden . . .", dringt er „ins Innere des Lebens". Mit
Recht sagt Arthur Liebert in seinem bedeutenden Buch „Das Problem der
Geltung": „Bergsons Philosophie ist letzten Endes ein Sprößling des mysti»
schen Geistes, wie denn seine außerordentlich nahe Verwandtschaft mit der
romantischen Philosophie Deutschlands am Tage liegt." Und ein andrer Kan»
tianer, Fritz Münch, schrieb im Jahre 1913: „Gerade die kritische Erkenntnis-
theorie ist es, die der Grenze zwischen Erkennen und Leben sich bewußt bleibt,
jede Grenzverwischung vermeidet, weder das Leben durch das Erkennen, noch
aber auch das Erkennen durch das Leben vergewaltigen läßt. Umgekehrt sind
es gerade die sogenannten „Erlebnisphilosophen", die trotz Bilder und Pathos
ein ganz dürftiges, blutarmes Surrogat an Stelle des wirklichen Lebens setzen,
das Leben mit ihrem sogenannten Erkennen, das Erkennen mit dem Leben tot-
schlagen."

Die inneren Beziehungen dieser irrationalistisch»vntologischen Metaphysik
zur Schwärmerei der Hamann, Herder, Jaeobi, aber auch zu den pantheistisch
gefärbten Systemen Schillings und Schopenhauers, sind unverkennbar. Die
Frage nach der Gewißheit der Mathematik und mathematischen Physik, die dem
Newtonschüler Kant auf den Nägeln gebrannt hatte, schieben Schölling wie
Schopenhauer vornehm beiseite. Beide suchen sie vielmehr das „innerste Wesen"
der Natur zu ergründen, der eine mit Hilfe der „intellektuellen", der andre
mit der „unmittelbaren" Anschauung. Und sie behaupten, es erfaßt zu haben,
der eine als das „Absolute", der andere als den „Willen". Daß Schopenhauer
selbst gelegentlich seine Philosophie vom Mystizismus strenge zu scheiden sucht,
ändert nicht die Sachlage: der Philosoph des Pessimismus ist ein Mystiker.

Man weiß, daß gerade Schopenhauers, den Kantischen Transzendentalismus
gänzlich verballhornisierende Erkenntnistheorie den Tod aller echten idealistischen
Ethik bedeuten mußte. Das Verhältnis von Kausalität und Willensfreiheit,
dies Zentralproblem der Ethik, dessen Auflösung bei Kant durch gewisse vor»

kritische Einflüsse noch verdunkelt und erst durch Cohens tiefschürfende Kantbücher klar herausgearbeitet wurde, löst sich unter Schopenhauers Händen vollkommen in mystischen Dunst. Denn reinste, absoluteste Mystik ist es, wenn Schopenhauer sagt: „Das operari eines gegebenen Menschen ist von außen durch die Motive, von innen durch seinen Charakter notwendig bestimmt, daher alles, was er tut, notwendig eintritt. Aber in seinem e « « e, da liegt die Freiheit. Er hätte ein andrer sein können; und in dem, was er ist, liegt Schuld und Verdienst. Denn alles, was er tut, ergibt sich daraus von selbst als Korollarium." Im Sinne Cohens bemerkt dazu Cassirer: „Vom Standpunkt des empirischen Individuums ist es gleichgültig, ob es den Naturbedingungen oder einer unbekannten mythischen Macht, die ihm selbst fremd gegenübersteht, überantwortet wird: seine „Persönlichkeit" im ethischen Sinne ist in dem einen wie in dem andern Falle aufgehoben. Es hilft daher nichts, die Verantwortung dem phänomenalen Subjekt zu nehmen und sie einem „Adam aus transzendentaler Rippe" aufbürden zu wollen; das Problem wird dadurch nur in ein undurchdringliches Dunkel zurückgeschoben." Es ist nur folgerichtig, wenn Schopenhauer erklärt, Philosophie könne gar nicht „praktisch" werden. „Das Handeln zu leiten, den Cha» rakter umzuschaffen, sind alte Ansprüche, die sie bei gereifter Einsicht endlich aufgeben sollte." Sie „kann nirgends mehr tun, als das Vorhandene deuten und erklären, das Wesen der Welt ... zur deutlichsten abstrakten Kenntnis der Vernunft bringen". Denn dieses Weltwesen, der Dämon Wille, ist ja im zeit» lichen Sinn ewig gleich und unwandelbar. Das Ouietiv der Erkenntnis kann ihn nicht bessern, sondern höchstens „verneinen". Man ahnt, daß bei solcher „Indifferenz von Mythus, Poesie und Metaphysik" (Cohen) der kategorische Imperativ, das „Sein des Sollens", alsbald in die Brüche gehen muß.

Ein Opfer der neuerdings wieder aufblühenden Schopenhauerei sei hier genannt: Thomas Mann. Daß dieser Dichter, dessen strenger künstlerischer Selbstzucht wir so Großes wie „Buddenbrooks" oder „Tristan" verdanken, dem wahren weltgeschichtlichen Idealismus, der von Plato über Galilei, Kepler und Newton, Cusa, Descartes und Lnbniz zu Kant und den „Marburgern" führt, verloren scheint, ist beklagenswert. Seit jenem erschütternden Nachtgesicht, das kurz vor seinem Tod der Konsul Thomas Buddenbrook erlebt, nachdem er tags» über in einem gewissen Buche das Kapitel „Über den Tod und sein Verhältnis zur Unzerstörbarkeit unsres Wesens an sich" gelesen hat, war kein Zweifel mehr, wem Mann's philosophisches Herz zuneigt; und mancherlei andere Züge bestätig» ten diese Meinung. Daß daneben Tonio Krögers und seines Dichters verstohlen schmerzliche Sehnsucht nach den „Blonden und Blauäugigen, den hellen Leben» digen, den Glücklichen, Liebenswürdigen und Gewöhnlichen" bei dem über seine Schopenhauerperiode hinausgewachsenen Friedrich Nietzsche ihre philosophische Nahrung fand, kann hier beiseite bleiben. Nicht dagegen, was derselbe Nietzsche — dieser bösartigste, weil unkantischeste, aber geistreichste unter den großen

Seelenfängern des vorigen Jahrhunderts — einmal über die zerstörende Skepsis der zwischen den Rassen Geborenen — Thomas Mann gehört zu ihnen — gesagt hat: „Was aber in solchen Mischlingen am tiefsten krank wird und entartet, das ist der Wille: sie kennen das Unabhängige im Entschlusse, das tapfere Lust- gefühl im Wollen gar nicht mehr, — sie zweifeln an der Freiheit des Willens auch noch in ihren Träumen . . . ."
Mann's (wie Nietzsche's) schwerster Mangel ist es, daß dem Übermaß an psychologischer Hellsicht, unter dem sie leiden und sich menschlich verarmen fühlen, kein Wissen um das „Sein des Sollens", um die Autonomie der sittlichen Persönlichkeit, um das Wesen und die Wirklichkeit der Willensfreiheit die Wage halt. Woher auch sollte jemandem dieses Wissen kommen, der durch die Schule des Kantverfälschers Schopenhauer gegangen ist und auf die Grunddogmen seiner Irrlehre schwört.
Die Irreführung nnd Trübung, die das reine ethische Bewußtsein durch die Schopenhauer« zu erleiden pflegt, wurde kürzlich im Falle Thomas Mann's vollends offenbar. Zum ersten Mal erschien er als kulturpolitischer Schriftsteller auf dem Plan, nahm Stellung zur gegenwärtigen Weltlage und warf dabei, in jeweils besonderem Zusammenhange, die Frage auf: hier, ob Friedrich der Große den siebenjährigen — dort, ob Deutschland den gegenwärtigen Krieg gewollt habe. Und beidesmal gibt er, offenbar von ihrer Unübertrefflichkeit überzeugt, die wörtlich gleichlautende Antwort: „Die Frage führt in die Schlünde des nie ausgedachten Problems von der Willensfreiheit." Nein, Thomas Mann, in die Schlünde dieses in einer völlig andern Ebene liegenden Problems führt eine solche Frage ganz und gar nicht, sondern allenfalls in ein Dickicht psycho» logischer Einzelheiten, das restlos zu entwirren wir weder vermögen noch brauchen. Jede menschliche Handlung — als geschichtliche Erscheinung — erwächst aus einer Unendlichkeit von Bedingungen; und, um mit Kant fortzufahren, „die eigentliche Moralität der Handlungen (Verdienst und Schuld) bleibt uns daher, selbst die unsres eignen Verhaltens, gänzlich verborgen". Die Kette der Ursachen können und — dürfen wir nie ganz zu Ende denken, das Freiheits» problem dagegen ist vor mehr als einhundertdreißig Jahren in Königsberg i. Pr. ausgedacht worden
Deutlicher noch wird der Pferdefuß der Schopenhauerschen Ethik sichtbar, wenn wir von Mann hören, daß der Preußenkönig von 1766 wie das deutsche Volk von 1914 „frei zu wollen sich entschlossen habe, was das Verhängnis ihm auferlegte". Das Verhängnis — das ist der blinde „Weltwillen", der sich in den „geschichtlichen Umständen" objektiviert. Aber auch in Friedrich offenbarte sich ja dieser Wille und richtete sich, statt auf „die süße Ruhe eines der Literatur gewidmeten Lebens", auf den Krieg. So kann denn Thomas Mann sich zu dem Wort versteigen: „Es ist durchaus eine deutsche Denkbarkeit, daß dieser geheime Instinkt, dies Element des Dämonischen in ihm überpersönlicher Art war: der

Drang des Schicksals, der Geist der Geschichte." Wir unsrerseits sind geneigt, dies nicht so sehr für eine deutsche Denkbarkeit zu halten, als für eine ins alte Indien zurückweisende Begriffsdichtung.

Übrigens macht Mann aus seiner Neigung zum Mystizismus kein Hehl und nennt beispielsweise alles Natürliche „mystischen Wesens" unter Berufung auf den „dämonischsten Deutschen", Goethe. Doch war es Goethe, der dem schwärmerischen Poeten Haller auf dessen sentimentalen Seufzer:

„Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist;
Glückselig, wem sie nur die äußre Schale weist,"

erwiderte:

„Natur hat weder Kern noch Schale,
Beides ist sie mit einem Male."

Und an die Adresse aller derartigen Liebhaber des vorsintflutlichen „Dinges an sich" — die Sintflut der Vernunftkritik machte ihm, was leider auch so mancher Fachphilosoph heute noch nicht einsieht, den Garaus — richten sich die Worte Kants: „Wenn die Klagen: Wir sehen das Innere der Dinge gar nicht ein, soviel bedeuten sollen, als: Wir begreifen nicht durch den reinen Verstand, was die Dinge, die uns erscheinen, an sich sein mögen, so sind sie ganz unbillig und unvernünftig . . . Ins Innre der Natur dringt Beobachtung und Zerglie» derung der Erscheinungen, und man kann nicht wissen, wie weit dies mit der Zeit gehen werde."

Auch Schopenhauer und sein Jünger Thomas Mann gehören zu diesen Liebhabern des Dinges an sich. Im „Willen" glauben sie es erfaßt zu haben, ohne zu merken, daß ein Phantom sie äfft und sie auf einen Pfad lockt, der von dem hellen Weg des echten Kantischen Idealismus wegführt in die Dunkelheit eines Begriffsnirwana. Wo, wie bei Schopenhauer, die Begriffe „Trieb" und „Wille" durcheinanderfließen, da kann es nicht verwundern, wenn den Fragen „was sollen wir tun?" und „können wir, was wir sollen?" der Mund mit Mystik gestopft wird. Oder versteht es ein mit „gewöhnlicher" Vernunft Begabter, was es heißt: etwas frei zu wollen, was einem das Verhängnis zu wollen auf» erlegt? Der trete vor.

Es scheint das Verhängnis jener ontologischen Metaphysik zu sein, die Freiheit des sittlichen Willens früher oder später einem mystischen „Verhängnis" opfern zu müssen. Wäre es da nicht einfacher, offen zu dem ungleich schlichteren und klareren hellenischen Mythos zurückzukehren, der im Begriffe der »!u«pu.iv7> kurzerhand Schuld und Schicksal identifiziert und den Schuldlosen schuldig spricht, weil er ein Enkel ist? — Wir halten es auch in diesem Punkt mit Hermann Cohen: das Schicksal, wie es der Mythos kennt, wurde „nicht nur die dunkle Macht, der man nicht entfliehen könne; sondern alle Fragen über das

Wesen des Menschen wurden auf diese auswärtige Quelle zurückgeführt. Das
ist das Unsittliche in jenem Gedanken des Schicksals."
Schicksal, Verhängnis ist nichts anderes als das Wort, das sich zur rechten
Zeit da einstellt, wo Lage und Sinn der Grenze, durch die Kant das Reich der
Natur von dem der Freiheit schied, nicht erkannt worden sind. Und dies Ver»
kennen, das die ärgste Sünde Schopenhauers wider den heiligen Geist des
transzendentalen Idealismus bildet, rächt sich an seinem Schüler Thomas Mann,
dessen Kriegsaufsätze sich so überaus unkantischen Geistes erweisen. Es rächt
sich unter anderem so, daß dieser sonst auf peinlichste Akkuratesse bedachte Schrift»
steller sich gelegentlich schlecht und recht verhaut: er hält Kants Begriff der
„praktischen Vernunft" für einen „Gegensatz" zur „reinen". Und doch hätte
ihn bereits der erste Satz der Vorrede zu Kants ethischer Hauptschrift darauf
aufmerksam machen müssen, daß auch sie die „reine", nämlich die reine praktische
Vernunft, zum Gegenstand hat.
Man halte dies nicht für philosophische Wortklauberei: es „korrespondiert
auf tiefe und charakteristische Art" — um mit Thomas Mann zu reden — mit
seiner aus jeder Zeile sprechenden abgründigen Verständnislosigkeit für das
Problem des P a z i f i s m u s, dieses Gipfelproblem der Kantischen Ethik. Mann
scheut sich nicht zu bekennen, daß die, die er „wir" nennt, „als sittliche Wesen"
die Heimsuchung dieses Krieges „auf irgendeine Weise ersehnt" haben. Er sieht
im Krieg Reinigung (von den gährenden und stinkenden „Zersetzungsstoffen der Zivi»
lisation"), Befreiung (von dem „Ungeziefer des Geistes") und eine ungeheure
Hoffnung (auf den Sieg des „deutschen Gedankens"). Er gießt ein großmäch-
tiges Füllhorn vergifteter (und übrigens in erlesenem Geschmack stilisierter)
Schmähungen über die englische und die französische Volksseele aus. Oder rich»
tiger: über den britischen und welschen Geist; denn eine „Seele" kann, wie
man begreift, allein dem deutschen Volke zugesprochen werden, eine Seele, der
obendrein „etwas Tiefstes und Irrationales" eignet.
So sieht denn Thomas Mann w snmm» diesen Krieg als den Kampf des
Rationalismus wider den Irrationalismus, des demokratischen Geistes der Auf»
klärung gegen den dämonischen Heroismus des zur Macht strebenden europäischen
„Gewissens", als den Antagonismus — um schließlich denn doch auch dieser
zu so schöner Volkstümlichkeit gelangten Antithese zu gedenken — von Zivilisation
und Kultur. Kein Zweifel, daß solche Art, die Dinge zu betrachten, aus dem
gleichen Geist geboren ist wie jene Mystik, die das Recht des Degens verteidigen
möchte. Man kann nicht sagen, daß dies heißt, die Dinge zu genau betrachten.
Der Epiker und Novellist Thomas Mann, dessen empfindliches Ohr die leisesten
Nebentöne eines Wortes vernimmt, dessen schonungslosem Blick nicht die Tragi»
komik verstecktester seelischer Mißbildungen oder die poröse Beschaffenheit einer
Oberlippe entgeht, besitzt kein Organ für die großen Menschheitsleiden, für die
in der Stille langsam, doch stetig wachsende Sehnsucht der Völker, für den leisen,

doch unbeirrbaren Schritt des Genius der Weltgeschichte. Und es fehlt ihm
wohl der Stachel des philosophischen Erkenntnisdranges, der ihn über die Mystik
Schopenhauers hinaus in die klare und reine Region des transzendentalen Jdealis»
mus triebe und ihn von den Schlacken des Ästhetentums befreite, dieses schlimm-
sten Feindes Kantischer Ethik und ihrer Anwendung: des Sozialismus.
Ernest Seilliöre hat kürzlich die letzte Entwicklungsphase Flauberts, auf
dessen nahe seelische Verwandtschaft mit dem Lübecker Dichter man hingewiesen
hat, als „ästhetischen Mystizismus" bezeichnet. Wird dieses Verdikt dereinst
auch Thomas Mann treffen? Er ist nicht mehr einer von den Jüngsten. Zwar
ist er unbefangen genug, um das Ästhetentum als ein „arges Teil seiner selbst"'
zu empfinden, und hat sich seinetwegen, wie wir durch die Verteidigungsschrift
„Bilse und ich" erfuhren, in einer seiner Gestalten selbst „gezüchtigt". Indessen
haben seine „Gedanken im Kriege" es an den Tag gebracht, daß er die Wurzel
jenes argen Übels bislang keineswegs erkannt hat.
Wir, die wir sie kennen, sollten in diesem Kriege hart werden und allen
denen, die uns auch heute noch mit alter und neuer Mystik, mit innern Erleb»
nissen und mit Kultur der Seele, mit Steigerungen des Lebensgefühls und mit
der Dämonie des Irrationalen zu belästigen fortfahren, in aller Schärfe zu ver»
stehen geben, daß wir im Kampfe um das neue Menschheitsideal im Zeichen
Kants und keines andern zu siegen gedenken.

Richard Müller-Freienfels:

Der Geist der deutschen Dichtung vor dem Kriege.

1. Gar oft im Verlauf des Krieges hat man die Äußerung hören und lesen
können, daß unter die Aktiva des furchtbaren Schicksals sicherlich das zu buchen
sei, daß die dekadente, schwächliche, rein ästhetische Kunst und Dichtung der letz»
ten Zeit hinweggeräumt und daß damit Platz geschaffen würde für einen kraft»
volleren, gesunderen, mit dem Leben in festerer Beziehung stehenden Stil.
Die so schrieben und redeten, hatten wohl in der Regel nur einen sehr allge-
meinen Begriff von moderner Literatur und Kunst; sie hielten, wie das Laien
meist tun, das Gestrige für das Heutige; sie bedachten nicht, daß der laute
äußere Erfolg immer dann einzutreten pflegt, wenn die innere Jugendkraft lange
vorbei ist, und daß man es darum keineswegs als zeittypisch für die jüngste
Dichtergeneration ansehen darf, daß auf allen Bühnen blutleere Kostümstücke
aus der Renaissance oder einer anderen historischen Garderobe aufgeführt wurden.

oder schmachtende, neuromantische Lyriker hohe Auflagen erreichten. Alles das
ist bezeichnend höchstens für den Geschmack des Publikums, das aber in seiner
Menge stets dem wahrhaft lebendigen Kunststil beträchtlich nachzuhinken pflegt.
Daß längst ein neuer Stil im Werden, ja in Blüte war, der der dekadenten
Neuromantik in gewissem Sinne diametral entgegengesetzt ist, das bemerkten die
Ewig»Gestrigen nicht. —
Hier nun sei auf diese Tatsache hingewiesen, die in der breiten Öffentlich»
Kit vielleicht auch darum so wenig bemerkt worden ist, weil ein Name, ein beque-
mes Schlagwort für die Dichtung um 1910 fehlte. Für den Kunststil derer
um 1900 hatte man ein solches in dem Begriffe „Neuromantik". Was man
damit bezeichnen wollte, ist bekannt: die Kunst der Hoffmannsthal, Rilke, Eulen»
berg, Hardt und ihrer zahllosen Verwandten und Nachahmer, eine Kunst also des
farbigen Kostüms, weltferner, etwas kränklicher Schönheit, sprachkunstgewerblicher
Reize, einer nervösen, aber auf jeden Fall aller Kraft und alles starken Willens
baren Psychologie. Hat es diese Kunst auch nicht zu starken, breite Schichten deS
Volkes erschütternden Werken gebracht, so doch zu mancher feinen Kleinarbeit,
besonders auf lyrischem Gebiete, ist aber auf jeden Fall auf verhältnismäßig
enge Kreise beschränkt geblieben. — Wenn man meinte, daß diese Kunst durch
den Krieg aus dem Volksbewußtsein ausgelöscht werden würde, so ist dazu höch-
stens zu bemerken, daß nicht der Weltkrieg nötig war, um das zu erreichen. Diese
Kunst ist immer eine Treibhauspflanze gewesen.

2. Indessen hat sich, um 1910 etwa, eine neue Entwicklung deutlich bemerkbar
gemacht, die der Neuromantik fremd, ja ausgesprochen gegnerisch gegenüber steht.
Eigentlich ist es nicht eine einheitliche Entwicklung; es sind zahlreiche, voneinander
abweichende und doch in gewisser Hinsicht konvergierende Richtungen, die den»
noch gewisse gemeinsame Kennzeichen haben, was immer deutlicher heraustritt.
Noch ist kein Name gefunden, der diese neuen Entwicklungstendenzen, wenn auch
nur in Schlagwortform, zusammenfaßte; dennoch zeigen sich schon heute gewisse,
bei aller Verschiedenheit im Einzelnen durchgehende und wesensbildende Merk»
male. Wir unternehmen es nun, nur einige der wichtigsten hervorzuheben, die
aber wohl ausreichen zur Charakterisierung und auch zur Kontrastierung gegen
die neuromantische Kunst.

Was will die neue Dichtung? Nun, an die Stelle der blut»
losen Sensibilität der Neuromantik tritt die Ver»
ehrung der Kraft, des starken Willens, des leidenschaft-
lichen Tempos; an Stelle der weltfremden Distanziert»
heit neuromantischer Poeten tritt eine deutliche Hin»
wendung zum Leben, ja das Bedürfnis, dies Leben in
seinen gesteigertsten, extremsten Formen zu erfassen;
und letzthin, an Stelle des neuromantischen, äußer»

lichen Schönheitsbegriffs tritt das Streben nach einer
neuen, organischen Form. —
Alles das zusammen dürfte ausreichen zur Kennzeichnung eines neuen Stils,
so sehr die einzelnen Vertreter dieser Gedanken auch untereinander verschieden
sind, ja, zuweilen sogar starke neuromantische Elemente beibehalten. Vielleicht
wird es LberrasäM, wenn manche auf den ersten Blick so verschiedene Dichter
wie Paul Ernst und Heinrich Mann, wie Stefan George und Kellermann (als
Verfasser des „Tunnels"), wie Dauthendey und H. H. Ewers hier zusammen»
gefaßt werden. Wenn das geschieht, so haben wir die Gesichtspunkte bereits an»
geführt, unter denen wir es tun. Es ist zu allen Zeiten so gewesen, daß das Ge»
meinsame eines Stils erst aus einer gewissen Entfernung bemerkt worden ist,
daß die Nächststehenden mehr das Verschiedene, als den durchgehenden Zug bemerkt
haben. Vielleicht ist in diesem Fall, wo es sich um Vertreter einer sehr späten,
mit Elementen aller Zeiten und Räume gesättigten Kultur handelt, die Verschie»
denheit sogar besonders groß: dennoch ist ihnen allen gemeinsam die Verehrung
von Kraft und Willen, eine neue Haltung zum Leben, ein besonderer Formbegriff.
Sollte ich ein Schlagwort finden für dies Gemeinsame, so würde ich es als das
Dynamische bezeichnen, und würde vorschlagen, den neuen Stil als den
dynamischen zu kennzeichnen. Indessen bleibt der Name nebensächlich; wir
zeigen zunächst die Tatsachen auf.

3. Kraft, Wille, Bewegung sind die ersten Forderungen der
neuen Kunst. Am extremsten formuliert sind sie in dem bekannten Programm
der Futuristen, das neben der Dichtung auch die bildende Kunst im Auge
hat und, wenn es auch in Italien entstanden ist, doch auch bei der jüngsten
Generation in Deutschland ein lebhaftes Echo gefunden hat. Auch andere aus»
ländische Künstler mit gleichen Tendenzen hat man herangezogen zur Patenschaft
für heimische Bestrebungen: WaltWhitman, Verhacren, Johannes
V. Jensen. Aber auch in Deutschland selber sind Geister erwachsen, die in
völliger Eigenart jene Tendenzen in ihren Werken gestalteten. Vor allem der
erst jetzt in seiner Verehrung der Kraft und des starken Willens richtig ver-
standene Nietzsche wird neu lebendig, den die Neuromantiker ganz irrtümlich
als müden Dekadent aufgefaßt hatten. Derjenige unter den lebenden Künstlern, den
die jüngste Jugend vor allem als Meister verehrt, ist H e i n r i ch M a n n. Es
mag sein, daß die in seinen Werken auflodernde Kraft und die leidenschaftliche
Bewegung oft unnatürlichen, krampfigen, ja hysterischen Charakter tragen: vor-
handen sind sie darum doch und haben Begeisterung und Nachahmung erweckt.
Die Namen der Zeitschriften, in denen sich diese Jugend besonders austobt, sind an
sich schon bezeichnend: „Der Sturm", „Die Aktion" und ähnlich nennen sie sich.
Als typischer Vertreter dieser Nachfolgerschaft, selber wieder als Führer einer
noch jüngeren Bewegung, erscheint Ren6 Schicke! e, dessen kraftgenialisches
Gebaren und gesuchte Übersteigerung des Tempos an die Stürmer und Dränger

früherer Jahrhunderte gemahnt. Die breite Öffentlichkeit hat einen großen Erfolg, der sich in der Hunderttausendzahl der Auflage verkörpert, vor allem einem Werke beschert, das sehr bezeichnend ist: dem „Tunnel" des früher überzarten Neuromantikers Kell er mann, der auf einmal das Banner der Kraft und der leidenschaftlichsten Bewegung entfaltet. In diesem Werke finden wir alle jene Symbole für die neue Kunstrichtung, die als typisch in einer ganzen Gattung von neueren Dichtungen wiederkehren: die Technik, die Großstadt, Amerika. In diesen Symbolen verkörpert sich für die junge Generation das dynamische Lebensgefühl am deutlichsten. Man findet sie wieder in den Romanen der I. V. Iensen, O. Soyka und anderen. Auch die Lyrik besingt mit Vorliebe die Großstadt, die als Symbol konzentrierter Kraft erscheint: die Gruppe um den frühverstorbenen Georg Heym ist in dieser Hinsicht bezeichnend.

In ganz anderer Weise, in eigentümlich theoretischer Art, kommt die For» derung des starken Willens und der bis zu tragischem Verhängnis sich steigernden Kraft zum Ausdruck in den Dramen des sogenannten Neuklassizismus, der mehr durch seine Theorie, als dnrch seine Werke in der breiteren Öffent» lichkeit Beachtung gefunden hat. —

4. Alle bisher genannten Momente nun: Kraft, Bewegung, Wille, die in der Kunst der jungen Generation zum Ausdruck kommen, entquellen einer ver» änderten Haltung dem Leben gegenüber. Nicht mehr in vor- nehm»kühler Ablehnung, nicht mehr in müder Resignation zieht man sich vom Leben zurück: min, man sucht es dort auf, wo man es am stärksten, gewaltigsten, ja furchtbarsten spürt. Man kopiert es nicht wie der selige Naturalismus, man steigert es, konzentriert es, berauscht sich daran. Statt in Märchen» farben, wie die Neuromantik, schwelgt man jetzt in den Erscheinungen der Wirk» lichkeit, aber einer erhöhten Wirklichkeit. Nicht ferne Vergangenheiten sucht man; nein Gegenwart, ja Zukunft! So spielen die Romane Heinrich Manns im moder» nen Berlin, dem modernen München, dem modernen Italien; aber alle diese Ört- lichkeiten sind in phantastisch»übersteigerte Beleuchtung gerückt, wie im Rausche gesehen. Ja, man liebt exotische Fernen, die Tropen, und ganz primitive Kulturen, weil man dort das Leben am ungebrochensten, am stärksten, ja am brutalsten zu spüren glaubt. Dahin führen die Werke der Jensen, Ewers, Dauthen» d e y. Man bejaht das Leben noch in seinen unerhörtesten Erscheinungen. Man sucht das Grausige, das Ungeheuerliche, alles aus diesem unersättlichen Lebens» bedürfnis, aus dem Drang nach unerhörtester Übersteigerung des Daseins heraus, der die junge dynamische Kultur kennzeichnet. Es ist eine Überwirklichkeit, die man sucht, eine Welt, die bei aller Ähnlichkeit mit der wirklichen doch ins Phan» tastische gesteigert ist. —

5. Daneben aber tritt auch eine neue Form in Erscheinung, die wesent- lich abweicht von der bunten, schillernden Sprachziselierung der Neuromantik, eine

Form, die kein äußerlich übergeworfenes schillerndes Gewand, sondern eine orga» nische, aus der inneren Notwendigkeit des Dargestellten geborene Gestaltung sein will. Eine solche innere Form für die Tragödie sucht auf theoretischem Wege der Neuklassizismus. Anknüpfend an Hebbels dramatische Theorien erstrebt er straffste Komposition. Freilich verfällt man, indem man die Scylla des neu» romantischen Wortprunks zu vermeiden strebt, wie Paul Ernst zuweilen der Cha- rybde nüchterner Abstraktion. Für die Lyrik ist eine dem neuen Geist gemäße Form gefunden in der Kunst Stefan Georges. Dieser Künstler, der in den Anfängen mit der Neuromantik zusammenging, hat sich in ganz anderer Weise entwickelt. Er hat einen eigenen Monumentalstil des Verses geschaffen; wie schwere Quadern baut er seine Worte aufeinander und gelangt so zu einer ehernen Geschlossenheit, die weit abliegt von der spiele- rischen Schönheit der Neuromantik. Das Ringen um eine feste Form der Prosa wird am deutlichsten zum Ziele geführt durch Thomas Mann, der in einem Stil strengster Geschlossenheit des Periodenbaus in seinen besten Werken echte Größe erreicht, vielleicht am schönsten in seinen jüngsten Studien zum Kriege, wo er sich zu einer wahrhaft großen Gestaltung emporschwingt und dem dyna» mischen Lebenswillen seiner Zeit den tiefsten Ausdruck leiht, —

6. Wir haben nur wenige typische Züge typischer Künstlerpersönlichkeiten hier herausarbeiten können, und doch fügen sie sich vielleicht zusammen zu einem Bilde unserer neuesten Literatur, das wesentlich abweicht von dem, was die noch vor einem Jahrzehnt als zeittypisch anzusehende Neuromantik bot. Überblickt man die zukunftsträchtige Kunst dieser letzten Jahre vor dem großen Kriege, so wird man erkennen, daß sich, wenn auch nur in prophetischer Weise, darin die Züge jenes Deutschland offenbaren, das sich uns im Kriege enthüllt hat, so stark, so erdenfest, so geschlossen, daß wir selber nicht am wenigsten erstaunt waren. Was sich hier als die eigensten Eigenheiten des neuen Deutschland erwiesen hat, die ungeheure, willenstarke, lebendige Kraftentfaltung, diese Bejahung des Lebens in Tod und Grausen, diese eiserne Disziplin und Deherrschtheit, für die böswillige Gegner den Begriff des Militarismus geprägt haben, alles das findet sich vor» geformt in der Kunst (und nicht in der Poesie allein, am deutlichsten vielleicht in der Baukunst der Messel und Behrens z. B.) der letzten Jahre vor dem Kriege. Ohne daß vom Kriege geredet wird, spürt man in dem Schrifttum dennoch deut- lich genug heraus den Willen zu solchen Eigenschaften, die gerade im Kriege zur reinsten Auswirkung kommen. Verquickt mit vielem andern, verhüllt oft durch Nebensächlichkeiten, ja durch Widersprüche und barocke Arabesken besteht als Grundtonart unverrückbar fest doch das Bekenntnis zum Leben, wo es am gewal» tigsten ist, zur Kraft und Willensbehauptung und zur ehernen, beherrschten Form. — Gewiß hat der Krieg als solcher noch keinen eigenen Stil hervor» gebracht. Die zahlreichen, bisher veröffentlichten Vers» und Prosaarbeiten sind mit wenigen Ausnahmen konventionell in Stimmung und Form. Das ist kein

Wunder: auch eine große Dichtung will wie alle edle Frucht langsam wachsen und reifen. Das Beste, was den Krieg von 1870 poetisch behandelt: Lilienerons Kriegslyrik, ist auch erst Jahrzehnte nachher geworden. Sicherlich aber findet eine solche kommende Kunst des starken Deutschland einen wohlvorbereiteten Boden, auf dem sie gedeihen kann.

Drei Dragoner ritten durch den Augustmcrgen. Sie hatten Befehl, zu unter» suchen, wie weit die Russen schon heran wären.

Seit gestern war Krieg. Aber die Landschaft lag noch genau so friedlich wie ehedem. Auf den Feldern klangen die Sensen. Man wollte noch herein» bringen, was möglich war. Alle Hände arbeiteten fieberhaft. Und die Gesichter waren todernst. Man wußte, was in der nächsten Zeit auf dem Spiele stand.

Die Dragoner waren Westpreußen. Ihre Pferde mit dem funkelnagelneuen Zaumzeug schnoben. Das Feldgrau der Uniformen war ihren Trägern noch neu. Wie verwandelt kamen sie sich vor.

Und wie verwandelt auch im Herzen. Ernster waren sie. Dies war kein Manöver mehr. Das fühlte nicht nur der einjährig»freiwillige Patrouillenführer, sondern auch seine Begleitung, Bauernsöhne.

Sie galoppierten durch das letzte deutsche Dorf. Kinder spielten auf der Straße wie immer. Sie ahnten nichts und waren fröhlich und guter Dinge. Die Erwachsenen aber sahen ihnen mit heißen Augen nach.

Im Krug tränkten sie ihre Pferde, fragten, ob Feinde gesehen wären. Nichts. Obwohl der halbwüchsige Sohn des Wirtes gut auf dem Posten und seit gestern immer auf den Beinen gewesen war. Auch der russische Grenzwächter wäre seit gestern nicht mehr sichtbar geworden.

Die Dragoner gönnten sich nur die allernotwendigste Rast. Dann saßen sie wieder auf. Sie mußten hinein in das feindliche Land.

. Nachdem sie eine Strecke geritten waren, verließen sie die breite Straße und schlugen Feldwege ein. Am Schlagbaum wären sie doch vielleicht durch den russischen Grenzwächter aufgehalten worden. Sie hatten Wichtigeres zu tun, als ihn zu überwältigen. Und er konnte schießen, dann war ihre Anwesenheit ver» raten. Das aber durfte nicht sein. So im geheimen konnten sie viel weiter vor»

Hans Friedrich!
Patrouillenntt.
Novelle.

dringen, mehr sehen, näher an die feindlichen Stellungen herankommen und um»
fangreichere Meldung erstatten.
Die Hufe ihrer Pferde traten in einen Bach. Er war um diese Zeit fast
trocken. Sie setzten hinüber. Nun waren sie über der Grenze.
Ein paar Weiden standen am anderen Ufer. Ein Dragoner kletterte auf
einen der starken Äste, die so dicht belaubt waren, daß sie ihm ein Versteck boten,
und hielt Umschau. Nach einer Weile meldete er, in ziemlicher Entfernung auf der
Landstraße nähere sich feindliche Kavallerie.
„Wieviel Mann?"
„Fünf."
„Offizier dabei?"
„Einer trögt keine Lanze."
Auf Befehl verließ der Dragoner seinen luftigen Sitz und sprang wieder
auf sein Pferd. Auch die übrigen setzten die ihrigen in Gang.
Mit den Fünfen auf der Straße galt es den ersten Strauß. Sie sollten
keinen deutschen Boden treten!
Der Patrouillenführer Jungschmidt überlegte. Zuerst Feuerüberfall. Dann
Attacke. Und möglichst den Offizier gefangen nehmen! Welch glücklicher Zufall!
Womöglich der erste in diesem Krieg!
Sie ritten los.
Ihre Herzen klopften stürmisch. Sie fühlten die Bedeutung dieser Stunde.
Sie trugen den Krieg ins russische Land.
Die Faust faßte fester die Lanze. Jetzt galt es. Jetzt wollten sie zeigen, daß
sie etwas gelernt hatten in Drill und Manöver, wollten zeigen, was deutscher
Zorn vermag.
Der Boden war weich. Ohne viel Geräusch kamen sie voran.
Als sie an einer geeigneten Stelle wieder Umschau hielten, waren die Russen
bei einer Straßenbiegung verschwunden. Aber das tat nichts. Jungschmidt
kannte hier die Wege. Er wußte, wo sie wieder auftauchen mußten. Dahin
lenkte er in der kürzesten Richtung seine Patrouille.
Bald näherten sie sich der Straße. Die Russen waren noch weit. In aller
Ruhe konnten sie ihre Pferde verschnaufen lassen.
Es war ein stiller Morgen. Nur die Grillen sangen und die Lerchen stiegen
jubilierend in die Luft.
In langsamerem Ritt waren sie auf eine Wiese gekommen. Ziemlich große,
halbverfaulte Heuhaufen lagen herum. Die hätten schon lange eingebracht sein
müssen. Man merkte, man war in Rußland. Aber sie waren gut, um ein not»
dürftiges Versteck zu gewähren.
Da wurden die Russen sichtbar.

Parrouillenritt

Hans Friedrich

Sie trabten auf der Straße dahin, hielten öfter ihre Pferde an, sicherten.
Sie waren sehr vorsichtig, vorsichtiger, als Jungschmidt lieb war. Sie schiene»
der Ruhe ringsum keineswegs zu trauen.
Ein Feldweg bog seitwärts ab. Der russische Offizier schien zu überlegen,
ob er ihn weiterreiten solle. Nach kurzem Zögern folgten sie aber doch der Straße.
Jungschmidt hatte den Krimstecher vorm Auge. Seine Lippen waren auf»
einandergepreßt. Jetzt kam das erste Gefecht. Etwas wie eine wilde Freude wallte
in ihm auf.
Da wurde es plötzlich heiß vor seinen Augen. Er faßte den Krimstecher
krampfhafter. Er täuschte sich doch nicht . . der Offizier . . war das nicht . .
war das nicht. . Nikolaij Schichonoff . .?
Er sah angestrengt durch das Glas.
Ja — das war Nikolaij Schichonoff. Elegant, etwas nachlässig, mit an»
erzogener müder französischer Grazie saß er auf seinem Pferd. Und Jungschmidt
kannte sogar den langschweifigen Rappen. Marfa hieß er. In sein Gesicht stieg
eine zornige Röte.
O, er haßte Nikolaij Schichonoff!
Das war zu Anfang des vorletzten Frühjahrs gewesen. Russische Offiziere
waren öfter in seine westpreußische Heimatstadt gekommen, in der sein Regiment
lag, um sich mit den deutschen Kameraden zu amüsieren und die gähnende Lange»
weile ihrer kleinen, schmutzigen polnischen Garnison zu übertäuben. Sie waren
gern gesehen, obwohl man oft mehr, als einem lieb war, trinken mußte. Den»
das gehörte bei ihnen mit znm lustigen Leben, ebenso wie das Spiel. Aber sik
brachten als Gastgeschenk stets einen vorzüglichen Tabak mit. Den konnte man
brauchen. Und sie waren liebenswürdige Gesellschafter, meist Petersburger, einige
auch Balten. Man unterhielt sich gut. Und an zuviel Zerstreuung war man ja in
dem kleinen westpreußischen Nest auch nicht gewöhnt.
Da geschah es.
Jungschmidt hatte eine einzige Schwester, die braune Brigitte. Die war
kaum achtzehn Jahre, hübsch, heißblütig, da sie auch einen Schuß slawischen Blutes
in den Adern hatte.
Sie war abenteuerlustig. Sie war ja noch so jung und wußte nichts vom
Leben. Ihres Vaters Gut war ihr langweilig geworden. Früher hatte sie sich
nur um ihre Hühner und Tauben und Ferkel gekümmert. Und um die Blumen
im Garten und das Spalierobst und die Gemüserabatten. Dann aber war ihr
das alles zu enge geworden.
Leben — war das nicht etwas ganz anderes?
Leben — hieß das nicht vor allem Liebe?
Und stand es nicht so in allen Romanen?

O, diese Romane! Wieviel erlebten ihre Helden und Heldinnen! Sie
weinte oft lange vor dem Einschlafen. Sie wollte werden wie sie. Denn war sie
weniger? Sie wollte auch etwas erleben. Aber sie erlebte nichts. Und viel zu
langsam kamen und gingen die Tage und Wochen für ihre Ungeduld.
Es war immer das gleiche. Die Zusammenkünfte mit den Freundinnen in
der kleinen Stadt bei Kaffee und Kuchen und verbracht mit Toilettefragen und
Stadtklatsch. Die Familiensonntagnachmittage mit viel Vorbereitungen vorher,
großen Diners und den sich immer wiederholenden Verwandtengesprächen. An
den hohen Festen nahm wohl die Zahl der Gänge, nicht aber die Unterhaltung zu.
Zwischendurch einmal eine Sommerreise mit ihrer Mutter an die See und im
vorigen Jahr das größte Ereignis, acht Tage in Berlin. Aber wenn sie allein
gewesen wäre! Doch immer in Obhut, immer von Verwandten nmgeben. Und
die Riesenstadt schreckte sie. Das war zuviel stürmisches Wogen nach der Stille
der ländlichen Einsamkeit. Sie war verschüchtert, kehrte ernüchtert zurück. Wenn
sie etwas nach ihrem Wunsch erleben sollte, hätte es nicht in einer so fremden,
betäubenden Umgebung geschehen sollen, sondern möglichst hübsch zu Hause oder
nicht weit davon.
Und das große Erlebnis kam.
Nikolaij Schichonoff, der elegante, russische Kavallerieoffizier brachte es.
Er machte großen Eindruck auf sie. Denn er sah aus wie jemand, der viel
erlebt hatte. Das lockte sie, weil man sie nicht dazu gelangen lassen wollte, etwas
zu erleben.
Und er war leidenschaftlich. Seine Rede berauschte sie. Er hatte die feinste
Uniform, das teuerste Parfüm, das schönste Rassepferd. O, sie verstand etwas
von Pferden! Ihr Vater ließ selbst einige auf der Rennbahn laufen. Sie wußte,
was solch ein Tier wie die langschweifige, schwarze Marfa kostete.
Und er liebte sie.
Sie war überzeugt, daß er sie liebte. Felsenfest überzeugt. Denn er sagte
es doch immer wieder. Und er sagte es nicht nur. Das hätten leere Worte sein
können. Aber er handelte sogar danach.
Zwei Tage nach dem Abend, wo sie sich auf einem Offiziersball kennen gelernt
hatten, kam er wieder in die Stadt. Heimlich, in Zivil. Nur um ihretwillen,
wie er ihr erzählte, und ohne der Gefahr zu achten, daß er sich einer strengen Strafe
aussetzte, weil er vom Dienst fern blieb.
Das erste war richtig, das zweite nicht. Er hatte sich freigemacht. Und das
ging leicht, denn er war reich und deshalb bei seinen Vorgesetzten sehr angesehen.
Und er liebte sie, darin log er nicht. Aber anders als Brigitte ihn: ohne Reinheit,
nur der begehrende Mann das junge, reizvolle Weib.
Ihn lockte das Abenteuer. Und sie ebenfalls. Darin trafen sich ihre Wege.

Er hatte schon seine Versetzung nach Petersburg in der Tasche. Dies hier
war für ihn nur eine Episode in seinem episodenreichen Leben. Ein interessanter,
sogar überraschend interessanter Abschluß der langweiligen polnischen Garnisons»
zeit. Und an seiner Entschlossenheit sollte es nicht fehlen. Er wollte diesen
Abschluß genießen.
Fritz Jungschmidt liebte seine Schwester. Sie war die Jüngste. Darum ver-
wöhnten er und sein drei Jahre älterer Bruder sie mit Geschenken und Zärt-
lichkeiten. Und Frit z wachte in Abwesenheit dieses Bruders über ihr wie über
einer Braut.
Er merkte sofort, daß sich zwischen Brigitte und Schichonoff etwas anspann.
Das machte ihn sehr unruhig. Er kannte Schichonoff, wußte, was er im Kreise
der Offiziere für Geschichten erzählte, wie gering er über Frauen dachte! Er
lebte nur seinem Vergnügen. Jedes Verantwortlichkeitsgefühl war ihm fremd.
Seine Selbstliebe war Trumpf.
Und dieser Petersburger Lebemann sollte seine Schwester vergiften .. .?!
Seine unberührte Schwester, die keine Ahnung von einem solchen Menschen
besaß.... Die in ihrer mädchenhaften Torheit all seinen schönen Worten glaubte!
Und Fritz wußte, daß er schöne Worte zu machen verstand!
Das mußte verhindert werden. —
Schichonoff nützte seine Möglichkeiten aus. Er kam jetzt schon zu Jung»
schmidts ins Haus, auf das Gut. Er erfuhr durch Brigitte, wann ihr Vater
draußen und ihre Mutter in der Stadt war. Danach richtete er seine Besuche ein.
Aber Fritz wachte.
Es war ein schöner Frühling. Sein Dienstjahr war um. Er war wieder
mehr Herr über seine Zeit.
Eines Nachmittags schlenderte er durch den Gutspark. Der bestand aus
einer wohlgepflegten Abteilung mit Rosen und Obstbäumen. Weiter fort vom
Haus verwilderte er ein wenig, wurde dichter. Alte Buchen reckten sich auf.
Gruppen von Birken ließen dazwischen ihr leichtes Laub im Winde spielen.
Wo die Felder begannen, am Rand des Parkes, lag eine Laube. Sie war von
Pfeifenstrauch dicht überwachsen, ein wenig erhöht, sodaß man von ihr aus bis
zum nächsten Vorwerk sehen konnte. Im Sommer wogte hier ein Meer von
Ähren und dazwischen blühten Kartoffeln und grünten Zuckerrüben.
Jetzt trieb der Pfeifenstrauch sein erstes Grün. Auf den Feldern wehte die
junge Saat. Von den Kartoffeln und Rüben war noch nicht viel zu sehen.
Aber die Wandergänse steuerten hoch in der Luft nach Norden. Und die
Störche kreisten zum ersten Male wieder über dem altgewohnten Nest in dem
Wagenrad auf dem Stall des Vorwerks.
Fritz Jungschmidt wußte es noch wie heute.

Er war aus dem Park herausgetreten und wollte den Weg über die Felder
gehen. Aber eine dunkle und doch sehr bestimmte Ahnung zog ihn zurück in die
Nähe der Laube.
Sein scharfes Auge erkannte bald ein blaues Kleid. Aber Brigitte war
nicht allein. Es mußte jemand bei ihr sein. Sein Herz sagte ihm, wer es wäre.
Nikolaij redete von Liebe. Er malte Petersburg in den schönsten Farben.
Und die glänzende Zukunft seiner militärischen Laufbahn stieg in jeder Minute
höher.
Da trat Fritz dazwischen.
Die beiden hatten ihn nicht gehört. Sie zuckten auf. Brigitte wurde blut»
rot und fand nur mit Mühe Fassung genug, den Bruder zu begrüßen. Nikolaij
ließ sich nichts merken. Er war an überraschende Situationen gewöhnt. So
etwas kam öfter vor. Da galt es nur, kaltes Blut zu bewahren. Dann kam
man schon wieder aus der Klemme.
„Serr erfreit, Sie zu sehen!"
Fritz hatte schon unterwegs überlegt. Diese Sache mußte heute zur Ent»
scheidung kommen. Sie beunruhigte ihn jetzt lange genug. Und er wollte nicht
gezwungen sein, wie ein Wachhund um seine Schwester herumzulaufen. Und
das mußte er, wenn er sie vor einem Unglück bewahren wollte, das unter Um»
ständen ihr ganzes Leben überschatten konnte.
Er beachtete Schichonoff kaum.
„Ist Papa zu Hause?" fragte er seine Schwester.
Sie schüttelte den Kopf. „Du weißt doch, er ist auf den Schnepfenstrich zu
Markows."
„Und Mama?"
„Ist in die Stadt gefahren."
Fritz wußte genug. Mit einer plötzlichen Bewegung wandte er sich von der
Schwester ab und dem Oberleutnant zu.
„Herr Oberleutnant, ich habe in Abwesenheit meines Vaters hier an seiner
Statt zu handeln. Ich möchte Ihnen erklären, daß es nicht in seinem Sinne ist.
wenn Sie seiner Tochter heimlich Besuche machen!"
Schichonoff biß sich auf die Lippen. Dieser Deutsche war unangenehm
energisch! Schade, hier drohte ein so nett und verheißend begonnenes Abenteuer
in die Brüche zu gehen!
„Ich mache keine heimlichen Visiten."
„Das zu beurteilen, müssen Sie mir überlassen."
„Herr Jungschmidt!"
Fritz beachtete nicht seine drohend rollenden Augen. Das waren ja doch
nur Mätzchen. Er wandte sich zu seiner Schwester: „Und du, Gitta, gehst in5
Hausl"

„Aber ich will nicht. Ich bin kein Kind! Du hast kein Recht dazu. . ."
„Ich habe ein Recht dazu", erwiderte er schnell. In seiner Stimme zitterte
leise die Wärme seines Gefühls. Sie empfand dieses Zittern, da wußte sie, da?
es keine Laune war, daß er es mit ihr gut meinte. Scheu schlug sie die Augen
nieder, sie schämte sich in diesem Augenblick vor ihrem Bruder. Sie, die sonst so
wahrheitsliebende Brigitte Jungschmidt, war unaufrichtig gewesen . . . unauf»
richtig gegen ihn. . gegen ihre Eltern. . .
Mit einem kurzen Neigen des Kopfes vor Schichonoff stand sie auf und schlug
den Weg zum Hause ein.
Fritz ging ihr ein paar Schritte nach. Er wollte sie so sich nicht entfernen
lassen. Er verstand, wie es jetzt in ihr aussah. Es war ihre erste Liebe, aber
er durfte nicht anders handeln. Er mußte an ihrer Stelle klug sein.
Als sie außer Hörweite waren, flüsterte er: „Du bist in Gefahr. Ich werde
dir nachher alles erklären. Vertraue mir!"
Sie sah ihn aus feuchten Augen an. Mit tief gesenktem Kopf verschwand
sie hinter den nächsten Büschen. Dann brach sie in Tränen aus. Sie war voll»
kommen außer Fassung. Wie von einem Wirbel fühlte sie sich hinabgezogen.
Sie wußte gar nicht mehr, um was es sich eigentlich handelte. Nur das eine
fühlte sie, es war ein Ende . . das Ende eines Traumes.
Die beiden Männer wurden schnell miteinander fertig.
„Meine Schwester ist zu gut für Sie, Herr Oberleutnant!"
Schichonoff fuhr auf. „Wenn ich mein Säbel hätte da .. wahrrhafftig!"
Fritz lächelte ironisch. „Sie haben uns im Kasino zu viel Liebesgesckichte»
erzählt. Suchen Sie in Rußland eine Fortsetzung . . nicht hier!"
Als sich Schichonoff so durchschaut sah, ging die Besinnung mit ihm durch.
„Deitsches Hund!" brüllte er.
Im nächsten Augenblick saß ihm die Faust des Beleidigten im Gesicht, sodaß
es ihm schwarz vor den Augen wurde. Und er hörte nur die Worte, die sehr
ruhig gesprochen wurden: „Wenn Sie etwas weiteres von mir wollen . . .
schicken Sie mir Ihre Sekundanten!"
Schichonoff stand ein paar Schritte zurück. Die erste Überraschung über
den Schlag war jetzt der vollen Wut gewichen. Es zuckte ihm in den Händen,
aber auf einen Kampf Mann gegen Mann wollte er es doch nicht ankommen
lassen. Er war zwar gewandt, aber klein. Mit diesem breitschultrigen West»
preußen anzubinden, versprach wenig Erfolg. Der hatte Fäuste, die einen zu»
sammenzudrücken drohten wie eine Fliege.
Er zog sich immer weiter zurück. „Das zu viel Ehre wärre für ein deitsches
Einjährrige", zischte er, „daß sich mit ihm schlagt russische Offizier! Aberr wirr
sehen uns widderr! Für dich ist Knute bei uns . . Und deine Schwester . ."

Ein russisches Schimpfwort endete die Rede, schon aus ziemlicher Entfernung hingeworfen. Aber Fritz verstand.
Eine Handbewegung veranlaßte Schichvnoff zu schnellerem Rückzug. —
Sie hatten sich nicht wieder gesehen.
Schichonoff ritt noch in derselben Stunde wieder über die Grenze. Fritz meldete den Vorfall dem kommandierenden Oberst, aber wider Erwarten ließ sich der Russe nicht mehr in der Stadt blicken. Er-hatte ja immer von seiner Ver» setzung nach Petersburg gesprochen, vielleicht reiste er bald darauf dorthin ab.
Fritz haßte ihn noch immer. In dem Verkehr mit seiner Schwester war durch den Vorfall keine Trübung entstanden. Er hatte ihr gezeigt, in welcher Gefahr sie war — das half. Nun hatte sie fürs erste an Erlebnissen genug. Die Wirk» lichkeit war doch so ganz anders, als es in ihren Romanen stand. Mit erneutem Eifer widmete sie sich wieder ihrem Geflügel und den jnngen Ferkeln, den Obst» bäumen, Gartenbeeten und Gemüseraiatten, was nützlicher und un-gefährlicher war.
Alles das war blitzschnell noch einmal vor Jungschmidt aufgetaucht, als er die herannahenden feindlichen Ulanen mit dem Krimstecher beobachtete.
Er machte seinen Plan. Dann flüsterte er seinen Leuten zu: „Feuerüberfall auf mein Kommando. Jeder nimmt einen Reiter aufs Korn. Aber keiner den Offizier! Der ist für mich. Verstanden?"
„Zu Befehl, Herr Unteroffizier."
„Und dann mit Hurra drauf!"
„Zu Befehl, Herr Unteroffizier."
Ihre Augen blitzten. «
Kommando.
Drei Schüsse krachen.
Ein russisches Ulanenpferd steigt verwundet auf und stürzt, seinen Reiter unter sich begrabend. Der vorderste auf dem Fuchs greift mit der Hand nach der linken Schulter. Die Pferde drängen durcheinander.
Ehe die Russen noch die Karabiner ziehen können, ein fürchterliches Hurra!
Schrecken packt sie. Das ist auf einmal der Krieg. Und man hatte ihnen doch gesagt, als sie schon vor Monaten eingezogen wurden, es ginge nach Polen ins Manöver.
Hier ist Gefahr! Wie viele Feinde mögen das sein! —
Sie wenden, trotzdem der Offizier sie zurückhalten will. Wie ein Sturm sind die Dragoner da. Eine Lanze durchbohrt den Rücken des einen Ulanen. Der an der Schulter Verwundete und ein anderer fliehen . .
Der Oberleutnant hat den Säbel gezogen.

Fritz sprengt auf ihn zu. Kurz vor ihm pariert er sein Pferd. „Oberleutnant Schichonoff . . jetzt gilt's!"
„Verflucht!"
Die Dragoner folgen den Fliehenden. Die beiden Todfeinde sind allein.
Fritz reißt den Säbel heraus. Er will nicht mit der Lanze gegen ihn fechten. Will keinen Vorteil ihm gegenüber haben! „Ehrlicher Kampf . . so!"
Er dringt mit dem Säbel auf ihn ein.
Der andere deckt sich. Der Rappe steigt und stampft. Da trifft Schichonoff ein wuchtiger Hieb seines Gegners mitten über den Kopf, sodaß er vom Pferde sinkt.
Die Dragoner kehren heil zurück. Sie haben den einen der Verfolgten zum Gefangenen gemacht.
Nun ziehen sie den gestürzten Ulanen unter dem toten Pferd hervor. Zitternd steht er auf den Füßen und bittet um sein Leben.
Inzwischen untersucht Fritz die Brieftasche Schichonoffs nach Papieren und Karten. Er findet sie . . findet auch genaue Aufzeichnungen über sein väterliches Gut und den Park.
„Sehr geeignet zur Verteidigung", steht in russischen Schriftzeichen darauf.
Und ein beigefügter Befehl des feindlichen Oberkommandos beschäftigt sich gerade angelegentlich mit diesem Gebiet.
„Also auch noch Spion!" knirscht der Deutsche. Dann gibt er seinen Dragonern einen kurzen Befehl. Der zweite Gefangene muß Schichonoffs Rappen besteigen. Sie nehmen die beiden Entwaffneten in die Mitte und jagen wieder der deutschen Grenze zu.
Meldung an die Oberleitung . . das eilt. .
Unbeachtet bleibt der Tote liegen.
Der Staub wirbelt unter den Hufen der Pferde. Die Dragoner hören nicht mehr die Grillen und Lerchen. In der Sommersonne rinnt ihnen und ihren Tieren der Schweiß herab. Sie achten es nicht.
Jetzt sind sie im Krieg . . ganz im Krieg . . mit allen Fibern ihres Körpers . . mit jedem Hauch ihrer Seele . . .

Hans von Hülsen
Ein Solo
Hans von Hülsen:
Ein Solo.
Novelle.
Fortsetzung.
Zweiter Teil.

Gabrielens grüner Sonnenschirm leuchtete wie ein Lampion und sie schwang ihn hin und her, indem sie voranschritt. Man ging durch den Garten, Doktor Grotjahn pflückte im Vorübergehen drei Trauben von den Johannisbeerbüschen und gab eine Inge und eine Fräulein Jonasson, die neben Barlösius ging. Bar» lösius schloß das Gartentor hinter ihnen zu; dabei sagte er plötzlich, er habe etwai vergessen, und er ging zurück.

Im Zimmer war es kühl. Auf dem Tische stand Inges Bild — eine Auf- nahme, die er selber vor acht Tagen gemacht. Er nahm es und streichelte es und sah es voll Zärtlichkeit an.

Diem räumte auf der Terrasse den Teetisch ab und klapperte mit dem Geschirr. Drüben am anderen Ufer badeten Menschen. Der Kiesweg vor dem Fenster sah wie getigert aus von Sonnensprenkeln, die durch die Lindenzweige fielen.

Nun muß ich wohl wieder gehen, dachte Barlösius, und er wäre doch so gerne geblieben. Sein Herz und Hirn war beschäftigt, er fürchtete sich vor den lauten Menschen. Gabriele Dor6 lachte so laut — wie eine Ziege meckerte sie, wenn sie fröhlich war, und sie war immer fröhlich. Daß Inge grade heute diese Menschen einladen mußte! — Freilich, sie wußte ja von nichts . . .

Er schloß mechanisch den Mahagonikasten auf, der auf einem Tische an der Wand stand, und nahm einen Haufen Blätter heraus. Heute früh erst hatte er diese Seiten geschrieben, — die Tinte war hier noch viel heller, als auf de« anderen. Er setzte sich in den Stuhl und begann zu lesen und sein Geist geriet in Tätigkeit. Das ist noch nicht gut, dachte er, langte nach der Feder und strich ein paar Sätze durch. Dann sann er darüber nach, wie er es besser machen könnte. Ihm fiel mancherlei ein, und er schrieb es hin und hatte neue Gedanken dabei und war so im Eifer des Sinnens, daß er durch den leisen Schlag der kleinen Pendeluhr auf dem Kamingesims wie durch einen Fanfarenstoß erschreckt wurde.

„Herrgott!" sagte er laut, „was tue ich! Ich muß ja gehen! Was wird Inge denken!" — Und er packte hastig alles weg und ging den anderen nach.

Schon als er durch das goldgelbe Kornfeld schritt, sah er sie. Sie saßen oben am Waldrand und warteten auf ihn.

Inge kam ihm entgegen, den Florentiner trug sie an einem Bande über dem Arm.

„Aber Heinrich", sagte sie mit leisem Vorwurf: „Was bedeutet das? ES
ist doch nicht sehr liebenswürdig gegen unsere Gäste . . ."
Er sah ihr stumm ins Gesicht, in dem die blauen Augen unwillig blickten:
„Deine Gäste, Inge", sagte er langsam und sagte sonst nichts mehr. — Sie
»erstand ihn nicht und ging an seiner Seite.
Man wanderte durch den Wald, in dem die Vögel zwitscherten. Der Boden
gab unter den Tritten nach und federte, so weich war er von Tannennadeln.
Inge ging zwischen Gabriele Dor6 und Doktor Grotjahn, und Gabriele
lachte, daß es schallte.
Florizel sprach mit Lisbeth Verhuven über Brahms und Liszt — er sprach
mit seiner weichen, ein wenig gebrochenen Stimme, die immer verriet, daß er ein
Böhme war. Asbeth Verhuven hielt sich sehr gerade beim Gehen.
Fräulein Jonasson sagte:
„Wir haben so auf Sie gewartet, Meister" — sie sagte noch immer
„Meister" zu ihm, und dann hatten ihre Augen einen ganz eigentümlichen Glanz.
„Ja," antwortete er, „ich mußte noch einige Anordnungen treffen ....
Aber nun gehen wir zur Glienicker Brücke, nicht wahr? Es ist ein herrlicher
Weg, den ich oft gegen Abend mache . . ."
„Wir werden Gewitter bekommen."
„Meinen Sie?"
„Am Horizont stehen schwere Wolken, — und ich habe keinen Schirm."
„Aber ich habe einen, Fräulein Jonasson."
„Wie vorsichtig Sie sind. Dann beschirmen Sie mich, nicht wahr, Meister?"
„Ja, Fräulein Jonasson."
„Und nun, Florizel?" sagte Barlösius und holte die beiden ein: „wann
reisen Sie?"
„In acht Tagen reise ich."
„Nach Prag?"
„Ja, nach Prag. Ich habe Sehnsucht nach Prag. Ich war so lange nicht
in Prag", sagte Florizel, und es war, als habe alle seine Sehnsucht sich in seiner
Stimme eingefangen.
„Ich habe meine Mutter in Prag", sagte er noch. „Mein Vater ist tot, aber
er ist in Prag begraben. Und ich will auch in Prag begraben werden."
„Warum?"
„Ich will da liegen, wo meine Heimat ist."
„Ja," sagte Barlösius, „wenigstens im Tode will man doch eine Heimat
haben, wenn man schon im Leben keine gehabt hat." Und seine Stimme klang
bitter.
„Heimat," sagte Lisbeth Verhuven, „unsere Heimat ist überall da, wo wir
gern sind und wo man uns versteht."
Barlösius lächelte:

„Wo ist das?!" Aber dann, nach einer Weile, setzte er hinzu:
„Unsere Heimat ist da, wo einer ist, der uns liebt. Unsere Heimat kann überall sein."
„Wie gut ich Sie verstehe", sagte Fräulein Jvnasson, und sie ging wieder neben ihm. „Wir Fahrenden und Heimatlosen finden so selten einen, der uns liebt. Wenn wir aber einen finden, müssen wir ihn gut festhalten . . ."
„Was nützt das Festhalten? Ein Mensch gehört uns nur solange, wie er uns freiwillig gehört. Ihn festhalten zu wollen ist Selbstbetrug. Es gelingt uns doch nicht", sagte er, und Florizel sagte:
„Das Land ist treuer als Menschen. Das läßt uns nie los. Als ich ganz jung war, dachte ich immer, die ganze Welt ist meine Heimat, weil ich doch mit meiner Musik zu allen Menschen reden kann. Aber darauf kommt es gar nicht an, auf das Reden und Verstandenwerden. Sondern die Stelle, wo unsre Wiege stand, die ist unsre Heimat . . . ."
Barlösius schüttelte den Kopf.
„Wir sind alle irgendwie auf dem Ozean geboren und kennen die Stelle nicht," sagte er, „auch haben wir gar keine Heimat, sondern höchstens ein Heim."
„Ja", sprach Lisbeth Verhuven, und sie sprach es sehr leise: „Nach einem Heim sehnen wir uns alle . . ." Und Fräulein Jonasson sagte mit einem Blick ihrer fieberkranken Augen zu Barlösius:
„Wie gut sie es haben. Sie haben ein Heim. Aber wir andern, wir sind Vaganten, schweifende Gesellen, überall daheim und nirgends."
„Wenn ich mir ein Heim baue," sagte Florizel, „so muß es in Prag sein, mit dem Blick auf den Hradschin und die gelbe Moldau. — Aber ich werde es wohl niemals bauen . . ." fügte er hinzu und schwieg. —
„Wohin reisen Sie diesen Sommer?", fragte Barlösius, als er an der Seite von Doktor Grotjahn ging. Er hatte die drei zurückgelassen, weil er die Pflicht fühlte, sich um die anderen zu kümmern.
„Ich gehe in die Hohe Tatra", sagte Grotjahn, der unwillkürlich langsamer ging. „Ich sprach eben schon mit Ihrer Frau Gemahlin davon, sie kennt sie auch."
„Es ist sehr hübsch da. Ich bin einmal mit Papa dort gewesen — früher, als Mädchen."
„Wir können ja einmal hingehen", sagte Barlösius, der glaubte, einen Wunsch in Inges Augen zu lesen. „Wenn du willst? — Wir werden ja doch nicht jeden Sommer hier sein — obwohl es hier schön ist, nicht wahr?"
„Fabelhaft schön!" sagte Grotjahn, dem diese Frage galt.
„Ich beneide Sie aufrichtig um dies Dorado. Es ist ganz reizend . . ."
„Ja," mischte sich Gabriele Dor6 ins Gespräch, „hier möchte ich den Sommer schon zubringen . . ."
„Du mußt einmal für ein paar Tage herauskommen, Jella", sagte Inge,

und sie nahm ihre Hand: „Es wäre sehr hübsch . . . wir haben Fremden»
zimmer . . ."
„Ach ja, du!" rief Gabriele und klatschte in die Hände. „Das wäre ganz
entzückend . . . Wenn dein Mann nichts dagegen hat?"
„Aber, — gnädiges Fräulein!", sagte Barlösius, obgleich er eine Menge
dagegen hatte.
„Recht bald mußt du kommen! Ich fürchte, das Wetter bleibt nicht so
schön wie bisher, du mußt kommen, ehe es schlecht wird. — Seht nur die
Wolken!"
Man war aus dem Walde hinausgetreten und stand auf dem Wege, der,
schmal und ausgefahren, neben der Lisitzre herlief.
Drüben dehnte sich eine saftgrüne Wiese; und hinten, am Horizont, standen
dunkel und schwer, wie geladen mit Gefahr, getürmte Wolken.
„Wollen wir es wagen, weiterzugehen, Inge?" fragte Barlösius. „Wir
haben nur einen Schirm . . ."
„Ach was!" rief Gabriele Dor6, indem sie ihn zaghaft am Ärmel faßte.
„Naßwerden schadet nichts . . . und übrigens, wer weiß ob es regnen wird."
„Gewiß wird es das, gnädiges Fräulein — ich kenne mich aus mit dem
Wetter hier in unserm Winkel. — Was meinst du, Inge?"
„Doktor Grotjahn," sagte sie und sah lächelnd von einem zum andern,
„Doktor Grotjahn soll entscheiden, er vertritt hier die völlige Interesselosigkeit."
Grotjahn blickte ihr ins Auge, — eine halbe Sekunde lang.
„Ich bin dafür, noch weiterzugehen", sagte er ruhig.
Inzwischen waren die Nachzügler näher gekommen.
„Weitergehen oder umkehren?" rief Gabriele ihnen schon von weitem zu
und schwenkte den grünen Sonnenschirm.
„Avanti, avanti!" Florizel machte eine Bewegung mit der Hand. Anch
Lisbeth Verhuven war für Weitergehen, und Fräulein Jonasson hielt mit ihrer
Meinung zurück, weil sie die des Meisters nicht kannte.
„übrigens haben wir noch meinen Schirm", sagte Jella Dor6 und schwang
ihn wie einen Tambourstab.
Man ging weiter. Man überquerte die Wiese — Fräulein Jonasson pflückte
niederknieend eine Pustblume und blies aus Leibeskräften hinein, sodaß die
Federchen zerstoben — dann bog man wieder in die Waldesdämmerung ein.
„Adler, welch starker Vogel bist du!
Grüß' mir mein Liebchen tausendmal!"
sang Florizel auf Böhmisch und brach dann schnell ab, eine sonderbare Bitterkeit
um den Mund.
Inge und Doktor Grotjahn gingen vorn und sprachen nichts.
Zwischen dem Strauchwerk hing die Hitze. Dann und wann löste sich ein
gelber Falter von einer Blume am Wegrande und taumelte durch die Luft.

Zweige sperrten den Weg, man mußte sie zur Seite biegen. Jella Dor6 lachte,
wie eine Ziege meckert. Ganz allein ging Florizel hinter Barlösius. Wie gerade
er sich hält, dachte er, und musterte seinen Körper. Dann dachte er an Jiri,
den braunen Jiri aus Prag, und er preßte die Lippen aufeinander, ehe die Melodie
geboren war, die in ihm lebte.
Barlösius ging neben Jella Dor6, und während sie sprach, dachte er an
das, was er vorhin verlassen. Da war noch längst nicht alles gut, so wie er es
meinte und verstand. — „Gewiß doch, gnädiges Fräulein" — o, noch längst nicht!
Das würde noch einen schweren Kampf kosten. — „Aber ich bitte Sie." — Den»
noch, nicht verzagen! Wenn er nur Ruhe fände, Ruhe und Sammlung. — „Wir
freuen uns natürlich sehr, daß Sie kommen, meine Frau und ich" — aber die fand
er hier nicht. Wenn er verreiste? Auf ein paar Wochen fortginge, nach Venedig
vielleicht, an den Lido? — Unsinn, daran zu denken! Was würde Inge sagen. —
„Ja, Gott, der Ruhm hat natürlich seine Schattenseite . . . man ist manchem
ausgesetzt." — Das ging natürlich nicht. War ja auch gar nicht nötig: Nur
ein paar Tage tiefer Ruhe, die waren nötig. Und voll Sehnsucht dachte er an
die Zeit zurück, da er noch in seinem „enthaltsamen Zimmer" in der ärmlichen Vor-
stadt der Residenz saß und kein Mensch ihn in Jahren besuchte . . . Einsamkeit!
Einsamkeit! Wer sie innerlich besaß, sollte der sie nicht auch äußerlich fordern
dürfen? — Ach, Fordern! — Wer mag fordern, dem du gehörst!?, dachte er
und sah zu Inge hinüber, die vorn mit Doktor Grotjahn ging und nichts sprach.
Die Einsamkeit ist Stärke, alles vermag der Einsame... so dachte er, und er
dachte der vergangenen Jahre, da er Kraft besessen hatte, aus dem Nichts zu
zeugen, Gestalten voll Leben und Wärme. Und jetzt, — jetzt mißlang es ihm,
alles und immer! Jetzt, wo er im Lichte saß, in Glanz und Wohlleben, an der
Seite einer schönen Frau, jetzt, wo er mit dem Glück auf du und du stand, —
jetzt brachte er nichts zustande.
Jella Dor6 plauderte noch immer, und er antwortete zwischen seinen
Gedanken hindurch, mechanisch, wie ein Pendel ein paar Minuten schwingt, wenn
man es anstößt. — Plötzlich fiel ihm der sonderbare Blick ein, mit dem Katarina
damals, in München, ihn angesehen, als er gesagt hatte: er habe keine Sehn»
sucht.
Ja, das das war es! Keine Sehnsucht hatte er! Sein Reichtum
hatte ihn arm gemacht! Ärmer als das geringste Geschöpf, als den Vogel draußen
im Walde, als die Nachtigall, die vor Sehnsucht schlägt . . . Mit Urgewalt
empfand er plötzlich, daß alles dies ihn bedrückte und erstickte, und lohend flammte
der Haß in ihm empor gegen sein Geld, seinen Ruhm, sein Haus, gegen den ganzen
Glanz und Luxus, mit dem man ihn umgeben und gefesselt hatte, gegen die Leute,
die ihm die Hände banden, gegen Inge. . . .
Er erschrack. Und dann riß er die Augen ganz weit auf, daß sie starr und
verzweifelt blickten.

Ein Solo
Hans von Hülsen
Er schämte sich vor sich selber, schämte sich bis zum Rotwerden. Er hatte sie verraten — vor sich selbst verraten — sie, die er liebte und haßte! Liebe und Haß! Wie dicht sie beieinander wohnten! Geschwisterlich dicht, und — waren sie nicht auch Geschwister? Aber wer, dem man das sagte, verstand es wohl? Daß man denselben Menschen, daß man das Teuerste auf Erden glühend lieben und zugleich glühend hassen konnte? Das war unverständlich für die vielen mit den einfachen Trieben, die vielen, die nicht gewohnt waren, mit der Goldwage zu wägen und auf der Peripherie zu wandeln . . .
Erschüttert spürte Barlösius aufs neue die Kluft, die ihn von den anderen trennte.
Ein Graben durchzog den Wald, und über ihn war ein alter Baum gestürzt, dem Wind und Wetter die Rinde genommen hatten; glatt und kahl lag er da, ein gefährlicher Steg.
„Der ist schon sehr alt," erklärte Inge „schon als Kind habe ich immer ver» sucht, auf ihm entlangzugehen . . . ." und sie schickte sich an, es wieder zu ver^ suchen, indem sie mit der Linken ein wenig ihr Kleid raffte. Schon nach drei Schritten schwankte sie und hielt furchtsam inne.
„Doktor, geben Sie mir die Hand, daß ich mich darauf stütze. Mit Ihrer Hilfe," lächelte sie, „komme ich sicher hinüber . . ."
Aber auch, als Doktor Grotjahn, sie stützend, nebenherging (denn der Graben war gar nicht tief) gelang es ihr nicht; auf der Mitte verlor sie das Gleichgewicht, ihr Fuß glitt aus auf dem glatten Holze, und Grotjahn mußte sie auffangen. Hochrot war sie in seinen Arm geschmiegt.
Nun wollten es auch die anderen Damen versuchen, und Doktor Grotjahn, vielleicht aus Galanterie?, unternahm es, sie zu geleiten. Nacheinander hielt er sie im Arm und alle lachten.
„Sie sind ja der reine Don Juan", sagte Barlösius mit einem Zucken um die Mundwinkel, und wies die Hand zurück, die Grotjahn ihm reichte, als die Reihe an ihm war.
„Danke, ich versuche es allein. Allein wird es besser gehen."
Und mit festem Schritte, ohne die andern anzusehen, ging er hinüber.
Alle klatschten Beifall, als er lächelnd drüben stand; sie stürmten durch den Graben und beglückwünschten ihn, und Lisbeth Verhuven schüttelte ihm die Hand mit einem Blick, als ob sie ihn begriffen hätte. Gleich darauf schüttelte auch Fräulein Jonasson ihm die Hand, und zwar reichlich lange, bis er sie ihr mit leisem Ruck entzog.
„Ja," sagte Lisbeth Verhuven, denn es machte sich, daß er neben ihr ging, „ja, allein kommt man am leichtesten über alles hinweg."
Er sah sie betroffen an. Erriet sie denn, was in ihm vorging? — Wie sollte sie es erraten! — Aber durch irgendetwas in seinem Herzen getrieben sagte er, und er sagte es ganz obenhin:

Hans von Hülsen

Ein Solo

„Die Einsamkeit ist das Beste, was wir haben wir."

Sie sah ihn an, sie sah ihm von der Seite in's Gesicht und sprach:

„Haben Sie das auch schon erfahren, Sie Glücklicher? — Doch ich dachte es mir", setzte sie hinzu.

Der Klang ihrer Stimme berührt« ihn sonderbar — er rückte plötzlich die Gestalt der Virtuosin in ein rätselhaftes Licht.

„Warum dachten Sie es sich?" fragte Barlösius leise.

„Ich kenne Ihre Bücher."

„Und?"

„Wer sie schrieb, ist für das Solo geeignet. Nicht für die Gemeinsamkeit, nicht für das Glück."

Er antwortete lange nichts, er kämpfte mit sich, ob er überhaupt antworten sollte. Er spürte, daß es gefährlich war, zu antworten und sich auf so zwei» schneidige Dinge einzulassen. — Sie gingen unter dem dichten Buchenlaubdach hin und merkten nicht, daß schon die ersten schweren Tropfen fielen. Sie waren tief im Waldesdüster und zertraten die schleimigen Schnecken am Wege, weil sie sie nicht sahen. Die Vögel hatten aufgehört zu singen und sich in ihren Nestern geborgen, sie spürten das Unwetter, das heraufzog. Stumm lag der weite Forst, nicht einmal das Geräusch ihrer Tritte war hörbar, nur dann und wann knackte ein dürrer Zweig unterm Schuh.

„Glauben Sie das?" sagte Barlösius endlich ganz, ganz leise: — „Ich habe das eine Zeitlang auch geglaubt. — Aber schweigen wir davon."

Lisbeth Verhuven sah ihm bestürzt in die Angen: so rauh und gepreßt hatten diese Worte geklungen.

Er senkte die Lider.

„Sie verstehen mich — vielleicht, Fraulein Verhuven, Sie verdienen Vertrauen. Darum hören Sie dies: Ich haie keine Lust, an Ihrem Herzen zu weinen."

Da nahm sie seine Hand und drückte sie und sagte nichts, und das tat ihm wohl. —

„Oh, oh! Wie es regnet!", rief Inge und hob ein wenig ihren weißen Rock, denn der Regen schnellte vom Boden empor wie von einem Trampolin.

Sie waren an den Waldrand gelangt und fanden sich durch einen breiten, aufgeweichten Platz von einem Restaurant getrennt, das den Namen „Etablisse» ment Bürgergarten" auf knallgelbem Schilde über dem Eingang führte.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Volkswirtschaftliche Rund»schau.

Von Arthur Neumann.

Internationale Teuerung nach dem Kriege?

Die gegenwärtige, durch den Krieg entstandene Teuerung aller Lebensmit»tel, Rohstoffe usw. ist, wie wir wissen, nicht auf Deutschland und die Länder unserer Verbündeten beschränkt, sondern auf dem gesamten Weltmarkt zu fin»den. Mehr oder weniger hat ja die internationale Teuerung ihre natür»lichen Ursachen, ja, wir müssen wohl sagen, daß ein nicht unwesentlicher Teil, wenn nicht der größte, eine willkürliche, durch Spekulation entstandene Teue-rung ist. Doch soll dieser Umstand für meine Betrachtung von untergeordneter Bedeutung sein, ich will hier nur mit der vorhandenen Tatsache, der inter»nationalen Teuerung rechnen und die mir kommenden Schlüsse daraus ziehen.

Wird die gegenwärtige internatio»nale Teuerung auch in die Friedenszeit mit übergehen? Dies ist wohl die nächst»liegende Frage. Zwar ist ja die Teue»rung durch den Krieg entstanden, doch braucht sie deshalb nicht mit dem Kriegsschluß verschwinden, denn in ihrem nächsten Fortbestand ist sie unab-hängig von ihrem Erzeuger, der Frie»den kann ihr schließlich noch einen gün»stigeren Boden bieten, als dies in sei»nem Endstadium der Krieg konnte. Doch dürfte, wenn auch die Möglichkeit ab»solut nicht ausgeschlossen ist, der letztere Fall wohl kaum eintreten. Begünstigt könnte diese Annahme hauptsächlich durch die Unübersehbarkeit der welt-wirtschaftlichen Lage werden, und zwei fellos wird gerade dieser Augenblick der Teuerung besonders günstig sein, wenn, auch nach Klärung der tatsächlichen Verhältnisse die Spekulation von die»sem Plan verschwinden wird, natürlich, um auf günstigerem Boden wieder her»vorzuschießen. Dieser Übelstand wird ja nicht abzuwenden sein, doch in sei»nem kurzen Lebensbestand kann derselbe als besonders schwerwiegend für die tat-sächliche Teuerung nicht in Betracht kommen, wenn seine ungünstige Einwir»kung auch nicht zu unterschätzen ist.

Wichtiger ist natürlich, welche Lebens»dauer die wirtschaftlich bedingte Teuc»rung hat, überhaupt, welche Gestalt diese annehmen wird, ob sie sich steigern oder verringern wird.

Sehen wir uns nun die wirtschaft»
lichen Voraussetzungen für die Bedürf-
nisbefriedigung nach dem Kriege an, so
ist ein Fortbestand der Teuerung gar
nicht von der Hand zu weisen. Die
Kriegsmilliardenschulden, wie alle
Kriegsschäden in Kapital ausgedrückt,
können, da wir ja einen Weltkrieg ha»
ben, auch die Weltwirtschaft nach dem
Kriege nicht unbeeinträchtigt lassen.
Der große Verbrauch und die ange»
strengte Ausnützung aller wirtschaft»
lichen Werte während der Kriegszeit
wird nach dem Kriege nicht unwesent»
liche Mengen Wirtschaftskraft zur
Wiederauffrischung beanspruchen. Kurz
gesagt, die möglichst schnelle
Heilung der Kriegswunden
in der Weltwirtschaft wird
ein Sinken oder wenigstens
einNiedrighalten LerKauf-
kraft des Geldes bewirken.
Um die Konkurrenzfähigkeit zu erhal»

ten oder zu erzielen, wird die Arbeit
als Erzeuger, soweit allgemein welt»
wirtschaftliche Verhältnisse in Betracht
kommen, Einbußen erleiden. Besen»
ders wird dieser Umschwung sich wohl
in Amerika, wie in den andern neu-
tralen Staaten geltend machen, die
durch Kriegslieferungen an die Alliier»
ten den Krieg weidlich ausnützen konn»
ten. So werden also Industriemassen»
«rtikel durch die Konkurrenz auf nie»
drige Preisstufen gedrückt werden, ohne
daß dabei auf die allgemeine Teuerung
ein Einfluß ausgeübt wird, denn sie ge-
rade bedingt diese Wirtschaftsweise, in»
dem die Industrie, besonders die der
Massenartikel, gezwungen ist, um Ab»
nahme zu finden, möglichst billig ihre
Waren abzusetzen. Vielfach sind auch
in der Industrie durch den Krieg Neu»
anlagen entstanden. Kommen wieder
geordnete Verhältnisse, dann wird sich
auch hier zeigen, daß mancher Schritt
in dieser Beziehung unwirtschaftlich
war. Eine Ausnützung der Betriebs»
anlagen wird nicht immer möglich sein,
und der Enderfolg ist schließlich ein Zu-
sammenbruch solcher zu hoch hinaus»
gebauten Gründungen. Die allgemei»
nen wirtschaftlichen Verhältnisse kön»
nen dadurch ja keinesfalls gestärkt wer»
den, die Teuerung erhält nur neue Nah-
rung, denn Kapitalentwertung auf der
einen Seite bewirkt Kapitalverteuernng
auf der anderen Seite.

So harret also der Weltwirtschaft
in der ersten Friedenszeit unweigerlich
eine Krisis; welche Tragweite sie nun
haben wird, das läßt sich ja noch nicht
abschätzen, aber so unbedeutend wird
diese Tiefkonjunktur wohl auch nicht
sein. Die allgemeine Teuerung wird
eben dabei nicht vermieden werden kön»
nen, denn alle Umstände drängen dar-
auf hin: Verschuldung, Wa»
renknappheit, teure Kre»
dite, Entwertung vieler Be»
triebskapitalien ergeben
schließlich teure Welt»
Marktpreise. Ich halte darum
eine weitere Erörterung hier nicht von-
nöten, obwohl eine vollständige Klar»
legung höchst wichtig wäre. Doch soll
zunächst unser Interesse mit diesen knap»
pen Ausführungen, die ich selbst keines»
wegs als abgeschlossen bezeichnen will,
sich begnügen lassen.

Von höherem Interesse ist nun die
Frage, wie wird in dieser Weltmarkt»

krisis unser deutsches Wirtschaftsgebiet
abschneiden. Zweifellos können wir
von der weltwirtschaftlichen Ungunst
nicht unberührt bleiben. Vor allen
Dingen, nachdem wir selbst in diesem
gewaltigen Weltkriege gestanden haben,
ja, dieser ganze Krieg doch nur Deutsch-
land galt, seine wirtschaftliche Vernich»
tung bringen sollte. Der Konsum ist
während des Krieges erheblich teurer ge-
worden. Die Umordnung der Kriegs»
in die Friedenswirtschaft wird ja auch
manche Schwierigkeiten bereiten: den
heimkehrenden Kriegern werden die
Frauen am gewerblichen Arbeitsmarkte
die alten Plätze wieder einräumen müs-
sen usw. Wichtige Konsumartikel
werden, wie am internationalen, auch
am deutschen Markte weiter knapp und
teuer sein, ja, die Versorgung mit die»
sen wichtigen Waren wird sogar schwie»
riger sein, als für andere Wirtschafts»
gebiete. Doch eine große Gunst ist es
für unser Wirtschaftsleben, daß unsere
Industrie reichliche Beschäftigung ha-
ben wird, ohne auf den Absatz am
Weltmarkt zunächst angewiesen zu sein.
Wird doch die Inanspruchnahme der
Fabriken für die Wiederauffüllung des
Heeresbedarfs von unterrichteten Sei»
ten auf drei Jahre nach dem Kriege
mit nicht zu gering angegeben. Weiter
aber verbürgt der während der Kriegs»
zeit außerordentlich große Verbrauch
von Rohstoffen, Betriebsmitteln usw.
eine durchgreifende Ausbesserung, da
während des Krieges dies oft nicht
möglich war. So sind für unsere ge»
werbliche Tätigkeit die Aussichten nicht
schlecht; auf dieses Gebiet werden wir
wohl einen guten Teil der Kriegsinten«

sität mit übernehmen. Auch unsere
Ausfuhr wird sich gegen alle Machen»
schaften durchsetzen, denn der Bedarf
an deutschen Waren im Auslände ist
trotz des Krieges nicht gering geblieben.
Doch unsere Stärke liegt eben darin,
daß wir sofort nach Kriegsschluß, um
leben zu können, nicht erportieren
brauchen. Wir können die Krisis erst
vorüberlassen, ja, ein allgemeiner Ex»
port wird uns wohl mit Rücksicht auf
den Inlandbedarf auch nicht früher
möglich sein. Weiter günstig aber ist
es auch für uns, daß die vom Staat
während des Krieges gemachten Schul»
den im Lande geblieben sind, während
doch unsere Gegner ihre Kriegsanleihen
in nennenswerten Summen im Aus-
lande unterbringen mußten und auch
durch den Warenbezug ohne Steigerung
der eigenen Ausfuhr an das Ausland
stark verschuldet sind. Unsere Kriegs»
schulden sind aktiv, die des Vierverban»
des aber passiv.

Die größte Bedeutung hat für uns
die normale Friedensversorgung mit
Lebensmitteln. Nach dem Kriege muß
unsere Landwirtschaft auch erst wieder
Atem schöpfen. Wenn auch die ange»
strengte rationelle Ausnützung der Wirt-
schaft weiter geboten ist, so muß einer
allzu großen Ausnützung doch Vorschub
geleistet werden. Auch steht ja fest,
daß die deutsche Landwirtschaft für
die erste Zeit nach dem Kriege die selb»
ständige normale Friedensversorgung
mit Lebensmitteln nicht ermöglichen
kann. Dazu waren die Kriegseinwir»
kungen zu stark. Bedacht muß nun aber
werden, daß es ein national»wirtschaft»
liches Ziel sein muß, unsere Landwirt-
schaft derart zu stärken, daß sie ohne
allzu große Einschränkungen die Lebens»
mittelversorgunq gewährleisten kann.
Kämen wir nicht zu der Einsicht, so
müßten wir im und vom Kriege herz»
lich wenig gelernt haben. Nun zurück.
Der Lebensmittelversorgung müssen
alle unnötigen Schranken weggeräumt
werden. Für die ersten Friedensjahre
müssen die Zölle für Nahrungsmittel,
Vieh, Futtermittel usw. in Fortfall
kommen, hernach können sie wieder pe»
riodisch aufgebaut werden, bis sie
schließlich den gegenwärtigen Tarifsatz
erreicht haben. Daß die Zölle wieder
eingesetzt werden müssen, brauche ich ja
hier nicht weiter begründen. Durch die
Zollfreiheit kommt dann auch eine will-

kommene Verbilligung des Konsums
heraus, aber nicht nur dies, auch un»
sere Versorgung wird dadurch un»
gemein erleichtert.
Wie ich schon sagte, werden wir aus
der Kriegswirtschaft in den Frieden
manche Erfahrung mit hinübernehmen
müssen. So besonders auf dem Ge»
biete der Lebensmittelversorgung.
Denn mit dem Frieden stehen wir nicht
gleich wieder in den Verhältnissen, wie
wir sie von der alten Friedenszeit her
kannten. Da ist es denn noch nötig,
manche Verbrauchseinschränkung für
die erste Zeit weiterbestehen zu lassen.
Dadurch kann auch eine Überteuerung
vermieden werden, denn sonst würde
die Hamsterwut bald eine Warenknapp»
heit herbeiführen, wodurch die Preise
ungebührlich hoch gehen würden. Ab»
geschafft muß aber nach Kriegsschlnß
so schnell als möglich das Höchstpreis-
system werden, denn dadurch würden
sich die Preise auf die festgesetzten Sätze
einstellen, und an eine Preissenkung,
die die gesunde Konkurrenz hervorrufen
könnte, wäre nicht zu denken. Auch die
Qualitätsfrage würde weiter in Mit»
leidenschaft gezogen werden, wie ja die
Höchstpreisübel auch genug bekannt
sind.
Wenn wir also in Deutschland von
der internationalen Teuerung nicht
verschont bleiben werden, so sind ihre
Wirkungen für uns doch leichter zu er»
ttagen. Denn mit der Kauf»
kraft des Geldes braucht ja
die Konsumkraft der Be»
völker nng noch nicht zu sin-
ken. Und die Voraussetzun»
gen für eine Erhaltung der

Konsumkraftsind ja, wie ich
schon ausführte, bei uns ge»
geben. Unser Inlandsmarkt wird
durch seinen Bedarf uns über die Welt»
marktkrisis leichter hinwegbringen, als
dies anderen Wirtschaftsgebieten mög»
lich sein wird. Wenn wir in die-
ser K o njun kturp eri o de sie»
hen werden, dann wird uns
die gesunde Kraft unserer
Volkswirtschaft erst recht
zur Gewißheit werden.

Völkische Rundschau.

Von Dr. Eduard Metis.

Religion und Politik im Judentum.

Im Oktoberheft habe ich vier Schrif»
ten angezeigt, die von zionistischer Seite
ausgingen. Heute soll die Gegenseite
zu Wort kommen. Ihr Vertreter ist
Hermann Cohen. Unter dem
Titel: „Religion und Zionis»
mus. Ein Wort an meine Kommilito»
nen jüdischen Glaubens" hat er eine
Broschüre erscheinen lassen (Crefeld
1S16. Verlag der K. C.»Blätter), die
einen Sonderabdruck aus der elften
Kriegsausgabe der K. C.-Dlätter dar»
stellt. K. C. ist die Abkürzung für den
„Kartellkonvent" schlagender Verbin»
dungen „deutscher Studenten jüdischen
Glaubens". Cohen weist gleich im
ersten Satze seiner Abhandlung auf die
merkwürdige Tatsache hin, daß er, der
grundsätzliche Gegner des Duells und
der schlagenden Verbindungen, gerade
von den K. C.»ern die Aufforderung er»
halten habe, in ihren Blättern über den
Zionismus zu schreiben. Von den K
C.»ern war das nun freilich nichts Be-
sonderes; eher könnte man es hoch an»
schlagen, daß Cohen der Aufforderung
Folge geleistet hat. Aber über die Zeit
der Engherzigkeit in dieser Beziehung
sind wir glücklich im akademischen Leben
hinaus. Ebenso wie in freistudenti-
schen Versammlungen gelegentlich ein
Professor spricht, der alter Corpsstudent
ist, ebenso spricht hier Cohen als Lehrer
zu Studenten, ohne sich im übrigen
um ihre Sonderbestrebungen zu küm»
mern.

„Für geistige Fragen ist und bleibt
das beste Kampfmittel die positive Dar»
legung des gedanklichen Gegensatzes."
Das ist der Leitsatz, nach dem sich Co»
hens Polemik gegen den Zionismus
richten will. Zunächst weist Cohen auf
auf die Wechselwirkung zwischen Zio»

mus und Antisemitismus hin. Dann
kommt er zu der einen Kernfrage:
Wie verhalten sich Religion und Natio-
nalität? Der Zionismus setzt sie gleich.
Cohen und seine Gesinnungsgenossen
„machen die Nationalität zu einem an»
thropologischen Mittel für die Fort»
pflanzung der Religion". Die zweite
Kernfrage: Wie verhalten sich Staat
und Nationalität? beantwortet Cohen
dahin, daß der Staat in sich Nationali»
täten vereine und erst zur Nation ge»
stalte. So könne sich eine jüdische Na-
tionalität sehr wohl einem Staate, z.
B. dem deutschen, einfügen. Das hält
er dem Zionismus entgegen; das ist
seine Ansicht für die politische Seite der
Angelegenheit. Des weiteren spricht er
über ihre religiöse Seite. Wer es weiß,
wie Cohen in seiner Weltanschauung
den deutschen Idealismus mit dem alt»
jüdischen Glauben an die fortschreitende
Entwicklung der Menschheit zum Heile
und zur Selbstvervollkommnung, zu im»
mer größerer Gottähnlichkeit, verbindet,
der wird nicht darüber erstaunen, daß
auch an dieser Stelle Cohens „Mesiianis»
mus" sich gegen Angriffe wendet, mit
denen Zionisten ihn bedacht haben. Die
Tatsache, daß solche Angriffe erfolgt
sind, fiele freilich für die Sache, für
Melanismus wie für Zionismus,
kaum ins Gewicht. Nach Cohens An»
sicht ist nun aber „die Abstoßung der
messianischen Gottesidee . . . nur die
Konsequenz des nationalistischen Grund»
irrtums". Gibt man das zu, dann ist

freilich klar, daß es hier keine Versöh»
nung geben kann. Eine Anerkennung
der Leistungen des Zionismus liegt dar»
in, wenn Cohen verlangt, man müsse in
der Pflege des Hebräischen jener Partei
„den Rang ablaufen". Freilich lehnt
er es aus guten geschichtlichen Gründen
ab, die „Sprache des Heiligtums" zur
Umgangssprache zu machen. Sie bleibe
die Sprache des Gebetes.

Was könnte nun ein Zionist entgeg»
nen? Erstens würde er wohl darauf
hinweisen, daß Cohen stets von „dem"
Zionismus spricht; daß aber in Wirk»
lichkeit — vielleicht erinnert sich der Le-
ser der im Oktoberheft darüber gemach»
ten Andeutungen — ein so einheitlicher
Zionismus nicht besteht. Zweitens wird
er sich, im Zusammenhang mit gewissen
Strömungen im Zionismus, gegen die
Ansicht wenden, Zionismus und Mes»
sianismus seien unverträglich. Kann
denn ein Volk, und wenn es noch so
national abgeschlossen ist, keine Mensch»
heitsideale entwickeln, muß es denn in
seinem Denken stets im eigenen Kreise
bleiben? Ein Zionist würde natürlich
auch die Sprachenfrage anders sehen
und das Verhältnis von Staat und Na»
tionalität anders darstellen; denn täte
er das nicht, so entzöge er sich den Bo-
den unter den Füßen. Wer aber nicht
Zionist ist, für den bleiben nur die bei»
den ersten Einwände bestehen. Was
Cohen über Nationalität und über
Sprache sagt, ist ja nicht neu; vielleicht
aber ist es dem ehrwürdigen Manne be»
schieden, daß seine Worte nachdrück»
licher wirken als die anderer. Und
wenn auch nicht: so wird die Broschüre
mit ihrer innigen Liebe zur Sache ihren
Wert behalten zur Würdigung der Per»
sönlichkeit ihres Verfassers.

In Cohens Schrift tritt die Auffas-
sung des Judentums als religiöser An»
gelegenheit den Kreisen entgegen, denen
es eine politische bedeutet. Religiöses
und politisches Judentum (man erlaube
diese kurzen Bezeichnungen) zusammen
werden unter politischen Gesichtspunkren
betrachtet in einer auf alle Fälle hoch»
interessanten Arbeit von Sigbert
Feuchtwanger: „Die Juden»
frage als wissenschaftliches
und politisches Problem."
(Berlin 1916, Carl Heymanns Verlag.
Sonderdruck aus der „Zeitschrift für
Politik".) Dem jetzt so beliebten
Schlagwort „Neuorientierung" stellt

Feuchtwanger das Wort „Orientie»
rung" entgegen; und wirklich: wie
denkt man sich eine „Neuorientierung"
auf Gebieten, auf denen man vorher
gar nicht orientiert war und es zum
Teil jetzt noch nicht ist? Zur Orientie-
rung über die Judenfrage will der Ner»
fasser verhelfen. Seine Anschauung er»
innert wohl ein wenig an die des So»
krates. Wie dieser das Problem darin
sieht, ob die Tugend lehrbar ist, und wie
diesem die Ansicht, die Tugend sei ein
Wissen, die Beruhigung gibt, daß alle
Menschen Tugend lernen können, so er»
hofft auch Feuchtwanger vom Wissen,
das doch allen zugänglich ist, die Lö-
sung der Schwierigkeiten. Nun, er ist
selbst zu sehr Politiker, um nicht die
Hindernisse zu kennen, die auch nach er»
folgter „Orientierung" zu überwinden
sind. Gut jedenfalls, daß der orientie»
renden Werke immer mehr werden; die
Böswilligen werden sich zwar nicht be»
lehren lassen, aber eine Ausrede wird
ihnen auf diese Weise genommen.
Kritische Behandlung des Tat»
bestandes der heutigen Judenpolitik ist
das erste Ziel des Verfassers; auf die-
sem Wege will er „zu einer .Erkennt»
nistheorie der Judenfrage' (wenn die»
ser Ausdruck gestattet ist) vordringen".
Den Ausdruck wollen wir ihm lieber
nicht gestatten. Erkenntnistheorie habe
ich in dem Buche nicht gefunden. Es
wird sich noch zeigen, daß das Bestre»
ben Feuchtwangers, sie hineinzubringen,
gar nicht am Platze ist. Nur an einer
Stelle hätte ich wirkliche erkenntnis»
theoretische Überlegung gewünscht: auf
S. 18, wo es sich um die Frage handelt:
„Was ist wissenschaftliche Wahrheit?"

Lassen wir es auf sich beruhen, was sie nun wirklich ist; auf keinen Fall ist sie das, was Feuchtwanger unter ihr versteht. Sein Satz: „Jede überzeugende Wahrheit ist wissenschaftliche Wahr» heit" versetzt das Kriterium aus der logischen Sphäre, der es angehören muß, in die psychologische. —
Eine „Jüdische Chronik" leitet die Schrift zweckmäßig ein. Hier Einzelhei» tcn zustimmend oder abweichend hervor» zuheben, halte ich nicht für geboten; nur eine sei erwähnt, da sie sich dem Zu» sammenhang dieses Aufsatzes einfügt. Der „vornehmste Repräsentant" des liberalen Judentums ist für Feuchtwanger Hermann Cohen; das System die» ser Richtung steht, wie er es ausdrückt, „dem modernen deutschen Protestantis» mus — bis auf einige Unterschiede in der Gottesidee — sehr nahe". Nun rückt aber Cohen in der eingangs besprochenen Schrift entschieden von dem modernen deutschen Protestantismus ab; für ihn sind eben die in der Parenthese erwähnten „Unterschiede in der Gottes» idee" gar nicht so nebensächlich. Für das liberale Judenrum mit seiner Assi« milierungstendenz mag Feuchtwanger recht haben; Hermann Cohen aber darf in diese Auffassung nicht hineinbezogen werden. „Assimilantismus" ist für Feuchtwanger der Parteiname für das liberale Judentum; der Ausdruck klingt kraß, sagt aber doch wohl das Wesentliche. Im 7. Kapitel spricht Feucht» wanger von ihm wie von Orthodoxie und Zionismus, nachdem er den Anti» semitismus behandelt hat. Überblickt man sein Buch im ganzen, dann wird man ihm Streben nach Objektivität zugestehen müssen; an einzelnen Stellen freilich schlägt er der Orthodoxie gegen» über einen gar zu unfreundlichen Ton an. Mißverständnisse, die Feuchtwan» ger bei seiner Besprechung der Ortho» doxie untergelaufen sind, haben ihre Richtigstellung im Frankfurter „Jsrae» lit" (19t6; Nr. 27, 28) gefunden; hier, wo eingehendere Behandlung intern jüdischer Dinge nicht am Platze ist, sei nur auf die dortige Besprechung verwiesen.
Noch einmal: Im ganzen hat der Verfasser seiner Schrift die Wissen» schaftlichkeit dadurch gewahrt, daß er sich zu seinem Stoffe durchaus kritisch stellt, und daß er sein Urteil über ein» zelne Richtungen schließlich doch nicht

durch Vorliebe und Abneigung bestim»
men läßt. Trotzdem ist über die Wis»
senschaftlichkeit seines Buches noch zu
reden. Denn ihm ist Wissenschaft Er-
kenntnistheorie. Nicht umsonst hab«
ich oben den Fehler in der für eine poli»
tische Schrift scheinbar so nebensäch-
lichen Definition von „wissenschaftlicher
Wahrheit" gerügt. Denn an demselben
Psychologismus wie sie krankt die ganze
Abhandlung. In Kapitel 3 wendet sich
Feuchtwanger gegen die bislang allge-
mein übliche Art, jüdische Geschichte zu
treiben. Nicht die Schicksale der Juden
gelte es zu verfolgen; den Historiker,
der das tut, vergleicht er einem Botani-
ker, der etwa nur Pflanzen mit blauen
Blüten sammelt. Der Vergleich hinkt!
Ein solcher Historiker ließe sich vielmehr
mit einem Botaniker vergleichen, der
eine Monographie über, nun sagen wir:
die Schmetterlingsblütler, oder noch
enger nur die Bohnenarten, verfaßt.
Die Berechtigung wird man einem sol»
chen Unternehmen doch nicht absprechen
können. Daß die Forschung sich nicht
aus Monographien zusammensetzen darf,
daß der Uberblick über das Ganze ge»
boten werden muß, ist etwas anderes.
Selbstverständlich hat Feuchtwanger
recht mit seiner Forderung, man solle
nicht so tun, als sei das Judentum
aus dem Zusammenhang des übrigen
Geschehens loszulösen. Aber wenn die
von ihm abgelehnte Art der Geschichts»
schreibung angibt, welcher Art das jü-
dische Geistesleben etwa unter der Mau»
renherrschaft in Spanien war und
welcher Art unter der Inquisition, wel»
cher Art in dem Deutschland der Auf»
klärung und welcher Art in dem Ruß»

land der Reaktion, dann kann man das
doch keine isolierende Betrachtungs-
weise nennen! Hier ist doch wenigstens
eine Seite des Verlangens erfüllt, das
Feuchtwanger in den Worten aus»
spricht: „Jüdische Geschichte ist die
Darstellung des Einflusses der Wirts»
völker auf das Leben der Juden und des
Einflusses der Juden auf das Leben der
Wirtsvölker." Den zweiten Teil dieses
Verlangens zu erfüllen ist allerdings
deshalb so unendlich schwer, weil es
schlechterdings kein einwandfreies Kri»
terium für „jüdischen Geist" gibt. Man
bezeichnet mit ihm gewöhnlich das, was
einem paßt; der Antisemit das Wert»
lose, der Philosemit das Wertvolle.
Subjektiv sind die Maßstäbe, die hier
angelegt werden; eben darum sind sie
nicht „wissenschaftlich". Darin, daß
Feuchtwanger trotzdem bemüht ist, seine
eigene Forderung zu erfüllen, und darin,
daß er daher gezwungen ist, mit subjek-
tiven Kriterien zu arbeiten, liegt der
Psychologismus, der es unmöglich
macht, seine Arbeit als auch erkenntnis»
theoretische anzuerkennen.

Im „Schluß" unterscheidet Feucht»
wanger die objektive Judenfrage von
der subjektiven; die objektive liege in
„der unlöslichen Verquickung von Jü»
dischem mit Nichtjüdischem", die subjek»
tive in dem zu geringen Wissen von
dieser Verquickung. Nun heißt es im
letzten Satz: „Diese subjektive Juden-
frage aber kann gelöst werden — von
der Wissenschaft." Wissenschaft — das
muß hier dasselbe bedeuten wie die „Er»
kenntnistheorie der Judenfrage" im
Vorwort. Mangels objektiver Kn'te»
rien, die sich zur Klärung der bewußten
„Verquickung" verwenden ließen, ist die
Erkenntnistheorie aber nicht zuständig.
Die Geschichte in allen ihren Formen
wird in die Bresche springen müssen.
Aber sie wird die „subjektive Juden»
frage" ebensowenig lösen können, wie
sie irgend ein anderes Gegenwarts» und
Zukunftsproblem lösen kann. Sein
hochgestecktes Ziel hat Feuchtwanger
also nicht erreicht. Aber darüber sei
nicht vergessen, daß seine Schrift reich
genug an feinen Bemerkungen und an
überraschenden Gesichtspunkten ist (Ost-
judenproblem! Deutschtum und Juden»
tum!). Daher will ich wünschen, daß
recht viele Leser sich entschließen, über
die in ihr angeschnittenen Fragen nach»
zudenken.

Rundschau der Kriegs» literatur XVI.

Von Dr. zur. Kurt Ed. Imberg.

Der bekannte nationalliberale Reichs» tagsabgeordnete Dr. Gustav Strese» mann hat soeben im Reichsverlag (Berlin) unter dem Titel „Michel, horch, der Seewind pfeift" eine Reihe interessanter und lesenswerter Aufsätze und Vorträge erscheinen lassen, die die Grundgedanken der Notwendigkeit der deutschen Seegeltung, deutscher Wirt» schaftsgeltung und deutscher weltpoliti- scher Geltung zusammenfassen, und in denen er immer wieder betont, daß es jetzt gilt, alle wirtschaftlichen, politischen und militärischen Kräfte zum Kampfe gegen England zusammenzuraffen.

Viele erfreuliche Gedanken birgt das Buch eines anderen Reichstagsabgeord» neten, des Sozialdemokraten Dr. Paul Lensch, das sich „Die Sozialdemokra- tie, ihr Ende und ihr Glück" betitelt und im Verlage von S. Hirzel in Leipzig er» schienen ist. Der frühere Chefredakteur der „Leipziger Volkszeitung" behandelt hier die entscheidenden Ereignisse in der Partei und zeigt die neuen Znt» wicklungslinien, die er und seine poli- tischen Freunde erkannt haben. Den Zusammenbruch der Internationale er» klärt er aus der Sonderstellung der eng» lischen Sozialisten, die nur durch die englische Weltherrschaft ermöglicht wurde. Von hier aus gewinnt er den Standpunkt zu seiner Beurteilung der Gesamtlage des Sozialismus. In Eng» land erblickt er den Vertreter einer zur

Rüste gehenden Gesellschaftsstruktur
und in Deutschland den Vorkämpfer
einer neuen, höheren Gesellschaftsform.
Der Verlag von Ullstein in Berlin
hat wiederum einige neue bemerkens»
werte Bücher herausgebracht. Das
Buch des Kapitän PaulKönig „Die
Fahrt der Deutschland" bedarf wohl
kaum noch der Erwähnung. Die Tat»
sache, daß innerhalb weniger Wochen
über 150 000 Exemplare verkauft wer-
den konnten, gibt den besten Beweis
für die verdiente gute Aufnahme, die
der tapfere Führer unseres ersten Han»
delsunterseebootes mit seiner vortreff»
lichen,und anregenden Schilderung beim
Publikum gefunden hat.
Von der Sammlung „Männer und
Völker" liegen wiederum zwei neue
Bände vor. Auf Grund großer, durch
eigene Anschauung erworbener Sach-
kenntnis gibt Dr. Th. Preyer in
seinem Buche „Ägypten und Indien"
Aufschluß über die britischen Hoffnun»
gen auf ein zusammenhängendes asia-
tisch»australisch-afrikanisches Imperium,
über die wahrhaft großartige Sicherung
der Etappenpunkte und Zufahrtsstraßen,
über die englischen Kolonisationsmetho»
den, über die wirtschaftliche Ausbeutung
der beiden reichsten Kolonialgebiete und
die despotisch straffe Verwaltung, die sie
dauernd niederdrückt und besonders In-
dien an der Grenze der Existenzkraft
hält. Besonders sei auf das interessante
Kapitel über die Sinaihalbinsel auf-
merksam gemacht, das viele bisher wenig
beachtete Momente enthält.
Auch das zweite Buch dieser Samm-
lung, „Amerika" von C. A. Bratter,
dürfte Beachtung verdienen, zumal der
Verfasser des Ausführlichen die Fragen
der amerikanischen Parteien und Wahlen
schildert, die gerade jetzt in der Zeit der
Präsidentenwahl von größtem Interesse
sind.
Im Anschluß hieran sei das zweibän-
dige, im Verlage von S. Fischer (Ber-
lin) in deutscher Übersetzung erschienene
Werk des jungen amerikanischen Ge-
lehrten Gustavus Myers: „Ge-
schichte der großen amerikanischen Ver-
mögen" genannt, das in dankenswerter
Weise eine längst schwer empfundene
Lücke in unseren Kenntnissen über Ame-
rika ausfüllt. In außerordentlich gründ-
licher und ausführlicher Form verfolgt
Myers die Entwicklung von den ersten
Anfängen der Kapitalbildung bis zu

den höchsten Höhen des vertrusteten Kapitals, und es zeigt sich, daß das Minimum an staatlichem Zwange dem ökonomischen Egoismus der Einzelnen ein viel stärkeres Maß von Jmmoralismus beigemengt hat, als bei uns, daß dessen Schlammwellen bis tief in die Verwaltung und in das Rechtswesen eingedrungen sind, und daß nur die besonders günstigen Umstände der amerikanischen Entwicklung und Entwicklungsmöglich» keiten die menschlichen Spannkräfte nicht gelähmt, sondern im allgemeinen frisch erhalten haben. —

Als Ergänzung zu seinem Buche „Mitteleuropa" hat Friedrich Naumann nunmehr einen kleinen Nachtrag im Verlage von Georg Reimer in Berlin erscheinen lassen, in dem er das Thema „Bulgarien und Mitteleuropa" in kurzer, aber treffender Weise behandelt und einen guten Überblick gibt über die Geschichte, die Wirtschaft und Politik unseres neuesten Bundesgenossen.

Ein ausgezeichnetes Buch über „Politik und Moral" veröffentlicht Otto Baumgartner im Verlage von I. C. B. Mohr in Tübingen. Den ersten Teil dieser klaren, völlig objektiven Betrachtungen bildet ein kurzer Überblick über die Auffassung, die die Frage „Politik und Moral" im Wandel der Zeiten durchgemacht hat, während der zweite Teil die systematische Untersuchung bietet. Die äußerst interessanten Ausführungen sind einer sorgfältigen Beachtung wert.

Anschließend hieran sei auch ein Vortrag kurz erwähnt, den der bekannte Berliner Universitätsprofessor Alfred

Vi erkaudt in der Kantgesellschaft
gehalten, und den er jetzt durch Heraus»
gabe im Verlage von Reuther u. Rei-
chard unter dem Titel „Machtverhält»
nis und Machtmoral" einem weiteren
Kreise zugänglich gemacht hat.
Eine vonKarlWeitz el verfaßte
Schrift „Der deutsche Staatsgedanke —
der Bürge unserer Zukunft" (Verlag der
Weidmannschen Buchhandlung in Ber-
lin) verfolgt die erfreuliche Absicht, uns
von einem Fehler frei zu machen in un-
serer politischen Auffassung, der uns
vielfach gehindert hat, zu einer gedeih»
lichen Gestaltung unserer politischen Zu-
stände zu gelangen. Viel zu lange sind
wir fremden Vorbildern im politischen
Leben nachgelaufen; erst Bismarck hat
«ns auf eigene Füße gestellt. Dem Ver»
fasser ist der Gedanke des deutschen
Staatsgedankens nach außen bestimmt
durch den Gedanken der Führung und
des gemeinsamen Zusammenarbeitens
mit allen Nationen für gemeinsame
Kulturziele, nach innen durch die Idee
des Bundesstaates, deren Übertragung
auf die Verhältnisse Europas er als ein
Ideal der Zukunft hinstellt.
Ein geschichtliches Werk, das gerade
für unsere Tage von größtem Interesse
ist und das jedem aufs wärmste empfoh»
len werden kann, der zu dem großen Pro»
blem Mitteleuropa Stellung nehmen
will, ist das Buch des Wiener Histori»
kers RichardCharmatz über „Mi»
nister Freiherr von Bruck", das bei S.
Hirzel in Leipzig verlegt ist. Zum ersten
Male wird in diesem Buche eine lebens-
warme Biographie des bedeutenden
österreichischen Staatsmannes und be-
geisterten Vorkämpfers Mitteleuropas
gegeben, ein Bild, dem ebensosehr das
Studium in verschiedenen Archiven, wie
die genaue Kenntnis der Literatur und
der Zeitungen und die anziehende Dar»
stellungsweise des Verfassers zustatten
kommt. Sehr zu begrüßen ist es, daß
der Verfasser im zweiten Teil seiner Ar»
beit die Denkschriften gibt, die Bruck
über die mitteleuropAsche Frage ver-
faßt hat.
„Die deutsch»türkischen Wirtschafts»
beziehungen" behandelt eine Reihe von
Aufsätzen, die Reinhard Junge
als erstes Heft der „Flugschriften der
Auskunftsstelle für deutsch » türkische
Wirtschaftsfragen" im Verlage von Gu-
stav Kiepenheuer (Weimar) veröffent-
licht. Man kann nur wünschen, daß

recht bald weitere Hefte folgen werden,
die weiten Kreisen Aufschluß geben über
die wichtigen, aber keinesfalls leicht zu
nehmenden Fragen, die unserer in der
Türkei und dem Orient überhaupt har»
ren.
Im 25. Heft der von Prof. Georg
v. Schanz und Prof. Julius Wolf bei
Ferdinand Enke in Stuttgart herausge»
gebenen Sammlung „Finanzwirtschaft»
liche Zeitfragen" gibt Prof. Julius
Wolf unter dem Titel „Finanzwirt»
schaftliche Kriegsiaufsätze" lesenswerte
Äußerungen zu den Steuerfragen. Im
Gegensatze zu vielen anderen Fachmän-
nern bringt Wolf den direkten Reichs»
steuern, mit Ausnahme der Erbschafts»
steuer, nur wenig Sympathie entgegen,
da er befürchtet, „daß durch llberant»
wortung der direkten Steuergewalt an
das Reich, welcher staatsrechtlich schon
heute nichts im Wege steht, der bundes»
staatliche Charakter des Reiches be-
rührt, ja schwer getroffen werden würde.
Die Selbständigkeit und Entwicklungs»
fähigkeit der Einzelstaaten und die För»
derung der Kulturaufgaben durch sie
wäre in Frage gestellt und die Wurzeln,
aus denen das Reich seine Kraft gegen»
wärtig saugt, gelockert." Dies muß aber
auf jeden Fall vermieden werden. Dar-
um plädiert Wolf dafür, daß die erfor-
derlichen Geldmittel in erster Linie durch
indirekte Steuern aufgebracht werden
müßten.
Mit einem äußerst wichtigen Thema,
„Deutschlands Rohstoffversorgung" be-
schäftigt sich WaltherRat henau
in einer kleinen, bei S. Fischer in Berlin

verlegten Abhandlung, in der er die Organisation der Rohstoffversorgung, die seiner Initiative und seiner Arbeit ihr Werden und ihre Leistungen ver» dankt, in kurzen Umrissen schildert. Eine Biographie des Vaters des Vorgenannten hat A. Riedler im Verlage von Julius Springer veröffent» licht, in der er „Emil Rathenau und das Werden der Großwirtschaft", die beide eng miteinander verknüpft sind, be» schreibt. Diese Lebensbeschreibung, die ein gutes Stück unserer wirtschaftlichen Entwicklung behandelt, dürfte vielen sehr willkommen sein. —
„Die Wahrheit" betitelt sich eine Schrift des Franzosen JosephBer- t o ur i eur, die soeben im Verlage von Ferd. Wyß in Bern erschienen ist. In nüchterner Untersuchung entwirft der Verfasser ein Bild der Weltlage vor dem Kriege. Seine Ergebnisse sind in kurzen Worten vor allem die Haupt» schuld Englands am Weltkriege, König Eduards verbrecherische Politik, Poinca» r«Zs Rolle und die Haltung der Entente» presse. Das Ende ist Frankreichs große Täuschung, dieses selbst das Opfer des englischen Egoismus. Mit Entschieden» heit verlangt der Verfasser am Schluß seiner Betrachtungen einen sofortigen Frieden: das einzige, was Frankreich vor dem Abgrund retten kann. —
„Wir wollen keinen Waffenstillstand von Englands Gnaden, sondern einen wahren Gottesfrieden, der Dauer ver- spricht!" Das ist die Schlußfolgerung, die L e o G o tt st e i n, dessen „Politische Betrachtungen eines Nichtpolitikers" wir erst kürzlich hervorzuheben Gelegen» heit hatten, in einer neuen kleinen Bro- schüre „Wollt Ihr Waffenstillstand oder Frieden?" zieht, die er bei Otto Elsner in Berlin verlegt hat, und in der er sich in der Hauptsache an das große Publi» kum wendet. —
Einen schönen Beitrag zur Kriegs» literatur bilden die im Verlage von Paul Cassierer (Berlin) erschienenen „Feld- postbriefe eines Fahnenjunkers", in de» nen ein Neunzehnjähriger in frische» und lebendigem Tone, in einfach schlich» ter Herzlichkeit seinen Eltern von seinen Kriegsfahrten berichtet. Die Tatsache, daß dieses kleine Büchlein bereits in zweiter Auflage erscheinen durfte, was nur wenigen Veröffentlichungen ähn» lichen Inhalts beschieden, ist das beste Zeichen, daß diese fesselnden Briefe die

Aufmerksamkeit des Publikums auf sich gezogen haben.

Von den „Frontberichten eines Neutralen", die bei August Scherl im Verlag erscheinen, liegt nunmehr der dritte Band vor, in dem uns der schweizerische Major Tanner zum Osten führt und uns in ebenso anregender Weise wie in den ersten beiden Banden das Leben an der Ostfront schildert.

Im Verlage von S. Fischer in Berlin sind neuerdings zwei Schilderungen vom Kriege erschienen, die nicht ohne Interesse sind. — Unter dem Titel „Der Kampf auf dem Balkan" gibt Emil Ludwig das Ergebnis seiner Reisen, die ihn während 15 Kriegsmonaten durch den Balkan, Kleinasien und Syrien geführt haben. Ludwig stellt uns mit psychologischer Schärfe die Persönlichkeiten des Sultans und des Königs Konstantin nach seinen Audienzen, Männer wie Enver, Talaat, Goltz, Liman, Souchon und die Minister in Athen nach zahlreichen Aussprachen psychologisch vor. Er zeichnet nach vielen Beobachtungen die Kämpfe an den Dardanellen und auf Gallipoliz er schildert seine abenteuerliche Fahrt ins feindliche Lager vor Saloniki und in Mackensens Hauptquartier und läßt uns durch Serbien und auf heimlichen Wegen durch Thessalien reisen. — Das andere Buch stammt aus der Feder des ungarischen Dichters Franz Molnar, der auch in Deutschland nicht ganz unbekannt ist. Schlagfertig und scharf zeichnet er dem Leser die „Kriegsfahrten eines Ungarn", die Marfchbilder und Kampfbilder, Taten und Stimmungen, Rührendes und Gewaltiges an unserem Auge vorüber»

ziehen lassen. Und alles dies fügt sich zu einem Gemälde von imponierender Deutlichkeit, Vielseitigkeit, Buntheit und Schärfe.

Eine objektive Schilderung des Lebens und Treibens der Internierten in England und eine anschauliche Darstellung der Lager von den ersten traurigen Zeiten bis zur Einführung menschen» würdigerer Zustände durch die eigene Organisation der Gefangenen gibt HansErichBendirin seiner bei Friedrich Andreas Perthes in Gotha veröffentlichten Broschüre „In England interniert".

Ein Buch, dem sicherlich dauernder Wert zukommt, ist ein Tagebuch „1914 bis 1916", das Eduard Engel im Verlage von George Westermann in Braunschweig erscheinen läßt. Es liegen bis jetzt vier stattliche Bände dieses Werkes vor, die die Ereignisse des Weltkrieges bis zum 24. Mai 1916 be» handeln. Der Verfasser gibt in diesem Tagebuche die Berichte der verbündeten und der feindlichen Heeresleitungen, sowie Auszüge aus den verschiedensten Zeitungen über die Ereignisse des Tages. Der Zusammenhalt wird hergestellt durch kurze, treffende Bemerkungen des Verfassers zu den einzelnen Geschehnis» sen. Da dies Tagebuch auch in einzel» nen Heften erscheint, so wird die An» schaffung dieses Werkes dankenswerter» weise auch einem größeren Leserkreise ermöglicht.

Mit glänzender Sachkenntnis und mit seiner bewährten Kunst anschaulicher und spannender Darstellung führt Adolf»Victor von Koerber in seinem neuen Buche „Luftkreuzer im Kampf" (C. F. Amelangs Verlag, Leip» zig) den Leser in das Leben und Trei» ben an Bord eines Luftkreuzers ein. Wir lernen hier den Luftkrieg der Heeres- und Marine»Luftschiffe, vereinigt mit Flugzeugen, Kriegsschiffen und Unterseebooten in allen Phasen kennen. Der Verfasser versucht in diesem Buche, uns ein wenig von dem Seelenleben der Luftkämpfer zu erzählen und die Schön» heit der Luftfahrt im Sturm, Sonnen» schein, Gewitter und Wolkenmeer zu schildern.

Literarische Rundschau.

Von Hanna Gräfin v. Pestalozza.

Julius Bab's erstes Gesamt» werk seiner Sammlung „1914. Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht"*)

vereinigt unter dem gleichen Namen die sechs ersten Hefte, ordnet den Inhalt neu an und erweitert ihn nicht unwe» sentlich durch zahlreiche neue Gedichte und ganze Inhaltsabschnitte. So liegt eine neue Gabe vor, die kraft der von Julius Bab vertretenen Forderung eines Mindestmaßes künstlerischer Höhe eine gewisse künstlerische Befriedigung in jedem Fall sichert. Wie oft aber steigert sich diese zu wahrem Genuß. Denn es sind herrliche Gedichte da, Ge- dichte, in welchen sich der formale Aus» druck mit der Kraft und Herzensandacht des Inhalts zu einer ihrer selbst frohen künstlerischen Tat vereinigt, deren Wir» kung ästhetische Freude und innerliche Erhebung ist. Zumal an Richard Deh' mels „Deutschlands Fahnenlied" denke ich, an Gerhart Hauptmanns „O mein Vaterland", Hugo Zuckermanns „Öster» reichisches Reiterlied", Walter Hey- manns „Ostpreußischen Landsturm"; ich denke an „Heilands Geburtstag" von Hermann Hesse, an „Kriegsweihnacht" von Frieda Schanz, an „Die Erde und der Krieg" von Alfons Petzold. Ich denke dankesvoll an Albrecht Schaeffer, Isolde Kurz, Heinrich Lersch, Will Vesper, Bruno Frank, Elinor von Hopffgarten. Die von Julius Bab ge» troffene Anordnung der Gedichte ver» mittelt eine eindrucksvolle Übersicht über

*) Morawe und Scheffclt Verlag, Berlin.

Geschehen und Seelenstimmung, wie
sie im ersten Kriegsjahr neuartig und
frisch waren. Ergreifend ist dieses
Zeugnis einer Zeit. In ihren Quell
hinabzutauchen, um den Staub grauer
Gewöhnung von sich zu tun, die gegen
das Erhabene 1916 sich vergehen läßt,
das gleich dem von 1914 ist, doch ge-
steigert durch das Pathos der Dauer,
das wäre dem Menschen zum Heil; der
Gegenwart als Schuldigkeit wäre es
dargebracht. Möchte vielen dieser
Quell sein!

Das Können eines Dichters verra»
ten die nach Ausdruck edlen, nach
Rhythmus schwingenden Verse des dra-
matischen Gedichts „Der Flieger"*)
von Edwin Krutina, verrät auch die
wirkungsvolle Gegenüberstellung von
Hauptfigur und Kontrastfiguren; die
Seele eines Dichters verrät die Weis»
heit und Zartheit der Idee vom echten
Menschentum, dem ewig leidenden, dul»
denden, kämpfenden. Hier ist die Ten»
denz von der Reinheit des Menschen»
tums, die unbefleckt sich erhalten soll
von der Blutschuld kalter Gedankenar-
beit und der Erfolgsanbetung, zur Kunst
geworden, weil der Prophet, der Eife»
rer, dieser junge Dichter, der sein Werk
seinem Sohne widmet, Künstler ist.
Feinheiten, die das Herz bewegen, weil
es sie als Heimatsklänge erkennt, bie»
ten sich auf jedem Blatt; durch den
Mund der Mutter und des liebenden
Weibes werden sie am ursprünglichsten
vermittelt; aber auch die allegorischen
Gestalten sind von echter Wirkung. Das
kleine feine Werk sollte von vielen ge-
kannt sein.

An Kurt von Oerthel's Gedichtband
„Und laßt die lieben Toten sprechen"**)
erinnert man gern bei Anlaß der zwei»
ten Auflage. Man ruft sich gern diese
feine deutsche Kunst wieder in die Seele.
Sie hat die schönklingende Sprache, die

Felix Lehmann Verlag, Berlin»CKarlot»
tenkmi-g.

") Raben»Verlag, Charlottenburg.

reiche Phantasie, die warmen und
schnurgeraden Gefühle. Sie öffnet die
großen seligen Heimlichkeiten: da«
Muttertum, das Sterben, die Einheit
des Kosmos. Sie besitzt es, die Reali-
täten des Krieges mit metaphysischen
Schleiern zu umgeben, mit metaphysi»
schein Glänzen zu erleuchten, und darum
gibt sie das wahre Wirkliche. Dem
ästhetischen Sinn eine Freude, dem Her»

zen ein Freund ist sie. Möchte sie vie»
len ihre Gaben spenden.
Der Votivpsalm von Pater Ansgar
Pöllmann „Maria vom deutschen
Siege"*) gehört mit in den inneren
Schrein, wo wir die Juwelen der Poe»
sie andächtig bergen. In der Kraft
und schönen Eigenart der Bilder,
im gedrängten Stil erinnert er an die
alte hebräische Poesie; in diesen Man-
tel, purpurn, von schwerem schleppen»
den Samt, ist der neue Inhalt gehüllt.
Dieser neue Inhalt von Maria, der
menschliche Innigkeit und lieblichste
Kultur des katholischen Christentums
ist, muß weit über seine Grenzen wir»
ken. Sollten nicht alle jetzt mit dem
Dichter ihre Herzen anzünden wollen
vor Maria im Flehen um den deutschen
Sieg? Das kleine, erlesene Kunstwerk
kann draußen und drinnen viel Erhe»
bung wirken.
Josefa Metz gibt einen Novellen-
band, in welchem ihre Liebe und Weh»
mut um rettungslos dem Leid und der
Härte Anheimgegebene steht. Ihre
„Wehrlosen"**) sind Kinder, sind Halb»
erwachsene, sind die Gereiften. Kindern
und Halberwachsenen die Seelen auf»
zuschließen, das scheint das Gebiet der
Dichterin zu sein, wo sie am reinsten
von durck?aus starker Eigenart sich be-
währt. Hier schenkt sie den vollen Ein»
druck einer Persönlichkeit. Ihre Erzäh»

»"> Verlag von Jos. C. Huber, Diesten vor
Minchen.
") Felix Lehmann Verlag, Berlkn»Charlot»
tenburg.

lungen aus Kinderland, das arme Ge-
schick des kleinen Jo der „Pension
Hall", das schmerzvolle Erwachen des
Halbkindes „Edna", die heimlichen
heimatlichen Beziehungen zwischen der
jungen Doris und dem Hotelboy, dem
„Siegellack-Boy", die Lebensfurcht der
kleinen Eva vom „Ferienheim", die bit»
tere Weltkenntnis des Pikkolo Alois
in der „Kleinen Tragödie" und in der
„Dünenvilla" der beiden Mädchen leid»
volles Irrewerden am Heiligen, an der
Mutter, das alles ist schluchzendes
Kinderleben, ist jene heilige Provinz,
die der Fuß sehnend und mit Andacht
betritt. Ganz voll Eigenart und wie
eine Melodie verklingend sind auch die
Novellen der Erwachsenen „Andreas
Krog", „Frühlingsfest", ist auch die
Novelle der Erwachsenen mit dem klei»
nen musizierenden Mädchen als Mit»
telpunkt „Schwüle Nacht". Weniger
selbständig muten die Signe und die
Mutter des kleinen Jo in „Pension
Hall" an. Diese Künstlerin zeichnet
meist ein starker Sinn und eine glück-
liche Hand für das Stoffliche aus; sie
lst also begnadete Erzählerin. Die
Psychologie, die ihre Erzählungen ver»
tieft, ist fein und köstlich. Mit ihr
schenkt sie Silberblicke und tanzendes
Sonnengold. Sehr kultiviert ist die
Sprache.

Zwei Köstlichkeiten umschließt Band
44 der Sammlung „Langens Mark»
bücher", zwei Novellen von Björnstjerne
Björnson. Nach der ersten führt der
Band den Namen „Mutters Hände"*).
Es sind Hände, welche die Arbeit lieben,
und denen man die Arbeit ansieht. Sie
mahnen auch die Tochter, sich zum
Glauben an die Arbeit und zur Liebe
zur Arbeit zu entscheiden. Wie der
große Dichter diese Humanitätsidee ein»
kleidet, das ist er ganz. Aus dem Ab»
schiednehmen der Offiziere vor dem
Coupöfenster und dem Gegengrüßen de<

*j Wert Langen Verlag, München.

jungen Weibes empfängt man die volle
Erkenntnis seiner edlen, aber noch zwi-
schen der großen Welt und dem echten
Wirklichen schwankenden Seele. Die
Mutter, die die Flamme und die Sehn»
sucht dahin richten will, wo sie selbst
steht, wo vor allem der Gatte und Vater
stand, der ein Liebender der Wirkenden
und der Herold einer neuen Zeit war,
ruft Natur und alte Heimatsstätte sich
zu Bundeshelfern. Hatte der erste Teil

die Kargheit der Situation unglaublich
reich und gewandt ausgenützt zu einer
vollen Orientierung über äußere Lebens-
umstände und inneres Erleben der
Tochter, so fließt hier im zweiten Teil
die Auferstehung des verstorbenen Gut»
ten und Vaters, wie die Mutter sie mit
der Ausgabe ihres ganzen Seins, im
Angesicht des vertrauten Waldes und
Stromes, zum Heil der Tochter bewirkt,
wie ein Fluß in seinem vielfachen Licht
und Duft voll dahin.
Die große Gabe des Dichters, aus
dem Gesicht eines Menschen, seinen
Augen, seinen Händen, seinen Bewe-
gungen etwas Inneres zu lesen, in weni»
gen und einfachen Worten Tiefen,
Reichtum und Rätselvolles zu geben,
was ja überhaupt die Meisterschaft der
nordischen Dichter zu sein scheint, ent»
faltet sich auch in der zweiten Novelle
des Bandes: „Eisenbahn und Kirch»
hof". Ebenso leuchtet und wärmt hier
wieder ein sittliches Zentrum. Ehe
Knut und Lars, die beiden um die Ge»
meinde wohlverdienten Männer, zur
Höhe sozialer Arbeit und bewährter
Freundschaft gelangen, müssen sie durch
Leiden und Selbsteinkehr und Selbst-
überwindung; Lars' praktischer Sinn
ergibt erst dann die reinen Werte für
die Allgemeinheit, wenn er sich mit
Knnts Geist und prächtigem Gemüt ver»
eint.
Als ein hohes soziales Werk sind
„Langens Markbücher" zu begrüßen.
Nichts Geringeres vollbringen sie, als
ins Volk beste Kunst zu tragen.

Rundschau

Theater»Rundschau.

Von Assaf Ciffrin.

Ach, wenn in unsrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unserm Busen helle,
Im Herzen, das sich selber kennt.

Draußen ist tiefe Nacht. Die Menschheit durchlebt — oder durch» stirbt — ihre dunkelsten Stunden, und die Erde bebt in ihren Wehen. Rudel von schwarzen Pudeln, der dunklen Sache verdungen, vollführen ihre schwarzen Künste, toben, reißen hernie» der, martern und zerbrechen die Sa ch e der weißen Menschheit. —

Allein, während die physische Größe, die Menschlichkeit ins Dunkel hineintappt und der Welt verloren geht, entzündet sich hier innen das liebliche Licht des Menschentums — die Lampe der Kunst brennt freundlich wieder. Unsere Seele wird wach und blickt verwundert auf dieses Licht, das das Kostbarste, Innigste der Menschheit bedeutet, und staunt ob des Phänomens, daß dieses Licht trotz der rasenden Stürme und Orkane nicht verlosch.

In allen Häusern des Menschen- tums, in den Tempeln der Bühnenkunst, wo Menschen heute weinen, morgen lachen, bald jauchzen, bald tief betrübt an ihre schmerzende Brust sich fassen, da atmet dieses Licht Luft des Men» schentums; brennt hier hell, dort matt, gestern kaum dem Auge sichtbar — und heute lichterloh, sich zum sehrenden Brand entzündend und auf das Men» schenbeste übergreifend, das sich zu dem Quell der Schönheit echter Kunst hin» sehnt und die w a h r e Ku n st in ihrer höchsten Reinheit, von Ferne ahnend, sichtet. Und in alle Gäßchen und Stra» ßen der Erdgeschichte und Weltenwand- lung leuchtet diese Flamme. In die Welt des Mittelalters und der Mo- derne, in das Reich der Mystik und des Naturalismus, glüht im rauhen und sentimentalen Deutschland, im liebe» kalten, menscheneisigen Strindberg» norden und im heißen, religiös»fiebern- den Indien. Es umspannt und durch» glüht in dieser engen Zelle die ganze Welt. Wir sind froh, daß die Kunst in ihrer wahren Gestalt — allein dem echt Großen gehorcht und nicht den Irrlichtern der Zeitläufte un» tertan ward, und haben damit fast den schönsten Sieg errungen, ehe ihn uns die Nacht des Weltgeschehens da dran»

ßen entreißen konnte.
Treten wir ein in die Tempel und
verweilen wir bei ihren Priestern und
ihrem Kunstgebet.
Da ist der innigste und stärkste Die-
ner der Kunst, Reinhardt, dessen
ausgeprägte Persönlichkeit uns bei aller
oft überreizt dünkenden Farben» und
Tondifferenzierung seiner Welt als der
naivste und schaffensfreudigste Künstler
erscheint.
Im Deutschen Theater er»
stand das uns von Brahm her bekannte
Drama Hauptmanns „Rose Bernd".
Das in seinen Bann mit unerhörter
Stärke zwingende Schauspiel hat hier
ein neues Gewand zum alten Inhalt
erhalten und die uns längst geläufigen
Gestalten sind zu einem so lebendigen
Dasein voll Blut und Atem erwacht,
daß man kaum Gestalt von Inhalt tren»
nen kann. Zu den bereits starken Lei»
stungen fügt Frau Höflich eine un-
gewöhnlich gute, ergreifende hinzu.
Die Tragik des armen Bauernmädchens,
ihre erdgebundene Scham vor der staats»
räsonnierenden öffentlichen Meinung,
die in dem Satze gipfelt: „man sollte
doch vielleicht eine Mutter haben!"
ist so gewaltig, ernptiv offenbart, psy»
chologisch»dichterisch ungemein präcis,
daß all die Fälle innerer Haltlosigkeit
von solchen Mädchen mitleiderweckond
jäh vor die Erinnerung treten. Die
immerfort naiv gesponnene Lüge treibt
das Opfer Schritt für Schritt vor sich
her in die seelische Hölle, — für die
Frau Höflich die stärkste Kunst besitzt —

aus der sie nur mit dem überlegenen Gefühl der tief Gemarterten und Leidenden, schließlich doch Erlösten sich herausrettet. Die übrigen Gestalten, die Tropfen nur — gegen die großen Men» gen der Dulderin — aus dem Kelch des Erdenleids genossen, haben lebensgetreue Züge in Frau B e r t e n s' dulddender, ergebener Frau Flamm, im derben, liebebedürftigen Flamm Winter st e i n s und inIannings' erotischem Erpresser Streckmann erhalten. Felix Holländers Regie war Kunst und echt.

In der damals neuartigen, für die Bühnenreform einflußreichen Einrichtung von Richard Vallentin ist Gorkis Nachtasyl in der „Volksbühne" wiedererstanden. Es sind Szenen nur; und wenn an sich auch so stark geprägte Gestalten wie den Baron (von Waß mann wie einst mit leider vom Publikum mißverstandenem Humor ergreifend dargestellt), wie der Tolstojapostel, wie der Schauspieler, dem Ferdinand Bonn sein großes Können unverfälscht, eindringlich lieh, die Herenalte (Bertens), die kleine, bei der Lüge Trost suchende Schwärmerin — alle in ihrer Wahrheitsgrausamkeit die „Tiefe" füllen, so bleiben es an sich getrennte, aneinander» gekittete Szenen, denen das Geschlossene des Ganzen fehlt. Nur durch Addition der Vorstellungen in der i n t en s i v e n Richtung, nicht in der Ausdehnung wird der wahre Eindruck erzielt. In der Continuität (was die „Soldaten" so glänzend beweisen) liegt die Kraft, nicht in der Extensität, Aneinanderreihung selbst edelster Perlen, die wohl die Meisterschaft, nennen wir es das Talent, einmal sich aufbäumende Genialität Gorkis — aber kein Genie beweisen. Um so dankbarer müssen wir derselben Bühne sein, daß sie hingegen den Versuch nicht scheute, ein Werk aufzuführen, das den jungen Mitteln einer starken Genialität entquoll, den „Meister Olaf" des dreiundzwan» zigjährigen Strindberg, ein Drama, das vielkantig, zerrissen und bizarr kaum eine ganze Form besaß. Es ist die Uraufführung und als solche bedeutend; der Versuch ist zum größten Teil gelungen, obwohl der Regisseur Gregori, ganz in den Stil des Hauses sich findend, manches Starke stär-

ker, manche uncontinuierliche Dissonanz
hätte mildern können. Olaf Pedersen
ist der Reformator des Nordens, eine
den Skandinaviern wohlvertraute Ge-
stalt; allein uns ist er ein Fremder.
Was ist uns Olaf? — Nur durch
Strindberg gewinnt er Leben, sei-
nem Schöpfer ähnelnd, und packt uns
bis ins Innerste. Da Olaf später seine
Anklagen widerruft, entgeht er dem
Tode. Er ist kein Held, da er die
letzte Konsequenz geistiger Den»
kungsart nicht physisch auszutragen
vermag, weil er die Dulderreife nicht
besitzt. Der Schluß ist gewaltsam ab-
gebogen, daß man fast vermutet, der
Dramatiker Strindberg habe auf
die wahre Historie Rücksicht nehmen
müssen. Eine unnötige Verbeugung,
die der Jugendliche kennt, die
der Alte grundsätzlich streicht. In
diesem Jugendwerk erkennen wir schon
den künftigen Meister, unter dem ver-
wachsenen Moos rauscht schon der
Quell, der in den düsteren Strom des
Er?enners und Enttäuschten später
mündet. In dem Wust, in dem viel
Staub und Geräusch aufgewirbelt
wird, ist so vieles, das die eigene Sprache
nicht spricht, die später die leblosen
Stühle und Tische, Türen und Lampen
reden. Wir kennen ihn sonst als den
Dichter der Fülle in der Knapp-
heit — hier ist Knappheit in
der Fülle; dies bedeutet genug.
Wir haben hier sein Jugendbildnis:
den Bilderstürmer, der polternd, schla-
gend kaum ein Ding verrückt oder gar
zerstört, aus dem der unerbittliche,
ruhige Abbauer angeborener, ererbter
Spinnwebmoral sich entwickelt. Darum

ist die Aufführung — nicht als drama» tisches Gefüge im ganzen, sondern eher als Ausschnitt der Strindbergentwicke- lung—hoch zu werten. Die Szene, in der die Mutter (Rosa Bertens verkörperte sie ausgezeichnet) den Sohn zur Rückkehr, zur Reue zu überreden sucht, gemahnen eindringlich an die Ermahnungsszene in „Nach Damaskus". Die Darstellung war „wohlanständig", allein es fehlte an Wärme, die den damals katholischen Norden sicherlich durchflutete. De» earli gab den Olaf kalt und ohne echten Impuls (man denkt an Kayßler), Maria Fein hat starke Momente. Bonn hat, als Bester, getollt, geflucht und gestürmt: er gab den irrsinnigen oder den Wahnsinn vorschützenden Buchdrucker, der als der Held des heldenlosen Dramas für seine Über» zeugung auf dem Schafott endet. Wie ärmlich und dünn dagegen ist das in den „Ka m m e r sp i e l e n" aufgeführte Lustspiel des Amerikaners Langdon Mitchell „Jona» thans Tochte r". Daß man sich in Newyork so leicht verheiraten, so leicht scheiden lassen und schließlich wieder heiraten kann, ist lobenswert und ge» eignet, unseren Richtern auf dem Ge- biet der Ehescheidungen ein humaneres Herz zu verleihen, allein . . literarisch?, künstlerisch? Dank der hervorragenden Darstellung, an deren Spitze Werner Krauß geradezu erstaunlich Komisches leistete, gelang es, den literarisch ver» lorenen Abend theatralisch zu gewin» nen. — Und nun bricht Helle ein: wir erlebten im „Deutschen The» ater" eine der innigsten, schönsten Aufführungen, die je in diesem Hause, somit in Berlin überhaupt, erstanden. Es war die Uraufführung von Lenz' „Komödie": „Die Soldaten". Damit eröffnete Reinhardt den „Deutschen Cyclus". Mehr als literarischer Wert steckt in dieser Neu» belebung; nicht das Buch, sondern der Mensch jener Zeit ward wieder lebendig. Über hundert Jahre sind es her, daß der Straßburger Jugendfreund Goethes, der hochbegabte Livländer auf einer Straße in Moskau elend umkam. Heute ist er auferstanden, er spricht zu uns in so glühenden Worten, mit so heißem Lebensatem, daß wir uns wun- dern, wie er uns gestorben scheinen konnte. Ihm ward nicht der Atem ein» gehaucht, denn den besaß er — sondern

nur der Mund geliehen, durch den er
sich zu unseren Herzen fand. Darum
sei Reinhard gedankt. War' Lenz
Symbolist gewesen und reichte er in
unsere deutelnde Welt herein, er hätte
keinen innigeren Schluß gefunden, als
den, den ihm Reinhardt — gegen
seinen Willen und Geist — gegeben.
Das tiefe Unglück des Vaters mit der
Fassungslosigkeit der ins Dirnentum
hineingetänzelten Bürgerstochter be»
gegnen sich auf einer Brücke, die zwei
Gassen wie zwei verschiedene Welten
miteinander verbindet, unter der ei»
lustiges Flüßlein dahinrauscht. Glück
und Unglück, Trennen und Wieder»
finden, die sich in allen Variationen wie
Perlengekette zu beiden Seiten des
Lebensstromes, der ewig fließt, täglich
sein Antlitz ändernd, reiben und durch
zahllose Brücken sich finden, ineinander
übergreifen und sich durch die Hemmung
zur Flamme des Lebens, zum Brande
der Liebe entzünden. Die Idee war
schön, weil sie unserem, symbo»
listisch irrlichternden Zeitgeist ent-
sprach — sie war nicht legitim,
weil Lenz über diese reine Äußer»
lichkeit hinweg vorwärts zum
Schlußbekenntnis seines Inneren
drängt: Rettet die Frauen vor den
Soldaten. Es forderte somit der Zeit»
geist Lenz scher Welt das Testa»
ment der Rettung, das ihm der
moderne Reinhardt versagte,
das er uns allen nicht verbergen
durfte. — Dem schnell dahinhuschen»
den, hell aufleuchtenden, niederreißen-
den und sich aufbäumenden, wieder ver»
glimmenden, typisierenden Lebeu
im Stück entsprach die kongeniale,

meisterhaft in Bild und Darstellung gehaltene, bis ins einzelne wohl mit größter Liebe durchgeführte Tat auf der Bühne, und fast möchte es einem dünken, daß es das Lieblingskind des Regisseurs ist. Wie die Gräfin das Bürgermädel einen Baum nennt, der mit jedem Hauch sein Antlitz ändert, so sind die vielgestaltigen, über zwanzig zählenden Bilder echte Ausschnitte des Lebens, bald polternd, bald sentimental, erschütternde und schöne Seiten jener Welt — keine Theaterlarven. Und diesen Antlitzen liehen die Besten der Reinhardtbühnen ihre Kräfte. Frau Eibenschütz, eine der wenigen, man ist geneigt zu sagen, die einzige, die lachen und weinen kann, ist in ihrer Darstellung des Bürgermädchens und Soldatenbraut — bis auf ihr etwas forciertes Spiel am Schluß — uner» reichbar. Di egelmann ist in der Rolle des gutmütigsten aller Väter be- sonders zu loben. Mit diesem unbe» streitbaren Erfolg, mit dem der „Deutsche Cyclus" geboren wurde, harren wir der ebenbürtigen anderen Kinder!

Auch im „L e s s i n g-T h e a t e r", dem sonst den Großen nur geweihten Hause, wurde die Ausgrabung einer Komödie vorgenommen, die im Gegen- satz zu den „Soldaten" weniger litera- risch, dafür um so kassenfähiger ist. „Die beiden Klingsbergs", von Kotzebue, der sich auf das Theater h a n d w e rk mehr denn irgend einer verstand, um so weniger von der Theater kunst begriff, beleben die Bühne und machen sie zu einem übermütig lustigen Haus. Albert Bassermann, der Alleskönner, zeigt auch hier wiederum seine ungemein starke Charakterisierungsgabe, und Friedrich Haase, zu dessen Glanz- leistungen die Rolle des alten Klings- berg einst gehörte, hätte gelächelt über den künstlerischen Erben, den er auch mit dem Symbol der Schauspielergröße, dem Jfflandring, bedachte! — Die Neueinstudierung der „Wildente", die eine abgerundete Aufführung ergab, der alten Väter — Brahms, Ibsen — würdig, zeigte das Gebiet Wasser- manns, wo er wirklich persönlich, groß ist, und das ihm keiner streitig machen kann. Frau Grünning zeigte ihre vielseitige Kunst in beiden Stücken. Ibsens Dramen erwachen zu neuem Da- sein, und in dieser Neubelebung liegt

das Hauptverdienst der Barnowskischen
Bühne, die anderseits, zum Spaß der
Vielen, Konzessionen an die M e n g e n»
l u st machen muß.
Auf einer Schulter ruht die
Kraft des „Kleinen Theater s",
aus dem ehemals das „Nachtasyl" mit
unendlich vi e l gestaltigen Armen,
vielen Könnern, die Kunst ergriff. Es
ist schade, daß in diesem intimen Raum
nicht mehr Kräfte — künstlerischer wie
darstellerischer Natur — sich entfalten
können, wo doch „Lottchens Geburts-
tag" beweist, daß man doch manches
wählen und auch können kann.
Der feinciselierte Doppeldialog
Wassermanns: „Gentz und
Fanny Elßler" ist zerbrechlich
wie Glas, Eulenbergs lustiges,
zynisches Spiel „P a u l u n d P a u l a"
derber und amüsant, Thomas „Lott-
chens Geburtstag" außerordent-
lich haltbar und komisch, vor allem
durch Abels glänzende Figur des
Simplizissimus»Geheimrats. Einen an-
deren Teil seiner Kraft bewies er in
„W arrenHasting s", den er nicht
herauszuretten vermochte, da das Ge-
schichtskolleg von dem Verfasser
Fenchtwanger ausging und kein
Drama in der Seele des Gouverneurs
von Indien lag. Geschichte spricht auf
Kosten der Kunst. Der Napoleon In-
diens ist in einem Hörsaal für Geschichte
geboren. Die Verkettung und der Kon-
flikt von Sein nnd Seinsollen liegt
nicht in der Natur selbst, sondern in
des Künstlers Auge, das die Natur
bettachtet. Das unterscheidet ja den
Dramatiker vom Geschichtsprofessor,
daß der eine aus dem Perlenschatz des

andern das Sonnengespiele machen
kann, sobald er die Kunst des Wendens,
Spiegelns, des Auffindens des Ursäch-
lichen mit seinem Explosivstoff besitzt.
Das schöne Bild, das Georg Alt»
mann hervorzauberte, war das
s ch ö n e G ew an d des Regisseurs für
den leblosen Körper, dem keiner
Atem einzuhauchen vermag.
Und nun zu einem der edelsten
Werke — im Theater der Kö»
niggrötzerstraße —, das, kaum
aus der Bühne, schon ins Herz der
Lauscher niederstieg und sie ergreifend
packte. Björnsons „Paul Lange
undToraParsberg" — im Na-
men einfachste Prosa, im Inneren tiefste
Poesie — wurden lebendig durch die Ge-
stalten Kayßlex und Fehdmer.
Die Politik im Drama ist nur ein faden-
scheiniges Gewand für den heißen Kör-
per des Menschentums. Alles war Ge-
wand außer dem Körper, den Kayßler»
Fehdmer fest ineinander geschlungen bil-
deten, und wo sie standen, spürte man
'das gewaltige Innere, wenn sie gingen,
sah man das leere Äußerliche der Welt.
Es sind drei Aufzüge. Zwischen zwei
mächtigen, hochragenden Granitblöcken
edelster Menschlichkeit liegt ein Tal —
das fast zerdrückt, wie Unkönnen, Leere,
eine gutgemeinte Pause erscheint.
Ganz auf dem Darstellerpaar ruhend,
ward es wieder offenbar, was M i -
menkunst bedeuten kann. Kayßler,
erst verhalten, die Stacheln nach innen
gekehrt, höflich, allmählich auftauend
wie Eis, endlich geschmolzen, in den
reinen Quell keuscher Liebe mündend.
Die Leistung wird mir unvergeßlich
bleiben, Sie, Fehdmer, reif, überquel-
lend geben wollend, um einzugehen in
seine Persönlichkeit: Die erste Liebe
alternder, keuscher Menschen, die der
übertriebene Ehrbegriff, weil Lange
mehr Mensch als Politiker ist, jäh
zur Zerstörung, zum Selbstzerfall führt.
Das rein Menschliche, das uns
tief ergriff, redete hier seine Sprache —
inmitten des Krieges, der sie draußen
verstummen, innen um so geläuterter
auflodern läßt.

Mitteilung.

Wir wollen nicht unterlassen, unsere Leser darauf aufmerksam zu machen, daß,
wie mir erst jetzt bemerken, der Aufsatz „Oberschlesien und Irland" von
vr Arthur Friedrich im Juliheft von „Nord und Süd" (S. 65—72) zum
großen Teil aus dem Werke „Schlesien. Eine Landeskunde für das deutsche Volk"
von Geh.-Reg.-Rat Prof. vi Joseph Partsch (Band II. S. 14—22, 27—29, 50,
57—6(1 und 68) entnommen ist.

Die Redaktion.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Serausgeder und Ihefredalteur: Pros. Dr. Ludwig Stein in Berlin V !0, Llllzoumser Sa. ,Teleson «m, Kursllrst Nr, 6MS,) — Berantwortlicher Redakteur: vr. Syl«iui B ruck in Breslau. — MIein<Bertret»ng sür Ungarn:
«rill'sche K, K. Softuchhaiiolung <Z. BenKS>, Budapest V, Dorottyo.uicza 2. — Berla, und Druck der Schleichen Buchdruckerei ». S. Schotilaender, «.^L , Breslau III.